Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXXI.

(April — Mai — Juni 1897.)

40130
6 | 10/97

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)

Alexandrien, F. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Georg & Co. Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's kgl. ung. Univ.-Buchhandl. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univ.-Buchhandlung. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan). Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandl. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barthaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Universitäts-Buchhandl. Wilhelm Frick, Hofbuchhandl. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Albert Müller (Nachf. von Orell Füßli & Co. Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 91

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundneunzigsten Bande (April — Juni 1897).

		Seite
I.	Die Heimkehr. Roman von **Ossip Schubin.** (Fortsetzung) .	1
II.	Jacobo Zobel de Zangróniz. Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit der Philippinischen Inseln. Von **E. Hübner.** II. (Schluß)	35
III.	Erinnerungen aus der Jugendzeit. Von **Julius Rodenberg.** Berliner Anfänge. II. (Schluß)	52
IV.	Ueber Ziele und Erfolge der Polarforschung. Von **Georg Gerland**	73
V.	Weltcharaktere. Von **Herman Grimm.** I. Goethe's Iphigenie	86
VI.	Ein Nachklang zur Centenarfeier Kaiser Wilhelm's I. Von **Paul Güßfeldt**	126
VII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	130
VIII.	Politische Rundschau	148
IX.	Drei Dante-Illustrationen von **F. X. Kraus** . . .	154
X.	Literarische Notizen	159
XI.	Literarische Neuigkeiten	160
XII.	Die Heimkehr. Roman von **Ossip Schubin.** (Schluß) . .	161
XIII.	Die heutigen Griechen. Von Prof. Dr. **A. Thumb** (Freiburg i. B.)	203
XIV.	François Sabatier und Caroline Sabatier-Unger. Von **Otto Hartwig**	227
XV.	Der Entwicklungsgang der deutsch-niederländischen Malerei im 16. und 17. Jahrhundert. Von **K. Lamprecht**	244
XVI.	Molière. Von **Heinrich Morf**	273
XVII.	Philemon und Baucis. Aus Ovid's „Metamorphosen" (Buch VIII, 616—725). Uebersetzt von **Constantin Bulle** . .	293
XVIII.	Die Großherzogin Sophie von Sachsen	298

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XIX.	Johannes Brahms. Von **Carl Krebs**	300
XX.	Heinrich von Stephan. Von **R. Villig**	303
XXI.	Politische Rundschau	307
XXII.	Berlin und seine Eisenbahnen	313
XXIII.	Literarische Notizen	316
XXIV.	Literarische Neuigkeiten	319
XXV.	Eine Gabe. Novelle von **Anselm Heine.** I.	321
XXVI.	Descartes als Naturforscher. Von **P. Schultz**	345
XXVII.	Die Entstehung des Geldes. Von **Otto Seeck**	366
XXVIII.	Beiträge zu Heine's Biographie. Auf Grund ungedruckter Briefe des Dichters. Von **Ernst Elster.** I./IV.	379
XXIX.	In Sachen Pferdebürla:	
	I. Offenes Schreiben an Herrn Professor F. Max Müller. Von **Ignotus Agnosticus**	409
	II. Noch einmal das Pferdebürla. Von **F. Max Müller**	412
XXX.	Die Jungfraubahn. Von Dr. **Friedrich Wrubel** (Zürich)	424
XXXI.	Auf Riedenheim. Etwas Völkerpsychologie. Von **Marie von Bunsen**	442
XXXII.	Ein Werk über Schleswig-Holsteins Befreiung. Von **Gottlob Egelhaaf**	458
XXXIII.	Politische Rundschau	463
XXXIV.	Neue Essays von Herman Grimm. Von **Wilhelm Bölsche**	469
XXXV.	Neuere Musikliteratur. Von **Carl Krebs**	472
XXXVI.	Literarische Notizen	476
XXXVII.	Literarische Neuigkeiten	480

Die Heimkehr.

Roman

von

Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

(Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Mehrere Jahre waren verflossen.

Gertrud's ehemaliger Anbeter, Dick Grant, war wieder, Amerika müde, nach Paris, dem Mekka seiner Landsleute, geflüchtet, um sich ein wenig zu zerstreuen. Er nannte das die Kur brauchen gegen den Spleen.

Die Besichtigung der Museen und Kunstschätze war natürlich in der Pariser Kur, welcher der junge Amerikaner sich unterzog, nicht mit einbegriffen, ja sie liefen dem Lebensplan, welchen er sich für die ersten Wochen seines Pariser Aufenthaltes vorgeschrieben, sogar gänzlich zuwider.

Erst als er sich nach etwa zweimonatlichem vergnügten Bummelleben an Leib und Seele gestärkt und vollkommen spleenfrei fühlte, packte ihn eines Tages die Neugier, und er entschloß sich, die modernen Ausstellungen zu besuchen.

Er fing mit dem Salon auf dem Marsfelde an. Man hatte ihm so viel vom Unfug der den alten Traditionen und dem alten Salon abtrünnigen französischen Farbenrevolutionären erzählt, daß er neugierig geworden war.

Zu seinem großen Erstaunen fand er im französischen Secessionistensalon fast nichts, was er eigentlich als lächerlich bezeichnen, und sehr wenig, worüber er sich entsetzen konnte. Die Farbenscala war im Allgemeinen heller, die dargestellten Bewegungen rascher, dem Leben abgelauscht. Ueberhaupt machte sich ein deutliches Streben bemerkbar, der Natur etwas näher, als es früher Mode gewesen, an den Leib zu rücken. Die großen, langweiligen, historischen Bilder, welche nach künstlich gruppirten Modellen gemalt zu sein scheinen, fehlten. Aber das bedauerte Dick nur wenig.

Die Ausstellung interessirte ihn bald aufrichtig, er begann sich wohl zu fühlen in den hohen, stillen Räumen, in denen der Geruch von Firniß und Oelfarben eine längst verjährte Erinnerung in seine Seele lockte.

Was denn nur? . . .

Ja, es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo das Besuchen von Ausstellungen und Ateliers zu den Hauptbeschäftigungen seines Lebens gezählt, und er täglich irgend eine Sammlung und ein halbes Dutzend Ateliers besehen hatte, nur um darüber reden zu können wie ein Maler.

Er sah ein schlankes, blasses Mädchen vor sich mit großen, traurigen, freundlich blickenden Augen langsam hinschleichen an der sonnigen Seite des Boulevards neben einer gebückten, alten Frau, die ihr am Arme hing. Die alte Frau hatte unter schneeweißen Scheiteln ein rosiges Kindergesicht, das häufig von einem mürrischen, unzufriedenen Ausdruck in die Länge gezogen war. Auf dem Antlitz des blassen Mädchens zeigte sich nie eine Spur von Unzufriedenheit. Ihre freundlichen Augen blieben immer traurig, aber ihr Mund lächelte, und sie plauderte unermüdlich von lustigen Dingen so lange, bis sich endlich ein heiterer Glanz in die müden Augen der alten Dame schlich. Dann athmete das Mädchen auf wie erleichtert nach einer großen Anstrengung und verstummte.

Wie oft hatte er das beobachtet! An schönen Herbsttagen hatte er regelmäßig um eine bestimmte Stunde vor der Kirche St. Augustin gewartet, um beide vorüber gehen zu sehen.

Wie von einem Heiligenschein umschimmert, hatte sie ihn angemuthet; er hatte sie innig und andächtig geliebt! Wie es ihn damals gedrängt hatte, sie aus der ihr ungewohnten, sorgenschweren Dürftigkeit in die verhätschelte, glänzende Existenz zurück zu führen, für die sie eigentlich geschaffen war!

Er hatte sie heirathen wollen — sie hatte ihn ausgeschlagen.

Schade! — Er war ja längst darüber hinaus. Aber es war doch schade!

„Wenn sie mich damals genommen hätte," grübelte er weiter, „so hätte sie aus mir machen können was sie gewollt. Ich wäre ein Fanatiker des Familienlebens geworden, anstatt mich, wie ich's thue, aus einem Club in den anderen herum zu treiben, oder auch von einer Hauptstadt zur anderen meinem Spleen davon zu laufen — und für sie wär's auch besser gewesen! Armes Ding!"

Wieder stieg ein Bild in seiner Erinnerung auf; diesmal wehrte er es mit einem Schauder von sich ab. Zu was dabei verweilen — man denkt nicht gern zurück an den Moment, in dem man eine Illusion verloren hat!

So tief war er in seine Betrachtungen versunken gewesen, daß er ganz vergessen hatte, wo er sich befand. Da weckte ihn eine Stimme, die ihm irgend wie bekannt vorkam.

„Prachtvoll! hörte er diese Stimme sagen — „ich versichere Ihnen, einfach prachtvoll! Ich weiß in der ganzen Ausstellung wenig Bilder, die ich dieser Leistung zur Seite stellen könnte! C'est un tableau de maître — ersten Ranges!"

Ein großer, brauner Mensch war's, der die Worte fallen ließ; neben ihm ging ein Greis, dessen Gesicht an die gelbe Fratze eines in Elfenbein geschnitzten javanischen Hausgottes erinnerte.

Dick Grant erkannte den Bildhauer Jessendy und einen bekannten Pariser Journalisten. Er legte die Hand an die Krempe seines Hutes und blickte nach

dem Bildhauer hin. Dieser stutzte, zwinkerte, dann lief er mit ausgestreckter Hand auf den Amerikaner zu: „Monsieur Grant! Quel plaisir!“

Es folgten einige Begrüßungsphrasen, man fragte nach alten Bekannten. Issendy erkundigte sich nach Mrs. Lyndhurst, und Grant erkundigte sich nach Madame Issendy.

Mrs. Lyndhurst befand sich momentan in Paris, sehr mit der Reform ihrer in Amerika etwas verwilderten Toilette beschäftigt, und Madame Jessendy war todt. Ihr Gatte wischte sich mit dem Zeigefinger einen Augenwinkel, während er Dick diese Mittheilung machte. Ob zwar ihn ihr Leben nie erfreut, schien ihr Tod ihn zu verdrießen. Ihr Verschwinden von der Bildfläche bereitete ihm Unbequemlichkeiten. Es war wirklich anstrengend, zwei junge Mädchen in die Welt zu führen.

„Und Sylvains?“ fragte Grant.

„Ebenfalls todt!“ erwiderte Jessendy.

„An der Gicht?“ fragte Dick theilnehmend.

Aber Jessendy schüttelte den Kopf: „Nein, nicht an der Gicht — an dem Erfolg der Freilichtmaler!“

„Wie schrecklich!“ murmelte Dick, den das schauerliche Ende Armand Sylvains' sehr kalt ließ. Seine Gedanken waren nach einer anderen Richtung abgeschweift. Er hätte gerne noch nach einer Person aus seinem ehemaligen Bekanntenkreise gefragt, die ihn ganz anders interessirte als Sylvains — aber ihr Name wollte ihm nicht über die Lippen. Das Gespräch nach einer anderen Richtung ablenkend, fragte er statt dessen Jessendy: „Welches ist denn das Bild, das ich Sie soeben preisen hörte, Meister?“

„Sehen Sie selbst,“ rief Jessendy und führte Dick in einen anstoßenden Saal.

Dort auf einem Ehrenplatz, dicht an der Rampe und in der Mitte einer Wandfläche hing ein Gemälde, das nicht nur durch seine vorzügliche und eigenartige Technik die Augen jedes Kenners sofort auf sich ziehen mußte, sondern durch einen gewissen ihm entströmenden weihevollen Ernst seine ganze Umgebung von banalen, nach der modernsten Schablone fabricirten Virtuosenstückchen zur Ordnung zu rufen schien.

Das Sujet von ergreifender Tragik, ohne jegliche melodramatische Beimischung, stellte einen Landmann vor, der, die Sense über der Schulter, durch einen Hohlweg schritt. Rechts von ihm zog sich ein reifes Roggenfeld, an dem die Aehren von Ueppigkeit strotzten, links erhob sich eine armselig hinbröckelnde Mauer, über der schwarze Kreuze zwischen grünem Gestrüpp emporragten. Und über Allem schwebte der Dunst eines in Gewitterwolken erstickenden Sonnenunterganges.

„Das Bild heißt ‚die Ernte‘,“ rief Jessendy aus — „was sagen Sie dazu? — Großartig, nicht wahr?“

„Wundervoll!“ murmelte Dick, aber in seiner Stimme klang eine gewisse Zerstreutheit durch. Er hatte versucht, die Unterschrift des Künstlers in der linken Ecke zu entziffern: „G. G.“

Indessen phantasirte Jessendy weiter: „Jetzt bin ich froh, daß ich kein Maler geworden, denn über das Bild hätt' ich die Gelbsucht bekommen vor Brotneid — und noch obendrein ist es die Arbeit einer Frau!"

„Der Umstand an und für sich müßte jedem vernünftigen Manne den Brotneid vertreiben," mischte sich der Journalist ins Gespräch. „Frauen wachsen mitunter rascher als die Männer, aber sie hören auch schneller auf."

Jessendy lächelte wegwerfend, und der Journalist meinte: „Das Bild würde mir in der That sehr imponiren, wenn ich bestimmt wüßte, daß sie es allein gemacht hat!'

„Daran würde ich allerdings auch zweifeln, wenn ich momentan einen großen Meister in Paris wüßte, dessen Malerei nur im mindesten an dieses Gemälde erinnerte."

„Vielleicht weilt Lozonczyi incognito in unserer Mitte," bemerkte satanisch lächelnd der Journalist. „Sie müssen gestehen, daß die Manier der Künstlerin an die Lozonczyi's erinnert," setzte er hinzu.

„Das ist gerade kein Wunder, da sie seine Schülerin war!" entgegnete Jessendy.

„Nur seine Schülerin?" spöttelte der Journalist, „nur seine Schülerin? — Manche Leute behaupten, daß sie seine Maitresse gewesen ist."

„Ach, die Leute wissen immer sehr viel," sagte gleichgültig Jessendy.

„Wissen kann man nach der Richtung überhaupt selten etwas, man kann nur vermuthen," meinte der Journalist; „in diesem Falle liegt die Vermuthung ziemlich nahe. Sie erinnern sich ja doch, daß sie ihm zu einem seiner berühmtesten Bilder posirt hat — zu seiner ‚Sehnsucht'. Es ist ein Porträt; daß es ihn gelockt hat, sie zu malen, ist natürlich — 's war eine fabelhaft schöne Person!"

„Sie ist noch heute schön!" erklärte Jessendy. „Bei der Eröffnung des Salons zeigte man mir sie. Ich habe mich ihr vorstellen lassen, um ihr zu gratuliren — vielmehr habe ich mich ihr ins Gedächtniß gerufen — ich kannte sie schon früher, da sie noch Schülerin von Sylvains und ein recht zimperliches Fräulein war. Sie kam eines Abend zu uns — tiens, Monsieur Grant, wenn ich nicht irre, haben Sie die junge Dame damals bei uns getroffen — eine Deutsche mit dunkelblondem Haar und merkwürdigen Augen. Mademoiselle Gertrude de Glimm!"

Unwillkürlich war Dick zusammengefahren. „Ja, ich erinnere mich" — murmelte er so gleichgültig als möglich. Kurze Zeit darauf trat er den Rückweg an.

Jessendy begleitete ihn hinaus. Unter dem Ausgangsportal in einem der beiden offenen Cafés chantants, unter dem Vordach des Ausstellungsgebäudes, halb im Freien, sang eine rothhaarige Person mit nasalem, Yvette Guilbert copirenden Accent, ein Lied, das mit den Worten anfing: „J'apelle un chat un chat . . ." Dabei gesticulirte sie, beständig freche Blicke in das Publicum werfend, lebhaft mit ihren etwas zu mageren Armen. Ihre Stimme klang wie die aller Café chantant-Sängerinnen, angestrengt, heiser und plärrend. Sie war nicht eigentlich hübsch, aber sie schien den Teufel im Leibe zu haben.

Die Zuhörer und Zuhörerinnen wanden sich in Lachkrämpfen über ihre Vorträge.

„Oh la-la — die Alhambra scheint heute im Zuge," erklärte Jessendy — „comme cela se dégourdit vite! Sehen Sie doch einmal hin. Vor drei oder vier Jahren war sie ein schmales, schüchternes Ding, die Tochter eines kleinen Notenabschreibers. Um ein Stück Brot zu verdienen, wurde sie Modell. Sie fiel fast in Ohnmacht, als sie mir das erste Mal zu einer Actstudie stehen sollte — und jetzt . . . Ich bitte Sie — an Frechheit überbietet sie alle. Hm! hm!"

Er trat mit Dick Grant hinaus.

„Riechen Sie die Luft?" fragte er.

„Ja, es ist Gewitterluft," erwiderte Dick.

„Lau und duftig, einschmeichelnd und aufregend — das ist die echte Pariser Luft! Merkwürdig, was die Alles für Keime aus den Menschen lockt, und wie schnell sich die unter ihrem Einfluß entwickeln. Ich für meinen Theil liebe diese Pariser Luft, aber sie gibt mir den Spleen!"

„Und zu denken, daß ich nach Paris gekommen war, um dem Spleen zu entfliehen!" dachte Dick.

Es fing an zu regnen. Nachdem er sich von Jessendy verabschiedet, sprang er in einen Wagen, um sich in das Centrum der Stadt zurückrollen zu lassen.

Wieder stieg das Bild des blassen, geduldigen Mädchens vor ihm auf, das mit freundlich blickenden, traurigen Augen an der Sonnenseite des Boulevards neben einer alten Frau hinschlich, die ihr schwer am Arme hing.

„Schade!" murmelte er, indem er langsam den lauen, aufreizenden Duft einathmete, der jetzt selbst die vom Himmel niederfließenden Tropfen angesteckt und parfümirt zu haben schien. — „Schade — Jessendy hat recht; es ist merkwürdig, was diese Pariser Treibhausluft nicht Alles aus dem Menschen für Keime herauslockt, und wie schnell sie das fertig bringt! . . . Hol's der Teufel! aber ich glaube, mein Spleen hat mich wieder einmal eingeholt!"

Es hat angefangen zu regnen, als Dick Grant die Ausstellung verlassen, jetzt regnet es bereits seit zwei Stunden ununterbrochen gleichmäßig und dicht.

Im Hôtel Meurice, in einem kleinen Wohnzimmer, das auf die Tuilerien hinaus sieht, sitzt Lydia Lyndhurst und hält die Augen mit einem unruhigen und nachdenklichen Ausdruck auf einen Brief geheftet, der merklich in ihrer aufgeregten Hand zittert. Vor ihr steht ein Napf mit dunkelrothen Rosen, rings um sie herum befinden sich alle jene zahllosen Sächelchen, Photographien in geschmackvollen Rähmchen, Polster, Deckchen und Nippes, welche verwöhnte Frauen auf allen ihren Reisen mitschleppen, und welche die Schrecken der Kammerjungfern ausmachen, die für die Verpackung Sorge tragen müssen.

Es sieht sehr gemüthlich aus in dem kleinen Raume, dennoch scheint sich Lydia momentan nichts weniger als wohl darin zu fühlen. Der Duft der Rosen, die vor ihr auf dem Tischchen stehen, mischt sich mit dem Geruch von nassem Asphalt, der durch die offenen Fenster dringt.

Es regnet noch immer. Dip . . . dip . . . dip, fällt das Wasser aus dem grauen Himmel auf die triefende Erde; auf das Macadam fallen die Tropfen, ärgerlich aufklatschend, als ob ihnen die Berührung unliebsam sei; auf den Rasen in den Tuilerien sinken sie nieder, weich und ernst, wie mit einem Kuß; an den harten Leibern der Standbilder, die aus dem Rasen aufragen, fließen sie gleichgültig herunter; zwischen das helle, frische Frühlingslaub der jungen Fliederbüsche und uralten Kastanienbäume schlüpfen sie seufzend und kosend, als hätten sie ihnen wer weiß was Alles zu erzählen und brächten ihnen Grüße aus dem Himmel.

Dip, dip, dip! . . .

„Wenn man ihnen nur ungestört zuhören könnte," denkt Lydia.

Vielleicht gäben sie ihr Antwort auf die tausend Fragen und Bedenken, die der Brief in ihr heraufbeschworen hat, der jetzt aufgeschlagen vor ihr auf dem Tischchen liegt.

Ungestört dem träumerischen Regenrauschen zuhören! — wie sollte man wohl in Paris, wo so vieles Andere Lärm macht, besonders in der Rue de Rivoli vor den Fenstern des Hôtels Meurice! Räderrollen, Peitschenknallen, Flüche der Kutscher und Passanten, und dazwischen immer wieder das Ausrutschen eines Droschkenpferdes, das nur mit Mühe von seinem Lenker in die Höhe gerissen wird.

„Es ist um aus der Haut zu fahren!" stöhnt Lydia. Da öffnet sich die Thüre, Lydia's Kammerdiener, ein breitschulteriger, weizengelber Mulatte meldet: „Mr. Grant läßt fragen, ob die gnädige Frau zu Hause sind?"

Die gnädige Frau ist zu Hause und empfängt kurz darauf ihren Vetter Dick mit den Worten: „Du kommst mir wie vom Himmel geschneit, Du bist der Mensch, nachdem ich mich momentan am meisten sehnte!"

„Das muß entschieden einen besonderen Grund haben," erklärt humoristisch Dick.

„Den hat es auch," gibt sie ihm freimüthig zur Antwort. „Aber was ist denn mit Dir? Du machst ja ein ganz komisches Gesicht. — Spleen, Dick?"

„Ja, ich bin zu Dir geflüchtet in der Hoffnung, Du mögest mir ihn wegzaubern. Aber vor Allem theile mir den tiefgehenden Grund mit, welcher die Veranlassung geboten hat, Dich nach mir zu sehnen." Er legt Hut und Stock auf irgend ein Möbel nieder und setzt sich in einen Lehnstuhl neben Lydia. „Laß hören," sagt er aufmunternd.

Sie reicht ihm den Brief, der ihr so viel zu denken gegeben hat und beginnt: „Erinnerst Du Dich an Gertrud von Glimm?"

Er zieht den Napf mit den Rosen näher an sich heran, beugt sich darüber und thut einen langen, langsamen, hörbaren Athemzug.

„Natürlich erinnere ich mich," sagt er dann — „wie kommst Du auf sie zu sprechen?"

„Mein armer Dick, ich habe einen wunden Punkt berührt?" fragt Lydia, ihn mitleidig beobachtend — „verzeih' mir . . . aber . . ."

„Auf was für einen wunden Punkt beziehst Du Dich?" unterbricht er sie etwas schroff . . . „Ach . . . vielleicht darauf, daß ich . . . einmal einen Korb

von ihr bekommen habe. — Das braucht Dich nicht weiter zu geniren — die alte Geschichte thut längst nicht mehr weh!"

„Gar nicht mehr?" Lydia sieht mit echt weiblicher Neugierde zu ihrem Vetter auf.

„Nein, gar nicht mehr — absolut nicht mehr," versichert er trocken.

„Nun, dann gestattest Du mir vielleicht, eine sehr indiscrete Frage an Dich zu richten?"

„Nur zu!"

„Du hattest doch die Absicht, ein zweites Mal um sie zu werben?"

„Gewiß — nach sehr langem Bedenken schiffte ich mich wieder für Europa ein — mit krankem Herzen und der festen Ueberzeugung, mein Leben wäre mir keine fünf Heller mehr werth, falls ich ein zweites Mal einen Korb bekäme," erklärt Dick.

„Und hat sie Dich ein zweites Mal ausgeschlagen?" Der Satz fährt etwas unvermittelt, so zu sagen mit einem Ruck, aus Lydia's Mund heraus, und ihre Augen verschlingen den Vetter beinahe vor Neugier.

Wieder beugt er sich über die rothen Rosen und athmet langsam ihren Duft. „Nein," sagt er nach einer längeren Pause, den Kopf hebend — „ich habe ihr keine Gelegenheit dazu geboten — ich habe sie überhaupt nicht mehr aufgesucht, habe nie mehr mit ihr gesprochen."

„Hattest Du Dich vielleicht während der Ueberfahrt in eine andere Schönheit verliebt? — Ich hätte Dir mehr Charakter zugetraut!" ruft etwas ärgerlich Lydia.

„Nur nicht zu hitzig!" entgegnet er ihr, „höre mich zu Ende, ehe Du mich verurtheilst. Ich habe sie nicht aufgesucht, weil ich ihr in Paris den Tag, ehe ich ihre neue Adresse ausgekundschaftet hatte, auf der Straße begegnet war. Bei dieser Gelegenheit machte sie auf mich einen so wenig günstigen Eindruck, daß alle meine, ihre Person betreffenden Wünsche plötzlich wie weggezaubert waren."

„Aber warum? — was mißfiel Dir an ihr?" ereifert sich Lydia. „Es ist doch nicht möglich, daß sie . . . zweideutig ausgesehen hätte? War ein Mann neben ihr?"

„Allerdings bummelte ein Mann neben ihr her, irgend ein zottiger Gesell in einer mit Oelfarben beklexten Manchesterjacke; aber der sah nicht beunruhigend aus, nicht liebhaberartig, sondern einfach kameradschaftlich. Das meinte ich nicht, nur . . ." Dick kraute sich hinter dem Ohr — „zweideutig — nein, nicht was Du so eigentlich zweideutig nennen würdest, sah sie aus. Sie sah aus . . . wie sie alle aussehen — the regular painting girl — staubig und struppig, als ob sie eben achtundvierzig Stunden in der Eisenbahn gefahren wäre und keine Zeit gehabt hätte, sich nachher abzubürsten, und als ob sie gar keine Vorurtheile mehr habe. — Da hast Du's! Ich kann Frauen ohne Vorurtheile nicht leiden. Eine Frau ohne Vorurtheile mag ja etwas sehr Großes, Anerkennenswerthes sein, aber es ist etwas rasend Unästhetisches."

Lydia's Gesicht hat einen außerordentlich verstimmten Ausdruck angenommen. „Das, was Du mir sagst, ist mir sehr unangenehm — sehr!"

murmelt Lydia, „ich hätte das nicht von ihr erwartet, sie war so ladylike, so distinguirt! — Hast Du . . . hm! . . . Hast Du nie später etwas von ihr gehört?"

„Allerdings — heute in der Marsfeld-Ausstellung," erklärt er. — „Ich habe sie preisen gehört als eine große, unvergleichliche Künstlerin. Das Bild, welches sie ausgestellt hat, ist ein Ereigniß. Wie es scheint, spricht ganz Paris davon. Sie ist eine Berühmtheit, ein Stern!"

„Ein Stern, ein wirklicher Stern!" ruft Lydia, starr vor Ueberraschung; „das ist ja herrlich! Und weiter weißt Du von ihr nichts?"

Er runzelt leicht die Brauen. „Nein," ruft er etwas gereizt, „was sollt ich auch von ihr wissen — was denn?"

„Nun, ob sie etwa verheirathet ist."

„Verheirathet — nein — ich glaube nicht — ganz bestimmt nicht."

Lydia stößt einen Seufzer aufrichtiger Befriedigung aus. „Gott sei Dank!" ruft sie, „da kann ja noch Alles gut werden, da ist noch nichts verloren. Da lies" — und mit diesen Worten reicht ihm Lydia triumphirend den Brief, der ihr heute so viel Herzklopfen und Kopfzerbrechen verursacht hat.

Der Brief lautet:

„Meine liebe Lydia!

„Durch eine gute Bekannte habe ich erfahren, daß Du vor meiner Wiederkehr nach Newyork abgereist bist und Dich jetzt in Paris befindest. Ich habe starkes Europa-Heimweh, und wenn es die momentane Lage meiner Geschäfte irgend wie vernünftiger Weise gestattet hätte, so wäre ich Dir sofort nachgereist.

„Leider kann ich Amerika augenblicklich noch nicht verlassen.

„Es ist Aussicht vorhanden, daß eine Actiengesellschaft mich von meinen Gruben befreien dürfte. Mir wäre damit natürlich sehr gedient. Ich würde mit meinen paar Hellern in die Heimath zurückkehren, mir irgend eine Glitsche kaufen — die, an der mein Herz hängt, wenn sie zu haben ist — eine andere, wenn ich auf diese verzichten müßte, und dort würde ich als biederer Landedelmann meine an Abenteuern und schweren Stunden nicht gerade arme Laufbahn beschließen.

„Doch, Du weißt ja, wie lange solche geschäftliche Unterhandlungen dauern. Vielleicht fallen in Deutschland bereits die Blätter von den Bäumen, ehe ich hinüber kann.

„Werd' ich dann aber froh sein, wenn ich den ersten deutschen Eichen- oder Buchenwald wieder über meinem alten Kopfe rauschen höre.

„Unter Anderem — sagtest Du mir nicht, daß Du in einem Maleratelier die Bekanntschaft der einzigen Schwester meines armen Freundes Glimm gemacht hast? — Sie sollte doch heirathen — Dick Grant interessirte sich für sie. Den hat sie offenbar nicht genommen, da ich ihn vorigen Herbst in Rio als Junggesellen antraf. Es würde mich interessiren, durch Dich zu erfahren, wie es ihr geht, und ob sie sich noch unvermählt gehalten hat.

„Letzteres dürfte freilich kaum der Fall sein — sie war zu schön, um bis in ihr dreißigstes Jahr hinauf ledig zu bleiben. Immerhin würde mich's

interessiren, Näheres darüber zu erfahren. Und wenn sie sich verheirathet hat — so möcht' ich wissen, an wen, und ob sie glücklich ist. — Könntest Du sie nicht etwa aufsuchen und mir Näheres über sie berichten? Ist das eine zu starke Zumuthung? Vergiß nicht, daß es sich um die Schwester meines besten und ältesten Freundes handelt. Es war so eine Art Vermächtniß!"

„Hm!" meint Dick nachdenklich, indem er den Brief zusammenfaltet — „hm!"

„Hast Du denselben Eindruck davon empfangen wie ich?" forscht Lydia wichtig und vergnügt.

„Welcher ist das, wenn man fragen darf?"

„Nun, da gibt's doch nichts zu fragen — ich meine, das liegt auf der Hand, daß sich Bill sehr zärtlich um das Vermächtniß seines alten Freundes sorgt — daß Gertrud eine Jugendliebe von ihm ist — daß er hofft, sie endlich heimführen zu können!"

„Es hat in der That den Anschein," murmelt gedankenverloren Dick.

„Ach, nun begreife ich Alles!" schwärmt Lydia weiter.

„Du erinnerst Dich, wie ungehalten ich war, als damals Gertrud Dich ausschlug, Dich einer ins Unbestimmte seufzenden, aussichtslosen Jugendschwärmerei opferte. Aber jetzt darf ich ihr nicht mehr böse sein deshalb. Für einen Menschen wie Bill kann man getrost zweihundert Jahre lang warten!"

„Nach dem, was in dem Briefe steht, dürfte sie von der Verehrung Bill's gar nichts geahnt haben; denn, wie Du siehst, waren die beiden in keinem schriftlichen Verkehr," meint Dick. „Es thut mir für beide leid!"

„Was?"

„Nun, daß sie in keinem brieflichen Verkehr gestanden haben." Er erhebt etwas gereizt die Stimme.

„Aber was schadet das," entgegnet ärgerlich Lydia, „da sie trotzdem ledig ist und sich Alles noch zum Besten wenden kann?"

Pause . . . nichts zu hören als das weiche, säuselnde Rauschen des Frühlingslaubes in den Tuilerien über den wirren, rastlosen Straßenlärm hinüber . . .

„Zum Besten wenden!" murmelt Dick . . . „Hm! in meinen Augen wär's besser gewesen, wenn Stolzing sich früher ausgesprochen hätte!"

„Was hätte es denn genützt?" ereifert sich Lydia; „da er ja doch früher nicht heirathen konnte, wär's thöricht und unrecht gewesen, sie zu binden."

Aber während sie die Worte ausspricht, steigt ihr eine Blutwelle in die Wange. Sie ist nicht ruhig — ganz und gar nicht! Warum vermag sie denn durchaus nicht ihres langen Gespräches mit Bill Stolzing zu vergessen, der vielen weisen Aussprüche, welche sie damals ungefragt dem armen Bill zum Besten gegeben hat über die Schädlichkeit sich lange hinaus spinnender Verlobungen und die verwerfliche Selbstsucht, welche solchen Veranstaltungen Gevatter steht. Ja, wenn sie gewußt hätte, daß es sich um Bill handle! . . .

„Nun, vielleicht hatte er sich früher ausgesprochen," erklärt sie jetzt — „hatte sich ausgesprochen und war nur zurückgetreten, weil er daran verzweifelte,

ihr je etwas bieten zu können, und einem Anderen nicht den Weg versperren wollte."

„Ich kann nur wiederholen, daß mir's leid ist, wenn es sich so verhält," sagt Dick herb.

„Und ich muß Dich fragen, was soll's schließlich gar so Großes ausmachen, ob sie wirklich mit ihm verlobt war oder nicht, da sie ja doch noch ledig ist?"

„Was es ausmachen soll?" ruft Dick. „Nun, daß aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Gedanken und Lebensanschauungen eine andere Richtung genommen haben dürften, als sie es gethan hätten, wenn sie in einem bräutlichen Verhältniß zu Stolzing verblieben wäre."

„Ich sehe schon, Du kannst ihr den unästhetischen Aufzug nicht verzeihen, in welchem Du ihr damals begegnet bist," erklärt Lydia ärgerlich; „ich finde Dich kleinlich und grausam — oder . . ." Und gereizt fügt sie hinzu: „Hast Du später etwas gegen ihren guten Ruf gehört?"

„Aber Lydia!" erwidert er ausweichend.

„Du würdest mich sehr verbinden, wenn Du Dich . . . hm! . . . ein wenig erkundigen wolltest," drängt sie weiter in ihn.

„Ich?" ruft er entsetzt — „fällt mir nicht ein. Ich hebe keine Steine gegen die Glimm auf. Meiner Ansicht nach haben wir nicht das geringste Recht, nach der Vergangenheit Gertrud's zu fragen. Wenn ein armes Mädchen sich aus all' den Kümmerlichkeiten, die Gertrud von Glimm durchmachen mußte, bis zu der Höhe hinauf gearbeitet hat, auf der sie jetzt steht, so ist es nicht an uns, heraus zu spioniren, ob sie vielleicht einmal unterwegs gestrauchelt ist. Bei einer Künstlerin von ihrem Caliber ist das ganz gleichgültig und geht keinen Menschen etwas an!"

„Außer den Mann, der sie heirathet," sagt Lydia kleinlaut.

„Nein, nicht einmal den!" entgegnet ihr Dick Grant schroff. „Wenn man überhaupt eine Künstlerin heirathen will — eine von der Art der armen Gertrud, d. h. ein Mädchen, das Jahre lang von jeglicher streng denkenden Gesellschaft abgetrennt, ohne alle Aufsicht allein in Paris gelebt, Act gezeichnet, mit allerhand männlichen und weiblichen Zigeunern verkehrt, und Kunst, Literatur und die Ereignisse des Tages und der Zukunft mit ihnen besprochen hat — wenn man ein solches Mädchen heirathen will, muß man sich unter allen Umständen auf so viel abgestumpftes Zartgefühl, so viel erloschene Illusionen, so viel abgestreifte Vorurtheile gefaßt machen, daß es kaum mehr darauf ankommt, ob sie auch die letzte Grenze, die, auf welche ihr Frauen so schrecklich viel Werth legt, überschritten hat oder nicht."

„Also Du meinst, daß die Gertrud auf keinen Fall mehr eine Frau wäre für Bill?" ruft Lydia sehr betreten — „aber das ist ja grausam — das ist ja unmenschlich!"

„Das hab' ich Alles nicht gesagt," entgegnet er ihr, immer aufgeregter werdend, „ich habe nur gemeint, daß Du nicht zu viel in ihrer Vergangenheit herumstöbern sollst — das wäre grausam und unmenschlich!"

„Aber, da nimmst Du ja im Vorhinein an . . ." Lydia's Augen werden starr.

„Ich nehme gar nichts an!“ ruft er.

„Ja, aber dann . . . weißt Du, daß ich mich in einer ganz abscheulichen Lage befinde!“ entgegnet ihm, sich unruhig über die Schläfen streifend, Lydia. „Bill hat, glaube ich, ein wenig auf meine unbewußte Veranlassung hin (wie das zugegangen ist, will ich Dir später erklären), das Verhältniß mit Gertrud gelöst, er wollte ihrer Versorgung nicht im Wege stehen. Armer Narr! — und wenn jetzt . . . Was soll ich ihm denn auf seinen armen, rührenden Brief antworten?“

„Daß Gertrud eine große Künstlerin geworden ist und daß sie noch ledig ist — weiter nichts. Laß den Dingen ihren Lauf. Du darfst nichts Anderes thun. Alles Weitere haben die zwei Menschen mit einander auszumachen — 's ist nicht Deine Sache!“ entscheidet Grant.

Bald darauf verabschiedet er sich von seiner Cousine.

Es hat aufgehört zu regnen. Die Sonne hat sich aus den Wolken herausgerungen, die jetzt zerrissen wie große Fetzen zerzauster, weißer Wolle über dem blauen Himmel hinschweben.

Mit nachdenklich zusammengezogenen Brauen durchschreitet Dick den Tuileriengarten, über dessen grünen Rasensammt die tiefstehenden Nachmittagssonnenstrahlen ihr Gold zwischen die lang gewordenen Schatten streuen. „Was daraus werden wird?“ denkt er für sich. — „Nun, vor Einem bin ich sicher, daß Stolzing gewiß keine Erkundigungen einziehen wird — ebenso gewiß, als meine schöne Base nicht unterlassen wird, es zu thun.“ Dann, wie um auf andere Gedanken zu kommen, sieht er sich um.

Links von ihm ragt der mächtige Bau des Louvre-Palastes in den blauen Himmel hinauf, rechts hinter den Tuileriengärten zieht sich die Place de la Concorde, an die sich die grünen Laubgänge der Elysäischen Felder schließen. Vor ihm schimmert die Seine, und über Allem schwebt eine Weichheit und zugleich ein Reichthum der Farbe, ein Gemisch von dämpfendem Silber und verklärendem Gold, wie man es an keinem anderen Punkte der Erde findet.

„Wie wunderschön es ist, Paris!“ sagt er sich, „aber . . . ein Ort, um dauernd den Spleen zu curiren, ist es nicht! Ich überlasse Lydia ihrem Schicksal — morgen reis' ich ab!“

„So, nur noch einen Augenblick, dann bin ich fertig! So . . . den Kopf etwas mehr nach links! . . .“

Ein junger Mann in einem Sammetrock und mit etwas zu langen Haaren ist's, der die Worte spricht. Er sitzt auf einem niedrigen Rohrstuhl und hält ein Reißbrett zwischen seinen Knieen. Auf dem rauhen, blauen Papier, welches das Reißbrett bedeckt, zeichnet er mit Kohle einen weiblichen Kopf — den Kopf Gertrud's von Glimm, die vor ihm in einem Savonarola-Sessel lehnt. Sie hat sich sehr verändert. Das unschuldig übermüthige, junge Mädchen, das sich von Bill Stolzing in der Halle des Lindenheimer Schlosses den Hof machen ließ, würde man vergebens in ihr suchen, ebenso wenig die bleiche, geduldige, kleine Märtyrerin, die, in den ersten Jahren ihres Pariser Aufenthaltes, mehr Tochter als Künstlerin, ganz aufging in dem Bemühen, die

Schwermuth ihrer kränklichen, alten Mutter zu zerstreuen — aber auch an die vernachlässigte, überreizte Schülerin der Akademie Hudry Menos erinnert die neue Gertrud nicht.

Die neue Gertrud ist ein herrlich erblühtes Weib, das es gelernt hat, die Last seiner Existenz ruhig auf die eigenen Schultern zu nehmen, ebenso wie die Verantwortung für sein Thun und Lassen, kein alterndes Mädchen, sondern eine vom Leben geprüfte und gereifte junge Künstlerin, die mit vollen Zügen das Glück ihres neuen Ruhmes genießt.

Der Wohlstand ist dem Ruhme vorausgegangen; schon seit zwei Jahren war Gertrud eine anerkannt tüchtige Porträtmalerin, deren Pinsel gesucht wurde und deren Einnahmen ihr ein bequemes Auskommen boten.

Heute ist sie ein Stern.

Seit Wochen klopft ganz Paris an ihre Thüre. Alles, was sich in Paris zur Kunst rechnet, oder was sich für die Kunst interessirt. Die berühmtesten und die vornehmsten Namen kann man auf den Visitenkarten lesen, von denen ein Berg in einer japanischen Schüssel im Vestibül draußen steht.

Ja, Gertrud von Glimm ist ein Stern geworden — ein wirklicher Stern!

Der junge Künstler vor der Staffelei — Didier ist sein Name — hat sie gebeten, ihr Bild zeichnen zu dürfen, um es in einer illustrirten Zeitung zu veröffentlichen. Mit Vergnügen hat sie ihm seine Bitte gewährt. Sie ist in der letzten Zeit so oft von illustrirten Zeitungen um ihr Bild gebeten worden, und es ist nach Photographien stets in so entstellender Ausführung erschienen, daß es ihr nicht unangenehm ist, die Herstellung desselben einem der anerkannt geschicktesten Zeichner und Holzschneider von Paris anzuvertrauen.

Nicht nur der moralische, sondern auch der physische Typus ihrer Persönlichkeit hat sich verändert. Sie ist bedeutend stärker geworden; das ehemals fast zu schmale Oval ihres Gesichts hat sich gerundet, ihr Haar, das sie jetzt wieder pflegt und mit kleidsamer Einfachheit ordnet, hat eine etwas veränderte Farbe. Nicht, daß sie geschmacklos genug wäre, es geradezu roth oder strohgelb zu färben, aber es hat dennoch einen malerisch metallischen Schimmer, den es früher nicht hatte, der von irgend einem raffinirten Schönheitsmittel herrühren mag.

Sie trägt eine Art blaßlila Teagown, das, ein Gemisch von mittelalterlich und griechisch, lose herabhängt, und aus dessen kleinem, viereckigen Madonnenausschnitt der Hals frei herausragt. Sie ist wieder eitel geworden, aber ihre Eitelkeit ist nicht mehr, wie es eine Zeit lang bei ihr der Fall war, von der krankhaften, unruhigen Art, die beständig die Bewunderung ihres Nächsten zu erregen trachtet. In ihrer jetzigen Eitelkeit verräth sich nur eine Schattirung ihres allgemeinen Schönheitsgefühls. Von Gefallsucht ist sie gänzlich frei, hingegen durchaus nicht undankbar gegen ihr dargebotene Huldigungen. Sie genießt ihren jungen Ruhm freudig, wie man etwas genießt, das spät gekommen ist und das zu erhoffen man eigentlich nie gewagt hat.

Außer dem jungen Künstler an der Staffelei befinden sich noch drei Herren in dem Atelier. Auf einer Ottomane sitzt ein junger Mann, der in einem Hefte der „Gazette des beaux arts“ blättert und sich durch die hervorragende

Präcision seiner Toilette sofort als Nichtkünstler erkennen läßt. Es ist der Vicomte de la Rochette, bekannt wegen seines Kunstsinnes, welcher bei ihm die Liebe zur Gymnastik abgelöst hat.

In einem großen, geschnitzten Renaissance-Lehnstuhl, dessen Bequemlichkeit durch Polster erhöht wird, die mit altem Brocat bezogen sind, lehnt der Bildhauer Jessendy, und den Platz vor dem Pianino nimmt ein berühmter, junger, italienischer Componist ein, der wie ein neapolitanischer Lazzaroni aussieht und mit dem holprigen Anschlag eines echten Tondichters Stücke aus seiner neuesten Oper vorträgt, um Gertrud während des Posirens zu zerstreuen.

Die einzige anwesende Dame, mit grauen Scheiteln und einer Brille auf der Nase, ist eine sehr respectable alte Engländerin, die, völlig talentlos, ihr Geld durch Kinderporträts oder vielmehr durch Uebertünchen von Kinderphotographien verdient, und sich regelmäßig bei den Empfangstagen Gertrud's einfindet, um den Thee zu machen. Da die Theestunde noch nicht gekommen ist, beschäftigt sich Mrs. Clemm momentan mit einer außerordentlich mühsamen Häkelei und befleißigt sich des ununterbrochensten Schweigens.

„Möchten die Herrschaften ihr Gutachten abgeben?" fragt soeben, seinen Kohlenstift niederlegend, der junge Künstler vor der Staffelei. „So gut ich es versteh', bin ich mit dem Ding fertig und habe leider keinen Vorwand mehr, Madame zurückzuhalten."

Sämmtliche anwesende Männer nennen Gertrud „Madame", was bekanntlich ein Titel ist, den man in Frankreich allen weiblichen Respectspersonen aus besonderer Höflichkeit beilegt, mögen sie verheirathet sein oder nicht.

„Gott sei Dank!" sagt, sich ein wenig reckend, Gertrud, indem sie sich aus dem curulischen Sessel erhebt. Der Vicomte de la Rochette tritt an sie heran und reicht ihr die Hand, um ihr beim Herabsteigen vom hohen Modelltisch behülflich zu sein. Alle Anwesenden versammeln sich vor der Staffelei.

„Famos! mein Junge!" ruft Jessendy, indem er dem jungen Künstler auf die Schulter klopft — „mit der Veröffentlichung dieser einfachen Zeichnung werden Sie einen großen Schritt vorwärts gemacht haben in Ihrer Carrière. Sie sind unserer berühmten Collegin eine Kerze schuldig dafür, daß sie Ihnen zu der Zeichnung gesessen hat!"

Mr. Didier verbeugt sich vor Gertrud und überbietet sich in Dankbarkeitsversicherungen — Mrs. Clemm, die, wie die meisten anerkannt talentlosen Persönlichkeiten, überall etwas zu bekritteln findet, rafft sich aus ihrer schweigsamen Passivität zu einer abfälligen Bemerkung auf und findet den rechten Arm verzeichnet, während der Vicomte de la Rochette, nachdem er die Zeichnung lange aufmerksam geprüft, in lauten Enthusiasmus ausbricht und, dem jungen Künstler die Hand schüttelnd, ausruft: „Meine vollste Anerkennung — eine ganz exceptionelle Leistung, ein echtes Kunstwerk!"

„Und obendrein ähnlich!" spöttelt Jessendy, „was eigentlich ein Porträt, das die Würde eines Kunstwerkes behaupten will, heute nicht sein darf."

Ueber diese Bemerkung lacht der Vicomte so herzlich, daß ihm dabei sein Monocle aus dem Auge fällt. „Sie sind gottvoll, Jessendy!" ruft er aus — „Sie wissen, worauf er anspielt, gnädige Frau?"

„Nun, auf die Willkürlichkeiten der modernen Schule," sagt, die Brauen in die Höhe ziehend, Gertrud.

„Ach nein — auf einen ganz speciellen Fall, der mir passirt ist. Ich hatte nämlich mein Porträt bei Schuftheimer bestellt" (der Vicomte spricht natürlich Schufthähmähr) — „er gehört zu der äußersten Linken der modernen Kunst — zu den Punktisten. Seine Bilder sehen aus, als seien sie aus farbigem Streusand, den man auf ein mit Gummi arabicum bestrichenes Papier geblasen hätte. — Ich bestellte das Porträt der Merkwürdigkeit wegen, um ein Porträt aus dieser Zeit zu haben. Cela marquera! — Als er es ablieferte und meine Meinung darüber zu verlangen hörte, erklärte ich ihm einfach, ich sei sprachlos, worauf er mit selbstgefälligem Kopfnicken mir erwiderte: ‚C'est l'effet, que je désirais produire.' Dann, als bescheidener, großer Mann, bat er um eine Ausstellung. Nach einigem Zögern entschloß ich mich, zu bemerken, daß das Porträt nicht ähnlich sei. Hierauf betrachtet er mich von oben bis unten mit einem Blick, von dem ich mich heute noch nicht erholt habe. ‚Und das verlangen Sie auch noch von einem Kunstwerk?' rief er. „allez, chez le photographe du coin, si Vous tenez à la ressemblance!" — Damit wendete er sich auf dem Absatz um und verließ mich. Den nächsten Morgen sandte er mir die Rechnung — sie war sehr hoch!

Man lachte herzlich.

Hierauf begann Jessendy: „Und nun, meine Gnädigste, gestatten Sie mir die Frage, wann wollen Sie die Gnade haben, mir zu Ihrer Büste zu posiren?"

„Von nächster Woche an — welchen Tag Sie wollen," erwiderte Gertrud; „Sie wissen, es lockt mich sehr, in Marmor von Ihnen verewigt zu werden. Ihre Büste ist ohnehin das Einzige, was mir die Unsterblichkeit sichert."

„Und Ihr Ruhm, gnädige Frau," rufen de la Rochette und Didier wie aus einem Munde.

„Ach, der weibliche Ruhm ist nie von langer Dauer!" seufzte Gertrud — „'s ist immer ein wenig Modesache dabei. Sei's drum — wohl thut er doch!" Sie lächelte und dehnte sich ein wenig mit einer Gebärde, die beiläufig ausdrücken sollte, wie angenehm ihr zu Muthe war.

Mrs. Clemm hatte indessen den Thee gemacht und offerirte ihn den Anwesenden. Die Herren ließen sich mit ihren Tassen in den bequemsten Sitzen nieder, über die das Atelier gebot. Gertrud wußte, wie viel die Herrn auf Comfort geben und räumte ihnen in Folge dessen so viel Behaglichkeit ein, als es der Anstand zuließ. Sich eine Freiheit heraus zu nehmen, gestattete sie Keinem, es hatte es auch schon sehr lange Keiner ihr gegenüber versucht.

„Erlauben Sie mir, ein Anliegen vorzubringen," begann der Vicomte: „Der Prinz von . . .," er nannte den Namen eines als besonders kunstsinnig bekannten europäischen Thronfolgers — „also der Prinz von . . ., der zu Ihren größten Verehrern gehört, hegt den lebhaften Wunsch, Sie kennen zu lernen. Könnten Sie sich nicht entschließen, mir die Freude — die Ehre zu machen — nächsten Montag . . ."

In dem Augenblick erschien Nanä, welche jetzt Gertrud's ganzen Haushalt leitete, und präsentirte der Herrin eine Visitenkarte.

Gertrud las den Namen, runzelte die Brauen und wechselte die Farbe.

„La statue du commandeur!“ witzelte Jessendy halblaut.

Mit einem ärgerlichen Blick wendete sich Gertrud nach ihm um.

„Offenbar ein lästiger Besuch,“ sagte der Vicomte — „empfangen Sie ihn nicht — das ist Alles!“

„Es wäre vielleicht das Beste . . . wenn ich den Muth hätte!“ murmelte Gertrud. Aber sie hatte den Muth nicht.

„Ich lasse bitten,“ rief sie der Dienerin zu, und zu Jessendy sagte sie: „eine alte Bekannte ist's, Mrs. Lyndhurst.“

„Lyndhurst?“ rief Jessendy; „ach richtig, jetzt entsinne ich mich — die hübsche Amerikanerin, die so schöne Augen und immer so große Eile hatte. Ja, ja . . . ich entsinne mich. Woher kommt denn die angesegelt?“

Gertrud zuckte die Achseln. Eine Minute später trat Lydia ein.

Sie war sehr elegant in taubengraue Seide gekleidet, mit einem Marabout-besetzten Capotehütchen und einem ebenfalls Marabout-besetzten, weit von den Schultern abstehenden Kragen. Ihr Gesicht trug einen aufgeregten und unruhigen Ausdruck, fast als ob sie sich auf eine große Rührscene gefaßt gemacht hätte. Aber Gertrud's glänzende Erscheinung und gemessene Haltung schüchterten sie ein — die Arme, welche sie bereit war, ihrer ehemaligen Ateliergenossin entgegenzustrecken, blieben fast unbewegt, sie streckte der jungen Künstlerin nur ihre Hand entgegen, worauf sie mit befangenem Lächeln sagte: „Sie sind jetzt so berühmt geworden, liebe Gertrud, daß ich mich gar nicht recht traute, bis zu Ihnen vorzudringen — ich hoffe, daß Ihnen mein Besuch nicht als eine Vermessenheit erscheint!“

„Ich freue mich im Gegentheil sehr darüber, daß Sie den Weg zu mir gefunden haben,“ erwiderte ihr Gertrud höflich und steif. „Allerdings hatten Sie so lange nichts von sich hören lassen, daß ich etwas überrascht war, als ich Ihren Namen auf der Visitenkarte las!“

Das Erscheinen der schönen Frau veranlaßte die Anwesenden natürlich, sich nach ihren Hüten umzusehen.

„Eilen Sie bereits fort?“ fragte Gertrud, sich ihnen zuwendend, worauf La Rochette an sie herantrat und fragte: „Also darf ich hoffen, daß Sie mein Frühstück am Montag mit Ihrer Gegenwart beehren wollen — in ganz kleinem Comité, nur der Prinz, Jessendy und meine Schwester, welche ebenso begierig ist, Sie kennen zu lernen, wie der Prinz.“

„Ihre Schwester, die Marquise de Verne, von deren Kunstsinn ganz Paris spricht?“ sagte Gertrud. „Da kann ich allerdings nicht widerstehen. Gut, ich komme!“

„Und vor dem Dejeuner posiren Sie mir ein Stündchen,“ bat Jessendy; „auf die Gefahr hin, für einen Stümper zu gelten, will ich mein Möglichstes thun, die Büste ähnlich zu machen. Wenn mir die Aufgabe gestellt wird, ein Kunstwerk des lieben Gottes zu copiren, so copire ich es mit Pietät. Also ich rechne auf Sie.“

„Um zehn Uhr bin ich bei Ihnen," versprach ihm Gertrud. „Sie erlauben, mir einen Chaperon mitzubringen" — mit einem Blick auf die Clemm — „conditio sine qua non!"

Er verbeugte sich — „ich habe den Damen nie etwas abzuschlagen gewußt — nicht einmal meine Achtung, wenn sie die durchaus von mir verlangten," erklärte er übermüthig.

„Und ist es mir gestattet, den Sitzungen beizuwohnen, um Künstler und Modell in Stimmung hineinzuspielen?" erkundigte sich der Componist. Gertrud nickte. Jessendy und de la Rochette küßten der schönen Malerin die Hand, die Anderen verbeugten sich respectvoll, Mrs. Clemm befestigte eiligst ihren Strohhut mit zwei Nadeln auf ihrem Kopf.

Zwei Minuten später waren die ehemaligen Freundinnen allein.

„Eine Tasse Thee?" fragt Gertrud, an den Theetisch tretend.

„Mit Vergnügen," erwidert Lydia, „aber ich bitte, sehen Sie mich nicht so abweisend an. Ihre Berühmtheit schüchtert mich ohnehin arg genug ein. Wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? . . . Als ob Sie lebhaft wünschten, die Thüre hinter mir schließen zu können."

„Aber Lydia, wie können Sie nur so etwas behaupten!" entgegnet ihr Gertrud. „Nehmen Sie ein Bisquit?" Und während sie Lydia den Teller präsentirt, fragt sie sich, was habe ich denn gegen sie, warum wünsche ich sie weg — warum hätte ich eigentlich Lust, zum Fenster hinaus zu springen? Allerhand Bilder steigen aus ihrer Seele auf. Das altmodische, luftlose Atelier Sylvains', in dem die Schülerinnen Stillleben nach künstlichen Blumen malten und Actstudien nach dem Gypsabguß — der kleine Salon in der Rue Malesherbes — das offene Grab, in das man den Sarg der Mutter mit Gewalt hinunter stoßen mußte, weil die Grube zu kurz war — der Brief, der die Mutter getödtet — der zärtlich herzliche Brief und noch andere Dinge — Dinge, an die sie sich Jahre lang nicht mehr gestattet hatte, zu denken. Sie hätte wahnsinnig werden oder sich umbringen müssen, wenn sie nicht gelernt hätte, zu vergessen! Indessen behauptet sie ihre Haltung irgendwie, und Lydia, welche nie zu den Scharfsinnigsten gehörte, sondern stets, in ihrer jeweiligen Illusion oder fixen Idee wie in einer Taucherglocke eingeschlossen, durch die Welt spaziert ist, fährt fort: „Wie wunderschön Sie es hier haben — und Ihr Teagown, wie gut es Ihnen steht! Doucet, nicht wahr?"

Gertrud nickt.

„Und wer waren die Herren, welche ich so plötzlich verscheuchte?"

„Den großen Braunen sollten Sie kennen," meint Gertrud — „es ist der Bildhauer Jessendy."

„Ach ja, und er wünscht Ihre Büste zu machen. Sie müssen doch furchtbar stolz sein, Gertrud! — Der mit dem Monocle im Auge war, glaub' ich, der Vicomte de la Rochette, ein großer Kunstmäcen, nicht? Ich bin ihm neulich auf der englischen Botschaft begegnet."

„Ja, er hat meine ‚Ernte' gekauft," erklärt Gertrud.

„Ihre wundervolle Ernte! Ich bin hingerissen, geradezu hingerissen von dem Bild — und der dicke Schwarze — sein Gesicht kam mir bekannt vor . . ."

„Sie werden seine Photographie in den Auslagen gesehen haben — es ist Cavaleoni," sagt Gertrud.

„Cavaleoni — der Componist von ‚Pulcinella's Tod' — der junge italienische Musiker, von dem die ganze Welt spricht?" ruft Lydia aus — „ich sterbe vor Neugier, ihn kennen zu lernen — das ist ja herrlich — wie schade, daß er davon gelaufen ist! Aber es staubt ja geradezu von Berühmtheiten bei Ihnen, Gertrud — freilich, freilich, gleich und gleich gesellt sich gern. Sie sind ja jetzt selber ein Stern! — Wer das gedacht hätte, damals, als Ihre Staffelei neben der meinen stand im Atelier Silvains! Wenn Ihre Mutter das erlebt hätte, wie stolz sie gewesen wäre auf Sie!"

Ja, wie stolz! . . . Immer neue Bilder, neue Bilder aus der alten Zeit! . . . Gertrud's Athem stockt — es ist ihr plötzlich zu Muth, als ob man ihr mit einem scharfen Messer das Herz mitten entzwei geschnitten hätte — mühsam rafft sie sich zu einer Phrase auf.

„Ja, die Mutter hätte sich gefreut!" murmelt sie. Sie versucht zu lächeln — die Anstrengung ist zu groß — ihr Gesicht zuckt — und plötzlich fließt ein heißer Thränenstrom über das mühsame Lächeln hin und reißt es mit sich fort.

Noch um Jahre später wird sich Lydia dieses in Thränen ertrunkenen Lächelns erinnern.

Sie erschrickt jetzt vor ihrer Unzartheit und Tactlosigkeit, und beide Arme um Gertrud schlingend, küßt sie dieselbe immer und immer wieder.

„O verzeihen Sie, seien Sie mir nicht böse, Gertrud. Ich vergaß ganz, an was Sie mein Anblick Alles erinnern mußte nach dieser langen Trennung — und ich hatte eigentlich gar kein Recht, mich bei Ihnen zu präsentiren, so ohne mich vorher angekündigt zu haben, jetzt, wo Sie eine so glänzende Stellung einnehmen, daß wir gewöhnliche Sterbliche alle nur von fern — fern zu Ihnen aufsehen!"

„Uebertreiben Sie nicht," murmelt, ihre Thränen trocknend, Gertrud — „ich danke Gott von Herzen für das bißchen Erfolg, das er mir gegönnt hat, aber gar so weit her ist es ja nicht — und ob es bestehen wird, weiß man nie. Ich freue mich ja sehr, Sie zu sehen — aber Ihr Besuch kam mir ein wenig unerwartet — unsere Beziehungen waren gänzlich eingeschlafen, ich hatte ja doch Jahre lang keinen Brief mehr von Ihnen erhalten!"

„Ich will Ihnen nicht Unrecht thun, Gertrud, aber ich glaube, diejenige, welche zuerst mit dem Schreiben aufgehört hat, waren Sie," meint Lydia und spielt mit ihrem Visitenkartentäschchen, das sie zugleich mit einem Batisttuch in den Händen hält.

„Das ist wohl möglich," erwidert Gertrud nicht ohne Bitterkeit. „Angenehmes hatte ich nicht zu berichten, und Bekannten, die im Glück und Ueberfluß lebten, von meinem Elend zu erzählen, schämte ich mich. Das werden Sie wohl begreiflich finden."

„Arme Gertrud!“ Wieder zieht Lydia das Mädchen an ihre Brust und küßt es. Sie ist von Natur eine Plaudertasche, und das Mitleid raubt ihr jedes Maß von Besonnenheit. „Soll ich ganz aufrichtig sein,“ beginnt sie, „ich hätte vielleicht gar nicht den Muth gehabt, meine Beziehungen zu Ihnen von Neuem anzuknüpfen, wenn mir nicht von anderer Seite der Impuls gegeben worden wäre. Ein Freund Ihres verstorbenen Bruders schrieb mir vor einigen Tagen aus Newyork und forderte mich auf, mich nach Ihnen zu erkundigen — Sie errathen, wen ich meine!“

„Herr von Stolzing,“ sagt Gertrud, die plötzlich die Farbe gewechselt hat. „Kennen Sie den?“

„Er ist mein leiblicher Vetter,“ erklärt Lydia, Gertrud aufmerksam betrachtend. Nun sie so weit gegangen ist, will sie weiter gehen. Es wäre doch zu interessant, Bill genau berichten zu können, welchen Eindruck die Nennung seines bescheidenen Namens auf die große Künstlerin gemacht hat und in was für einem Andenken er bei derselben steht. „Mein leiblicher Vetter — Vetter im zweiten Glied.“

„Sie hatten mir nie von ihm gesprochen,“ sagt Gertrud trocken, „und Herr von Stolzing hat sich durch Sie nach mir erkundigen lassen?“

„Ja, sehr eindringlich.“

Der plötzliche Farbenwechsel bei Erwähnung des jungen Mannes ist zu jäh gewesen, als daß er Lydia hätte entgehen können; gespannt wartet sie auf Gertrud's nächste Aeußerung. Nach einer langen Pause sagt diese, immer im selben herben Ton: „Er war in mißlichen Vermögensverhältnissen — wie geht es ihm jetzt?“

„Brillant!“

„So, ah!“ Gertrud kreuzt die Arme über der Brust und blickt unter fest zusammengezogenen Brauen gerade vor sich hin. Es spricht Bitterkeit und Verachtung aus ihrem Blick. Offenbar hat die Nachricht, daß es Bill Stolzing brillant geht, einen sehr unangenehmen Eindruck auf sie gemacht. Lydia, welche ihren Gedankengang erräth, beeilt sich, diesen unangenehmen Eindruck zu verwischen.

„Wenn ich sage, daß es ihm brillant geht, meine ich, daß es ihm jetzt endlich gut geht, nachdem er sich recht lange hat quälen müssen, um es auf einen grünen Zweig zu bringen. Vielleicht wissen Sie, daß er nach Amerika kam, ohne einen Heller — um Geld zu verdienen.“

Gertrud nickt.

„Dazu stellte er sich allerdings recht komisch an,“ fährt Lydia fort; „die vortheilhaftesten Geschäfte ließ er links liegen, achselzuckend oder mit verächtlich abgewandtem Gesicht ging er daran vorbei. Von einer reichen Heirath wollte er schon gar nichts wissen. Die Aussichten waren trübe. Er versuchte es mit dem Comptoirdienst, aber er wurde krank davon. Zum Kaufmann taugte er nun einmal gar nicht. Da, eines schönen Tages, fing man an, viel zu reden von einem neuen Diamantenlager in Peru. Sehr lockend war es nicht, die Ausbeute zweifelhaft und unter sehr harten Bedingungen ermöglicht, das Klima mörderisch. Wir redeten ihm sehr ab, sich in das Unternehmen

einzulassen. Förmlich am Rockschoß hielt ich ihn zurück. Er aber stürzte sich hinein wie ein Rasender. Lange ließ er nichts von sich hören. Ich glaubte fast, daß er verunglückt sei. Da, dieses Frühjahr, tauchte er plötzlich wieder in Newyork auf — als Millionär!"

„Ach!" wieder folgt eine Pause, dann thut Gertrud eine sehr ungeschickte Frage — eine so ungeschickte Frage, daß sie sich dafür schlagen möchte, nachdem sie ihr entschlüpft. „Ist er verheirathet?" fragt sie.

Lydia hätte Lust, ihr ins Gesicht zu lachen — auf der Zunge schwebt ihr die Antwort: „Gerade nach demselben Umstand erkundigte er sich bei Ihnen" — aber im rechten Moment überlegt sie sich's noch. Ein Abglanz von ihres Vetters Dick praktischer Lebensweisheit flackert durch ihre Seele. Sie darf Bill nicht compromittiren — wer weiß, ob er nach reiflicher Ueberlegung noch Lust hegen wird, eine so berühmte Künstlerin zu heirathen. So sagt sie nur: „Bis jetzt noch nicht — obzwar sich die schönsten Mädchen von Newyork die Augen nach ihm ausschauen. Aber es ist spät geworden." Lydia erhebt sich und greift nach ihrem Kragen, den sie im Laufe des Gespräches aufgehakelt hat und der ihr von den Schultern geglitten ist.

„Darf ich ihn von Ihnen grüßen? Er nimmt das lebhafteste Interesse an Ihnen — Sie seien die Schwester seines besten Freundes, schrieb er mir, und er betrachte Sie als eine Art Vermächtniß."

O wie schlau kommt sich Lydia vor, während sie dies sagt!

„Zu was ihn grüßen lassen — wir stehen seit Jahren in gar keinem Verkehr," erklärt Gertrud schroff, „und ich muß gestehen, daß mich die Theilnahme, welche er nach dieser langen Zeit für mich an den Tag legt, in sehr großes Erstaunen versetzt."

„Nun, wie Sie wollen, meine liebe Gertrud — aber mich lassen Sie es nicht entgelten, wenn Sie auf meinen Vetter böse sind. Ich fühle mich sehr dankbar gegen ihn gestimmt, weil er mich veranlaßt hat, unsere lieben alten Beziehungen wieder aufzunehmen. Darf ich wieder kommen? — nicht wahr, ich darf — es ist zu schade, daß ich so beeilt bin — es ist mir noch gar nicht gelungen, Sie ordentlich warm zu plaudern. Wenn Sie sehr lieb sein wollen, so kommen Sie morgen zu mir frühstücken!"

„Ich gehe nie aus," entgegnet ihr Gertrud hastig — „es zerstreut mich — es stört mich in der Arbeit."

„Aber Gertrud! Die Einladung de la Rochette's haben Sie doch angenommen," ruft Lydia vorwurfsvoll; „jetzt bin ich aufrichtig verletzt!"

Was bleibt Gertrud übrig, als nachzugeben.

Dann noch ein paar entzückte Ausrufe über die Schönheit und Traulichkeit des Ateliers — tiefes Bedauern, daß Lydia vor lauter Wiedersehensfreude und Wiedersehensgeplauder noch nicht dazu gekommen ist, Gertrud's Kunstwerke zu bewundern — Klagen über ewige Hetze — Abschiedsumarmungen und in einem lauten Aufrauschen von Seide steuert die Frau, die so schöne Augen und immer Eile hat, hinaus.

Nun war sie fort — Gertrud war wieder allein — endlich wieder! sagte sie sich. Sie wollte erleichtert aufathmen, aber sie fand keine Erleichterung.

Die Sonne stand schon tief, durch die Luft zitterte das dämpfende, unnennbare Etwas, das der Dämmerung vorausgeht. Gertrud eilte aus dem Atelier, als ob sie vor etwas hätte fliehen wollen, und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. Dort fing sie an, hastig, immer hastiger auf- und abzugehen. Sie hätte laufen, durch die Wände rennen mögen, so groß war die Unruhe, die in ihr tobte.

Für sie war es nicht Lydia, die plötzlich bei ihr aufgetaucht war — nein, das Gespenst ihres alten Lebens hatte an ihre Thüre geklopft und Dinge in ihrem Herzen geweckt, die lang geschlafen hatten — das alte Heimweh — die alte Liebe — die alte Reue — die alte Scham! — Eine schreckliche Qual folterte sie — eine Qual, um die es wie der Leichengeruch todter Freude schwebte.

Sie hatte geglaubt, ganz und gar fertig zu sein mit der Vergangenheit, und daß nichts mehr sie hinüber locken könne in das alte Leben.

Es gab nunmehr nur noch einen einzigen Weg, den sie würdig gehen konnte, und den Weg hatte sie so tapfer als möglich gehen wollen. Sie wollte ihn gehen, ohne zu klagen, ohne zu jammern über das, was nicht mehr ungeschehen zu machen war. Sie wollte ihre Existenz nicht brach legen durch unfruchtbar nörgelnde Reue, sondern was ihr an Kraft verblieben, dazu anspannen, nach einem Ziel zu streben, das ihr zu erreichen nicht verboten war. Lange war sie ihrem Vorsatz treu geblieben — ihre ganze Existenz war nichts mehr gewesen als Arbeit und Wohlthätigkeit — die bescheidenste Wohlthätigkeit, die angestrengteste Arbeit. Jeder Gedanke, der sich nur mit einem Flügelschlag über die von ihr selbst gezogene Grenze hinauswagte, stieß sich bald so wund, daß sie ihn rasch wieder einfing und von Neuem der einzigen Richtung zuwendete, in der ihr das Denken noch von Nutzen und Frommen war.

Die Wohlthätigkeit war ihre Erholung, die Arbeit war ihre Buße, ihr Gebet. In der Arbeit vereinigte sie von nun ab ihr bestes Wollen, ihr tiefstes Fühlen, ihr höchstes Denken, die edelsten Triebe ihrer Natur.

Das Lied der großen Chimäre war verstummt. Die grausame Gottheit, welche keine Götter dulden wollte neben sich, war befriedigt.

Mit Gertrud's Arbeit ging es vorwärts, und der Stachel der Erinnerung stumpfte sich ab. Wenn sie Anfangs beständig mit ihrem erniedrigenden Schuldbewußtsein beschäftigt, unaufhörlich damit wie mit einem bösen Traum gerungen hatte, so hatte sie sich im Laufe der Zeit langsam an dieses Schuldbewußtsein gewöhnt, und hatte es tragen, sich damit abfinden gelernt. Die Kranken, die sie gepflegt und denen sie müde, wie sie war, ihre Nächte geopfert, die Hungrigen, denen sie das Stückchen Brod verabreicht hatte, das sie selber kaum entbehren konnte, die fragten nicht nach ihrer Vergangenheit, und wenn sie darum gewußt hätten, wäre ihnen die Sache nicht wichtig erschienen, nicht viel wichtiger, als ob sie einmal ein Nervenfieber durchgemacht hätte. Ihre ganze Umgebung liebte und verehrte sie. Und langsam regte sich ihre tiefgebeugte Selbstachtung, richtete sich aus ihrer Erniedrigung auf an dieser Liebe und Verehrung, welche sie annehmen durfte, ohne vor sich selber als eine Betrügerin gelten zu müssen.

In der Welt, über welcher die große Chimäre ihre schauerlich mächtigen Flügel breitete, stellte man nicht dieselben Ansprüche an die Menschen, die man in Gertrud's ehemaliger Welt an sie stellte. Die Wege in der Welt der großen Chimäre waren nicht so glatt, wie die sandbestreuten Parkwege von Lindenheim — nein, gar nicht glatt waren sie, sondern rauh und steinig, und daß man auf diesen Wegen strauchelte, war schließlich kein Wunder, und es strauchelten ihrer zu viele, als daß man sie alle hätte verstoßen und es ihnen verbieten dürfen, sich aufzurichten, und wenn sie sich einmal aufgerichtet hatten, so wäre es öde Grausamkeit gewesen und Unklugheit dazu, die Hand, die sie bescheiden hülfbereit ihren Leidensgenossen entgegen streckten, zurückzuweisen.

Es war eine schreckliche Welt, die Welt der großen Chimäre — so traurig, daß, wer darin lebte, genug damit zu thun hatte, dem Andern sein Päckchen tragen zu helfen und es eigentlich auf alles Weitere nicht sehr viel ankam.

Und Gertrud hatte ihrem Nächsten geholfen, hatte ihm beigestanden, wo und wie sie konnte. So weit ihre moralischen und physischen Kräfte, ihre pecuniären Mittel reichten, bekümmerte sie sich um alle ihre jungen begabten und auch unbegabten Collegen und Colleginnen. Mehr als eine verzweifelnde Künstlerexistenz hatte sie zur rechten Zeit ermuthigt, mehr als eine schwankende gestützt, mehr als eine gebrochene aufgerichtet.

In diesem stillen und doch von edelster Thätigkeit ausgefüllten Leben hatte sich langsam Alles, was aufgeregt in ihr war, beruhigt, Alles, was getrübt war, geklärt. Der Wohlstand war gekommen. Sie hatte ihn dankbar hingenommen aus der Hand des Schicksals und freundlich mit ihrer Umgebung getheilt. Sie war wieder heiter geworden, hatte das Leben von Neuem lieben gelernt. Sie hatte ihren alten Kinderschlaf wieder gefunden.

Und so, wohlthuend und wohlthätig, war sie in ihr dreiunddreißigstes Jahr getreten, ohne auch nur noch einen Blick hinter sich zu werfen nach der verlorenen Jugend — nach der verlorenen Liebe.

Dann, plötzlich und unerwartet, an einem schönen, sonnigen Maitag, war der Ruhm zu ihr hereingestürmt, gewaltig, jubelnd — und ein wenig frech! Sie war als Siegerin hervorgegangen aus dem Kampf und konnte sich mit Stolz nach dem zurückgelegten Weg umsehen.

Noch vor einer Stunde hätte sie kaum zu sagen gewußt, was sie sich noch im Leben wünschen sollte — und jetzt war sie matt und elend wie nur je. Was war geschehen? — Nichts — Lydia war dagewesen. Was weiter? — Sie hatte von Bill gesprochen — nun, und wenn? — Es ging ihm gut — er hatte sich nach ihr erkundigt . . .

Sie trat an das offene Fenster, das auf einen Garten hinaussah. Draußen rauschten die Baumkronen leise und süß — das Laub war noch weich — fast wie im Frühling. Es schwebte wie eine von einer unsichtbaren Person ausgehende Zärtlichkeit durch die Luft.

„Und wenn er sich nach mir erkundigt hat," sagte sich Gertrud herb, „was kann's mir anhaben — für mich ist's vorbei. Er hat's nicht anders gewollt — und es ist vorbei. Ich habe mir mein eigenes Loos geschaffen — ich bin zufrieden mit meiner Existenz, kein Mensch soll mir nehmen, was ich

mir errungen habe! Ach . . . übrigens, was quäl' ich mich — ich bin die Schwester seines besten Freundes — er betrachtet mich als eine Art Vermächtniß, weiter nichts. Sobald er erfährt, daß ich keine Noth leide, wird er beruhigt sein und eine Andere heirathen. Ja, heirathen — eine Frau, die ihm Kinder schenken wird — süße, krausköpfige Kinder, die ihm ähnlich sehen."

Der Schweiß trat ihr auf die Stirn — „ja, so muß es kommen — darauf bin ich längst gefaßt! — Das wär' kein Unglück! — Nein, das nicht! . . . Vor was fürcht' ich mich?"

Ein feuchter, duftiger Dunst stieg aus dem Garten herauf, der schwermüthig süße Geruch sich üppig entfaltenden Pflanzenlebens; zwischen dem Rauschen der Blätter hörte man das Zwitschern der Vögel, die ihre Nester suchten. Der Aufschrei eines Finken weckte in ihrer Seele eine in der Erinnerung schlummernde Melodie. Ganz deutlich hörte sie's zwischen den Blättern rauschen:

„Ich hab' es Dir versprochen —
Ich harre treulich Dein! . . ."

Sie fing an, am ganzen Körper heftig zu zittern. „Nein, das wäre kein Unglück!" stöhnte sie — „nein, das nicht, nein! Aber wenn er jetzt vor mich hinträte und spräche: Gertrud! die ganzen langen Jahre habe ich nur an Dich gedacht, und wenn ich gearbeitet habe, mich gesorgt mit dem Einsatz meiner Gesundheit, meines Lebens, so war's, weil ich mir sagte: die Gertrud soll's doch noch einmal gut haben auf der Welt! Gertrud, willst Du mich? Gertrud, warst Du mir treu?"

Ihr war's, als höre sie die Worte neben sich sprechen, leise, aber ganz deutlich — sie hörte den Klang seiner Stimme, sie sah seine Augen, seinen siegesfroh zärtlichen Blick. Ihr fröstelte — wie höhnende Wonneschauer eines verscherzten Glücks glitt es über sie hin!

Sie warf sich auf ihr Bett nieder, versteckte den Kopf in die Kissen und ächzte. Ja, das wäre das Unglück — das Unglück!

Indessen saß Lydia, auf die Ankündigung des Diners wartend, im Hôtel Meurice vor einem Blatt sehr dicken Papiers und schrieb:

„Lieber Bill!

„Daß Gertrud von Glimm eine große Künstlerin geworden ist, habe ich Dir bereits gestern mitgetheilt. Ich schrieb Dir das Factum ganz roh, ohne Zubereitung. Jetzt muß ich noch Einiges hinzufügen. Ich habe Erkundigungen eingezogen über sie. Sie ist ein Engel — sie wird von ihrer ganzen Umgebung wie eine Heilige verehrt — conduite irréprochable, versichert man mir . . ."

Hier stockte Lydia's Feder . . . Hastig überflog sie das Geschriebene mit den Augen; dann, halb lachend, zerriß sie den Briefbogen.

„Conduite irréprochable — Erkundigungen . . . das nimmt er ja todtübel! — Unsinn, so geht's nicht!"

Sie zog einen frischen Briefbogen aus ihrer Mappe, tauchte die Feder von Neuem ein und ließ sie übers Papier fliegen.

„Lieber Bill!

„Ich war bei ihr — ich habe sie gesprochen. Sie ist schöner als je und nicht nur eine große Künstlerin, sondern ein Engel.

„Aber sie ist sehr böse auf Dich — will Dich nicht grüßen lassen und wird roth, wenn man Deinen Namen ausspricht.

„Daß sie noch ledig ist, schrieb ich Dir neulich. Komisch ist's, daß eine ihrer ersten Fragen nach Dir dem Umstand galt, ob Du Dich in derselben Lage befändest.

„Dies das Resumé aller meiner Beobachtungen. Gott segne Dich — Vogue la galère! Deine alte Lydia."

Diese inhaltsreichen Zeilen sandte Lydia sofort auf die Post und rieb sich innig vergnügt die Hände.

Das nannte sie den Dingen ihren freien Lauf lassen!

Gertrud hatte sich fest vorgenommen, Lydia auszuweichen. Dieses eine Frühstück, zu dem Lydia sie geladen und das sie in Anbetracht der Umstände nicht hatte gut ablehnen können, mußte sie freilich über sich ergehen lassen. Dabei aber sollte es bleiben. Von da an wollte sich Gertrud unter keiner Bedingung mehr aus ihrer Ruhe und ihren vier Wänden herauslocken lassen.

Aber die lebhafte Freundlichkeit und stürmische Energie Lydia's hatten bald alle guten Vorsätze Gertrud's über den Haufen geworfen.

Da Dick Grant am Tage nach seiner Auseinandersetzung mit Lydia im Hôtel Meurice — vielleicht aus Angst, in eine unerquickliche Angelegenheit mit hinein verwickelt zu werden — Paris verlassen hatte, so fehlte es seiner Cousine nun total an einer angenehmen Begleitung bei den verschiedenen Ausflügen, die noch auf dem Programm ihres Pariser Aufenthalts standen; und wenn Lydia sich mit der flehenden Bitte an Gertrud wendete, ihr aus der Verlegenheit heraus zu helfen, so konnte sie ihr füglich ihre Begleitung nicht versagen.

Gertrud's Wille war von jeher schwach gewesen, und Lydia's Energie im Durchsetzen ihrer Wünsche geradezu gewaltthätig. Sie stieß die Einwände, welche Gertrud schüchtern gegen gemeinschaftliche Vergnügungsunternehmungen vorbrachte, mit einem Strich ihres reich garnirten Sonnenschirmchens um.

Ehe sich Gertrud dessen versah, war sie schon jedesmal besiegt.

Von Bill war nicht mehr die Rede gewesen, das beruhigte sie sehr. Ihre Angst vor seiner andauernden Liebe erschien ihr bald als dünkelhafte Ueberspanntheit. Wenn man die Männer und das Leben einmal so gut kannte wie sie, wußte man, daß so etwas einfach nicht möglich war. Er hatte sich gewiß nur nach ihr erkundigen lassen aus Gewissenhaftigkeit, weil er sich nachträglich Skrupel machte, sie im Stich gelassen zu haben. Das war sonnenklar.

Und so fuhr sie denn mit Lydia nach Fontainebleau und freute sich an dem Sonnenschein und an der altmodischen Vornehmheit des zwischen grünen Wäldern schlummernden Städtchens.

Die beiden Freundinnen besahen miteinander das Schloß, das merkwürdige alte Schloß, das den Glanz Franz I. gesehen hat und jetzt dem Präsidenten der Republick zum Sommeraufenthalte dient. Der Präsident ist freilich bescheiden und zieht sich in ein oberes Stockwerk zurück, das, ehemals von der Suite glänzenderer Regierungsoberhäupter bewohnt, sich abseits von den historischen Räumen befindet — den Räumen, in denen man den Freundinnen die weltberühmten Primaticio's zeigte und den Tisch, an welchem Napoleon I. seine Abdication unterschrieben, und das Bett, das für Marie Antoinette geschnitzt worden war, und in dem später die Kaiserin Eugenie geschlafen hat.

Nachdem sie das Schloß besichtigt, gingen sie lange im Park spazieren und machten schließlich eine Fahrt durch den Wald. Sie übernachteten in einem Hôtel, das dem alten Schloß gerade gegenüber liegt — dem kleinen, wunderhübschen Hôtel de France et d'Angleterre, in dem jedes Zimmer nicht nur ein Muster von Comfort und anheimelnder Sauberkeit, sondern auch von wirklich gutem Geschmack, ausschließlich mit authentischen alten Möbeln aus der Zeit Ludwig's XVI. und des ersten Kaiserreichs ausstaffirt ist — den Möbeln, welche, in der luxuriösen Epoche des zweiten Kaiserreichs aus dem Schloß ausgemerzt und über die Gegend verstreut, von Madame Dumaine, der intelligenten Wirthin des France et d'Angleterre gesammelt und zum großen Theil hier vereinigt worden sind.

Den nächsten Tag machten sie einen Ausflug nach Barbizon.

Das Eis war gebrochen! — Von dem Augenblick an versuchte Gertrud keinen Widerstand mehr; für die paar Tage war's wirklich nicht der Mühe werth!

Aus den „paar Tagen" wurden vier Wochen, und als Lydia endlich ihre Absicht, abzureisen, ankündigte, war die Freundschaft der beiden im vollen Zuge, und die Trennung fiel Gertrud schwer. Zugleich sagte sie sich, es sei gut, daß es nun zu Ende war.

Aber es war nicht zu Ende!

Als Gertrud sich an dem heißen Julimorgen, an dem Lydia von Paris abdampfen sollte, auf dem Nordbahnhof einfand mit einem Strauß Rosen und einer Bonbonnière von Boissier, um von Lydia Abschied zu nehmen, sagte ihr Lydia, welche die Thränen in den Augen hatte: „Auf Wiedersehen — im November komme ich wieder nach Paris, und da müssen Sie mein Porträt malen!"

„Auf Wiedersehen!" murmelte Gertrud — aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen.

Der Schaffner fing an, die Thüren des Zuges zuzuschlagen — noch aus dem Fenster streckte Lydia der Freundin die Hand entgegen — „auf Wiedersehen im November — Weihnachten feiern wir zusammen!" rief sie. — Ein schriller Pfiff — in Dampfwolken eingehüllt, fuhr der Zug davon.

„Weihnachten feiern wir zusammen!" murmelte Gertrud, indem sie aus dem Bahnhof trat. — Sie stieg in einen Wagen und gab dem Kutscher ihre Adresse. Leicht und fröhlich rollte der Wagen über das glatte Asphalt hin. Aber Gertrud's Herz war plötzlich schwer geworden.

„Weihnachten feiern wir zusammen!" hatte Lydia gesagt — aber das war ja unmöglich! Seit drei Jahren verbrachte Gertrud den Weihnachtsabend immer mit Louise Moreau, die ihr seit jenem Tage, da sie aus der Bewußtlosigkeit ihres Nervenfiebers zum ersten Male die Augen geöffnet, getreulich in allen Lebensnöthen zur Seite gestanden, ihre beste Freundin und nützlichste Rathgeberin geworden war. Wie oft hatte Gertrud sie ihr leibhaftiges Gewissen genannt. Und nicht nur an Weihnachten — an jedem Tag, den Louise frei hatte, pflegten sie und Gertrud zusammen zu kommen.

Louise war Gertrud's festeste moralische Stütze geworden — wie an eine ältere, klügere Schwester klammerte Gertrud sich an dieselbe an.

In der Welt der großen Chimäre hatte Niemand etwas einzuwenden gefunden gegen Gertrud's Freundschaft mit Louise Moreau — im Gegentheil hatte man sie ihr hoch angerechnet. Was aber würde Lydia sagen gegen diesen vertraulichen Verkehr mit einer Gefallenen — ja, einer Gefallenen, die aus ihrer Vergangenheit kein Hehl machte, wenn sie auch nie darüber sprach.

Und selbst wenn Lydia, vom höchsten christlichen Standpunkt aus, sich entschließen würde, Gertrud's Verkehr mit der heroischen Krankenpflegerin nicht zu verdammen — was würde Louise Moreau sagen zu Gertrud's Verkehr mit der lebenslustigen, weltlichen Lydia Lyndhurst? — Was würde sie überhaupt sagen zu Gertrud's neuer Lebensweise?

Louise hatte von Gertrud verlangt, daß sie, der Welt und ihren Genüssen vollständig entsagend, ihren Lebenszweck in der Arbeit, ihre Erholung in der Wohlthätigkeit finden solle. In den ersten Zeiten ihrer völligen Zerknirschung hatte sich Gertrud diesen strengen Anforderungen willenlos gefügt. Aber als sie anfing zu gesunden, hatte ihre Natur begonnen, wieder den Freuden zuzustreben, die ihr der neu erworbene Wohlstand ermöglichte.

Louise hinderte sie, wo sie konnte, daran, diesen Versuchungen nachzugeben, und wenn Gertrud ihr entgegnete, daß die Dinge, welche sie sich gönnen wollte, doch nur unwesentlicher Natur seien, erwiderte sie immer: „Verzehre Deine Sehnsucht, so lange sie noch klein ist; wenn sie groß ist, verzehrt sie Dich!" Und Gertrud hatte ein wenig gemurrt, dann sich doch dem sittlichen Ernst der Freundin untergeordnet, ja sich schließlich gewundert, daß sie je anders als in deren Sinne hätte handeln wollen!

Als die Freundin im verflossenen Februar nach Kairo abgereist war, um sich dort anläßlich einer entsetzlichen Epidemie der Krankenpflege zu widmen, hatte sich Gertrud erst fürchterlich vereinsamt gefühlt, dann hatte sie aufgeathmet, als ob ein Druck von ihr genommen worden sei.

Ein Weilchen hatte sie dennoch an ihren Entsagungsgewohnheiten festgehalten. Als aber der Ruhm gekommen war mit seinem ganzen berauschenden Blendwerk, da hatte sie den Kopf verloren; sie war den einschmeichelnden Stimmen gefolgt, die sie zum Genuß, zur Freude zurückriefen. Und jetzt, wo sie zum ersten Male dazu kam, über sich nachzudenken, erschrak sie darüber, wie weit sie abgeglitten war von dem Wege, welchen sie mit Louise zu gehen pflegte.

Was würde Louise dazu sagen, daß sie dies gethan und jenes ...?

Sie wurde immer unruhiger und unruhiger. Plötzlich kam ihr ein Zorn gegen die Tyrannei Louise Moreau's; Louise war eng, war eine Fanatikerin, sagte sie sich. Sie wollte sich nicht von ihr lenken lassen wie ein Kind.

Einen Augenblick bereute sie es heftig, Louise Moreau ihr Geheimniß gebeichtet zu haben — sie hätte Lust gehabt, sich ganz los zu machen von ihr. Dann wieder überkam sie die Sehnsucht nach der Entfernten so stark, daß sie ihr hätte nachreisen mögen mitten in die Pest hinein. Sie hätte sich vor ihr auf die Knie werfen mögen wie in den Zeiten, wo ihr am Allertraurigsten zu Muthe gewesen war, den Kopf in ihrem Schoß bergen und ihr zurufen: „Ich weiß nicht mehr aus und ein — hilf Du mir!"

Ein heftiger Kopfschmerz fing an, sie zu plagen. Beim Gabelfrühstück, das Nana mit besonderer Sorgfalt bereitet hatte, konnte sie nichts essen. Nach der Mahlzeit legte sie sich ein wenig nieder. Sie war eben eingeschlafen, als ein scharfes Klingeln an der Thür sie weckte.

Aergerlich über die Störung richtete sie sich auf. „Was gibt's, Nana?" fragte sie durch die Thür.

„Ein Telegramm für Mademoiselle."

„Ein Telegramm?"

Nana brachte es ihr. Mit der Gleichgültigkeit der Großstädterin entfaltete sie es.

Ein heiserer Schrei entfuhr ihren Lippen — das Blatt flatterte zur Erde. „Louise Moreau heute früh an der Cholera gestorben. Brief folgt. Rédon."

Rédon war der Name des Arztes in dem Spital, dem Louise ihre aufopfernden Dienste geweiht hatte.

Sie war gestorben wie eine Heldin, wie eine Heilige. Der Arzt berichtete es in einem ausführlichen, von einem glühenden Eisen der Desinfection halber vielfach durchstochenen Brief, der acht Tage nach der telegraphischen Todesnachricht Gertrud zukam. Der Arzt konnte nicht Worte genug finden für die Tapferkeit und Unerschrockenheit, mit der sie ihren schweren Beruf ausgeübt, und für die Zartheit, die heitere Geduld, welche sie den Kranken unter den widerwärtigsten Verhältnissen zu zeigen nie aufgehört hatte.

Gertrud weinte um die Verlorene Tag und Nacht. Sie irrte herum wie eine Wahnsinnige; den alten, immer wieder auftauchenden katholischen Jugendgewohnheiten gemäß, flüchtete sie in die Kirchen und stieß sich die Stirn gegen die Altarstufen wund. Sie begriff nicht mehr, daß sie einmal aufrührerische Gedanken gegen die Abwesende gehegt — die ganze Welt war dunkel und leer geworden für sie. Immer wieder wollte sie nach der festen Hand greifen, die sie so liebevoll, wenn auch streng durchs Leben geleitet hatte.

Aber die Tage vergingen — und der Schmerz stumpfte sich ab — ganz leise — allmälig . . . ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon gab. Sie fing an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß Louise Moreau todt war. Aber die Leere, welche durch ihr Hinscheiden in Gertrud's Seele entstanden war, die blieb, und diese Leere wollte ausgefüllt werden.

Vier Wochen waren vergangen; Gertrud fing an, sich von Neuem in ihrem Leben zurecht zu finden; ihre innere Unruhe hatte sich gelegt. Sie dachte gar nicht mehr an Lydia Lyndhurst und nicht mehr von früh bis Abend an Louise Moreau, als etwas eintrat, was abermals Alles umstürzte, was sich indessen mühsam in ihr gefestigt hatte.

Lydia, deren ersten Brief Gertrud nicht beantwortet hatte, schrieb ein zweites Mal, und zwar theilte sie Gertrud mit, daß sie Lindenheim, welches wegen seiner altmodischen Winkligkeit von Frau Ferdinand von Zoller schon Jahre lang verschmäht wurde, gemiethet habe und Ende August mit Sicherheit auf Gertrud's Besuch rechne.

Eine rasende Aufregung bemächtigte sich Gertrud's; die Sehnsucht nach der Heimath rüttelte ihr an jedem Nerv.

Lindenheim! . . . es noch einmal sehen! — es wirklich noch einmal sehen! . . . Sie verging vor Seligkeit, vor schwindelnder, zum Himmel jauchzender Seligkeit bei der bloßen Vorstellung! — Dann plötzlich durchzuckte sie die Erinnerung an Louise Moreau!

„Was würde sie sagen? Entsetzt wäre sie bei dem bloßen Gedanken daran, daß ich dieser Verlockung, die ihr als die gefährlichste Versuchung erschien, nachgeben könnte!"

Und plötzlich erinnerte sie sich, daß Louise Moreau todt war, und es kam wie ein Gefühl der Erleichterung über sie bei dem Gedanken, daß sie vor dieser strengen Richterin sich nicht mehr werde verantworten müssen. Gleich darauf schämte sie sich ob dieses Gedankens.

Sie fing an, unruhig auf und ab zu gehen. Unwillkürlich gedachte sie der Worte Louisens: „Verzehre Deine Sehnsucht, so lange sie noch klein ist, läßt Du sie erst groß werden, verzehrt sie Dich!"

Sie durfte ihr Heimweh nicht groß werden lassen! Sie eilte zu ihrem Schreibtisch, um Lydia's Brief sofort abschlägig zu beantworten! Aber als sie die Feder in die Hand nahm, lag diese wie Blei zwischen ihren Fingern — sie konnte sie nicht über das Papier hinschleppen. — Sie brach in heftiges Schluchzen aus.

Um ihre Gedanken von Lindenheim abzulenken, versuchte sie zu arbeiten. Aber sie malte nur so aus dem Handgelenk heraus, Herz und Kopf waren nicht dabei, und sie brachte nichts Ordentliches zu Stande. Da warf sie den Pinsel weg, wie sie die Feder weggeworfen hatte und entschloß sich, einen kleinen Ausgang zu machen und bei der Gelegenheit ein Geschenk für Boschka einzukaufen, mit der sie noch immer in freundschaftlichster Correspondenz stand, und die demnächst ihren Geburtstag feiern sollte.

Boschka befand sich nicht in brillanten Vermögensverhältnissen, aber ihr Mann verdiente immerhin genug, um sie beide anständig zu ernähren, und hier und da fiel auch noch etwas ab auf eine gemeinschaftliche Reise. Gewöhnlich freilich reiste der Mann, welcher Correspondent bei einem Prager Blatte war, das die czechischen Interessen in deutscher Sprache vertrat, allein.

Seine häufigen Abwesenheiten trugen, wie Boschka Gertrud in ihren Briefen oft versichert hatte, nur dazu bei, die Verträglichkeit der beiden Eheleute zu

sichern. „Wir schreiben uns häufig und telegraphiren uns manches Mal. Damit helfen wir uns ganz gut über unsere langen und häufigen Trennungen hinaus, und wenn die beiden Kameraden dann schließlich wieder zusammenkommen, haben sie einander um so mehr zu erzählen und freuen sich recht sehr an einander und an ihrem hübschen Heim!" So berichtete Boschka.

Nach den Photographien zu urtheilen, welche die junge Slavin Gertrud gesandt hatte, mußte das Heim ganz reizend sein, und seine Ausschmückung während der häufigen Abwesenheiten des Gemahls machte Boschka's hauptsächliche Beschäftigung aus. Kinder hatte sie nicht, fügte sich aber in diesen Umstand mit demselben vergnügten Idealismus, mit dem sie von jeher das Kupfer ihres Lebens in Gold umzuwandeln verstanden hatte. Diese Art Alchemie schien ihr bei ihrer neuen Existenz recht sehr zu statten zu kommen, da es in ihrem Leben nicht nur an eigenen Kindern, sondern an verschiedentlichem Anderen zu fehlen schien.

Es war Nachmittag. Gertrud verfügte sich in den Bon marché und wählte zwei sehr hübsche Kleider für Boschka aus. Nachdem sie das Nothwendige für die sofortige Absendung dieses Angebindes veranlaßt, machte sie noch einen Weg in eine entlegenere Straße, um eine kranke Malerin zu besuchen und zu zerstreuen.

Erst gegen Abend kehrte sie in ihre Wohnung zurück. Dort trat ihr Nanä mit rothgeweinten Augen und einer schwarzen Schürze entgegen.

„Was gibt's, Nanä?" rief Gertrud.

„Die arme kleine Caroline — das Kind meiner Nichte, ist heute in Sommerive ertrunken!" schluchzte Nanä.

„Um Gotteswillen!" stieß Gertrud aus und sank auf den ersten Stuhl zusammen, der ihr zu Händen kam. „Wie ist das zugegangen?"

Ja, wie! Das Heimweh hatte den armen Wurm umgebracht.

Eine Verwandte aus Sommerive war nach Paris gekommen, das Todtenhemdchen für das Kind zu besorgen und Nanä aufzufordern, dem Begräbniß beizuwohnen. Durch sie hatte Nanä erfahren, wie Alles zugegangen war.

Vor beiläufig einem Jahre hatte die Mutter sich verheirathet und bei diesem Anlaß ihr armes, uneheliches Kind, das der Mann bei sich nicht dulden wollte, einer Verwandten in Kost gegeben in ein Dorf an dem Ufer der Oise. Sommerive, welches die Mutter von da an bewohnte, lag am jenseitigen Ufer desselben Flusses. Das Kind war Anfangs über die Trennung außer sich gewesen, hatte sich aber beruhigt, bis vor Kurzem die Mutter es besucht und ihm Spielzeug und Kuchen mitgebracht hatte. Da, als die Mutter hatte fort wollen, hatte sich das Dirnlein ihr an die Röcke gehängt und geschrieen und geweint und himmelhoch gebeten, das Mütterchen möge es nach Hause mitnehmen. Um es zu beschwichtigen, hatte die Mutter ihm versprochen, in drei Wochen, wenn Jahrmarkt sei in Sommerive, würde sie kommen, es abzuholen. Und vorgestern hatte der Jahrmarkt angefangen in Sommerive, und da hatte die kleine Caroline geschäftig ihre besten Kleider in ein kleines Bündel zusammen gepackt und allen Leuten erzählt, heute käme das Mütterchen sie holen, heute würde sie hinüberfahren nach Hause, zur Fête von Sommerive!

Und zehnmal des Tages war sie zur Fähre gelaufen, mit der die Mutter kommen mußte, da es keine Brücke gab über den Fluß. Aber die Mutter war nicht gekommen!

Noch spät am Abend war die Kleine hinaus gelaufen zum Fluß und hatte hinüber gespäht, dorthin, wo die Lichter der Jahrmarktsbuden schimmerten, und hatte gehorcht auf das lustige Klingeln und Schmettern der Musik, und hatte nicht begreifen können, warum die Mutter nicht kam.

„Sie hat zu viel zu thun am ersten Tage des Festes," hat sie ihren kleinen Freundinnen erklärt und dann hinzugesetzt: „Morgen kommt sie gewiß."

Und ehe sie sich in ihrem Bettchen ausgestreckt am Abend, hatte sie ihr Bündel neben sich gelegt, um es nicht zu vergessen, wenn die Mutter sie ganz früh am Morgen holen kommen würde.

Aber die Glocken läuteten Mittag, und die Mutter war nicht gekommen — und das Kind war wie verrückt geworden vor Heimweh. Es hatte nicht essen, nicht spielen wollen, sondern nur beständig den Kopf gewendet und gehorcht — „kommt die Mutter nicht?" so daß die alte Verwandte, bei welcher es untergebracht war, es am liebsten selbst hinübergeführt hätte nach Sommerive. Aber sie wagte es nicht. Denn wenn es irgendwie gegangen wäre, hätte die arme Mutter das Kind gewiß nicht im Stiche gelassen.

Die Schatten fingen an lang zu werden, und die Oise zog sich wie ein breites, goldenes Band durch die Wiesen bei Sommerive. Da ging die alte Verwandte ein paar Besorgungen machen, und dabei verlor sie das Kind aus den Augen. Zuletzt hatte sie es noch gesehen, wie es am Rand des Flusses hin und her schritt und mit vorgestrecktem Hälschen hinüber horchte nach der Musik. Die Ufer waren an jener Stelle seicht — Besorgnisse hatte die alte Muhme nicht gefühlt, nur schreckliches Mitleid mit dem Kinde. Auf das, was kommen sollte, war sie ganz unvorbereitet gewesen.

Das Kind war zum Fährmann gegangen und hatte denselben gebeten, es hinüber zu führen. Um es abzuweisen, hatte der Fährmann ihm erwidert: die Ueberfahrt koste sechs Sous.

Caroline war in Thränen ausgebrochen, weil sie nicht mehr als vier Sous besaß. Armer Wurm!

Da der Fährmann ihren Bitten nicht nachgeben wollte, hatte sie ihm schließlich gedroht: „Wenn Ihr mich nicht fahrt, so schwimme ich hinüber!"

Das hatte er nicht ernst genommen.

Was dann in ihr noch vorgegangen war, konnte man nur errathen.

Wie es schien, hatte sie es richtig versucht, hinüber zu schwimmen — ein Schiffer hatte ihr blondes Köpfchen im Strom schimmern sehen; als sie die Mitte der Oise erreicht, hatten ihre Kräfte versagt — sie hatte versucht, umzukehren — es war zu spät — weder das eine noch das andere Ufer hatte sie mehr zu erreichen vermocht — eine Strömung hatte sie hinweggerissen — und nun war sie todt . . . . .

Nach Dem, was man der Nanä mitgetheilt, war die Mutter völlig fassungslos vor Schmerz, und die Nanä bat ihre junge Herrin um einen freien Tag, damit sie dem Kinde das letzte Geleit geben, eine Hand voll Erde werfen

könne auf dessen Sarg. Sie war schrecklich erschüttert, die arme, alte Nanä, von dem Tode des Kindes.

„Mademoiselle muß verzeihen, daß ich ihr das Alles so ausführlich erzählt habe — aber das kleine Ding war meine ganze Freude, und ich zählte die Jahre, bis ich sie in Paris würde irgendwo in die Lehre geben können. Aber meine Nichte ist an Allem schuld, die arme dumme Rose! Als damals das Kind kam, war's natürlich ein Unglück; aber als es sich so reizend herauswuchs und so brav und klug und zärtlich wurde und auch noch bildhübsch dazu, da war's dann wieder ein so großes Glück, daß sie für ihr ganzes Leben hätte zufrieden sein und nur an das Kind denken können. Und Jahre lang ging's auch ganz gut — sie hielt sich tapfer und arbeitete wie ein Pferd und war lustig und guter Dinge, und alle, die sie kannten, hatten sie gern. Man nannte sie ‚Madame aus Höflichkeit, und keiner kümmerte sich darum, ob ihr der Titel wirklich gebühre oder nicht. Da plötzlich kommt der lange Tischler und verliebt sich in sie und will sie heirathen. Und sie mag ihn eigentlich nicht, ist aber wie behext von dem Gedanken, wieder eine ehrbare Frau zu werden. Ich hab' ihr abgerathen — es nützte nichts — und was hatte sie davon? — daß ihre neuen Verwandten auf sie herunter gesehen haben, daß man aufgewühlt hat, was längst vergessen war — daß sie sich hat für das Kind schämen müssen und . . . daß es gestorben ist. Man muß bei Einem bleiben im Leben — und nicht an Sachen herumflicken, die nicht zu flicken sind!"

Nachdem die Nanä Gertrud das Essen aufgetragen hatte, ging sie. Sie wollte noch mit dem Abendzug nach Sommerive, da das Kind den nächsten Morgen früh begraben werden sollte.

Gertrud legte sich bald schlafen. Was sollte sie anders mit sich anfangen. Es war schwül — sie ließ die Fenster ihrer Schlafstube offen. Von unten tönte das Rascheln und Säuseln der Blätter aus dem Garten zu ihr herauf — ein zischelnder dürrer Laut.

Die Blätter waren trocken und welk — das Laub wird so bald welk in der Stadt. In Sommerive war das Laub gewiß noch frisch, und wenn die Nachtluft durch die Bäume strich, da rauschte es sanft und weich, daß es einem schmeichelnd durch die Seele glitt, wenn man es hörte. In Lindenheim war es sicherlich auch so! — Ob die Bäume wohl noch gewachsen waren in Lindenheim? fragte sie sich plötzlich. Der Hochsommer war immer schön in Lindenheim. An den heißesten Tagen gab es dort schattige, kühle Plätze, vor denen ein Springbrunnen plätscherte und zu denen der Rosenduft herüberzog.

O dieser Rosenduft! — wie süß war er im Sommer; aber auch der Herbstrosenduft, in den sich der Geruch der ersten trockenen Blätter mischte, die der Regen benetzt hatte, und auf die nun die Sonne schien — auch feuchtes Moos, auf das Sonnenstrahlen fielen, duftete süß.

Die kleine Caroline war todt! — Das Heimweh hatte sie umgebracht, und Gertrud weinte plötzlich krampfhaft darüber, daß die kleine Caroline todt war, und daß das Heimweh ihren Tod herbeigeführt hatte. Sie sah das Kind

vor sich, wie es hülflos und traurig herumirrte am Ufer des Flusses und sehnsüchtig horchte auf die Jahrmarktsmusik, die von drüben zu ihm herüber tönte und es lockte. Jeden müden und aufgeregten Herzschlag des Kindes lebte Gertrud ihm nach, die bunten Jahrmarktsbuden schimmerten ihr vor den Augen.

Arme kleine Caroline! — 's war nicht der Jahrmarkt, der sie gelockt hatte — hinter dem Jahrmarkt war das Heim gewesen — war die Mutter — die kleine Caroline hatte gehofft, sich in das Heim hineinschmiegen zu dürfen an der Hand der Mutter, die Mutter würde ihr über den Kopf fahren, weich und warm, hatte sie gehofft — so am Hälschen und über die Ohren hin . . . . .

Wie lange hatte Niemand mehr Gertrud liebkosend angefaßt! — Sie begriff, wie sich das Kind sehnte nach der Berührung einer weichen, warmen Hand . . . . .

Das bunte Gewirr der Jahrmarktsbuden mit ihrem Goldflitterschimmer und ihrem Schmuck von dreifarbigen Fahnen verschwamm vor Gertrud's Blicken; hohe alte Lindenbäume wuchsen aus den Dächern der Buden heraus, die flache, billige Musik ging unter in dem schwermüthigen Rauschen der Lindenkronen, und aus dem bald hell aufschimmernden, bald ernst nachdunkelndem Grün der Blätter, die ein linder Hauch bewegte, ragte das grünlich abgetönte Dunkelroth eines Mansardendaches, das mit halbrunden Ziegeln gedeckt war . . . . .

O! wie schön das war, und wie sie sich danach sehnte! — Aber als sie hin wollte, da sah sie vor ihren Füßen einen Strom, der war breit und braun und trug allerhand zerbrochenes Geräth mit sich, wie die Ströme im Frühling, wenn sie ihre Ufer überschwemmen und tückisch mitgerissen haben, was ihnen Widerstand bietet. Und sie irrte hin und her und wußte nicht, was zu thun — und der Strom wurde breiter und netzte ihr die Füße.

Von drüben lockte die Heimath . . . da sprang sie in die braune, trübe Fluth — sie schwamm und schwamm, mit ihrer ganzen Kraft drängte sie sich vorwärts. Schon sah sie die grünen Ufer grüßen — aber der Strom wurde breiter und verschlang das Grün. Da erfaßte sie eine rasende Angst — keine Ufer waren mehr zu sehen, weder hüben noch drüben — nichts als Wasser, braunes, tosendes Wasser unter einem niedrigen, grauen Himmel. — Sie schrie auf — in kaltem Schweiß gebadet erwachte sie. — — —

„Das Heimweh hat sie umgebracht!" und dann . . . „man soll nicht zu flicken versuchen, was nicht zu flicken ist!" So klang es ihr beständig durch die Seele. Die ersten Worte nahmen sich fast wie eine Lockung, die zweiten nahmen sich wie eine Warnung aus. Das Heimweh in ihrem Herzen lag eng verschlungen mit einer kalten, harten Trostlosigkeit.

Die Sehnsucht wurde stärker und stärker, sie vergiftete ihr ganzes Sein. — Des Nachts fuhr sie mitunter plötzlich auf aus ihrem fiebrigen Halbschlaf — ihr war's, als höre sie die Hähne krähen aus dem Wirthschaftshof in Lindenheim — melancholisch, gedehnt und etwas heiser in den weißlichen, glanzlosen Morgen hinein, und an ihren Fenstern hingleitend das träumerische

Streicheln und Rauschen der thauschweren Clematisranken. — Wie gut sie den Laut kannte! — — —

Sie suchte das zwischen Blumenranken blaßgrün gestreifte Tapetenmuster ihres alten Lindenheimer Schlafkämmerchens auf der Wand. — Da erblickte sie statt dessen eine uneingerahmte Actstudie. Sie erwachte aus ihrer Verwirrung und vergrub das Gesicht stöhnend in ihre Kissen.

Einschlafen konnte sie nicht mehr, ihre Haut brannte wie Feuer, und in ihren Gliedern war die Unruhe derer, die beständig fliehen möchten.

Sie sprang aus dem Bett und riß das Fenster auf. — Durch den Laubduft, der aus dem Garten unter ihren Fenstern drang, strich schwach, aber wahrnehmbar der Geruch frisch aufgewühlten Straßenkehrichts — der Morgengeruch der Großstadt, die sich säubert.

Mit Ekel kehrte sie sich ab. — Sie dachte an die unberührte Frische eines Sommermorgens in Lindenheim. Oft hatte sie die aufgehende Sonne dort nicht begrüßt, aber doch manchmal, wenn sie ihren Bruder auf die Jagd begleitet hatte, oder auch wenn es ungewöhnlich früh eine Reise anzutreten galt, und dann war es jedesmal wunderschön gewesen, so friedlich und verheißungsvoll, fast wie ein Gottesdienst. Und als schließlich der Moment gekommen war, wo sich Licht und Schatten theilten, die Dämmerung, mit durchsichtigen Schwingen davonhuschend, ihre weißlichen Schleier hinter sich her zog und die ganze Erde wie mit flimmerndem, funkelndem Gold bedeckt erschien, in das lange, ernste Schattenstreifen hineindunkelten, da hatte sie jedesmal die Hände gefaltet in einem Entzücken, das sich unwillkürlich zu dankbarer Andacht gestaltete.

Ach, wenn sie nur noch einmal einen Sonnenaufgang hätte sehen können in Lindenheim!

Wie widerlich er war, der staubige, faule, gährende Geruch des Großstadtmorgens! An was er sie erinnerte! — Von Neuem warf sie sich auf ihr Lager und stieß mit dem Kopfe gegen die Wand. Das Heimweh zehrte an ihr wie eine schwere Krankheit.

Anfangs September erhielt sie eine neue dringende Einladung von Lydia und zugleich von Boschka einen Brief, in welchem sich diese mit Enthusiasmus für das ihr gesandte reizende Geburtstagsgeschenk bedankte und Gertrud dringend einlud, sich ihr böhmisches Heim anzusehen und ein paar Monate — so lange sie es überhaupt aushielte — bei ihr zu verbringen. Gertrud entschloß sich zu einem Compromiß.

Sie wollte sich nur ganz kurz, höchstens ein bis zwei Tage, aufhalten in Lindenheim auf ihrem Wege nach Böhmen.

Menschen wie sie brauchen immer einen Vorwand zur Capitulation, und das Schicksal hatte ihr den Vorwand verschafft.

„Vor Bill brauche ich mich nicht zu fürchten," sagte sie sich noch den nächsten Tag beim Einpacken, „der muß von Lydia erfahren haben, daß ich lebe und daß ich ledig bin. Wenn er noch an mich dächte, hätte er mir längst geschrieben — oder an meine Thüre geklopft. Ich wäre vor ihm in Lindenheim sicherer als in Paris."

„Hanau — Hanau!“ schreit der Schaffner durch die dumpfe, unbewegte Spätsommerluft. Es ist gegen neun Uhr Abend. Diener und Wagen haben sie abgeholt. Der Diener hat ihr ein Billet Lydia's gebracht. Sie öffnet es hastig, nichts Wichtiges, nur ein freundliches Begrüßungswort, weiter nichts.

„Liebe Gertrud!

„Willkommen, tausendmal willkommen in Lindenheim. Ich erwarte Sie an der Schwelle der Heimath — weiter tragen mich heute meine Kräfte nicht. Ein Kuß und auf baldiges Wiedersehen. Ihre Lydia.“

An der Schwelle der Heimath! der Heimath!

Sie hat das Billet in ihre Tasche gleiten lassen — der Diener ist auf den Bock gesprungen — die Pferde traben an.

Durch die geheimnißvoll flüsternde alte Lindenallee rollt der Wagen an dem alten grauen Landgrafenschlößchen vorbei, dessen seltsame Rococoschnörkel phantastisch über ein schwarzes Eisengitter hinübersehen.

Wie eigenthümlich ihr zu Muthe ist! ... beklommen ... eines Wunders gewärtig. Was erwartet sie wohl? — Daß sie ihr altes unberührtes „Ich“ wiederfinden und Alles nur ein böser Traum gewesen sein möchte, aus dem sie nun endlich — endlich erwacht — in der Heimath.

Durch eine Allee von alten Apfelbäumen rollt jetzt der Wagen.

Hanau liegt hinter ihr. Rings herum zieht sich die träge Ueppigkeit der Wetterau, auf der, durch feuchte Dünste schimmernd, das Licht des Vollmonds ruht. Wie flüssiges Silber schimmert's in der Luft; Alles verklärend, nichts verbergend, zieht's über die schlummernde Landschaft hin.

Die Farben sind abgetönt, nicht ausgelöscht, in den weißlichen Duft hinein glänzt das nasse Grün der Wiesen, das Stahlblau der sich durch ihre saftige Ueppigkeit hin und her krümmenden Ridder. Das fiedrige Grau der um wunderlich verschnittene alte Stämme schimmernden Weidenblätter unterscheidet sich deutlich von dem dunkleren, dichteren Laub der Erlen, welche, mit den Weiden abwechselnd, an verschiedenen Stellen die Ufer des Flüßchens beschatten. Das schwärzlich verwischte Gold der Stoppelfelder hebt sich scharf ab gegen die großen Flächen von hochragendem, saftigen, grünen Rübenkraut, sogar die eng an einander geschmiegten Aepfel vermag man zu erkennen zwischen dem dichten Geäst der alten Bäume, das seine schwarz gezackten Schatten über die Straße wirft.

Aus der Apfelallee mündet der Wagen in einen Waldweg ein. Der süße Athem des feuchten Waldmoders mischt sich mit Harz- und Kiefernduft. Wie rostiges Kupfer glänzend, verlieren sich die hohen Stämme in dem Dunkel der ernsten, breiten Kieferkronen, dazwischen, von durchsichtigem, vorspringendem Geäst verschleiert, schimmert das Blau des Nachthimmels auf. In den seichten Straßengräben glänzt das Wasser zwischen den sperrartig in die Höhe starrenden Binsen, über die wilde Rosenbüsche ihre gebogenen Aeste neigen.

Und immer noch dasselbe flüssige Silber durch die Luft schwebend, am Boden hinschleichend, die Stämme der Kiefern umschlingend mit geheimnißvollen, regenbogenfarbig umsäumten Schleiern — und über Allem, brennend schaurig, verheißungsvoll und schreckhaft, derselbe gespenstige Erlkönig-Zauber!

Näher . . . näher . . . Der Wald liegt hinter ihr.

Von Neuem breitet sich die Ebene vor ihr aus, und dort, inmitten eines großen, dunklen Flecks — der weiße Streifen, aus dem rothe Lichter herausglühen — unter einem schwerfälligen, mächtigen Mansardendach — das ist . . . nein, nicht möglich! . . . das ist Lindenheim!

Gertrud's Herz pocht laut. Sie stellt sich im Wagen auf, um besser zu sehen, und sinkt sofort wieder athemlos und am ganzen Körper zitternd zurück.

Trapp, trapp, trapp! . . . Wie weit der Weg ist — wie endlos weit — und doch wie nahe, wie schrecklich nahe ist die Heimath! — Ein altmodischer Ziehbrunnen — ein schwarzer Teich mit Silberrand — dann ein schlafendes Dorf mit hochgiebligen Häusern, aus deren braunen Riegelwänden die Fenster klein und schmal wie Schießscharten herauslugen. Das Schloß ist ganz nahe, jetzt dauert's keine drei Minuten mehr.

Quer über den Marktplatz fährt der Wagen — es ist Alles still — kein Mensch zu sehen noch zu hören, nur die Hunde schlagen an, durch das Rollen des Wagens aufgeschreckt.

Gertrud schluchzt.

Der Kutscher nimmt eine stramme Haltung an, die Pferde greifen flotter aus. Zwischen zwei Reihen mächtiger, alter Kastanien rollt der Wagen jetzt in ein weit geöffnetes Thor — er hält vor dem Schlosse.

Auf den Vorhof — in den Schatten, den das altmodische Gebäude vor sich hinwirft, strömt eine Fluth von Licht aus einem weit geöffneten Portal. Singende Stimmen schlagen an Gertrud's Ohr — deutlich vernimmt sie die Worte:

„Bist Du bleich, so bist Du rein,
Bleich muß alles Ende sein!"

Drei Damen und ein Herr, dessen Tenor offenbar eine Altpartie ersetzt, umstehen einen Flügel. Plötzlich tritt Lydia aus der Gruppe heraus. „Willkommen, tausendmal willkommen!" ruft sie, auf Gertrud zueilend. — „Wie habe ich nur die Ankunft des Wagens versäumen können! Wir waren so vertieft in das Einstudiren von Schumann's Frauenquartetten. Ich habe den Wagen später erwartet. Aber kommen Sie, liebe, liebe Gertrud. Heute stell' ich Ihnen Niemanden vor, Sie müssen gleich hinauf in Ihre Wohnung."

Matt und schwindlig folgt Gertrud der gastfreundlich voraneilenden Lydia die alte Treppe hinan, um deren dunkle Eichenstufen der Geruch von altem Holzwerk schwebt. In ihre Seele klingen noch immer die Worte nach: „Bist Du bleich, so bist Du rein . . . rein."

Indessen hat Lydia den Corridor oben erreicht, und die Thüre von Gertrud's altem Zimmer öffnend, ruft sie:

„Kein Gast, liebe Gertrud — nicht wahr — kein Gast — eine Heimgekehrte!

(Schluß folgt.)

Jacobo Zobel de Zangróniz.

Ein Lebensbild aus der jüngsten Vergangenheit der Philippinischen Inseln.

Von

E. Hübner.

[Nachdruck untersagt.]

II. Manila (1864—1875).

(Schluß.)

Ich unterlasse es, die zahlreichen folgenden Briefe, die mir Zobel aus seiner übrigens leichten Haft geschrieben hat, wörtlich mitzutheilen, so interessante Einzelheiten sie enthalten. Wie er, rechtzeitig gewarnt, sehr leicht vor der Haft die Colonie hätte verlassen können; wie man ihm gerathen habe, sich unter den Schutz des deutschen Consulats zu stellen; was er absichtlich Alles unterlassen habe, im Vertrauen auf sein reines Gewissen und im Bewußtsein seiner treuen Anhänglichkeit an Spanien und die Colonie. Inzwischen wurde von seinen Widersachern Alles aufgeboten, um seine Verurtheilung zu erreichen. Drei Richter hinter einander, die ihm oft seine demnächst bevorstehende Freilassung angekündigt hatten, da sich durchaus nichts ergeben habe, was die Haft rechtfertigen könnte, mußten aus verschiedenen Gründen ihren Posten verlassen. Die Abberufung des Generalgouverneurs und seiner Helfershelfer stand bevor; der neue zweite Chef war schon unterwegs. Trotz der telegraphischen Anweisung von Seiten der Regierung in Madrid, die beiden Gefangenen freizulassen, falls sich nichts Gravirendes gegen sie ergäbe, blieben sie in Haft. Die Perioden des Abgangs und Antritts der Generalgouverneure galten für besonders gefährlich, wo es sich, wie hier, um Rechenschaftsablage für Geschehenes oder das Beiseitebringen unangenehmer Vorfälle handelte. Eine erneute Darlegung des Sachverhaltes, die Zobel an den früheren zweiten Chef, General Blanco Valderrama, absendete, zur Information für die Regierung, konnte erst nach Monaten Erfolg haben. Inzwischen aber war zu befürchten, daß, wie zufällig, eine Wendung eintrete, durch die das Leben der beiden Gefangenen in unmittelbare Gefahr gerieth. Zobel kannte Vorgänge

aus früherer Zeit, bei denen von den Generalgouverneuren auf Cuba wie auf den Philippinen sehr kurzer Prozeß gemacht worden war. Der sonst unerschrockene Mann liebte doch das Leben zu sehr, um es noch länger wegen eines ganz ungegründeten Verdachtes auf das Spiel zu setzen. Die Lage der Gefangenen hatte sich in der That derart verschärft — Zobel bezeichnete sie in einem späteren Briefe mit dem Spanischen estar en capilla, von den Verbrechern, die vor der Hinrichtung beichten —, daß er in einem Briefe vom 13. November 1874 mich bat, wohl sich dessen bewußt, was er damit thue, ich möchte versuchen, durch das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches die spanische Regierung zur telegraphischen Sistirung des Verfahrens zu veranlassen. Geschehen könne dies durch eine Erklärung des Auswärtigen Amtes an die spanische Regierung des Inhaltes, daß sie mit Zobel nie auch nur den geringsten Verkehr gehabt habe, daß also alle darauf gerichteten Beschuldigungen hinfällig seien. Den ausreichenden Anhalt für eine solche, an sich ja kaum mögliche Einmischung in die Justizpflege eines fremden Landes bot der inzwischen bekannt gewordene Umstand, daß der Generalgouverneur die deutsche Regierung in Telegrammen und schriftlichen Berichten nach Madrid direct beschuldigt hatte, eine rechtzeitig entdeckte Verschwörung, zu ihren Gunsten und gegen die spanische Regierung gerichtet, unterstützt zu haben. In ähnlichem Sinne hatten sich inzwischen Zobel's Verwandte an den jungen König Alfons XII. selbst gewendet. Es gelang mir ohne Mühe, durch Vorlegung aller Schriftstücke mit Hülfe der ebenso einsichtigen wie bereitwilligen Beamten des Auswärtigen Amtes eine umgehende Mittheilung nach Madrid zu erlangen, worin das Grundlose dieser Anklage ausgesprochen wurde. Der Erfolg auch dieser Schritte, der nicht ausblieb, konnte in Manila natürlich nicht gleich bekannt werden. Da sich in seiner Lage nichts änderte — im Gegentheil, sie wurde immer kritischer —, so telegraphirte Zobel mir am 9. Januar 1875, ich möchte nun unverzüglich versuchen, durch das deutsche Auswärtige Amt die spanische Regierung zur telegraphischen Anordnung seiner Freilassung zu veranlassen; das Telegramm traf jedoch, da es zu Schiff nach Hongkong befördert werden mußte, erst am 29. hier ein. Schon am folgenden Tage, am 30. Januar 1875, konnte ich zurücktelegraphiren, daß die spanische Regierung die Suspension jeder Urtheilsvollstreckung bis auf Weiteres angeordnet habe. Gleichzeitig hatte ich ein Schreiben an den damaligen Conseilpräsidenten der Regierung in Madrid, Herrn A. Cánovas del Castillo, gerichtet, denselben, der auch jetzt wieder das Steuerruder des Staatsschiffes lenkt. Seit Jahren durch wissenschaftliche Beziehungen ihm bekannt, bat ich ihn um seine Intervention für den jungen Gelehrten, der berufen schien, seinem Vaterlande noch viele und große Dienste zu leisten. Ein freundliches Antwortschreiben vom 25. Januar bestätigte die zu Zobel's Gunsten geschehenen Schritte. Wenn auch damit die unmittelbare Gefahr für Leben und Eigenthum beseitigt war, so zog sich doch das Gerichtsverfahren durch beide Instanzen noch wochenlang hin. Erst am 21. März, also genau sechs und einen halben Monat nach der Verhaftung, erlangte er seine Freilassung, vorläufig ‚ohne jede Garantie'.

Zwar hatte die verhältnißmäßig leichte Haft seiner Gesundheit nicht geschadet; im Gegentheil, die ruhige und gleichmäßige Lebensweise war ihm im Ganzen förderlich gewesen. Aber was sein reger Geist in jenen Monaten für Pläne gefaßt, welche Enttäuschungen er durchlebt, welche Entsagung zu üben er gelernt hat, davon geben selbst seine vertrauten Briefe aus jener Zeit nur eine annähernde Vorstellung. Es lag nahe, daß er zunächst an Erholung auf einer Reise nach Europa dachte, wobei der Gedanke, im Mutterlande sich die volle Genugthuung für das Erlittene zu verschaffen, bedeutsam mitwirkte. Aber es sollte zunächst anders kommen. Seit sieben Jahren kannte er die junge Tochter eines der ersten spanischen Industriellen in Manila wie eine jüngere Schwester, ohne daß sie gegenseitig ihr Herz entdeckt hatten. Kein Wunder, daß es jetzt geschah, zumal der Proceß noch nicht zu Ende war. Wer die Bedeutung kennt, die das Wort „morgen" (mañana) — nicht heute — in Spanien in allen Dingen hat, wird sich nicht darüber wundern. Erst im Juni erhielt er die Erlaubniß zur Abreise und im August konnte er, nach Erledigung endloser Formalitäten — er zog sich damals von der activen Theilnahme am Geschäft zurück, das, von Deutschen geleitet, weiter blüht —, endlich eine fünfmonatliche Erholungsreise nach Japan antreten, das er längst gewünscht hatte, genauer kennen zu lernen. Nach der Rückkehr im December wurden die Verhandlungen vor der Audiencia, dem Appellationsgericht, wieder aufgenommen — die Sache war inzwischen mit einer ganzen Anzahl ähnlicher Processe combinirt worden —, und erst am 7. Januar 1876 wurde das Urtheil gefällt, das mit vollkommener Freisprechung dem Beklagten das Recht zuerkannte, den ersten Richter wegen ungerechtfertigter Freiheitsberaubung gerichtlich zu belangen. Nur die noch immer nicht erfolgte Abberufung des Generalgouverneurs hielt Zobel davon ab, gegen die eigentlichen Urheber der Verleumdung, die sich höheren Schutzes erfreuten, sogleich weitere gerichtliche Schritte zu thun. Es scheint, daß sie später ganz unterblieben. Nachdem ihm in den folgenden Jahren volle Genugthuung und stetig sich steigernde äußere Anerkennungen von Seiten der spanischen Regierung und der Madrider Akademie zu Theil geworden, verschmähte es seine edle und harmlose, vielleicht zu harmlose und kindlich vertrauende Sinnesart, auf die erlittenen Unbilden und Kränkungen zurückzukommen.

III. Madrid (1875—1886).

Nun aber hielt ihn nichts mehr ab, endlich einmal wieder Europa zu besuchen, das er so lange schon und so schmerzlich vermißt hatte. Es galt zugleich, der jungen Gattin — Anfang Februar 1876 hatte die Hochzeit stattgefunden — zum ersten Male die Welt zu zeigen und sich ihren Verwandten in Andalusien vorzustellen. Ueber San Francisco, Newyork, London und Paris ging die rasche und genußreiche Fahrt nach Madrid und von da nach Sevilla. Dort, im Hause ihrer Verwandten, gebar sie ihm den ersten Sohn, dem ein Jahr später in Madrid ein Zwillingsknabenpaar folgte. Kaum gestatteten es die großen Ueberschwemmungen des Winters 1876, daß er noch

im December aufbrach, um über Madrid und Paris die Geschwister in Hamburg und mich in Berlin zu besuchen. Damals erregten die zahlreichen Briefe an mich, die mit einer in Philadelphia auf der Ausstellung erworbenen Schreibmaschine geschrieben waren, die Aufmerksamkeit unseres Generalpostamts. Es wurde bei mir angefragt, woher die damals noch neue Maschine sei, und dann eine gleiche bestellt, die wohl jetzt im Postmuseum von ihrer inzwischen längst überholten Thätigkeit ausruht.

Schon unterwegs in London und Paris, besonders dann aber in Sevilla hatte Zobel sogleich wieder begonnen, iberische und spanische Münzen zu sammeln. Trotz anderer und zeitraubender Geschäfte, die ihn in Spanien erwarteten, blieben seitdem die numismatischen Arbeiten im Vordergrund seiner Thätigkeit. Ich ließ nicht nach, bis er die Grundzüge der umfassenden Arbeit über das hispanische Münzwesen zu Papier gebracht und mir im Auszug vorgelegt hatte. Als eine Probe der Ausarbeitung des Ganzen erschien im folgenden Jahre der Aufsatz über die Münzen von Sagunt, der nicht bloß Gymnasiasten wohlbekannten Stadt, die den Anlaß zum zweiten punischen Krieg gegeben hat[1]). Zobel führt mit Benutzung der Vermuthung eines älteren Gelehrten, wenn man ihn so nennen will, den interessanten Nachweis, daß Sagunt nicht bloß, wie man früher annahm, Kupfermünzen geschlagen hat, sondern daß eine bis in die Zeit der Scipionen hinaufreichende Reihe von Silber- und Kupfermünzen mit bilinguer Aufschrift ihm zuzutheilen ist. Der ältere Gelehrte, der das Gleiche vermuthet, aber unzulänglich begründet hatte, war der langjährige schwedische Geschäftsträger in Madrid, Daniel von Lorichs, einer der eigenthümlichsten Sonderlinge. Er hatte im Laufe der Jahre unter günstigen Verhältnissen, da der inzwischen auf das Höchste gesteigerte Sammeleifer für iberische Münzen in Spanien noch fast unbekannt war, eine sehr beträchtliche Sammlung solcher Münzen zusammengebracht, die nach seinem Tode in das schwedische Reichsmuseum in Stockholm gelangt ist. In dem schönen, in Paris auf seine Kosten gedruckten Quartband seiner „recherches numismatiques concernant principalement les médailles celtibériennes“ (Paris 1852) hat er sie auf zweiundachtzig Tafeln von vortrefflichen französischen Stechern abbilden lassen, aber mit Erklärungen versehen, die auf einem von ihm ersonnenen und allem gesunden Menschenverstand hohnsprechenden Abkürzungssystem beruhen. Ein keimfähiges Saatkorn jedoch in dieser Spreu ist seine Bemerkung über die älteren Silbermünzen von Sagunt. Zobel erst hat es zur Reife gebracht: er sah, daß diese Silbermünzen ihrem Gewicht nach den römischen Victoriaten gleich sind, den Fünfasstücken oder Halbdenaren mit der Victoria auf dem Viergespann, wie sie nur die mit Rom im Bündniß stehenden Städte, wie Massilia, zu prägen das Vorrecht besaßen. Er hätte hinzufügen können, daß damit auch der von der römischen Politik behaupteten Meinung von dem Ursprung der Stadt Sagunt und ihres Namens als einer Colonie der griechischen Insel Zakynthos der Boden entzogen wird.

[1]) Gedruckt in den Commentationes philologiae in honorem Th. Mommseni. Berlin 1877. S. 805—824.

Die völlige Abwesenheit griechischer oder an griechische Typen sich anlehnender Münzen in der Saguntiner Reihe und der nur durch sie erhaltene altiberische Name der Stadt „Arsesacen" und „Arsagsoegra" beweist vielmehr, daß Saguntum eine ziemlich willkürliche Umformung des zweiten Bestandtheils jenes Namens „Sacen" ist; der erste, „Arsa" oder „Arse", scheint nur Stadt oder Burg zu bedeuten. Mit dem griechischen Zakynthos hat also Saguntum nichts zu thun. Aber es war den römischen Politikern erwünscht, die griechische Stadt, obgleich sie von den Puniern erobert worden war und jenseits des Ebro, der für Rom festgesetzten Machtsphäre lag, als zur römischen Schutzherrschaft gehörig beanspruchen zu können, wie Massilia. Auf Grund dieser Erkenntniß nach ihrer chronologischen Folge geordnet, bieten die Münzen von Sagunt zugleich eine wichtige Grundlage für die Beurtheilung der Formentwicklung der iberischen Schrift.

Noch in demselben Jahre begann der Druck der großen Arbeit, der er den bescheidenen Titel „Geschichtliche Studie des spanischen Münzwesens im Alterthum, von seinem Ursprung bis zur römischen Kaiserzeit" gab, weil ihm die abschließende Feststellung für viele Theile noch nicht gefunden schien. Der spanischen Vorgänger auf diesem Gebiete sind nicht wenige; vor Allen unter ihnen hervorragend ist der vortreffliche Augustiner Pater Enrique Florez, dem selbst Eckhel, der berühmte Begründer der modernen Numismatik, wohlverdientes Lob gespendet hat für die Umsicht und die Genauigkeit seiner Darstellung des spanischen Münzwesens. Aber was ihm und den Anderen fehlte, ist zweierlei. Einmal die Einfügung des vorrömisch-spanischen Münzwesens in das des griechisch-römischen Alterthums überhaupt auf Grund genauer Wägungen, und ferner der Versuch, die zum großen Theil schon von Delgado richtig gedeuteten iberischen Münzaufschriften für eine sachliche und chronologische Anordnung dieser von Florez und Eckhel ganz beiseite gelassenen großen Münzreihen zu verwerthen. Delgado's Werk war inzwischen wenigstens in seinen beiden ersten Haupttheilen erschienen; der dritte ist erst nach seinem im Jahre 1879 erfolgten Tode — Zobel hatte ihn von Sevilla aus noch wiederholt in Bolullos besucht — von seinen Freunden vollendet und herausgegeben worden[1]). Somit fiel die bis dahin von Zobel beobachtete Rücksicht auf des Meisters Priorität fort, und seine Deutungen brauchten nicht mehr aus den auf ihnen aufgebauten, aber sie vielfach entstellenden Angaben von Heiß entnommen zu werden (oben S. 437). Der erste Band von Zobel's Werk, im Wesentlichen schon im Jahre 1863 geschrieben, wie das Vorwort sagt, und Delgado gewidmet[2]), kann doch insofern als ein ganz neues Werk gelten, als er die Vorgeschichte des spanischen Münzwesens und seine Beziehung zu der altgriechischen, phokäisch-massaliotischen und karthagisch-sicilischen Prägung auf Grund aller bis dahin zugänglichen Thatsachen in einem Um-

[1]) Nuevo método de clasificación de las medallas autónomas de España par D. Antonio Delgado. Band I und II. Sevilla 1871 und 1873. Band III ebenda 1879, mit 195 Münztafeln.

[2]) Er bildet den vierten Band des oben (S. 426 Anmerkung) schon genannten Memorial numismatico. Barcelona 1877—1879. 208 Seiten und 6 Tafeln.

fang behandelt, den der Verfasser selbst früher noch nicht erkannt hatte. Die Früchte seiner Studien in den großen Sammlungen der europäischen Hauptstädte sind darin auf das Glücklichste mit der ihm eigenen virtuosen und bis in das Kleinste gehenden Kenntniß der in Spanien selbst gefundenen Münzen zu einem Gesammtbild vereinigt, das sich bei späterer Nachprüfung in allen seinen Grundlagen als völlig zutreffend erwiesen hat und voraussichtlich für immer als richtig gelten wird. Von den einzelnen Münzreihen ist hier erst die große der ältesten griechischen Colonie auf hispanischem Boden dargestellt, die des „Handelsplatzes" Emporion. Die Römer nannten die reiche Handelsstadt Emporiä, pluralisch, da sie aus drei getrennten Städten an derselben Meeresbucht bestand, einer altiberischen Niederlassung auf mäßiger Höhe in der Mitte der Bucht, der griechischen Stadt auf dem nördlichen Vorsprung, die vielleicht einer älteren phönikischen gefolgt war, jetzt San Martin de Ampurias genannt, und endlich dem römischen Castell auf dem südlichen Vorsprung, jetzt ein elendes Schiffernest la Escala (die Rhede). Iberische, griechische und zuletzt römische Münzen in großer Zahl, ein Beweis des bedeutenden Handels der Stadt, sind hier geschlagen worden; ihre Typen dienten sogar den von einheimischen Fürsten im fernen Britannien geschlagenen zum Vorbild. Die ältesten griechischen Silbermünzen zeigen wie die des nahen Rhode, jetzt Rosas, den griechischen Unteritaliens und den massiliotischen nahe verwandte Münzbilder. Nachher wird, vielleicht nach korinthischem Vorbild, ein Pegasus das Münzwappen der Stadt, aber mit der Besonderheit, daß er bald, anstatt eines gewöhnlichen Pferdekopfes, einen kleinen sitzenden Eros mit Flügeln zeigt; eine geistreiche Spielerei des griechischen Stempelschneiders, dem der Pferdekopf eine gewisse Aehnlichkeit mit solcher Kindergestalt zu haben schien. Der auf unteritalischen Münzen häufige Stier mit Menschenantlitz mag Anlaß dazu gegeben haben; man hat sich vergeblich bemüht, einen symbolischen Sinn darin zu finden. Auf den spätesten Silberdrachmen wird dies Bild immer weniger gut und deutlich. Diese große Münzreihe — man kennt schon etwa siebzig verschiedene Typen mit winzig kleinen iberischen Aufschriften — hat Zobel zum ersten Mal chronologisch bestimmt und geordnet, soweit das möglich ist, da man die Aufschriften zwar lesen, aber nicht sicher deuten kann. Seitdem sind von den spanischen Localforschern noch manche neue Varietäten entdeckt worden. Denn die reiche Landschaft am Südabhang der Pyrenäen, jetzt fast verödet, das Emporitanum, im Mittelalter die Grafschaft des Ampurdan, damals noch viel gerühmt, wie nördlich der Pyrenäen die Grafschaft Rossillon, die ihren Namen von der iberischen Stadt Ruscino führt, war in vorrömischer Zeit der Mittelpunkt eines großen Handelsverkehrs. Dies wird besser als eine trockene Aufzählung des Inhalts es vermöchte, eine Vorstellung geben von dem reichen Gehalt und der exacten Methode dieser Untersuchungen. Auch die zweite Vorstufe des einheimischen iberischen Münzwesens, die karthagische Prägung nach tyrisch-babylonischem Fuß, wurde neben dem Silbergeld der Barkiden, das er schon früher dargestellt hatte (oben S. 426), durch die Behandlung der punischen Silber- und Kupfer-

münzen der Balearen ergänzt, die auf Ebusus-Ivisa geprägt und von dem Freunde Campanér zuerst vollständig gesammelt worden waren.

Erst nach zwei Jahren erschien der zweite Theil der „Studien", da die Herstellung der Tafeln viel Zeit und Mühe kostete, zumal die Einrichtungen dafür in Madrid sehr unvollkommen waren[1]). Hier galt es, die zahlreichen Prägorte und Varietäten — es sind deren etwa 650 bekannt — der Ostküste von den Pyrenäen abwärts bis zur Südostspitze der Halbinsel und des Binnenlandes vom vizcaischen Meer an bis nahe an die Länge von Madrid und ferner die des Südens von den Bergen von Granada an bis zum Ocean südlich von Lissabon und von den Thälern des Tajo, Guadiana und Guadalquivir abwärts bis an das Meer nach den Aufschriften, dem Gewicht, den Münztypen zu ordnen. Die ganze älteste phönikische Münzprägung ebenso wie die sogenannte libyphönikische oder turdetanische, von der schon die Rede war (oben S. 425), gehört hierher. Die in gedrängter Kürze gebotenen Ausführungen, in tabellarischer Form zusammengefaßt mit zahlreichen Anmerkungen, entziehen sich eingehender Beschreibung[2]). Die Ergebnisse sind nicht alle von gleichmäßiger Sicherheit; es liegt in der Natur des schwierigen Stoffes, daß, ähnlich wie bei der Keilschriftforschung, zugleich kühne Vermuthungen gewagt werden mußten und zurückhaltende Zweifel zum Ausdruck kamen. Aber der Eindruck des Ganzen wirkte so überzeugend, daß, nachdem die spanische Akademie der Geschichte ihn schon im Jahre 1877 zum Mitglied ernannt hatte, nun auch die französische Akademie der Inschriften auf Longpérier's Antrag dem Verfasser einstimmig den numismatischen Preis Allier de Hauteroche mit der dazu gehörigen goldenen Medaille zuerkannte[3]). Zobel hat es uns dadurch möglich gemacht, von den Vorgängen vor, bei und gleich nach der römischen Eroberung der Halbinsel eine weit klarere Vorstellung zu gewinnen, als sie die dürftigen Berichte der alten Schriftsteller gewähren. Aber er erklärte die Arbeit keineswegs für abgeschlossen; in einem dritten Bande sollten umfassende Nachträge und Berichtigungen und genauere Ausführungen einzelner, besonders schwieriger Theile gegeben werden. Er ist niemals erschienen.

Mit dem Bericht über die große numismatische Arbeit seines Lebens, die leider unvollendet bleiben sollte, habe ich um ein paar Jahre vorgegriffen. In dem Vollgefühl der Kraft und im Drang nach Thätigkeit auf politischem Gebiet im Dienst seines Landes bot sich außer der diplomatischen Laufbahn, die den häuslichen Neigungen der jungen Gattin wenig entsprach, nur der Weg, einen Platz zunächst als Deputirter zu den Cortes, später vielleicht im Senat zu suchen. Bei der Zusammensetzung dieser Körperschaften, in denen

[1]) Er bildet den fünften Band des Memorial numismático. Barcelona 1880. 307 Seiten. Mit 2 Karten und 8 Tafeln.

[2]) Ein kurzer Auszug des Inhaltes beider Bände ist in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie von 1881 gedruckt worden (S. 806—832). Noch kürzer habe ich über das Ganze berichtet in der „Deutschen Literaturzeitung" von 1881 (S. 929 ff.).

[3]) Comptes-rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres. 4e Série, tome IX. 1882. S. 158 und 319.

die Advocatur vorherrscht, und der bekannten Abhängigkeit der Wähler von dem jedesmaligen Cabinet ein schwieriger und unsicherer Weg. Aber dem jugendlichen Wagemuth schien dies Ziel auf irgend eine Weise nicht unerreichbar. Im südlichen Andalusien, in der Nähe von Montoro am oberen Laufe des Guadalquivir, an den Abhängen der Sierra Morena, und bei Utrera, recht im Herzen der Weizen, Oel und Wein im Ueberfluß hervorbringenden Niederungen des Flusses, hatte seine Frau altererbten Landbesitz. Westlich von Utrera beginnen die großen Maremmen des Mündungsgebietes, die sich, in meilenweiter Ausdehnung dem Flußlaufe zu beiden Seiten folgend, bis Lebrija, dem alten Nabrissa, Trebujena, das seinen Namen von den drei Flußmündungen hat, und weiter bis an seine Mündung bei Sanlucar de Barrameda erstrecken. Oft schon war der Versuch gemacht worden, dies Sumpfland durch Entwässerung und rationelle Cultivirung ertragsfähig zu machen. Einem damals in der Entstehung begriffenen Unternehmen der Art schloß sich Zobel an, nach eingehender Kenntnißnahme der Ländereien, die mit dem Landbesitze seiner Frau in jener Gegend nahe verbunden waren. Ihn reizte dabei besonders seine genaue Kenntniß von dem Reichthum jener Gegenden im Alterthum. Keine Provinz des weiten römischen Reiches that es dem Lande des Bätis zuvor an Fülle und Güte jener drei uralten und noch heute wichtigsten Erzeugnisse. Ein ganzer Berg ist am Tiberufer in Rom aus der ungeheuren Masse von Scherben der großen Thongefäße entstanden, in denen fast ausschließlich diese spanischen Landesproducte der Reichshauptstadt zugeführt wurden, der Monte Testaccio. Der Calcül der von tüchtigen Ingenieuren und capitalkräftigen Landbesitzern gebildeten Gesellschaft der Desecación de las Marismas de Lebrija, Trebujena y Sanlucar de Barrameda oder Sociedad agricola de la Vega de Lebrija, litt nur an einem Fehler. Weizen, Oel und Wein wird in ganz Andalusien in so großen Mengen erzeugt, daß trotz des noch sehr mangelhaften Eisenbahnnetzes ihre Ausfuhr langsam, aber stetig steigt. Von den Weinen von Malaga und Jeréz ist es weltbekannt; weniger bekannt ist es, daß sie nur zum kleinsten Theil bei diesen Orten wachsen, sondern in weiten Gebieten bis nach Granada im Osten — auf die Erträge des dem Herzog von Wellington gehörigen Soto de Roma habe ich schon einmal hingewiesen[1]) — und im Westen bis nach Huelva, sowie nach Norden weit in das Land hinein gekeltert werden nach der Weise der gesuchten Marken, Sherry, Malaga und Portwein, der auch nicht bloß vom Douro versendet wird. Alle diese großen Ländereien bedürfen für ihre Ertragsfähigkeit keiner kostspieligen Entwässerungs- und Cultivirungsanlagen, und ihre Erträge können ohne solche Mittel noch erheblich gesteigert werden. Hier aber, wo der Sumpfboden erst der Cultur gewonnen werden mußte, verschlangen die Vorarbeiten die großen darauf verwendeten Capitalien, noch ehe an Erträge zu denken war. Nichtsdestoweniger hätte zähe Ausdauer unzweifelhaft auch hier, wie anderswo, schließlich eine zuerst mäßige, nachher aber immer steigernde Verzinsung er-

[1]) In dem Aufsatz über Granada in der „Deutschen Rundschau", 1890, Bd. LXIV, S. 205.

geben. Ungeduld und grobe Unzuverlässigkeit eines der Gründer, eines in Madrid und Paris durch seine Verbindung mit den Bonapartes sehr bekannten Mannes, führten zu unzeitiger Auflösung und nicht geringen Verlusten der Betheiligten. Ganz ähnliche Erfahrungen sind in anderen, ihrer Beschaffenheit nach verwandten Gegenden Spaniens gemacht worden. Auf der großen balearischen Insel Mallorca, an ihrer Nordküste, ist ein ähnliches Marémmengebiet, das ein englischer Besitzer nach zwanzig- oder mehrjährigen Verlusten endlich zu hoher Ertragsfähigkeit gebracht hat, obgleich auch ohne künstliche Hülfen reichlich producirende Ländereien unmittelbar benachbart sind. Der faustische Gedanke, der sumpfigen Salzfluth Land abzugewinnen, den armen, im Fieber verkommenden Bauern und Hirten ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen und in den Cortes ihre Interessen und die anderer Bewohner des Landes in ähnlicher Lage mit dem Feuer seiner natürlichen Beredtsamkeit zu vertreten und damit nicht, wie der gewöhnliche Schlag der Politiker dort wie anderswo, sich Reichthum und Einfluß zu erjagen, sondern dem Lande Nutzen zu stiften: das war das hohe Ziel, das Zobel vorschwebte.

Das prächtige Zwillingspaar von Söhnen, dem 1880 noch eine Tochter folgte, mahnte zur Seßhaftigkeit. Ein schönes Haus in Madrid nahm bald die Familie auf. Es lag in der eleganten Vorstadt, die nach ihrem Gründer, dem einstigen Eisenbahnkönig Don José Salamanca, nicht von der altberühmten Universitätsstadt, den Namen el Barrio de Salamanca führt, unmittelbar an der großen Promenade des Predo und der Fuente Castellana, und war auf das Geschmackvollste eingerichtet mit altem Holzgetäfel von erlesener Arbeit und allerhand Werken alter und neuer Kunst. Nur kurze Ausflüge, um die Weihnachtszeit 1877 und wieder 1878 nach Paris und Hamburg, einmal bis Dresden ausgedehnt, aber nicht bis Berlin, gönnte sich der Vielbeschäftigte. Denn der Druck der „Studien" erforderte seine Gegenwart und stete Aufsicht. Erst im August 1881 gelang es mir nach vorheriger Verabredung, des Freundes bei einem Aufenthalt in Paris wieder einmal habhaft zu werden; in Madrid sah ich dann bald nachher, da ihn die Geschäfte in Paris festhielten, Frau und Kinder in dem behaglichen Hause der Straße Serrano.

Eins fehlte noch der grundlegenden Arbeit über die iberischen Münzlegenden zu ihrem Abschluß: die Hinzunahme der in nicht unerheblicher Zahl schon gefundenen und unausgesetzt, wenn auch langsam, sich mehrenden Inschriften auf Stein und Erz in iberischer Schrift. Ich hatte sie längst, zusammen mit den lateinischen Inschriften aus allen Gegenden der Halbinsel, gesammelt und zugleich ihre Lesung mit Hülfe der Münzaufschriften so weit festgestellt, als es damals möglich war. Nun galt es, zwischen den beiden Gebieten die nothwendige innere Verbindung im Einzelnen herzustellen. Zobel begab sich sogleich an das Studium der iberischen Inschriften: in dem geplanten gemeinsamen Werke über „Die iberischen Sprachdenkmäler" sollte er die Herausgabe und Besprechung der Münzen übernehmen, ich die der Inschriften. So genau seine Deutung und Ordnung der Münzen ausgearbeitet war, es waren mir doch bei näherer Prüfung eine Anzahl von Zweifeln und

Bedenken gekommen, die der gemeinsamen Erledigung bedurften. Auch sollten die für den dritten Band des früheren Werkes beabsichtigten Nachträge und Aenderungen eingereiht und danach das Ganze in die neue Form einer systematischen Darstellung in lateinischer, den Gelehrten aller Länder verständlicher Sprache umgegossen werden. Es mag sein, daß diese methodische Behandlung der impulsiven und rasch fortschreitenden Arbeitsweise Zobel's nicht entsprach. Trotz wiederholter Ansätze und geduldigen Wartens meinerseits kam er in den folgenden Jahren nicht dazu, die Arbeit zu fördern. Sie wurde immer weiter, zuletzt auf die inzwischen immer näher rückende Heimkehr nach Manila verschoben. Auch dort ist sie nicht ausgeführt worden. Ich habe mich nach vergeblichem Warten entschließen müssen, die große Arbeit allein zu machen, da ein Ersatz für Zobel nicht zu finden war. Eine Zeit lang schien es, als ob ein jüngerer Münzkenner und -Sammler die in Spanien fast verwaisten Studien über die iberischen Münzen fortführen werde, Herr Celestino Pujol y Camps, früher in Gerona in seiner Heimath Catalonien, wo Zobel ihn besucht hatte, nachher in Madrid als höherer Beamter ansässig. Er hat in den Bulletins der Madrider Akademie der Geschichte vom Jahre 1890 eine Anzahl von werthvollen Beiträgen zur Lesung und Deutung ihrer Aufschriften veröffentlicht. Besonders hat er die lange Reihe der Münzen von Emporion, das seinem langjährigen Wohnsitz nahe liegt, vermehrt; ihre Bearbeitung in Delgado's Werk ist von ihm geliefert worden. Aber auch ihn hat der Tod vorzeitig abgerufen; er starb plötzlich in Madrid zu Ende 1891. Auch von einigen anderen Gelehrten sind Nachträge und Berichtigungen zu Zobel's Arbeit gegeben worden, besonders von Herrn Manuel Rodriguez de Berlanga in Malaga. Alle diese neuen Beiträge sind in meinem Werke verwerthet worden, das die bis dahin bekannten sechsundsiebzig iberischen Inschriften — seitdem sind schon wieder fast ein Dutzend neue gefunden worden — zum ersten Mal, wo es anging in Facsimileabbildungen, vorführt und deutet[1]). Es ist den Manen Wilhelm von Humboldt's gewidmet, der in seiner berühmten „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache" (Berlin 1821, wiederholt in den gesammelten Werken Bd. II) das moderne Baskisch durch zahlreiche sichere Vergleichungen als den unmittelbaren Nachfolger des Idioms erwiesen hat — vermuthet hatte man es vor ihm oft —, das in den alten Fluß-, Orts- und Völkernamen der Halbinsel vorliegt. Aber wie gering und unzuverlässig war das Material, dessen er sich hierfür nur bedienen konnte! Die moderne Sprache hatte er kennen gelernt, als er um die Wende des vorigen Jahrhunderts als Privatmann mit seiner Familie in Spanien verweilte (1799—1800). Für ihre genauere Kenntniß war er auf die sehr unzulänglichen Grammatiken und Wörterbücher der einheimischen Gelehrten, wie Larramendi und Astárloa, angewiesen. Für ihre älteren Formen folgte er oft nur zu vertrauensvoll den Phantasien Erro's, eines der vertrauten Rathgeber des Prätendenten Don Carlos, die sich sämmt-

[1]) Monumenta linguae Ibericae. Mit einer Karte der Fundorte von Münzen und Inschriften. Berlin, Georg Reimer. 1894. 4°.

lich als ganz haltlos erwiesen haben. Von den iberischen Münzen wußte er so gut wie nichts und gar nichts von den Inschriften. Und dennoch sah Wilhelm von Humboldt mit dem Auge des Geistes durch all den dicken Nebel der Unwissenheit und des Unverstandes seiner Vorgänger hindurch im Wesentlichen das Richtige, erwies er seine These, daß die heutigen Basken durch ihre Sprache die Nachkommen der alten Iberer seien, mit vollkommener Sicherheit. Wie dankbar also erschien die Aufgabe, auf seinen Spuren wandelnd aus dem inzwischen so viel vermehrten Material heraus die große ethnographische Frage mit so viel größerer Bestimmtheit zu beantworten! Zobel's Arbeit für die Münzen, die ja auf allen älteren Vorarbeiten ruhte, bedurfte nur einer kritischen Nachprüfung, der Zurechtstellung einzelner ihrer Ergebnisse, der Beschränkung ihrer allzu kühnen und unsicheren Partien. Freilich, die tiefere Einsicht in die historische Entwicklung des modernen Baskisch fehlt uns auch heute noch. Die schriftlich aufgezeichneten Denkmäler seiner vier noch gesprochenen Dialekte — die der drei spanischen Provinzen Navarra-Alava, Vizcaya und Guipúzcoa, und des französischen Gebietes nördlich von den Pyrenäen, des Labordan um Biarritz und Bayonne — reichen nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinauf und stecken voll von lateinischen, spanischen, französischen Lehnwörtern, die sorgfältig ausgeschieden werden müssen. Ein französischer Gelehrter (Vinson), ein holländischer (van Eyß), ein englischer (W. Webster), ein italienischer (Giacomino), ein Paar Spanier (Unamuno, Campión) bemühen sich um seine wissenschaftliche Erforschung; in Deutschland hat dies Studium eigentlich wissenschaftliche Vertretung in jüngster Zeit nicht gefunden. Aber was will das Bemühen so vereinzelter Kräfte sagen gegenüber den Scharen von Gelehrten, die auf den großen Gebieten der romanischen, englischen, deutschen Neuphilologie — wie man sie mit mehr treffender Kürze als gutem Geschmack bezeichnet hat — unermüdlich nach großen Vorbildern und mit verfeinerten Methoden Stein auf Stein wälzen und trotz vieler und großer Ergebnisse doch noch überall Lücken und Unsicherheiten unseres Wissens zurückließen. Wenn irgendwo, so ist in Bezug auf das Baskische unser Wissen Stückwerk. Selbst die Namen von Bergen, Flüssen, Völkern, Städten, Burgen und Dörfern und von Personen und Göttern, die überliefert sind und von Humboldt erst zum kleinsten Theil herangezogen wurden, müssen erst genau auf ihre Herkunft geprüft und von phönikischen und libyschen, griechischen, römischen, keltischen gesondert werden, ehe sie, wie einzelne Worte in den modernen Sprachen und Dialekten der Halbinsel, als iberisches Sprachgut bezeichnet werden können. Durch die Münzaufschriften allein ist es möglich geworden, die Inschriften auf Erz und Stein zu lesen, und wenn wir auch von ihnen bisher erst einzelne Wörter verstehen — denn umfängliche zweisprachige fehlen unter ihnen —, so ist doch eine kleine Zahl altiberischer Sprachformen gewonnen worden, die künftigen Geschlechtern von baskischen Philologen gestatten wird, die Brücke zwischen ihnen und den ältesten Formen des Neubaskischen zu schlagen. Den Dienst hat Zobel seinem Lande erwiesen. Wie gern hätte ich gesehen, daß der Ertrag seines scharfsinnigen Bemühens in dem abschließenden Werk von ihm selbst, nicht durch mich, wenn auch über-

arbeitet und erweitert, seinen Landsleuten und der wissenschaftlichen Welt öffentlich dargelegt worden wäre! Aber auch so bleibt sein Verdienst ungeschmälert und wird auch dereinst in seinem Lande voll erkannt werden. Ein widriges Geschick hat es gefügt, daß ihm nicht mehr die Genugthuung geworden ist, das fertige Werk zu sehen. Durch allerlei Mißverständnisse hatte sich die Sendung der zwei ihm bestimmten Exemplare des schweren Bandes in den beiden letzten Jahren zweimal verspätet; erst nach seinem Tode traf die Sendung endlich in Manila ein.

IV. Manila (1886—1896).

Die große politische Stellung, die dem Dreißigjährigen als Ziel vorgeschwebt, die er über zehn Jahre lang mit zäher Energie auf verschiedenen Wegen zu erreichen gesucht hatte, mußte als zunächst im Mutterland unerreichbar angesehen werden. Was diese Einsicht dem edlen Ehrgeiz seiner Natur gekostet hat, welche Enttäuschungen zu ertragen, welche Entsagung zu üben war, mehr als mündliche und briefliche Aeußerungen ließ es mich das tiefe Schweigen darüber mitempfinden, das er in dem letzten Jahrzehnt seines kurzen Lebens gegen mich beobachtet hat. Für diese Zeit ist mir die Schwierigkeit, die wahren Züge seines Wesens zu treffen, besonders hemmend in den Weg getreten, obgleich ich auch für sein früheres Leben mir nicht anmaße, alle Licht- und Schattenseiten gekannt und keinen verborgenen Zug übersehen zu haben. Selbst den nahe Stehenden hat er sich nicht ganz gegeben, wie er in seinem tiefsten Innern war, aus mancherlei triftigen Gründen, und ferner Stehende waren auch deshalb meistens nur zu geneigt, ihn mißzuverstehen und zu verkennen.

Seit den achtziger Jahren, seit dem Scheitern so vieler Lieblingspläne, traten für den wenngleich fern von ihr Lebenden doch die Interessen seiner engeren Heimath Manila, mit der er immer in engster Verbindung geblieben war, von Neuem in den Vordergrund der Gedanken und der Thätigkeit. So wurde die Heimkehr dorthin beschlossen. Im Frühjahr 1882 fuhr die Familie, die jetzt eine kleine Karawane bildete, nach Manila, dieses Mal den kürzeren Weg über Neapel und Suez wählend. Dem glücklichen Familienhaupt lag es nahe, über die politischen Ziele und die wissenschaftlichen Aufgaben hinaus den Blick in die weitere Zukunft zu richten und den Seinen die Möglichkeit zu sorgfältiger Ausbildung und vornehmer Lebenshaltung zu sichern. Der Aufschwung, den damals die Straßenbahnen in den großen Hauptstädten Europa's nahmen, hatte längst in ihm die Absicht erweckt, die Wohlthat dieser Einrichtung seiner Heimathstadt zu verschaffen, wo Alles der tropischen Hitze wegen fährt, reitet oder zu Haus bleibt, Niemand außer den Aermsten zu Fuß geht. Bald stand er an der Spitze einer capitalkräftigen Gesellschaft für die Gründung der Tramways von Manila, besuchte noch einmal im Jahre 1886 dafür London, Paris und Berlin, um die besten Systeme der Gleisanlagen und des Wagenbaues persönlich kennen zu lernen und seine Sprachenkenntniß und seine vollendete gesellschaftliche Gewandtheit in den Dienst des

Unternehmens zu stellen. Gleich nach seiner Ankunft begannen die Vorbereitungen zur Ausführung, und nach Ueberwindung hochgethürmter Schwierigkeiten und immer wiederholter Verzögerungen ist das Unternehmen, mit dem er sich nach und nach völlig identificirt hatte, zur That geworden und arbeitet mit stets sich steigerndem Erfolg. Neben der Betheiligung an der obersten Leitung des väterlichen Geschäftes hat ihn dies Unternehmen bis an sein Ende beschäftigt. Er blieb sein oberster Leiter und wurde nicht müde, es auszudehnen und zu verbessern. Auch als Vertreter des bekannten Pariser Ingenieurs Eiffel für eiserne Brückenbauten, sowie in der Verwaltung der spanischen Bank für die Inseln und in der öfter genannten Gesellschaft der Freunde des Landes nahm er eine seinem Vermögen entsprechende leitende Stellung ein. Es fehlte nicht an äußerer Anerkennung seiner gemeinnützigen Arbeit. In das Ehrenamt eines Mitgliedes des Verwaltungsrathes der Colonie, des Concejo de administracion, war er bald nach dem Abschluß des Processes von 1875 wieder eingesetzt worden. Hohe Ordensdecorationen, wie das Großkreuz Isabella's der Katholischen, mit dem in Spanien das Prädicat Excellenz verbunden ist, und das Comthurkreuz Carl's III. blieben nicht aus. Sein gastliches Haus in der Vorstadt San Miguel, am rechten Ufer des Pasig, sah an regelmäßigen Abenden die erste Gesellschaft Manila's in seinen eleganten Räumen, die des Hausherrn ritterliche Liebenswürdigkeit und die Klugheit und Anmuth der Hausfrau zum angenehmsten und gesuchtesten Vereinigungspunkt zu machen verstanden. Alle Generalgouverneure verkehrten bei ihm; mit einigen, wie mit den früheren Gouverneuren Jovellár und Despujols und besonders mit dem letzten, dem vortrefflichen General Blanco, verband ihn eine an Freundschaft grenzende Vertraulichkeit. Alles das war ja eine Art von Ersatz für die einst gehoffte große politische Thätigkeit im Dienste seines Landes, aber doch kein vollkommener; aus den immer seltener werdenden Briefen las ich, wenn er auch unausgesprochen blieb, den Mangel an innerer Befriedigung heraus. Auch seine Gesundheit ließ viel zu wünschen übrig. Wiederholt riethen die Aerzte zu Reisen nach Europa. Aber er konnte sich jahrelang nicht dazu entschließen, seine Familie und die ihm obliegenden Geschäfte zu verlassen, und als endlich die Reise für den Herbst 1896 beschlossen war, wurde sie wiederum — den Grund erfuhr ich erst später — verschoben.

Auf den Philippinen war, nach allerlei ähnlichen Vorgängen in früheren Jahren, im Frühjahr 1896, wie bekannt, ein Aufstand der Eingeborenen ausgebrochen, der immer größere Ausdehnung gewann. Gewiß hat er die Kenner der wirthschaftlichen Zustände des Archipels und der Cultur seiner eingeborenen Bewohner durchaus nicht überrascht. Die rücksichtslose Ausbeutung der Landbevölkerung durch die vier großen geistlichen Orden (oben S. 441) hat von Zeit zu Zeit immer von Neuem Auflehnungen veranlaßt, die, von fanatischen und sich unbillig zurückgesetzt fühlenden Geistlichen indischen Stammes zunächst ohne bestimmte Ziele angeregt, die Soldaten der einheimischen Regimenter ergriffen und, wie natürlich, mit dem Erschießen von einem Dutzend der unglücklichen Verführten und der Einkerkerung zahlreicher anderer endeten. So der Aufstand von Cavite im Jahre 1872, der nicht der einzige geblieben ist.

Noch sind die Nachrichten darüber theils zu unvollständig, theils zu einseitig, als daß sich beurtheilen ließe, ob dieses Mal längere Vorbereitung, irgend eine Organisation und ein greifbares Ziel der Bewegung vorliegt. Durch die japanischen Waffenerfolge China gegenüber scheint in den unklaren Köpfen einiger Tagalen die Vorstellung von einer gewissen Gemeinsamkeit asiatischer Interessen gegenüber den europäischen erzeugt worden zu sein. Ueber die völlige Aussichtslosigkeit der ganzen Bewegung herrscht bei allen Kennern der Verhältnisse nur eine Meinung. Die besitzenden Classen auch unter den Mestizen stehen in ihrer Mehrzahl dem Aufstand fern, obgleich man annimmt, daß auch von Cuba aus Einwirkungen versucht worden sind. Aber es sind selbst unter den altangesessenen spanischen Familien solche, von denen einzelne Mitglieder dem Verdacht unterlagen, daß sie um die Sache wußten und, wie in Cuba, Verbindungen nach auswärts unterhielten. Wieviel an diesen Verdächtigungen begründet ist, wird vielleicht niemals sich feststellen lassen, außer wenn wirklich eine Unabhängigkeitserklärung und die Lostrennung vom Mutterland gelingt. Daß ein bedenklicher Gärungsstoff sich aufgehäuft hat, zeigen die von der Verwaltung angeordneten Deportationen nach Spanien, von denen schon mehrere hundert Personen betroffen wurden. Bewaffnete Banden eingeborener Rebellen von 1000—1500 Mann, von Mestizen geführt, durchstreifen das Land und haben sich an einzelnen Orten festgesetzt, wie in dem bis dahin so friedfertigen San Mateo, das Zobel einst besuchte (oben S. 431), während zahlreiche andere Gemeinden treu geblieben sind. Zu den Verdächtigen gehörte der talentvolle Maler Luna, dessen große historische Gemälde voll grausiger Effecte, wie das Herausschleifen der todten Gladiatoren aus der Arena des römischen Colosseums und die blutigsten Scenen aus der spanischen Geschichte, in Madrid in den öffentlichen Sammlungen und im Palast des Senates bewundert werden. Es ist derselbe Mestize, der vor einigen Jahren durch einen sensationellen Proceß wegen ehelicher Zerwürfnisse in Paris Aufsehen erregte, aber von den Geschworenen freigesprochen wurde. Ferner gehörte zu ihnen der talentvolle Gelehrte José Rizal, Doctor der Medicin, der Naturwissenschaften und der Literatur, dessen zeitgenössischer Roman die Zustände in Manila lebendig, wenn auch stark übertreibend schildert, um, wie das Vorwort sagt, seinem Vaterland das Bild seiner Fehler und Schwächen vorzuhalten, damit sie Heilung fänden[1]). Er schildert das Elend der Eingeborenen auf den Philippinen, ihre schlechte Behandlung in den spanischen Gefängnissen und den verderblichen Einfluß der Geistlichen auf die Gemüther, besonders der Frauen. Ueber sein Schicksal war man lange im Ungewissen: erst hieß es, er sei auf dem Schiffe, auf dem man ihn von Spanien nach Manila zurücktransportirt hatte, vor der Ankunft gestorben. In den spanischen Zeitungen steht der Wortlaut des Briefes, worin ihm General Blanco auf seine Bitte gestattet, als Arzt bei den spanischen Truppen auf Cuba einzutreten.

[1]) J. Rizal, Noli me tangere. Novela tagala (mit einem Motto aus Schiller). Berlin, in der Buchdruckerei-Actiengesellschaft der Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins 1886 auf Kosten des Verfassers gedruckt.

Zuletzt kam die Nachricht, er sei in Manila vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen worden; General Polavieja, Blanco's Nachfolger, habe die Mitglieder der Familie Rizal's, die Schritte für ihn thun wollten, nicht vorgelassen [1]). Was jetzt, wie früher, bei solchen Männern als separatistische Absicht bezeichnet und bestraft wird, ist wahrscheinlich nichts Anderes als die auf untrüglicher Erfahrung beruhende Einsicht, daß die Fehler der Regierung künftig zu vermeiden seien, daß die Auswahl der zur Verwaltung berufenen Personen durch alle Grade, vom Generalgouverneur bis zum letzten Zolleinnehmer, mit der größten Sorgfalt vorgenommen, endlich daß der in der Colonie angesessenen Bevölkerung ein legitimer Einfluß auf die Verwaltung eingeräumt werden müsse, sei es in einer förmlichen Vertretung durch Deputirte, sei es durch einen erweiterten Verwaltungsbeirath. Daß Zobel diese oder ähnliche Ansichten seit mehr als zwanzig Jahren gehegt hat, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel, auch wenn ihre Aeußerung in dem Proceß von 1874 seitdem fast vergessen oder durch unzulängliche Berichte entstellt worden ist. Nicht gegen ihn selbst, den das Vertrauen und die fast freundschaftliche Beziehung zum Generalgouverneur General Blanco bis zuletzt vor Angriffen geschützt hat, richtete sich der Verdacht des Separatismus oder des Flibustierthums, die der hämische Neid absichtlich für gleichbedeutend ausgab mit allen den legitimen Bestrebungen zur Beseitigung von Mißständen, die darauf abzielten, die Colonie dem Mutterlande zu erhalten und ihren Ertrag zu vermehren. Daß er angeblich an der Spitze der Freimaurerloge von Katipunang gestanden habe, die als einer der Hauptherde der Bewegung angesehen wird, scheint ihm von seinen Feinden besonders zum Vorwurf gemacht worden zu sein, sicherlich ohne die geringste Berechtigung. Wenn man sich erinnert, wie er seit dem Jahre 1874 bemüht gewesen ist, gerade durch die Verbindung aller besseren Elemente der Bevölkerung in den Logen einen Rückhalt zu schaffen für vernünftige, der Regierung nützliche Bestrebungen, und wie seine Bemühungen bei dieser volle Würdigung fanden, so begreift man, daß gerade diese Thätigkeit von Böswilligen völlig mißverstanden und in ihr Gegentheil verkehrt werden konnte. Als nach dem Ausbruch des Aufstandes in Manila Freiwilligenbataillone gebildet wurden, war Zobel einer der Ersten, der, selbst durch Krankheit verhindert, seinen ältesten Sohn in die Listen der Freiwilligen einschreiben ließ. Gegen das ihm nahe stehende Haupt einer der angesehensten und reichsten Familien des Landes scheint der Verdacht mit Erfolg gewirkt zu haben. Schon bei der Militärrevolte vom Jahre 1823 war Don Domingo Rojas angeblich betheiligt. Der jetzige Chef des reichen Handelshauses, das eine Anzahl großer industrieller Etablissements in und bei Manila besitzt, Don Pedro Rojas, ist mit einer Schwester von Zobel's Frau vermählt. Amerikanische Zeitungen meldeten, er habe, wahrscheinlich mit Vorwissen, vielleicht auf den Rath des Generalgouverneurs, in Hongkong das Schiff ver-

[1]) Die Nachricht ist inzwischen bestätigt worden: Rizal hat bis zuletzt seine Unschuld betheuert und ist mit heroischem Gleichmuth gestorben. Die Leipziger „Illustrirte Zeitung" brachte jüngst sein Bildniß.

lassen das ihn mit vielen Anderen nach Spanien bringen sollte. Die Familie bestreitet energisch jegliche Verbindung mit den Rebellen. Daß seine Flucht in Folge einer groben Bestechung dieses hochgestellten Officiers, der eine große Laufbahn vor sich zu haben scheint, möglich geworden sei, wird von allen Denen, die den General Blanco Rivero, Marques de Peña Plata, als einen intacten Ehrenmann und vollkommenen Cavalier kennen, darunter den angesehensten deutschen Kaufleuten in Manila, für eine grobe und völlig grundlose Verleumdung erklärt. Sie sehen alle, ebenso wie die englischen, das Fortbestehen der spanischen Herrschaft in Manila als die günstigste Bedingung an für eine gesunde Entwicklung ihres Handels. Das war der Grund, weshalb Zobel seine Abreise nach Europa im Frühjahr 1896 erst für das folgende Jahr in Aussicht nahm. Er wollte auch den Schein vermeiden, als habe er aus Furcht oder mit bösem Gewissen dem Lande den Rücken gekehrt. Jeder, der unter solchen Umständen das Land verließ, galt schon für einen Flibustier. Wer die Zwischenträgereien nicht bloß des Neides und der Bosheit, sondern oft nur der völligen Unwissenheit über das Nächstliegende kennt, wie sie in der kleinen Gesellschaft aller Colonien blühen, den wird es nicht Wunder nehmen, daß selbst Wohlgesinnte und völlig Unbetheiligte an die Mitschuld so hervorragender Personen wie Zobel und Rojas glaubten. Erst als die Aerzte zur Reise drängten, entschloß er sich, um den Reisepaß zu bitten, und General Blanco gewährte ihn nach kurzem Bedenken, da sich jetzt, wie vor zwanzig Jahren, kein Schatten des Verdachtes gegen ihn fand: ja, er verlangte seine Abreise, um ihn weiteren Schwierigkeiten zu entziehen, die ihm seine Verbindung mit Rojas und die Erinnerung an seinen Proceß vom Jahre 1874 gewiß bereitet hätten. Schon war er im Besitz der Reiseerlaubniß und im Begriff sich einzuschiffen, als ihn ein Schlagfluß traf — wie viel die tiefe Erregung des Gemüths über all das Erlebte dazu mitgewirkt hat, wer möchte es sagen! Unter der treuen Pflege der Angehörigen, besonders eines seiner Neffen aus Madrid, der als Ingenieur im Dienst der Regierung dort ist, entschlief er sanft nach wenigen Tagen. Bis das Bewußtsein schwand, hörten die Seinen nur Aeußerungen der Verachtung von ihm gegenüber der revolutionären Erhebung einer durchaus untergeordneten Rasse, die jedes höheren Zieles wie aller politischen Befähigung bar geblieben sei, trotz der dreihundertjährigen civilisatorischen Arbeit an ihr, die freilich nicht immer die richtigen Wege gegangen sei. Aber er, wie alle Einsichtigen, wußte genau, daß, trotz aller gemachten Fehler, der Verlust dieser blühenden Colonie für Spanien, wenn er bevorstehe, nicht den Mestizen und Tagalen und ihren unfähigen Führern, sondern ganz anderen Leuten zu Gute kommen werde. Ob es Amerika, China oder Japan sein werde, dem das reiche Land einst zufallen sollte, er hat es so wenig gewußt, wie wir es wissen können. Aber gewußt hat er es und oft genug ausgesprochen, daß es nur an der spanischen Regierung selbst liege, wenn sie es nicht fertig brächte, die wahrhaft conservativen Elemente der colonialen Bevölkerung in den Dienst ihres eigenen Interesses zu stellen, und sich nicht frei zu machen wüßte von den verderblichen Einflüssen eines verkehrten wirthschaftlichen Systems der Ausbeutung des Landes.

Daß der ungeheure Besitz der vier großen geistlichen Orden und seine Verwaltung und die gut gemeinte, aber ganz unzulängliche und rein äußerliche Missionsthätigkeit der Jesuiten die Tagalen und Mestizen niemals zu guten Bürgern heranziehen werde, war ihm seit Jahrzehnten klar geworden. In dem Kummer über die Unmöglichkeit, in diesen Dingen Wandel zu schaffen, hat sich sein Leben vor der Zeit verzehrt. Der Gedanke, daß es der Monarchie Carl's V. und Philipp's II., die noch immer den Spaniern aller Parteien als die höchste Verkörperung des nationalen Ruhmes und der nationalen Wohlfahrt gilt, bestimmt sein sollte, unter seinen sehenden Augen, wie einst die große spanisch redende Hälfte von Amerika, von Kalifornien und Mexiko abwärts durch Centralamerika und die südamerikanischen Staaten hinab bis nach Chile und Argentinien, so auch die letzten Reste ihres großen und reichen Colonialbesitzes zu verlieren, Cuba und die Philippinen — der spanische Nationalstolz will auch die Carolinen davon nicht getrennt wissen, wie wir zur Genüge erfahren haben —, der Gedanke hat auch ihm, wie vielen edlen Söhnen seines Landes, die Lust am Leben gemindert.

In der Kirche San Miguel fand das feierliche Todtenamt statt in Gegenwart eines Adjutanten des Generals Blanco, des Decans der Kathedrale in Vertretung des Erzbischofs, des Präsidenten des obersten Gerichtshofs und des ganzen Personals der Zobelschen Apotheke und der Beamten der Straßenbahnen, sowie der Familie. Sämmtliche in Manila lebende Deutsche, Engländer und Amerikaner waren dazu erschienen, während von der spanischen Gesellschaft Viele fehlten. In Madrid hat sogleich nach dem Bekanntwerden der Nachricht die Akademie der Geschichte ihres Mitgliedes in der ehrendsten Weise gedacht. Der Präsident des Ministerconseils, der zugleich Director der Akademie ist, benutzte die Gelegenheit, den Gerüchten über Zobel's angebliche Beziehungen zu der separatistischen Bewegung auf das Bestimmteste zu widersprechen und damit einen öffentlichen Widerruf der darüber auch in einige der Madrider Zeitungen, wie in den Heraldo, gelangten Aeußerungen zu veranlassen, auf dem die Mitglieder der Familie bestanden hatten. Eine ausführliche Würdigung von Zobel's wissenschaftlichen Verdiensten in den Schriften der Akademie ist von mir gegeben worden [1]).

In Deutschland aber, der väterlichen Heimath, die zugleich seine geistige Heimath geblieben ist, trauern die Herzen aller Derer, die Zobel gekannt und geliebt haben, über den frühen Heimgang des hoffnungsreichen Lebens, das bestimmt schien, zu größerem Glück und stolzerer Höhe emporgeführt zu werden, als ihm beschieden war.

---

[1]) In dem Boletin de la Real Academia de la Historia. Bd. XXX. 1897. S. 153—181. Vergl. das Boletin, Bd. XXIX. 1896. S. 552.

Erinnerungen aus der Jugendzeit.

Von

Julius Rodenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Berliner Anfänge.

II.

Die Mittagessen fanden im damaligen Berlin zu der Stunde statt, wo man im übrigen Europa heute zu frühstücken pflegt — um eins, um zwei, und wenn es ein Staatsdiner war, um drei. Diese frühe Stunde hatte wenigstens das Gute, daß man ungefähr wußte, wann in Berlin überhaupt zu Mittag gespeist werde, während jetzt auch in dieser Hinsicht ein Zustand der Anarchie herrscht, fast so groß, wie in der deutschen Orthographie, so daß Jemand, von einem Fremden, der seine Besuche machen wollte, darum befragt, zur Antwort geben konnte: man esse in Berlin zu Mittag von zwölf bis acht, was dem Fremden einen guten Begriff von unserem Appetit gegeben haben mag — wenn er es buchstäblich genommen.

In den fünfziger Jahren und eine gute Weile nachher aber waren die Diners noch bei Weitem nicht so sehr die Mode, wie heute, wo die ganze Geselligkeit sich fast ausschließlich um die gedeckte Tafel dreht. Wenn man seine Freunde bewirthen wollte, so lud man sie zum Abend ein, und zwar so, daß sie zu einer vernünftigen Stunde kamen und zu einer vernünftigen wieder gingen. Frau Duncker namentlich liebte die späten Stunden nicht, und als sie älter wurde, schaffte sie sich unter ihren Gästen einen eigenen „Gutenachtsager" an, der an ihren Gesellschaftsabenden gegen 10 oder ½11 mit allen Zeichen des Aufbruchs die Runde durch die Räume machen mußte. Wenn er dann zuletzt zu Frau Duncker kam, um mit erhobener Stimme sich auch von dieser zu verabschieden, pflegte sie nach einem Treppchen, das aus dem Salon in das Rauchzimmer führte, mit den Worten zu zeigen: „Lieber Doctor, da oben sitzen ein paar Herren, denen Sie noch nicht gute Nacht gesagt haben!"

Das Haus, das die jüngere Generation als das Duncker'sche gekannt hat, das mit der edlen Säulenfront, dem großen stillen Garten dahinter und der

mächtigen Buchdruckerei daneben, — dasselbe, das wir unter unseren Augen von einer Stätte geistiger Genüsse zur Bierkneipe herabsinken und dann, wie fast Alles ringsum, hinschwinden sahen, das existirte noch nicht, als ich nach Berlin kam. Hundertjährige Pappeln standen, wo jetzt Miethscasernen stehen. Der Westen Berlins, das, was man heute so nennt, war kaum in den Anfangsstadien seiner Entwicklung; nicht die großen Leute wohnten dort, sondern die kleinen, soweit der Tract überhaupt bewohnt oder bewohnbar war zwischen der Potsdamer- und der Thiergartenstraße, die beide ihrerseits nicht eigentliche Straßen waren, sondern Chausseen glichen, mit hier und dort, in beträchtlichen Abständen, einem Land- oder Sommerhaus. Ich erinnere mich aus jener Zeit nur weniger Familien, die während des Winters im Thiergarten aushielten; die Besiedelung dieser jetzt fashionabelsten Gegend begann erst ungefähr ein Jahrzehnt später, und zu den Ersten, die vor dem Potsdamer Thor ein wirklich herrschaftliches Haus bauten, gehörten die Duncker's. Damals aber wohnten sie noch im Norden von Berlin, in der Johannisstraße, jenseits der Weidendammerbrücke, fast am Ende der Friedrichstraße. Das Haus selber war eine Merkwürdigkeit und hat seine Schicksale gehabt, wie nur irgend eines in Berlin. Auch hier zeigt es sich abermals, daß in dieser wunderlichen Welt die scheinbar entferntesten Dinge sich oft sehr nahe berühren. Der Einzige, der, als alle Anderen schon todt waren, die ganze Geschichte dieses Hauses kannte, Walter Robert-tornow, hat es in der „Rundschau" beschrieben[1]), so daß ich erst in späten Jahren und aus meiner eigenen Zeitschrift Näheres erfuhr über die Stätte, mit der meine frühesten Berliner Erinnerungen sich verknüpfen. Auch er ist jetzt nicht mehr, der liebenswürdige, feine Mann, der so Vielen geholfen; aber frisch und lebendig, als ob ich es noch einmal vor mir sähe, steigt aus seinen Blättern das Haus in der Johannisstraße wieder herauf: einstöckig, ein Bau des achtzehnten Jahrhunderts, im Rococostil, zwischen Hof und Garten, ein idealer Wohnsitz. Seine letzten Bewohner waren Walter Robert-tornow's Oheim und Eltern, jener der Sammler von Kunstschätzen, welche damals der Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen vermacht, jetzt die Wittwenräume der Kaiserin Friedrich schmücken. So fällt ein Strahl von Hoheit zugleich und Trauer auf das Andenken dieses Hauses, das im März des Jahres verödete, da Kaiser Friedrich starb, und zwei Jahre später dem Erdboden gleich gemacht ward.

Von anderen Gästen und Gestalten war es erfüllt, als der Zweiundzwanzigjährige zuerst hierher kam. Vor Duncker's hatte der evangelische Bischof Graf Roß, ein Oheim der Frau Lina Duncker darin gehaust und als dieser Berlin verließ, um — ich glaube — nach Dresden überzusiedeln, zogen sie hinein. Der Graf wird als ein Sonderling beschrieben: „Er sammelte," wie Walter Robert-tornow von ihm erzählt, „orientalische Gewebe, Geräthe und Schmucksachen, begnügte sich mit der Gesellschaft eines Mohrenknaben und schritt in persischer Tracht durch die Räume" — für einen evangelischen Bischof allerdings sehr merkwürdige

[1]) „Ferdinand Robert-tornow, der Sammler und die Seinigen. Ein Beitrag zur Geschichte Berlins". Von Walter Robert-tornow. Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXV, S. 428 ff.

Dinge. Jetzt auch, wo der Zusammenhang mir klar geworden, verstehe ich, was ich damals ahnungslos, nur dem Genusse des Augenblicks hingegeben, über einen Ball in diesen Räumen meiner Mutter schrieb: „Das war ein Abend! In drei Zimmern und einem großen Saale bewegte sich die Gesellschaft. Das erste Cabinet ist das sogenannte ‚chinesische'. Die Fresken der Wand stellen chinesische Landschaften vor, Möbel, Verzierungen, Einrichtungen, — Alles, wie wenn man in China wäre. Dann kommt das griechische Zimmer, dessen Wände mit attischen Landschaften decorirt sind; antike Gegenstände schmücken die marmornen Simse, und klassische Bildwerke laden den Blick zum Verweilen ein. Das ‚indische Zimmer' schließt die Reihe. Klein, üppig, umrankt von seltenem Blumengewirr, so daß man sich in eine Tropenlandschaft versetzt meint und ich mich immer wie getragen fühlte von Heine's ‚Flügeln des Gesanges'. Dazwischen nun die blühenden Mädchenköpfe, die feenhafte Beleuchtung, die rauschende Musik, die köstlichen Weine — so flogen die nächtigen Stunden dahin."

Etwas aber verschwieg ich meiner Mutter, vor der ich doch sonst niemals ein Geheimniß gehabt — etwas sehr Komisches, Etwas, das mich sehr beschämte. Nämlich auf der Einladungskarte hieß es: „Gef. 7 Uhr"; und ich Unglücklicher nahm das wörtlich, um eine Erfahrung zu machen, ähnlich einer späteren Pariser, als ich Mittags zwölf Uhr in Frack und weißer Binde mich anschickte, Visiten abzustatten. Nur mit dem Unterschiede, daß hier kein Garçon war, der mich gefragt hätte: „Will der Herr zu einer Hochzeit oder zu einem Begräbniß?" So stürzte ich denn in mein Verhängniß hinein und stand Schlag sieben in einem menschenleeren, obendrein winterkalten Saale, stand da, der erste und wohl noch eine Stunde lang der einzige Gast, bis endlich gegen acht die Räume sich zu füllen begannen und ich, von dem Fluche der Lächerlichkeit befreit, mich unter den Hereinkommenden zu verbergen suchte. Wohl vergißt man in der Jugend leicht, aber die Wunde hat mich lange geschmerzt, und erst heute habe ich's über das Herz gebracht, davon zu sprechen.

Die Berühmtheiten, denen ich viele Jahre später, als ich selber schon ein alter Berliner und Franz Duncker ein großer Verlagsbuchhändler und Parlamentarier war, in seinen gastlichen Räumen begegnet bin, könnte ich heute noch der Reihe nach herzählen.

So wie sein Denkmal heute an der Ecke der Oranienstraße steht, in dem nach ihm genannten städtischen Park, so sehe ich die Ehrfurcht gebietende Gestalt Waldeck's noch vor mir, des ungebeugten Volksmannes und ungerecht Verfolgten, dessen Name damals wie die Fahne war, um welche die Demokratie sich scharte. Keine Spur von Verbitterung war in dem von einem ergrauten Bart umrahmten Gesichte des Schwergeprüften; es war voll Wohlwollen und gewinnender Freundlichkeit. Keinen solchen Eindruck habe ich von Arnold Ruge bewahrt, den ich hier ganz zuletzt noch traf, wenn er, der ehemalige Flüchtling und nun durch eine Dotation des jungen deutschen Reiches geehrt, aus Brighton zu kurzem Besuch nach Berlin gekommen war. Auch in diesen späten Jahren konnte man an einer gewissen Herbigkeit des Wesens immer noch den reisigen Streiter der „Hallischen Jahrbücher" erkennen, vor

dem seiner Zeit das literarische Deutschland gezittert hatte. — Der dritte in dieser vormärzlichen Gruppe des Duncker'schen Hauses war Jacob Venedey, den Heine's Spott als den „dummen Kobes von Köllen" unsterblich gemacht hat. Sein Wesen, als ich ihn später kennen lernte, hatte nichts Herausforderndes (was es wohl auch nie gehabt haben kann), eher etwas Bescheidenes, Gutmüthiges, und sein politisches Vorleben als Flüchtling, Mitglied des Frankfurter Parlaments und Stuttgarter Rumpfes war tadellos. Aber ein großes Ingenium ist er auch nicht gewesen, und hat an dem Ruhm, den ihm Heine verliehen, schwerer zu tragen gehabt, als an dem eigenen, da er — nach Heine — nur „seine ganze Ignoranz" sich selbst erworben. Was die Beiden mit einander vorgehabt, war eine Bagatelle gewesen, reichte weit über viele Jahre zurück in Venedey's Pariser Zeit und schien längst vergessen; da traf ihn, der in Preußen immer noch von der Polizei verfolgt ward, völlig unvermuthet, wie aus einem Hinterhalt, der Pfeil des sterbenden Dichters, und nun ward der harmlose Mensch wild. Er ließ in der „Kölnischen Zeitung" eine Reihe von Gedichten gegen Heine los, von denen man gerne glaubt, daß sie diesen — wie es in einem Nachlaßblatt heißt — ebenso bestürzt gemacht haben, wie weiland Bileam, der Sohn Beor's gewesen, als er sah, „daß seine Eselin den Mund aufthat und sprach: Was habe ich gethan, daß du mich geschlagen hast nun dreimal?" Venedey hat auch weiter keine Verse gemacht; er begnügte sich vielmehr damals mit einer „Geschichte des Deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart", die bei Franz Duncker erschien, auf viele Bände berechnet war, über den dreißigjährigen Krieg im vierten aber nie hinausgekommen ist.

Gleichfalls ein Autor desselben Verlags, aber von anderer Art, mit nichts Kosmopolitischem an sich, sondern streng preußisch im besten Sinne, war Christian Friedrich Scherenberg. Was mich beim ersten Anblick überraschte, war die Heiterkeit, die Milde, fast möchte ich sagen der lyrische Zug in der Erscheinung dessen, der doch vor Allem der Epiker der Schlachten war. Ich habe Scherenberg nur in seinem Greisenalter gekannt, immer noch eine hochaufgerichtete, breitschultrige Gestalt mit ehrwürdig weißen Haaren. Er war ein Charakterkopf, und sein Gesicht zeigte den Ausdruck einer offenen, ehrlichen Seele, frei von jeder Selbstbespiegelung: er erröthete, wenn man ihm von seinen Dichtungen sprach. Ich erinnere mich noch des festen, weichen Druckes seiner Hand. Es war etwas unverwüstlich Frühlings- oder Jünglingshaftes um ihn, ganz wie bei Theodor Fontane, der sein Leben in der anziehendsten Weise geschrieben hat.

Zu diesen Männern einer ablaufenden Periode gesellten sich bei Duncker's die nun heraufkommenden Kräfte der Wissenschaft und Literatur, junge Schriftsteller und Docenten der Universität, die hier gleicherweise herzliches Entgegenkommen, Anregung und Förderung fanden. Eine freie Bewegung herrschte hier, immer in Contact mit der lebendigen Welt und beständig ergänzt durch den Hinzutritt frischer Elemente. Wie schon angedeutet, war dieser mannigfachen Gesellschaft eigentliche Seele Frau Lina Duncker, und ihre Hand bemerkte man auch in der weiteren Entwicklung des Verlages, der zur

selben Zeit auf seiner Höhe stand. Zu dessen gefeierten Autoren gehörten George Eliot und George Henry Lewes, dessen Goethebuch, im eigenen Lande Goethe's, so lange für das einzig lesbare galt. Beide habe ich im Duncker'schen Hause gesehen, zusammen mit Fanny Lewald und Adolf Stahr, die, glücklicher als ihre britischen Wahlverwandten, seit einer Reihe von Jahren bereits wirklich vermählt waren. In Lewes, einem Mann von Welt und munterer Unterhaltungsgabe, begrüßte ich einen alten Bekannten aus London, der aber damals noch nicht öffentlich mit George Eliot erschien; eine Fünfzigerin stand sie jetzt vor mir, die große Dichterin, hager, knochig von Gestalt, vornüber gebeugt, mit lang herabhängenden ergrauenden Locken, die ein Gesicht umrahmten, häßlich, wenn man die Wahrheit sagen will, aber strahlend von dem Glanz ihrer Augen und wie verklärt von einem unendlichen Wohlwollen, so daß man zuletzt nur noch die Schönheit ihres Geistes erblickte. Nie habe ich eine solche Verwandlung gesehen, durch Nichts bewirkt, als ein Lächeln, das mit dem Sonnenschein ihres Innern diesen hart ausgearbeiteten Zügen einen Schimmer weiblicher Anmuth lieh. Diejenigen von ihren Romanen, auf denen ihr Ruhm beruht, nämlich „Adam Bede", „The mill on the floss" und „Silas Marner", ebenso wie „The life and works of Goethe" von Lewes, waren von Dr. Julius Frese meisterhaft übersetzt worden. Mit diesem Namen erwacht wieder in mir eine ganze Folge von Ideenverbindungen. Ein äußerst gewandter Publicist, Redacteur der eine Zeit lang florirenden „Hannover'schen Presse", war er Einer von denen, die mich bei meinen ersten Schritten in die Literatur freundlich unterstützt haben. Er war ein Mann von Welt und den besten Formen, ein ausgezeichneter Stilist und ein Künstler darin, sich und Anderen das Leben angenehm zu machen — ein Epikuräer, ein liebenswürdiger, geistreicher Genußmensch. Sein Blatt, das den fortgeschrittensten Liberalismus in einem tadellosen Deutsch vortrug, hielt sich nicht lange, und als ich nach Berlin kam, fand ich ihn hier wieder in den Kreisen, die auch die meinen wurden, und manchmal habe ich mich in seinen luxuriös eingerichteten Räumen, in denen es immer nach guten Cigarren roch, behaglich durchwärmt. Ein Gefühl des Wohlbehagens durchdrang mich, so oft ich bei ihm war, der nicht minder geistreich zu plaudern als zu schreiben verstand. So, dachte ich mir, müsse Friedrich Gentz in seiner besten, seiner Berliner Zeit gewesen sein, und leider sollte sein späteres Schicksal diesen Vergleich annähernd bestätigen. Auch Frese hat in jenen trüben Jahren, die der Auseinandersetzung voran gingen, das preußische Lager verlassen und sich in das des politischen Gegners begeben, der geschickte Federn seit je mehr geschätzt und besser honorirt hat. Auf diesem Wege nach Damaskus traf ich Frese drei Jahre vor dem Ausbruch des entscheidenden Krieges in der Schweiz, am Vierwaldstätter See, wo wir, auf der Höhe des Selisberges, noch eine letzte Flasche moussirenden Weines mit einander getrunken haben, er nach rechts, ich nach links ziehend, um uns nie wieder zu sehen. Aber sieben Jahre später, als nach vollzogenem Ausgleich zwischen Preußen und Oesterreich unsere siegreichen Heere Paris einschlossen und in Versailles das deutsche Kaiserreich proclamirt ward, sollte der Untergang eines zweiten, meiner hannover'schen Zeit angehörigen Mannes

mein Herz mit einer tieferen Wehmuth erfüllen. Ein anderer Mann und aus anderem, festeren Holze — der genau so war, wie er hieß: Ehrenreich Eichholz. Ostpreuße von Geburt und in Berlin Mitarbeiter der „Urwählerzeitung", war er als Redacteur der kurz zuvor begründeten „Zeitung für Norddeutschland" nach Hannover gekommen, und von ihm wiederum hatte ich meine Einführung in das Duncker'sche Haus erhalten. Schmächtig von Gestalt, mit einem warmen Gemüth und liebevollen Herzen, war er von strengen, ja starren Grundsätzen, wo sich's um das Recht handelte, völlig selbstlos, asketisch in seinen Lebensbedürfnissen und nur für das Wohl Anderer besorgt, aber hart, wie nur Theoretiker sein können, ein rigoroser Demokrat, einst der heftige Widersacher welfischer Selbstherrlichkeit, seit 1866 zum Wortführer ihrer Partei geworden und 1870 unter dem Verdachte des Hochverraths verhaftet. Das gleiche Loos traf den edlen Freiherrn von Münchhausen, der, als letzter gemäßigt liberaler Ministerpräsident des Königs Ernst August, von dessen Nachfolger, Georg V., schroff entlassen, bitter gehaßt und lange verfolgt ward, bis er in den Tagen des Unglücks ritterlich auf die Seite des Entthronten und Verbannten trat. Sein alter Familiensitz, ein schönes Gut, lag dicht bei meinem Vaterstädtchen, in dem hessischen Dorf Aplern, und da hab' ich ihn in meinen Knabenjahren oft genug gesehn. Beide Staatsgefangene sollten in Eisenbahnwagen dritter Classe nach Königsberg transportirt werden; aber man stand von dieser Maßregel gegen Münchhausen ab, weil er erklärt hatte, daß er zu dieser Gelegenheit das Band und den Stern des Königlich Preußischen Rothen Adlerordens anlegen wollte, der ihm 1850 bei dem Abschluß des Zollvereins verliehen worden war. Der arme Ehrenreich Eichholz hatte keinen Orden, um damit zu drohen; in der eisigen Kälte jenes Winters, in einem Wagen dritter Classe brachte man den ohnehin schon kränklichen Mann von Hannover auf die Festung im äußersten Osten, und als man ihn entließ, war er gänzlich gebrochen. Er starb bald darauf, der Märtyrer seiner irre geleiteten Ueberzeugung, aber doch immer ein Märtyrer.

Solche Bilder, solche Schicksale drängen sich vor meinen Augen, wenn ich an das Duncker'sche Haus zurückdenke — wie verschieden von jenem ersten fröhlichen Abend, wo ich als junger Mensch mit so frischen Hoffnungen und so vielem Glauben an die Welt in den Ballsaal eintrat. Bunt und glänzend scheinen die Paare noch einmal an mir vorüber zu fliegen — ein fröhliches Treiben, voll von Licht und Luft, ein berauschendes Durcheinander von Musik und Blumen und flatternden Gewändern, und mitten in diesem Wirbel, nachdem das Büffet sich aufgethan, in einer Ecke des chinesischen Zimmers, durch den offenen Rahmen der Salonthüre sichtbar, einsam, schweigsam über seinen Teller gebeugt, ein ganz in sein Geschäft vertieftes Männlein, nicht mehr jung, wie mir damals schien (denn für einen angehenden Zwanziger ist ein mittlerer Dreißiger fast schon ein Alter), mit großem Kopf und mächtiger Stirn, aber kurzem Unterkörper — kein Anderer als Gottfried Keller — „der Schweizerdichter", wie wir ihn benannten. Oft, fast täglich, habe ich ihn während dieses Winters gesehen, bei Duncker's, in der Conditorei von d'Heureuse, manchmal in meinem eigenen Hinterstübchen; aber ich wußte nichts von seinen Leiden und Kämpfen, über die nach seinem Tod erst die

von Baechtold veröffentlichten Briefe und Tagebücher erschütternde Kunde gaben. Er sprach nicht viel und niemals von oder über sich. Auch von seinem Humor war kaum etwas zu bemerken. Man konnte nichts aus ihm herausbringen, und doch liebten wir Jüngeren den seltsamen, verschlossenen Mann und hatten einen instinctiven Respect vor ihm, wiewohl wir noch nichts von ihm als ein paar Gedichte kannten. Als ich, ein volles Vierteljahrhundert später, ihm zum ersten Male wieder gegenüberstand in seinem hohen, luftigen Zimmer auf der Enge, von wo man einen so bezaubernden Blick über das zu den Füßen dieses Hügels ausgebreitete Hinterland von Zürich, in das Thal der Limat mit Wald und Wiese hat, da kannte ich ihn sogleich wieder. Es hatte sich nicht sonderlich viel an ihm verändert, außer daß er inzwischen ein berühmter Mann geworden war. Aber damals in Berlin wußten nur Wenige von ihm, und ich erinnere mich, daß erst gegen Ende dieses Winters 1854 in einem anderen Hause, demjenigen Varnhagen's von Ense, sein Name genannt wurde.

Dieses Haus, in welchem einst lange Jahre vorher die genialste Frau des damaligen Berlins der reinsten Goetheverehrung einen Altar errichtet hatte, besaß noch einen großen Einfluß, den es auch jetzt wieder zu Gunsten Gottfried Keller's geltend machte. Wohl war Varnhagen's Nichte keine Rahel; aber aus allen Briefen Keller's an sie, selbst den späteren, in welchen er sich über die rothe Feder an ihrem Hut und ähnliche Thorheiten der Alternden lustig macht, wird man einen Herzenston vernehmen, der wie Dank für etwas Unvergessenes klingt. Ich hatte Berlin eben verlassen, als die drei ersten Bände des „Grünen Heinrich" erschienen; der Brief, mit welchem Keller seinen „in jeder Beziehung etwas langathmigen Prosaversuch" Varnhagen übersendet, ist vom 23. März 1854 datirt[1]), und schon am 28. schrieb mir Ludmilla Assing: „Keller hat vor einigen Tagen dem Onkel seinen „Grünen Heinrich" geschickt. Ich habe dieses Buch, das zum Bedeutendsten gehört, was ich seit lange gesehen, mit grenzenlosem Antheil gelesen. Es hat für mich etwas Rührendes und Ergreifendes, wie dieser sich im Umgang schwer aufschließende Mann hier der ganzen Welt sein innerstes Sein und Fühlen und Denken, sein ganzes Herz öffnet. Gerade der erste Band, mit dem er nicht zufrieden, ist mir sehr lieb." — Und drei Tage später: „Ihre bereitwillige Anerbietung benutze ich, wie Sie sehen, sogleich, indem ich eine kleine Besprechung des „Grünen Heinrich" in Ihre Hand lege. Ich überlasse es ganz Ihnen, sie demjenigen Blatte zu übergeben, welches Sie dafür am geeignetsten finden. Es ist mir nur darum zu thun, daß sich eine günstige Stimme mehr für ein Buch erhebe, welches ich so sehr liebe. Vorgestern hat Gottfried Keller dem Onkel einen Besuch gemacht. Es war das zweite Mal, daß ich ihn sah, und doch war es mir, als kennte ich ihn bis ins tiefste Innerste."

Niemals habe ich mich zu dem Grundsatze „von den Todten nur Gutes" bekannt, immer aber für Pflicht und Schuldigkeit der Ueberlebenden gehalten,

[1]) „Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher". Von Jakob Baechtold. Berlin. Hertz. 1894. Bd. II, S. 243.

so viel Gutes von ihnen zu sagen, als sie wissen; und es fällt mir dabei dieses Wort der Rahel ein, daß man einen Menschen nicht nach seinen Gebrechen, sondern nach seinem Lobenswerthen und Tüchtigen „rangiren" soll. Ludmilla glich ihrer Tante darin, daß sie, wie die Gräfin Elise Bernstorff von dieser bekundet hat, „ein von der Natur schlecht ausgestattetes Wesen war". Doch hätte wohl auch sie gewünscht, daß man auf ihren Grabstein die Worte schreiben könne, die Rahel ersonnen: „Gute Menschen, wenn etwas Gutes für die Menschheit geschieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner." Es ist anders gekommen, und wenn man jetzt noch ihren Namen nennt, so geschieht es sicherlich nicht mit Liebe. Doch der späteren Ludmilla, die sich lächerlich machte, wiewohl sie nur unglücklich war, will ich vergessen, um einzig deren zu gedenken, welche die ruhmreichen Traditionen des Varnhagen'schen Hauses bis zuletzt aufrecht erhielt und mir in dem erlesensten Cirkel des damaligen Berlins eine gütige Beschützerin ward.

Ich gedenke des grauen Wintermorgens und des Zagens, mit dem ich mich dem heute noch palastartigen Gebäude der Mauerstraße Nr. 36 nahte, die prächtige, mit Teppichen belegte Treppe zum ersten Stock hinanstieg, die Glocke zog, so schüchtern, daß sie keinen Ton von sich gab, dann noch einmal, bis endlich die Thür aufgethan ward, und in der Dämmerung des Flurs die alte Dore erschien, die treue Dienerin, in deren Armen zwanzig Jahre früher Rahel gestorben war. Sie führte mich in das hohe Zimmer mit dem großen, tiefen Fenster, durch welches man die Französische Straße hinuntersieht. Mir war, als schwebe der Geist Rahel's noch über diesem Salon, und beklommen ward mir zu Muth, indem ich daran dachte, wer Alles vor mir hier gewesen, und daß ich mich vielleicht auf einem dieser Sessel niederlassen solle, in welchem einstmals Friedrich Schlegel oder Heinrich Heine gesessen.

In dem unsichern Lichte des Wintermorgens und der Stille dieses Zimmers erschien sie mir, wie ich sie lange schon aus dem „Buche des Andenkens für ihre Freunde" kannte, das unter den Lieblingsbüchern meiner Mutter war. Der Name Rahel's gehörte zu denen, die ich von ihr am häufigsten vernahm, so daß mir war, als ob ich selber in einer fernen Zeit einmal wirklich mit ihr gelebt hätte, und jetzt, da ich in ihrer eigenen Stube stand, mit allen Zeichen ihrer Gegenwart rings um mich her, als ob auch sie wieder lebendig für mich geworden wäre. Jetzt kannte ich den Schauplatz ihres Lebens und durch das große Fenster die Französische Straße hinabsehend, ging ich in Gedanken die paar Schritte weiter bis zu dem Haus in der Jägerstraße, bei der Seehandlung, ihrem Elternhaus, dessen Anblick nach vielen Jahren der Trennung ihr die Kindheit und Jugend wieder zurückruft. „Da ist mein Mausoleum! Da hab' ich geliebt, gelebt, gelitten, mich empört, Goethen kennen lernen, bin mit ihm aufgewachsen, hab' ihn *unendlich* vergöttert." Es hatte mich immer in Erstaunen versetzt, meine Mutter von einer Zeit sprechen zu hören, in der Goethe noch nicht war, d. h. nicht so, wie er heute ist. Manchmal, in ihren Mädchenjahren, wenn sie mit einem Bande Goethe in der Hand ertappt worden war, hatte sie sich Spott gefallen lassen müssen. Wir verstehen das nicht mehr, mir aber hat es zum Verständniß

dieser Frau geholfen, die am 8. September 1815 aus Frankfurt an Varnhagen in Paris schreibt: „Guter, theurer August, Goethe war diesen Morgen um ein Viertel auf 10 bei mir. Dies ist mein Adelsdiplom"; und am 9. Februar 1822 an ihren Bruder Ludwig Robert in Karlsruhe: („Lies das neueste Heft: Kunst und Alterthum: ‚Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren'.) Ich habe Friedrich's des Zweiten schwarzen Adlerorden: er bedeckt mein belohntes Herz. Er ist gemacht: aus allen Thränen, die ich weinte und verschluckte, aus Allem, was ich litt, liebte, lebte" . . . Solch' energischer, leidenschaftlicher Naturen hat es bedurft, um Goethen noch erleben zu lassen, daß er „vergöttert, anerkannt, studirt, begriffen, mit dem einsichtigsten Herzen geliebt würde;" dies war für Rahel der Gipfel all' ihrer Erdenwünsche, dies ihre „Commission", darum allein schon wird ihr Name niemals vergessen werden. —

Jetzt öffnete sich die Thüre, Ludmilla trat herein, und mit ihrem ersten Worte verscheuchte sie nicht nur die Bangigkeit, die man in der Nähe der Unsichtbaren empfindet, sondern, so schien es mir, auch diese selbst. Sie hatte schon damals etwas Altjüngferliches, jedoch, zugleich dem jungen Menschen gegenüber, auch so viel Cordiales, Cameradschaftliches, daß augenblicklich in mir das Gefühl, ich werde hier bald heimisch sein, die Oberhand gewann. Nebenan war die Stube Varnhagen's, und leichteren Herzens, unter der Führung Ludmilla's, betrat ich sie. Varnhagen saß an einem langen Schreibtisch, nicht weit vom Fenster, und an allen vier Wänden bis oben hinauf umgeben von mächtigen Bänden, etiquettirten Kasten und Schachteln, die seine beträchtlichen Autographensammlungen und andere minder harmlosen Geheimnisse bargen. Was mir sogleich an Varnhagen auffiel, war das Eiserne Kreuz, das er auch bei der Arbeit und am Hauskleide trug. Er erhob sich, und eine hohe Figur, kräftig trotz des Alters, mit bedeutendem Kopf und einem sehr feinen, geistvollen Gesicht, stand vor mir. „Ein milder, liebenswürdiger Greis," schrieb ich nach dieser ersten Begegnung in mein Tagebuch; „seine Weise hat etwas Vornehmes, Hofmäßiges oder Diplomatisches. Er spricht gedämpft mit einer sanften Stimme, wie man sie von einem solchen Manne nicht erwartet; es ist eine Vorsicht in seiner Unterhaltung, die fürs Erste gewiß Jeden mit Höflichkeit fernhalten muß. Aber da es nichts weniger ist als kalte Höflichkeit, so wird meine wahre Zuneigung wohl hindurchdringen können; das sagte mir auch sein Händedruck beim Abschiede." Kein Wort hiervon hätte ich heute zurück zu nehmen, wo das wohlthätige Vergessen so viele Bitterkeiten auf der einen und anderen Seite getilgt hat, und nur das Andenken an eine für jene Zeit der tiefsten politischen Unbefriedigung charakteristische, ja typische Persönlichkeit lebendig geblieben ist.

Denn was auch der Grund gewesen sein mag, aus welchem seine glänzend begonnene Laufbahn im besten Mannesalter abgebrochen ward, ob seine liberale Gesinnung im Allgemeinen oder Indiscretion im diplomatischen Dienste· das zehrende Gefühl, wider seinen Willen entfernt worden zu sein, hat er nie mehr überwunden. Ihm selber, als er preußischer Ministerresident in Karlsruhe war, kam die Katastrophe völlig unvermuthet. „Gar nichts thun und ein wenig warten, bis die Anderen reden und wir etwas erfahren," hatte Rahel,

die sich eben zur Kur in Baden-Baden aufhielt, ihm geschrieben. „Ein wenig warten" . . . Das war im Sommer 1819 gewesen; Jahre waren vergangen, Rahel war gestorben und mit der Revolution von 1848 eine neue Zeit angebrochen, aber Varnhagen wartete noch immer — ja, wenn ich ihn mir in seiner Stube mit all' den Papierschachteln um sich her denke, so nimmt er in meiner Vorstellung etwas Lauerndes an, was ich erst heute recht zu verstehen vermag, ebenso den halb sarkastischen, halb schmerzlichen Zug um seinen meist geschlossenen Mund. Den aufstrebenden Talenten aber ist er in Wort und That stets ein wohlwollender Förderer gewesen; und ich freue mich, daß einige seiner Biographien vaterländischer Helden, wie „Fürst Leopold von Dessau", „Derfflinger" und „Blücher" auch in der Gegenwart noch immer neugedruckt und gelesen werden.

Das Verhältniß von Onkel und Nichte war ein geradezu rührendes; er that ohne sie keinen Schritt aus dem Haus, und sie wiederum ging völlig in ihm auf, sie dachte, sie sprach wie er, und sogar in ihrer äußerst zierlichen Schrift ahmte sie die seine — „Varnhagen's Kupferstich", wie Rahel sagte — so täuschend ähnlich nach, daß man die eine schwer von der anderen unterscheiden konnte. Sie zeichnete sehr gut, und die von ihr gefertigten, leicht colorirten Porträts aller hervorragenden Mitglieder ihres Kreises bedeckten eine ganze Wand des Salons über dem Sopha. Nach ihrer Zeichnung ward auch das Porträt Varnhagen's lithographirt — das beste, welches wir von ihm besitzen; unter das Exemplar, welches sie mir verehrte, schrieb sie: „Dies Bild ist meines Onkels Bild, denn ihn stellt es vor; es ist mein Bild, denn ich habe es gezeichnet; es ist Ihr Bild, denn Ihnen schenke ich es." Sie that es einmal nicht anders, die gute Ludmilla; sie mußte geistreich sein, wenn sie die Feder in die Hand nahm. Um diese Zeit auch hatte sie das Porträt Gottfried Keller's begonnen, und sie beklagte sich nur, daß er nicht ordentlich zur Sitzung komme. Doch ist es zuletzt fertig geworden und prangte lange noch in Ludmillens Bildergalerie.

Hier nun, in diesem Salon, der die Bezeichnung noch mit Recht trug, fanden die berühmten Varnhagen'schen Kaffees statt, nicht an bestimmten Tagen, vielmehr ward zu jedem besonders eingeladen, aber immer um dieselbe Stunde, Nachmittags halb fünf. Es war dann, in diesen Wintertagen, sehr behaglich, hell und warm in diesem hohen und geräumigen Empfangszimmer, während die Sitze rings um den großen, runden Tisch in der Mitte sich allmälig füllten. Da die Gesellschaft stets eine sehr distinguirte war, so mußte sich ein junger Ankömmling aus der Provinz schon etwas zusammen nehmen; aber dieser Zwang hatte doch auch, im besten Sinne des Wortes, etwas Erziehendes, und endlich empfand man ihn gar nicht mehr. Damen aus den ersten Familien und mit alten historischen Namen, hohe Staatsbeamte, Militärs, Schriftsteller, Künstler traf man hier, alle mit einer mehr oder minder hervortretenden Neigung zur Kritik, wodurch der Unterhaltung ihr Gepräge gegeben ward. Man sprach von allem Möglichen, was in der Welt und der Stadt vorging, von den neuen Stücken, von den neuen Büchern, von den neuen Bildern; und hier, bei diesen nachmittäglichen Zu-

sammenkünften, zeigte sich Varnhagen von seiner anziehendsten Seite, nicht ohne zuweilen eine satyrische Bemerkung und ein ironisches Wort, aber immer in einem verbindlichen Ton und mit einer gemessenen Haltung. Von äußerster Zuvorkommenheit gegen die Jugend, vergaß er nie, was er der Würde seines Alters schuldig war, so daß man, wenngleich in respectvoller Entfernung, doch auch das Gefühl der Sicherheit erhielt, welches Jedem möglich machte, sich auf dem ihm angewiesenen Platze mit vollkommener Freiheit zu bewegen. Dieses dünkt mich das erste Zeichen jener Kunst des Menschenumganges, die der Rahel nachgerühmt und als ihr Erbtheil hier gepflegt ward. Als eine, die sich des intimen Verkehrs mit ihr noch rühmen konnte, war Fräulein Solmar vor Allem bemerkenswerth. Sie besaß nicht den umfassenden Geist Rahel's, ihrer älteren Cousine, doch war sie eine scharfe Beobachterin dessen, was in ihrer Nähe vorging, mit einem erstaunlichen Gedächtniß für längst Vergangenes und einer brennenden Neugier für die Geschehnisse des Tages. Sie war die beste Freundin Varnhagen's, er besuchte sie fast täglich und sie fehlte selten bei einem seiner Kaffees. Von Bettina von Arnim habe ich eben noch einen Blick erhascht, als sie, nach der Gratulation am Neujahrsmorgen 1854, mit zärtlicher Umarmung sich von Varnhagen verabschiedete. Die Gräfin von Ahlefeldt, „der Stern der Lützow'schen Freischar, die Muse Immermann's", der Ludmilla nachmals ein schönes biographisches Denkmal gewidmet, erschien nicht mehr; sie war in der letzten Zeit ihres Lebens so leidend, daß sie die Freunde nur noch bei sich empfangen konnte. Varnhagen selbst näherte sich den Jahren, von denen einst Voltaire gesagt: „Als ich noch im schönen Alter von siebenzig war", und an Alexander von Humboldt schreibt er zum Trost wegen seiner achtzig Jahre, daß selbst diese wieder verhältnißmäßig eine Art Jugend werden könnten, wie das Beispiel Fontenelle's zeige, der, hundertjährig, einer Dame den Fächer aufheben wollte, den sie hatte fallen lassen, und da er es nicht schnell genug zu Stande brachte, schmerzlich ausrief: „Que n'ai je plus mes quatre-vingt ans!" Es ist in der Antwort auf einen Brief, in welchem Humboldt, klagend über den Tod seines Freiberger Studiengenossen Leopold von Buch, in die Worte ausbricht: „c'est comme cela que je serai dimanche. Und in welchem Zustande verlasse ich die Welt, der ich 1789 erlebte und mitfühlte" [1]).

Selten noch, und auch dann nur zu einer Morgenvisite, kam Humboldt; aber einer der Munterſten in den nachmittäglichen Kaffees war ein anderer Greis, um fünf Jahre noch älter als Varnhagen und Bettina, der General von Pfuel, der nicht lange vorher preußischer Ministerpräsident gewesen war und nicht lange nachher, fast ein Achtzigjähriger, liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses ward. Sein Haar war lang und schneeweiß, sein Gesicht, mit den freundlichen blauen Augen, glänzend von der Frische der Luft und des Wassers. Er, der die preußischen Militär-Schwimmschulen eingerichtet hatte, badete selbst während des Winters in der offenen Spree, ja ließ sie sich aufhacken, wenn sie zugefroren war. Was hatte dieser Mann nicht Alles erlebt! In

[1]) „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense". Leipzig, Brockhaus. 1860. S. 267—269.

seiner Jugend innig befreundet mit Heinrich von Kleist, war er 1809 als Hauptmann in österreichische Dienste getreten und 1812 als Generalstabschef Tettenborn's in russische, war 1815 zur preußischen Armee zurückgekehrt, nach der ersten Einnahme Commandant von Paris, 1831, nach der Niederwerfung der kleinen Revolution, Gouverneur von Neuchâtel, wo man heute noch sein Bild im Rathhaus sieht, und 1848, beim Ausbruch der großen Revolution, Gouverneur von Berlin. Von einer für seine Jahre staunenswerthen Lebhaftigkeit, suchte der alte General zur Unterhaltung sich immer die Jüngsten aus; und wie die Zeit fast spurlos an ihm vorüber gegangen war, schien er seinerseits jeden Maßstab für sie verloren zu haben. Einmal belauschte ich ihn in einem solchen Gespräch mit einer Dame, die nicht viel über zwanzig zählen mochte. Sie war eben aus ihrer Heimath, einer größeren österreichischen Stadt, in welcher auch Pfuel einstens sich aufgehalten hatte, hierher gekommen. Er erkundigte sich nach alten Bekannten, die vor einem Menschenalter gestorben sein mochten, und erzählte Geschichten, die der jungen Dame klangen, wie „Märchen aus alten Zeiten". Sie hatte wohl davon vernommen, aber wie von Etwas aus weiter Ferne. „Ja," rief sie zuletzt, „wie lang ist es denn her, daß Ew. Excellenz dort gewesen?" — „Nun," erwiderte der General, „es mögen immerhin bald fünfzig Jahre sein." —

Für uns aber, die wir der neuen Generation angehörten, blieb es eine Erinnerung fürs Leben, diese Männer noch gesehen zu haben, die — selbst ein Stück Geschichte — besser und eindringlicher als unsere Geschichtsbücher von den großen Tagen des Vaterlandes sprachen und, wenn sie wenig von der Gegenwart hofften, doch fest an die Zukunft glaubten. Ganz von den Ideen der Zeit und des Fortschritts erfüllt, war in ihnen noch etwas von dem Geiste des vorigen Jahrhunderts, aus dem sie stammten, von seiner humaneren Bildung, seinen stärkeren ästhetischen Interessen und seiner freieren Anschauung des Lebens. Es zeigte sich dies auch in ihrer etwas altmodischen Art der Galanterie gegen die Damen, jener Höflichkeit im Verkehr mit ihnen, die den Salon in der That zur Schule der feineren Geselligkeit machte.

Wenn ich mir die Reihe vergegenwärtige, wie sie sich um den runden Tisch gruppirte, so fällt mir als eine der imposantesten Erscheinungen wieder die Gräfin Clotilde Kalckreuth auf, von hohem, kräftigen Wuchs, das echte Bild einer märkischen Edeldame, dabei höchst jovial, lebenslustig und passionirt für die Musik — wir nannten sie „die Säule der Singakademie", was sie thatsächlich als Chorführerin auch war: denn wenn sie dort oben auf dem Podium stand, um eines Hauptes Länge die jugendliche Schar überragend, so hatte sie wirklich etwas von einer Karyatide, die das Tongebäude zu tragen schien. — Die Dame neben ihr, mit den dunklen Locken und Augen, kannte Jedermann schon vom Theater her: es war Fräulein Lina Fuhr, die später — durch eine seltsame Fügung des Zufalls —, nachdem sie vom Theater geschieden und die Gemahlin eines der bedeutendsten Berliner Aerzte geworden war, lange, glückliche Jahre noch dasselbe Haus bewohnt hat, in welchem sie einst, der gefeierte Liebling des Publicums, auch als die schönste Zierde der Varnhagen'schen Kaffees galt. Sie war von einem unbeschreiblichen jung-

fräulichen Reiz, und mehr als einem Verse meines Tagebuchs habe ich es anvertraut, wie mich ihre Kunst begeistert, ihre Lieblichkeit entzückt hat.

Unter den schon etwas älteren Damen fesselte mich durch die Lebhaftigkeit ihres Gespräches besonders eine, die so recht eigentlich in diesen Kreis gehörte: die Tochter des Feldmarschalls Bülow Grafen von Dennewitz, welchem Varnhagen von Ense eines seiner biographischen Denkmale gewidmet hat. Sie war die zweite Gemahlin Eduard von Bülow's gewesen und nach dessen im Herbst 1853 erfolgten Tode mit ihren Kindern aus der Schweiz hierher übersiedelt. Eduard von Bülow, der Vater Hans von Bülow's, als Novellist im Tieck'schen Sinne seiner Zeit viel gelesen und als Herausgeber des „armen Mannes im Tockenburg" noch heute nicht vergessen, hatte sich im Jahre 1849 von seiner ersten Gemahlin Franziska friedlich geschieden, und ein freundliches Verhältniß vereinte darüber hinaus die Getrennten. Mit innigster Sohnesliebe hatte Hans von Bülow an seinem Vater gehangen, und in den Jugendbriefen an seine Mutter spricht er von der Wittwe, der er in Berlin um diese Zeit wieder begegnete, wie von einer Freundin. Diese Briefe, von seiner überlebenden Gemahlin, Frau Marie von Bülow, herausgegeben, rufen mir jenen Winter gewissermaßen unter einer neuen Beleuchtung zurück und lassen mich, da es doch großen Theils dieselben Personen sind, mit denen auch ich damals so häufig zusammentraf, gar manche der intimeren Beziehungen erst jetzt deutlich verstehen. Lange mit sich und seiner Pietät für die Eltern im Kampfe, hatte sich Hans von Bülow, Dank dem Eintreten Liszt's und Wagner's für ihn, von dem juristischen Joche befreien dürfen, um sich ganz der Musik zu widmen, und nach mehrjährigem ernsten Studium unter jenen Meistern die Bahn des Ruhmes zu betreten. Zu den entscheidenden Schritten auf dieser Bahn, nach einigen schwankenden Erfolgen, gehörte sein erstes Auftreten in Berlin, im December 1853[1]), von welchem weiter oben schon die Rede; und da war's auch, im Varnhagen'schen Hause, daß ich seinen Namen zuerst nennen hörte. Seine persönliche Bekanntschaft habe ich erst viel später gemacht, als er bereits Lehrer am Stern'schen Conservatorium war und an einem jener schönen Musikabende, zu denen sich das damalige künstlerische Berlin in seinen gastlichen Räumen am Enckeplatz versammelte, habe ich auch seine Mutter noch gesehen. Sie machte den Eindruck der im Lebenssturme Verwitterten; aber ihre dunklen Augen konnten noch aufblitzen, und über ihr Gesicht, das sonst immer einen Zug des Ernstes und des Leidens trug, flog es jedesmal wie ein Lichtstrahl, wenn ihr Blick auf dem Sohne ruhte. Während meines ersten Berliner Aufenthaltes und in den Jahren nachher bin ich ihm nur aus der Ferne gefolgt, doch mit dem Antheil, der sich aus den mannigfachen gemeinsamen Berührungspunkten ergab. „In diesen Tagen," schrieb mir am 10. August 1857 Ludmilla, „wird sich Fräulein Cosima Liszt mit dem rühmlichst bekannten Pianisten Hans von Bülow verheirathen." Beide waren mir, als ich ihnen gesellschaftlich nahe trat, keine Fremden mehr. Denn Varnhagen hatte mir auch nach Paris einen Empfehlungsbrief mitgegeben an die

[1]) Hans von Bülow, Briefe. Bd. II, S. 31 ff.

Mutter Cosima's, die Gräfin d'Agoult, „die, wie Sie wissen werden, unter dem Namen Daniel Stern als Schriftstellerin berühmt ist. Sie ist eine sehr vornehme und elegante, aber durchaus freisinnig denkende Frau, liebenswürdig und geistreich, und ihre Bekanntschaft gewiß in jeder Beziehung ergiebig." So liefen die Fäden in diesem Hause zusammen, und wer sich in ihm bewegte, für den öffneten sich Ausblicke nach allen Seiten.

Noch einer Dame der Varnhagen'schen Kaffees muß ich gedenken: zart von Gestalt, mit lichten Augen und fast mädchenhafter Grazie, wiewohl sie die Fünfzig bereits überschritten, hatte Frau von Treskow, als halbes Kind dem alten General von Zielinski in Frankfurt a. O. vermählt und in ihrem neunzehnten oder zwanzigsten Jahre verwittwet, sich viel später erst mit einem Legationsrath des Auswärtigen Amtes zu Berlin in zweiter Ehe wieder verheirathet. Was ich damals nur sehr im Allgemeinen wußte, daß sie nämlich einst die Schülerin Ranke's gewesen, zu der Zeit, da dieser eben aus demselben Frankfurt a. O. sein bahnbrechendes Erstlingswerk in die Welt gesandt, das habe ich jetzt, in der Erinnerung an die edle, mir unvergeßliche Frau, genauer in dessen eigener „Lebensgeschichte" verfolgen können. „Noch muß ich Dir," schrieb der damalige Gymnasialoberlehrer seinem Bruder Heinrich (17. Februar 1825), „von einer sonderbaren Abendunterhaltung erzählen, die ich jetzt habe. Einige junge Damen baten mich im vorigen November, ihnen Geschichtsstunde zu geben. Da sie sich zu den spätesten Abendstunden von dreiviertel auf neun bis zehn bequemten, wo mir ohnehin gut ist, mit Jemand zu verkehren, so sagte ich zu und habe viel Vergnügen davon. Sie sind ohne Widerrede die besten Schüler, die ich bis jetzt gehabt; auch können sie freilich den ganzen Tag darauf verwenden. Die vornehmste ist die verwittwete Generalin Zielinski . . . vielleicht ist Dir ihre schöne Gestalt erinnerlich." Wenige Monate nachher (12. Mai 1825), als er auf Grund jenes Werkes eine außerordentliche Professur der Geschichte an der Berliner Universität erhalten, schreibt er von dort demselben Bruder: „Am 8. schied ich von Frankfurt, nicht ohne mancherlei Verwundung . . . Ganz zuletzt wurde ich mit meinen Schülerinnen, von denen ich Dir einmal geschrieben, besonders mit der hauptsächlichsten, so vertraut, daß wir wenig Hehl vor einander hatten; ein starkes, antik geprägtes Herz, mitten im Glanz der Jugend und Schönheit und Welt, dieser abgeneigt, das Schmerzen zu erdulden seit dem fünfzehnten Jahre in Uebung ist. O, wie schöne Abende hatten wir zuletzt in Otto's Berg vor der Gubener Vorstadt bei Frankfurt, in dem letzten Mondschein über der Oder, den ich daselbst genossen, das ganze Land darunter Blüthe und Nachtigall und quellendes Laub, reine Luft, reiner Himmel ohne Flecken! Ich habe ihnen dort die Perser des Aeschylus deutsch vorgelesen." — Noch ein sehr graziöser Brief Ranke's an Frau v. Zielinski aus dem Jahre 1836 findet sich in der Sammlung: scherzhaft erzählt er darin, daß eine gemeinsame Bekannte bei Tisch seine Nachbarin gewesen; „es gab Bonbons mit Frage und Antwort. Sie hatte: Obtiendrai-je ce que je désire? Ich: je vous en assure. ‚Nun wünschen Sie aber auch.' — ‚Ich wünschte zu wissen, ob Sie Ihrer schönen Schülerin ernstlich die Cour gemacht.' Ich gab ihr eine Antwort, welche sie etwas diplomatisch

fand[1])." — Als er wieder, in einem Brief an die Gemahlin (1853), von ihr spricht, war sie lange schon Frau von Treskow, und zuletzt geschieht ihrer 1865 Erwähnung, wo er an dem Tode Treskow's, „der guten Frau halber" großen Antheil bezeugt.

Nachdem der Varnhagen'sche Salon längst zerfallen war, hat es Frau von Treskow verstanden, in dem ihrigen noch einmal die verwandten Elemente zu versammeln. Es war der letzte Salon dieser Art in Berlin, in dem großen, schattigen Hinterzimmer des Hauses Leipziger Platz Nr. 18, da wo jetzt das Palasthôtel seine prunkende Front ausbreitet. Ebenso geistreich anregend und von einer grenzenlosen Güte des Herzens, wie die Mutter, war ihre Tochter, Ada von Treskow, eine höchst begabte Natur, mit einer starken Neigung für das Phantastische, die später, als sie sich unter dem Pseudonym Günther von Freiberg in der Literatur bekannt gemacht, auch in ihren Schriften hervortrat. Daneben besaß sie damals schon, in ihrer ersten Jugend, einen drolligen Humor und ein unvergleichliches Talent, anderen Leuten nachzumachen, besonders der guten Ludmilla. Zum Todtlachen war es, wenn sie dieser, mit tiefem Athemholen, das Wort „der Onkel" nachsprach, wobei man das schmale Gesicht vor Eifer erglühen und das goldene Kreuzlein auf dem schmächtigen Busen sich heben und senken zu sehen meinte. Denn allzu glimpflich ging ja freilich auch Ludmilla nicht immer mit ihren Nebenmenschen um. Sie konnte, wenn sie wollte, sehr spitz sein, sowohl mit der Feder wie mit der Zunge.

Dennoch ergreift mich nur ein Gefühl von Wehmuth, wenn ich jetzt die zahlreichen Briefe durchlese, die ich von ihr aufgehoben habe. Sie schimmern in allen Nüancen von Feuerroth, Rosa, Gelb und Lila, den Farben, die sie mit Vorliebe auch für ihre Toilette wählte. Sie war doch auch einmal jung gewesen, die Arme, und suchte das Glück noch immer, als Alter und Aeußeres es ihr längst schon verboten. Mehr noch bedauernswerth erscheint sie mir als lächerlich, und ich finde in ihren Briefen aus meiner Jugendzeit einen solchen Fonds von Freundlichkeit und echter Theilnahme, daß mein Herz nicht unbewegt davon bleiben kann. Denn niemals, was sie sonst auch peccirt haben mag, hat sie sich etwas gegen ihre Freunde zu Schulden kommen lassen.

Noch mehrere Jahre lang, nachdem ich fort war, versorgte mich Ludmilla mit den Neuigkeiten von Berlin, jenen intimeren „faits divers", wie man sie nur, epigrammatisch zugespitzt, in dem Varnhagen'schen Kreise hören konnte. Kaleidoskopisch zog noch einmal dies Berlin, das ich kannte, meinem Blick vorüber, bis zum Ende der fünfziger Jahre, wo die Alten, Einer nach dem Anderen, dahingingen und die Neuen kamen, welche die künftigen Ereignisse vorbereiteten. Von Friedrich Wilhelm IV. heißt es (October 1857): „Das Befinden des Königs ist traurig, trotz aller von Grimm, Schönlein ꝛc. unterzeichneten Bulletins, welche der Berliner Volkswitz ‚Grimm's Märchen' nennt. Sie wissen, die hohen Personen pflegen officiell immer nur an einem leichten Unwohlsein zu leiden, um dann plötzlich einmal zu sterben. Wenn sich auch jetzt wohl der körperliche Zustand des Königs gebessert hat, so wird

[1]) „Zur eigenen Lebensgeschichte". Von Leopold von Ranke. Herausgegeben von Alfred Dove. Leipzig, Duncker & Humblot. 1890. S. 141, 145, 247.

doch eine Herstellung seiner geistigen Kräfte allgemein bezweifelt. Es ist Mitleid erregend, ein solches Ende zu nehmen!" — Von Humboldt (Juni 1857): „Seine Geisteskraft, an der ganz Berlin Antheil nimmt, ist bewunderungswürdig. Ich glaube, man findet an den hiesigen Schaufenstern kein königliches Haupt so oft abgebildet, als das des weltberühmten Gelehrten." In diesem Jahre (December 1857) findet ein Name sich zuerst erwähnt, der damals den Meisten noch fremd, aber bestimmt war, mit einer die Welt erschütternden Bewegung verknüpft zu werden: „Seit einiger Zeit lebt auch Doctor Ferdinand Lassalle hier, der Freund Heine's, der sich durch einen scharfen Verstand und brillanten Geist auszeichnet; dieser junge Gelehrte hat vor Kurzem ein umfassendes, großes, wissenschaftliches Werk in zwei starken Bänden herausgegeben: ‚Die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos', welches von Humboldt, Böckh, Lepsius, Becker und noch vielen anderen gelehrten Größen um die Wette enthusiastisch gelobt wird, in wahrem Sinne des Wortes Aufsehen erregt hat und dem Verfasser die ehrenvollste Anerkennung verschafft."

Am Schlusse desselben Briefes heißt es: „Rauch's Tod hat uns sehr betrübt! Nun wird man der edlen Gestalt niemals mehr in den Berliner Straßen begegnen! Er war bis zuletzt ein seltenes und glänzendes Beispiel dafür, wie schön auch das Alter noch sein kann." — Bereits im März 1855 hatte mir Ludmilla den Tod der Gräfin Ahlefeldt gemeldet: „Dieses edle und schöne Leben ist nun verlöscht. Sie war schon lange krank, aber behielt bis zuletzt das lebhafteste Interesse für Alles, was sie umgab. Aus Ihrem vorletzten Briefe habe ich ihr noch Einiges vorgelesen, was sie mit Antheil und Freundlichkeit anhörte " — Auch die treue Dore, die, wiewohl in bescheidener Stellung, doch seit Menschengedenken unzertrennlich mit Varnhagen's Haus verknüpft, war (Anfang 1856) geschieden, und es nahte der Tag, wo dieses Haus selber aufhören sollte, zu sein. Noch im Januar 1858 hatte Ludmilla geschrieben: „Der Onkel ist bis jetzt diesen Winter im Ganzen sehr wohl und munter und zu Allem aufgelegt; mir kommt zuweilen vor, als wenn unsere Geselligkeit nie angenehmer gewesen wäre als eben jetzt." Es war sein letzter Winter. Neun Monate später — es war in London am 10. October 1858 und spät Nachts — schrieb ich in mein Tagebuch: „Varnhagen von Ense ist todt . . . Freiligrath hat mir die traurige Kunde gebracht . . . Dort saß er auf dem Sopha — dort steht das Glas, aus dem er getrunken. Aber ich höre nur immer sein Wort: Varnhagen ist todt! Und ich frage mich: ‚Was ist mir Berlin jetzt?' . . .

Die Jugend empfindet jede Freude stärker, sie muß es sich zum Ersatz dafür gefallen lassen, daß auch der Schmerz ungestümer auf sie wirkt. Doch es ist damit, wie mit den heftigen Frühlingsgewittern, nach denen die Sonne desto heller scheint. Wenn ich an Varnhagen und seinen Kreis zurück denke, so habe ich dies Gefühl, als ob ich hier zuerst in meinem Leben mit der eigentlich großen Welt in Contact gekommen sei, hier zum ersten Mal einen Vorgeschmack von ihren mächtigen Impulsen, aber auch von alledem erhalten habe, was sie Widersprechendes in sich birgt und den Menschen allmälig mit sich selbst in Zwiespalt bringt.

Die reinere Luft und den unentweihten Frieden der Heimath, die traulichе Gemeinsamkeit ihrer Dörfer und kleinen Städte, die Poesie der Wälder und der Berge fand ich wieder in diesem nüchternen Berlin, so oft ich in ein drittes Haus kam, das heute noch in der Linkstraße steht wie damals, heute noch dieselbe Nummer 7 führt, aber inzwischen mit der folgenden Inschrifttafel geschmückt worden ist:

Hier wohnten 1847
bis zu ihrem Tode
die Brüder
Jacob Grimm † 20. 9. 1863.
Wilhelm Grimm † 16. 12. 1859.
Ihrem Andenken
die Stadt Berlin.

Der Name der Brüder Grimm ist für jedes deutsche Kind ein Haushaltwort; uns aber waren sie mehr, diese Beiden, die mit dem Schönsten und Besten, was unser liebes Hessenland hat, innig verwebt und verwachsen sind. Jahr nach Jahr ist darüber hinweg gerollt, längst ruhen sie neben einander auf dem Matthäikirchhof vor Berlin, im märkischen Sande; doch Hessen waren sie, Hessen sind sie geblieben, und wenn wir, die wir die Geschicke des Vaterlandes mit ihnen getheilt haben, an sie denken oder von ihnen sprechen, so geschieht es immer noch mit derselben Empfindung von Pietät, Dankbarkeit und Liebe, wie weiland, da wir Kinder waren.

Wilhelm Grimm's Tochter, Auguste, hatte ich als Student schon in Marburg kennen gelernt; meine Beziehungen zu den Brüdern Grimm aber kann ich noch viel weiter, bis nach Rinteln, in meine Gymnasialjahre, zurück verfolgen.

Indem wir uns, in den Schriften dieser Beiden, in eine herrliche Vergangenheit versenkten, ging uns in Ahnen und Sehnen eine herrlichere Zukunft auf, an die wir glaubten, während unsere Gegenwart sich wie mit poetischen Träumen erfüllte. Den politischen Ideen waren damals überall Grenzpfähle gesteckt und Schlagbäume vorgebaut; sie wurzelten und hafteten ganz im Kleinstaatlichen. Der Patriotismus war eigentlich nur Heimathsliebe: doch wie stark, innig und aufrichtig war er darum!

Um diese Zeit, auf der Schule noch, war es, daß wir Jacob's Werke zu lesen begannen: zuerst seine „Deutsche Mythologie", dann sogar seine „Deutsche Grammatik" — dicke Bände, voll erstaunlicher Gelehrsamkeit, und bis auf die lateinische Schrift und die kleinen Anfangsbuchstaben von Allem abweichend, was wir sonst kannten. Vieles in der That war uns zu schwer, und ganze Seiten blieben uns dunkel: aber um so mehr nur vertieften wir uns in diese fern abliegende, geheimnißvolle Welt, und wie staunten wir zuerst und jubelten dann, wenn wir auf einmal, mitten unter Runen und Stabreimen der Edda, einem lieblichen Worte Goethe's begegneten; oder wenn wir Wodan's beide Raben und seine fünf Wölfe wieder erkannten in der Hexenküche des Faust: „Wo sind denn Eure beiden Raben?" und im Hasladher Walde des Götz: „wie wir so in die Nacht reiten, hüt just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd und

packen weidlich an.“ Unvergessen bis auf den heutigen Tag ist mir die Stelle, wo Jacob Grimm uns den Vornamen Goethe's aus der deutschen Mythologie als des zu Glück und Ruhm Vorherbestimmten deutet: „Hervorhebe ich auch, daß kein anderes Thier mit .Gang‘ zusammengefügt wird als der Wolf; Wolfgang bezeichnet einen Helden, dem der Wolf des Sieges vorangeht.“ Dies Symbolische war es, das uns in Jacob Grimm's Darstellungen mächtig ergriff; und wiewohl Wilhelm, im receptiven Sinne, die poetischer veranlagte Natur war — er hat selbst nicht nur altdänische Heldenlieder und Balladen trefflich verdeutscht, sondern auch an der Fassung der Märchen den größeren Antheil gehabt — so sprach Jacob doch unmittelbarer zur Phantasie. Er war der Stärkere, und als solcher trat er auch für uns, in der Einsamkeit unserer hessischen Thäler und sagenreichen Höhen, immer mehr hervor. Von ihm angeregt, in jener glücklichen Abgeschiedenheit der Schule, begann ich das Märchen vom Dornröschen in das Versmaß der Nibelungen zu bringen — es war mein erster größerer Versuch, den ich lange verborgen mit mir herum trug. Aber des Verehrten Nähe schien mir in der nächtlichen Stille meines kleinen Zimmers oder draußen in dem Windesbrausen zu weben, das die Buchen im Gehölz und die Blumen auf der Haide bewegte, so oft ich an dem Gedichte schrieb; und als es vollendet war, ward es ihm dargebracht:

Dem Manne, dem vor Allen
Der Wald der Dichtung rauscht,
Der in den hohen Hallen,
Wo deutsche Helden wallen,
Den Geist der Vorzeit hat belauscht . . .

Wir erfuhren an uns selber das Schöpferische, das in Jacob war; auch uns erschien er als der „Sprachgewaltige“, wie Goethe ihn genannt hat. Und dennoch vermochten wir den Einen nicht ohne den Anderen uns zu denken: sie lebten ein gemeinsames Leben. Als ihm 1816 eine Professur in Bonn angeboten ward, da lehnte Jacob ab; er wollte sich nicht von dem Bruder trennen, er dachte mit diesem vereint in Hessen zu leben und zu sterben.

Sie waren in Kassel beide kleine Beamte gewesen, an der Bibliothek, nachdem Jacob früher schon, in der westfälischen Zeit, und dann auch unter dem wieder zurückgekehrten Kurfürsten mehrfach in staatlichen Dingen Verwendung gefunden. Sie hatten dem engeren Vaterlande selbstlos, unter den allerbescheidensten Verhältnissen, Jahre lang gedient und es mit dem steigenden Glanz ihrer Namen gleichsam erleuchtet; da geschah das Unerhörte, daß man sie, 1829, nach dem Tode ihres Vorgesetzten mit dem wohlerworbenen Anspruch auf Beförderung zurückwies, und nun erst wanderten sie wirklich aus. „Die geliebte und gewohnte Heimath aufzugeben, schien uns hart und schmerzhaft,“ sagt Jacob Grimm in seiner bis zum Jahre 1830 reichenden Selbstbiographie . . . „doch folgten wir dem Gefühl der Ehre und entschieden uns für die unbedingte Annahme des Gebotenen.“ Jacob ward Professor und Wilhelm Bibliothekar in Göttingen. Als ob es in dem Lebenslaufe dieser Beiden zum typischen Ausdruck habe kommen sollen, daß das deutsche Vaterland „größer“ sein müsse, daß es dazu jedoch schwerer Opfer des Einzelnen bedürfe. Wie sich zum Troste schrieb damals Wilhelm: „Treue Ergebenheit

für das neu erworbene Vaterland, fühle ich, ist sehr wohl vereinbar mit fortwährender Theilnahme und Zuneigung für das angeborene." Doch auch in Göttingen war ihres Bleibens nicht; unter jenen Sieben protestirten die Brüder Grimm (1837) gegen den Verfassungsbruch, mit dem ein neuer König von Hannover seine Regierung eröffnete; und noch einmal, zum letzten Male, kehrten die Brüder in die Heimath zurück — umsonst; in Tausenden hessischer Herzen wohl, doch nicht auf dem geringsten Fleck hessischer Erde war ein Platz für sie.

Nun aber kam von Berlin her der hochherzige Ruf, der über ihre Zukunft entschied: eben hatte dort Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, und eine seiner ersten Regierungshandlungen war die gewesen, den Brüdern Grimm eine neue Heimath und jenes „größere" Vaterland anzubieten. Man hat sich so sehr gewöhnt, diesen Fürsten unter dem trüben Lichte seiner späteren Jahre zu sehen, daß man darüber vergißt, was auch er für unseres Volkes Einigung gethan: er hat Berlin zur geistigen Hauptstadt Deutschlands gemacht, bevor es dessen politische ward. Noch in meine frühe Knabenzeit fällt das Ereigniß, aber ich erinnere mich wohl, mit welch' allgemeiner Begeisterung man die Nachricht aufnahm und ein poetisches Flugblatt von Hand zu Hand ging, eins von denen, wie sie Franz Dingelstedt, unser hessischer Dichter, bei jeder großen Gelegenheit über sein Land auszustreuen liebte:

Ja dort, wohin sie Königs Wort berufen,
Erhaben über Furcht und bösen Schein,
Versammelt sich um eines Thrones Stufen
Die neue Zeit in dichten, lichten Reih'n,
Und was sie hier gestört und einzeln schufen,
Dort wird's erkannt, dort wird's vollendet sein,
Denn östlich blaut ein Himmel, fest, azuren
Und weit, ein Vaterland der Dioskuren.

Damals zuerst in unseren jungen Seelen widerhallte mit einigem Nachdruck der Name „Berlin", um nie mehr daraus zu verschwinden; und wenn wir hessischen Studenten nun dorthin kamen, überwanden wir unsere Abneigung gegen dieses Preußen, in welches uns die besten aller Hessen, die Brüder Grimm, vorangegangen waren.

So fand auch ich sie noch bei meinem Eintritt in Berlin; so ward auch ich von ihnen liebevoll aufgenommen in dem Hause, für welches einer anderen Empfehlung als der, ein Hesse zu sein, es nicht bedurfte. Nichts war ihren in deutscher Eigenart wurzelnden Naturen so sehr entgegengesetzt, als was Jacob Grimm einmal das bodenlose Meer der Allgemeinheit" genannt hat; und wie dieser in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" meint, es werde Niemanden, der ihn kenne, wundern, daß er von den Hessen ausführlicher darin handle, als des Buches ganzer Anlage gemäß erscheine, so sagt er auch in seiner Vertheidigungsschrift nach der Göttinger Entlassung: „Ich fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner hessischen Heimath zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt." Aber stark und unauslöschlich, wie das Stammesgefühl in ihnen war, hoch darüber stand Beiden doch die „heißersehnte, uns allein Macht verleihende Einheit", deren endliche Ver-

wirklichung sie von jenem Preußen erhofften, in „welchem noch immer der Geist Friedrich's weht".

Alles dies, was vollendet erst der reife Mann schauen sollte, konnte dem Jüngling wohl nur in einer Art unklarer Begeisterung die Seele füllen; aber sie war natürlich, und ich erkenne mich selbst wieder in dieser Tagebuchaufzeichnung, die das Datum des 25. November 1853 trägt:

„Gestern verlebte ich einen sehr glücklichen Abend bei den Grimm's. Gleich vom ersten Empfang an fühlte ich mich warm und behaglich wie kaum zuvor, so lange ich in Berlin bin. Die Professorin ist eine liebe Frau, voll hessischer Biederkeit, völlig anspruchslos, die liebenswürdigste Wirthin, die man sich denken kann. Auguste, ihre Tochter, erweckte in mir Erinnerungen an Marburg, an frohe Stunden in froher Gesellschaft, und den epheubewachsenen Thurm Bettinens im ehemals Savigny'schen Garten. Zuerst trat Wilhelm ein: von hoher Gestalt, mit einem ruhig ehrwürdigen Haupte, mit blauen Augen und langen, grauen Haaren. Er macht vor Allem den Eindruck des Gemüthvollen; die Milde seiner Erscheinung zieht an, ohne daß man sich von seiner geistigen Ueberlegenheit befangen fühlen müßte. Ganz anders Jacob, der, etwas später, nach dem Bruder herein kam. Vor dem hat man zuerst eine gewisse Scheu; die Lebhaftigkeit seiner Augen fesselt und bindet. Aber wenn dann dies herzige Lächeln seine Züge bewegt, wenn die Hast seines Wesens sich in gutmüthige Beweglichkeit verwandelt, dann geht auch jene Beklommenheit in eine ganz ungewöhnliche Zuneigung über, in ein trauliches Empfinden seiner Anziehung, man fühlt sich ihm wie verwandt. Der ‚Herr Hofrath' wollte mir nicht recht über die Lippen; es war mir immer, als müsse ich ihn schlechtweg ‚Jacob' nennen, wie sein Bruder that, oder ‚Onkelchen', wie die schmeichelnde Auguste. Er ist ein kleiner Mann, der in seinem altfränkischen Frack aussieht wie ein Stück der guten, alten Zeit, gar nichts von einem Stubengelehrten und noch weniger von dem vornehmen Berliner Professor an sich hat. Die hohe Stirn umgraut ein volles Haar, und die Augen funkeln. Etwas abseits von der übrigen Gesellschaft standen Herman und seine Verlobte, Gisela von Arnim. Einmal trat sie zu mir, und die Rede kam auf ein gar hübsches kleines Märchen: „Aus den Papieren eines Spatzen von Marilla Fittchersvogel", das ihr zugeschrieben wird. Es trägt die Widmung an Frau Dorothea Grimm und hat mich, als ich es in Marburg las, sehr angesprochen, weil es mit einem phantastischen Humor eine so rührende Liebe zur Natur und jeglichem Geschöpf Gottes vereint. Aber als ich von dem Märchen beginnen wollte, fing sie gleich wieder von den Sperlingen an und sagte: daß es ihr immer ärgerlich gewesen, die schönen Bäume mit all den bunten Placaten, Theaterzetteln und Vergnügungsanzeigen beklebt zu sehen, wie mit einer Narrenjacke" — denn damals, muß ich hier erläuternd einschalten, gab es noch keine Litfaßsäulen. „Heut aber," fuhr sie fort, „als ich unter den Linden ging, konnt' ich bemerken, daß die Sache doch auch ihr Gutes hat: nämlich die Spatzen kamen und pickten den Kleister fort. So haben die armen Thierchen doch auch im Winter was zu fressen."

Herman Grimm stand im sechsundzwanzigsten Jahre, als ich ihn zuerst sah. Wiewohl erst als zwölfjähriger Knabe hierher gekommen, war er doch

vollständig, bis auf die Sprechweise, zum Berliner geworden, und bildete hierin einen sehr eigenthümlichen Gegensatz besonders zu seiner Mutter, die noch ganz den hessischen Dialekt sprach. Aber auch ihm war Kassel die Vaterstadt und Hessen die Heimath geblieben; und noch viele Jahre später, in der Vorrede, mit welcher er eine neue Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen eingeleitet hat, sagt er es uns: „Ich selbst habe nur die wenigen Jahre in Hessen gelebt, als wir Göttingen verlassen mußten und nach Kassel zurückkehrten, nie aber ist das Gefühl in mir schwächer geworden, daß ich in Hessen zu Hause sei, und nirgends erscheinen mir Berg und Thal und die Aussicht ins Weite so schön". Diese Liebe zum Hessenlande hat uns auch auf dem literarischen Gebiete zusammengeführt. Wohl war es noch ein weiter Weg bis zu dem Tage, an welchem er unter sein mir verehrtes Porträt die Worte schrieb: „Mitarbeiter an der Deutschen Rundschau" — doch lange vorher, als wir in unseren Jugendtagen daheim ein vaterländisches Unternehmen, das „Hessische Jahrbuch", geplant hatten, erging auch an Herman Grimm der Ruf, und er blieb nicht aus. Der nicht nur innerhalb unserer engeren Grenzen als Romanschriftsteller und politischer Charakter hochgeschätzte Heinrich Koenig, der Verfasser der „Clubbisten von Mainz" und von „König Jerôme's Carneval", stellte sich an die Spitze mit „altheſſischen Silhouetten"; Beiträge zur hessischen Geschichte, Landeskunde, Sagenforschung und Volksliedersammlungen schlossen sich an — Blüthen desselben Bodens, dem einst die Kinder- und Hausmärchen entsprossen waren. Nur zwei Jahrgänge (1854 und 1855) sind erschienen und mögen jetzt wohl nur noch hier und dort in hessischen Häusern vorkommen; ich aber blättere gern darin und freue mich, unter den heimathlichen Schriftstellern in beiden Bänden auch Herman Grimm zu finden.

Noch manch' einen Abend bin ich im Hause der Grimms gewesen, und fast das Letzte von Berlin, als ich schied, war der Blick auf dieses Haus; denn damals führte die Potsdamer Bahn noch dicht an den Hintergebäuden der Linkstraße vorüber.

Es war ein Tag im März, und die Luft herb, aber ich athmete sie mit Wonne, mit dem Frohgefühl, nun wieder im Freien, auf dem Wege zur Heimath zu sein. Hinter Magdeburg neigte die Sonne, die spät erst am Nachmittag hervor gekommen war, zum Untergang und überströmte die weite Ebene mit blendendem Licht. Die Schatten des Dampfes zogen jetzt wie Riesenbilder dahin, und das Ufergebüsch hob und senkte sich im kühlen Nachtwinde. Hier und da gingen noch Pferde vor dem Pflug, fuhr noch ein Ackerwagen. Das frische Braun der Felder war gefurcht, und mancher lichtgrüne Streifen verrieth, daß der Frühling schon darüber gewandelt. Aus den Hütten benachbarter Dörfer stieg der Rauch des Herdes — Alles gab sich dem Abend dahin. In mir aber jauchzte das Herz dem Wiedersehen mit den Meinen entgegen, dem geliebten Nest unter den Schaumburger Hügeln, und hinter mir war die Stadt der Intelligenz versunken. Als ich wieder kam, war ich ein Anderer und Berlin war ein anderes; aber ich habe doch nicht mehr von ihm lassen können!

Ueber Ziele und Erfolge der Polarforschung.

Von

Georg Gerland[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Wie unsere großen kirchlichen Feste für den Einzelnen Tage der Erinnerung an sein Privatleben sind, so sind unsere großen politischen Feste auch Gedenktage für uns, aber anderer Art: sie führen uns über uns hinaus, nicht die eigenen Erlebnisse, nein, die Schicksale der ganzen Zeit, des Volkes, der Völker führen sie uns vor, und die Gedanken, weiter ausblickend, erwägen Vergangenheit und Zukunft im hellen Lichte der Gegenwart.

Heute feiern wir ein solches Fest, das höchste, welches uns im Kreislauf der Tage regelmäßig wiederkehrt, das Geburtsfest des deutschen Kaisers, unsers Kaisers Wilhelm II. Da fühlen wir heute besonders lebhaft, was wir in der Gegenwart besitzen, und fast unwillkürlich kommen wir dazu, das Wesen derselben abwägend zu betrachten. Knüpfen sich doch an die Namen der Herrscher die Namen der Zeiten; ist doch eine solche Umschau nur geeignet, unsere festliche Stimmung zu erhöhen. Wir Aelteren, die wir aus den Zeiten stammen, in welchen die Idee des heute Erreichten als Ideal die Jugend begeisterte, die Männer zu den schwersten Opfern trieb, wir freuen uns mit klarer, sicherer Freude über alles Erreichte, trotz des für Viele so hohen Preises, den sie dafür einsetzen mußten. Und jetzt, wo das Rauhe des Neubaues durch die wirksame Kraft fortwährender Benutzung und Dank der Weisheit seiner höchsten Leitung sich immer mehr geglättet hat, da treten neue, ich darf wohl sagen größere Aufgaben an uns heran: die Theilnahme des deutschen Volkes an der Erschließung und Beherrschung der Welt, die Vertiefung und Ausgleichung des deutschen inneren Lebens.

Und so tritt uns auch auf dem Gebiete der Geistesarbeit, der Wissenschaft unsere neue Zeit mit neuen, hochbedeutenden Aufgaben entgegen. Zu Anfang des Jahrhunderts, welches jetzt zu Ende geht, war überall, trotz des schweren Druckes jener Zeit, frohes Beginnen; neue Bahnen wurden entdeckt, neuer

[1]) Rede zur Feier des 27. Januar 1897 in der Aula der Kaiser Wilhelm's-Universität Straßburg.

Grund gelegt. Die Keime, welche damals austrieben, stehen jetzt in kräftigem, vollem Leben. Ja, auch wir haben ein Jahrhundert der Renaissance, der Reformation erlebt — wie auf politischem so auch auf dem Gebiete des Geisteslebens, denn beide Wiedergeburten und Neuformungen wurzeln gleichmäßig in den tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Natur, wie sich dieselbe auf der Stufe unserer Zeit entwickelt hat — reicher und umfassender entwickelt hat als selbst in jener so glorreichen älteren Epoche des sechzehnten Jahrhunderts.

An Festtagen geziemt es, das Erfreuliche hervorzuheben, und eine gerechte Würdigung des Guten fördert stets das Bessere. Es ist erstaunlich, wie viel in den letzten fünfzig Jahren auf allen Wissensgebieten gleichzeitig geleistet ist: Umfassenderes, Bleibenderes, als in irgend einer anderen Zeit menschlicher Entwicklung. Und zugleich wurden die Ziele, nach welchen die verschiedenen Wissenschaften streben können und streben sollen, klar herausgearbeitet; freilich gehen wir nicht mehr im glänzenden, goldenen Morgennebel, aber hell im Tageslichte liegen die Berggipfel vor uns, die wir ersteigen müssen; hell und deutlich sehen wir den Weg, der zum Ziele führt, die Methode unserer Arbeit, uns vorgezeichnet. Mühevoller ist heute die wissenschaftliche Thätigkeit als früher, aber sie geleitet uns, streng durchgeführt, zu sicherem Erfolg. Dies ist die Art der Arbeit, wie sie den Forscher erfreut.

Und dazu kommt die trotz aller politischen Gegensätze stets wachsende Einigung der Völker in der Culturarbeit, die in immer lebhafterer Ausbildung dazu dienen wird, jene Gegensätze, so weit sie die gemeinsamen Ziele der Menschheit schädigen, mehr und mehr zu mildern. Und ferner nun die heutige Ueberwältigung von Raum und Zeit: es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich es ausspreche, daß wir im Anfange einer ganz neuen Entwicklungsphase der Menschheit stehen.

Es sei mir vergönnt, an meiner Fachwissenschaft, der Erdkunde, kurz nachzuweisen, welche gewaltigen Fortschritte in den letzten fünf Jahrzehnten gemacht sind. Wie sahen vor dieser Zeit unsere Karten aus! Das große deutsche Nationalwerk, der Stieler'sche Atlas, der von Gotha aus heute sich die Welt erobert hat und Atlas aller Völker wurde, wie unvollkommen war er damals! Afrika, Australien, Südamerika fast leer, ebenso die Polargegenden, und wie falsch waren oft die Einzelheiten! Und noch schlimmer stand es mit der Physik der Erde. Schließt sich doch die ganze Tiefseeforschung erst an den praktischen Vorgang der Kabellegung an; war doch eine klimatologisch allgemeine Forschung noch unausführbar, das Wissen von der Eiszeit und ihren Folgen in den ersten Anfängen — so war eine wirkliche Erdkunde, die Wissenschaft von der Wechselwirkung der großen physikalischen Kräfte, die, an die Erdmaterie gebunden, durch ihre Gesammtwirkung die Erscheinungen, Gestaltungen und Wandlungen der Erde, der Länder, der Meere hervor bringen — eine solche Wissenschaft war damals noch gar nicht möglich.

Gibt es nun Theile der Erde, welche für die Erforschung der Natur unseres Planeten besonders wichtig sind? Unstreitig; doch erscheint dem Menschen zunächst das Unbekannte als das Wichtigste. Das galt von Afrika, wo aller-

dings auch praktische Fragen schwer in das Gewicht fielen; das gilt von der Polarforschung, wo doch von praktischen Erfolgen kaum die Rede sein kann. Und so ist gerade das Interesse, welches wir an der Polarforschung haben, die Art, wie sie heute betrieben und für die Zukunft geplant wird, ganz besonders charakteristisch für unsere neue Zeit, für ihre Arbeit und ihre Erfolge. Liegt es da nicht nahe, daß wir heute, wo wir uns ein Bild der Leistungen unserer Zeit vorführen wollen, als Beispiel bei der Polarforschung etwas länger verweilen, gerade heute, wo uns Alle durch Nansen's unerhörte Erfolge die Polarwelt besonders beschäftigt, heute aber auch, wo wir Alle wissen, wie lebhaft unser Kaiser an diesem allgemeinen Interesse aller Völker und seines Volkes Theil nimmt, ja, wie er selbst mehr als eine Nordlandfahrt unternommen hat. —

Wenn wir absehen von den Handelsfahrten der alten Bevölkerung der spanischen Halbinsel und von den Fahrten der keltischen Urbewohner Britanniens, die wohl bis Grönland kamen, so ist der älteste Nordlandforscher ein jüngerer Zeitgenosse des den Osten der Welt erschließenden Alexander des Großen, Pytheas von Massilia, eine der herrlichsten und glänzendsten Erscheinungen des Alterthums. Ihn trieben rein wissenschaftliche Gedanken in den damals dreifach gefahrvollen Norden. Mit überreicher Ausbeute heimgekehrt, ward er von seinen Zeitgenossen nicht verstanden, und mehr als zweitausend Jahre dauerte es, bis wieder, vom rein wissenschaftlichen Sinn getrieben, Männer gen Norden segelten. Zwar fehlte es im Mittelalter keineswegs an Nordfahrten: Norweger gründeten zur selben Zeit im höchsten Norden, in Grönland, Colonien, als ihre Landsleute sich im schönen Süden, in Apulien und Sicilien festsetzten — beides Niederlassungen ohne bleibende Dauer. Die Fahrten der Venetianer Zeni nach den Faröern um 1390 haben keine historische Bedeutung, und Christoph Columbus' Nordfahrt, die ihn 1477 weit über Island hinaus geführt haben soll, ist wohl nur ein Märchen. Wie die arktischen Meere keine selbständigen Gezeiten haben, wie ihnen Ebbe und Fluth aus unseren Oceanen kommt, so zeigt die arktische Forschung ganz und nur den Wellenschlag der europäischen Geschichte.

Am Ausgange des Mittelalters, bei noch großer Unbekanntheit der Erde, trieb die Habgier, die Sucht nach den Waaren des Südens, die Völker in das Eis des Nordens; man wollte Indien auf möglichst kurzem und von Mitbewerbern, also Feinden, ungefährdetem Weg erreichen. Dies war der Zweck der Weltumsegelung Magelhaens'; das Ceterum censeo des berühmten Indienfahrers James Lancaster lautete, daß der Weg nach Indien nördlich um Amerika gehe; nach Ostindien wollten die Polarfahrer Cabot im fünfzehnten, Frobisher, Davis im sechzehnten, Hudson, Baffin im siebzehnten Jahrhundert, um nur einige der berühmtesten Namen zu nennen. Und nicht bloß um Nordamerika, um Nordasien, nein, direct über den Nordpol selbst hin versuchte man das begehrte Südland zu erreichen; es ist erstaunlich, was diese kühnen Seefahrer, Engländer wie Holländer, Alles wagten, litten, erreichten.

Zwar Indien hat Keiner erreicht — aber wir Alle kennen die Hudson-Bai, die Davis-Straße, den Lancaster-Sund. Wie wir den ältesten Steinzeit-

Menschen, die lange vor aller Geschichte lebten, eine der wichtigsten Errungenschaften der Menschheit, die Wegsamkeit der Erde verdanken, indem sie die großen Straßen über Ströme und Gebirge, durch Steppen und Wüsten erschlossen, die noch heute gelten: so wirkten auch jene ältesten arktischen Fahrten zu nächst pfadfinderisch erschließend. Ihnen folgten die Schiffe der Wal- und Robbenfänger, eine Bucht, eine Insel und Straße nach der anderen auffindend, benennend und für die Nachkommenden kartographisch festlegend.

Und nun traten im siebzehnten Jahrhundert Männer auf wie Kepler, die Cassini, Newton, Boyle; von Frankreich aus entwickelte sich der so merkwürdige Streit über die Gestalt der Erde, dessen letzte Frucht, das einheitliche Metermaß, ebenfalls zu dem werthvollsten Besitz der Menschheit zählt; von Frankreich aus verbreitete sich eine ganz neue Kartographie, welche an die Stelle der früheren roh-schematischen Topographie das natürliche Bild des Landes setzte; von Frankreich aus gingen die Ideen, welche politisch zur Revolution, wissenschaftlich zu jener Umwandlung des Denkens führten, durch welche sich das neunzehnte Jahrhundert so scharf vom achtzehnten scheidet — alles dies machte sich sofort auf dem Gebiete der Gesammtauffassung der Erde, der Erdkunde geltend, wie dieselbe ja immer mit den großen Geistesbewegungen der Menschheit besonders nahen Zusammenhang gezeigt hat. Und so ist auch die Polarforschung im neunzehnten Jahrhundert plötzlich eine ganz andere. Wohl suchte man noch die nordwestliche, die nordöstliche Durchfahrt, aber nicht mehr um Indien zu erreichen; als die erstere 1852 von Mac Clure, die letztere 1879 von Nordenskjöld gefunden war, bestand der Werth der Auffindung nicht in der Durchfahrt, er bestand vielmehr in dem endlich sicheren Bild der Nordküste beider Continente und in der reichen wissenschaftlichen Ausbeute beider Entdecker. Solcher Ausbeute, nicht mehr den Handelsinteressen, galten auch die hohen Preise, welche die englische Regierung noch in unserem Jahrhundert für die Auffindung der Durchfahrt aussetzte, die kostspieligen Expeditionen, welche sie zu gleichem Zwecke ausrüstete: die früheren Handelsfahrten waren zu wissenschaftlichen Forschungsreisen geworden, und erforschen wollte man die gesammte Natur der polaren Erde.

Gleiche Ziele verfolgten die Einzelnen. Der Waler Scoresby, neben seinem Walfischfang zugleich Prediger in Schottland, machte auf seinen Jagdfahrten ununterbrochene und wissenschaftlich höchst werthvolle Studien über Hydrographie, Magnetismus, Meteorologie der arktischen Gegenden; ebenso der nachmalige Dubliner Professor der Mineralogie, Karl Ludwig Giesecke, der von 1807—1813 nur zum Zwecke seiner grundlegenden Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit dieser Küsten, West- und Ostgrönland bereiste.

Bis nach 1860 standen als die ersten der Polarforscher die Engländer da, denen sich später die Amerikaner zugesellten. Die wichtigsten Erfolge bis dahin waren die Entdeckung des magnetischen Pols 1831 durch John und seinen Neffen James Roß, die Festlegung der Küsten des arktischen Amerika und zahllose wissenschaftliche Einzelbeobachtungen. Später traten andere Nationen jenen beiden ebenbürtig zur Seite, so die Dänen in Grönland, so

namentlich die Schweden, deren glänzendster Vertreter Nordenskjöld ist; gleichfalls hervorgehoben seien unsere beiden deutschen Polarfahrten nach Ostgrönland, die österreichische Expedition, welche unter Weyprecht und Payer Franz-Josephsland entdeckte; die holländischen Forschungen südlich von Spitzbergen, die russischen an der Nordküste Sibiriens; und jetzt stehen durch Nansen und Mohn die Norweger mit in der ersten Reihe der Polarforscher.

Alles dies waren vereinzelte Unternehmungen; für ein streng wissenschaftliches Studium der Polarnatur mußten jedoch gleichzeitige andauernde Beobachtungen von äußerster Wichtigkeit sein. So schlug der Director der deutschen Seewarte, Geh. Rath Neumayer, und der österreichische Schiffslieutenant Weyprecht vor, man solle während eines ganzen Jahres auf einer Kette den Pol umgebender Stationen Beobachtungen anstellen; dieser Vorschlag wirkte so lebhaft, daß für 1882—83 eine Reihe von Völkern zu dieser gemeinsamen Arbeit zusammentrat, Deutschland, England, Amerika, Rußland, Oesterreich, Frankreich, Schweden, Norwegen und Finnland. Das Deutsche Reich bewilligte 300000 Mark; die österreichische Expedition zahlte Graf Wiltschek, die schwedische Kaufmann O. Smith; für die Polarforschung des einen Jahres sind gewiß 3—4 Millionen Mark ausgegeben; überschlägt man aber die Kosten aller Polarfahrten dieses Jahrhunderts, so steigt die Summe wohl über hundert Millionen.

Aber nicht nur durch dies internationale Bündniß war das Jahr 1883 epochemachend; damals kehrte ferner Nordenskjöld vom grönländischen Binneneis zurück, und drittens, beim Anhören eines Berichtes über Nordenskjöld durchzuckte den Mann, der heute als erster unter den Polarforschern gilt, durchzuckte Nansen der Gedanke einer Durchwanderung Grönlands auf Schneeschuhen, an deren ruhmvolle Ausführung er dann die neuen Ideen anknüpfte, die er, von dem diesmal gerechten Glück begünstigt, soeben zu jubelndem Staunen der ganzen Welt siegreich vollendet hat.

So ist die Nordpolforschung fast ausschließlich das Werk germanischer Nationen; denn auch die Führer der Russen waren meist germanischer, und zwar deutscher Abstammung. Die Romanen, durchaus nicht minder seetüchtig, haben sich vom Nordpol ganz fern gehalten. Doch treffen wir Frankreich thätig für die Erforschung des Südpols.

Daß trotz der Fabeleien von einem großen Südland, welches wohl gar das Goldland des Salomo sein sollte — daher der Name der Salomo-Inseln bei Australien — daß trotzdem der Südpol so gänzlich vernachlässigt wurde, hat seinen Grund in der Ungunst seiner Umgebung. Größere Landmassen fehlen; die ungeheure Wasserwüste des Südens zeigt nur wenige Inseln, und diese besitzen weder größere Säugethiere noch gar menschliche Bewohner, während die Eskimo des Nordens für die Polarforschung unschätzbar wichtig sind. So blieb Magelhaens' Südfahrt 250 Jahre lang ohne Folge; der Erste, der nach ihm hohe Südbreiten erreichte, war 1774 James Cook; ähnliche Expeditionen erfolgten erst nach weiteren fünfzig Jahren. Die bekanntesten sind die der Franzosen unter Dumont d'Urville 1839, der Amerikaner unter Wilkes, der Engländer unter James Roß, der 1842 bis zum 78. Grad, der höchsten bisher

erreichten Südbreite vordrang. Nach dem einjährigen Aufenthalt einer deutschen Station auf der Insel Südgeorgien, einer französischen an der Südspitze Amerika's, welche beide in den Kreis der internationalen Polumzingelung des Jahres 1883 gehören, nach einigen neuen Südvorstößen der letzten Jahre rüsten und sammeln gegenwärtig auch wieder eine Reihe von Nationen, Deutschland, Oesterreich, England, Amerika und andere, zu einer neuen internationalen Polbelagerung, die diesmal am anderen Ende der Welt stattfinden und für die Wissenschaft von allergrößtem Werth sein wird.

Aber hier drängt sich uns die Frage auf: Warum? Warum erstreben wir nun gar das unzugängliche Südland? Was haben wir, die Menschheit, die Wissenschaft, von diesem so unsäglich opfervollen Studium der unwirthlichsten, schrecklichsten Gegenden der Welt?

Eins empfanden wir Alle beim Lesen einer arktischen Reise: neue, übergewaltige Eindrücke stürmten auf uns ein. Die schroffen Felsen und brandenden Küsten; das Eis bald in endlos ausgedehnter, öder Fläche, bald wild über einander gethürmt; der tobende Kampf von Wasser, Fels und Eis neben todtenstarrer, furchtbarer Stille; das röthlich fremde Licht einer nicht untergehenden Sonne, die sich häufig in die seltsamsten Gebilde verzerrt; oder finsterer Nebel und endlose Dunkelheit, bisweilen jäh aufleuchtend in dem geisterhaften Wallen und Strahlen des Nordlichtes, in welchem Plato und Pytheas die Oberfläche der wahren Erde, der Erde höherer Geister sah — diese Natur hat eine überwältigende Erhabenheit. Nansen berichtet, daß die Eskimo den Tupilik, den bösen Dämon der Einsamkeit, fürchten, der dem Menschen die Sprache raube; es ist derselbe Dämon der Einsamkeit und ihres Schauders, vor dem die Griechen als dem großen Pan erschraken, dem Böcklin in seinem „Schweigen des Waldes" ein so entsetzliches Aussehen verliehen — derselbe furchtbare Dämon, der so manche Reisende, die zu lange und geistig hülflos jenen übermächtigen Eindrücken der Oede, der Nacht preisgegeben waren, zum Tiefsinn, ja zum Wahnsinn trieb.

Und neben diesem furchtbaren Reiz der Erhabenheit der Reiz der Anspannung aller Kräfte, der Bekämpfung höchster Schwierigkeiten mit dem Bewußtsein, wirklich Großes zu leisten — man hat dies eine Art Sport genannt; jedenfalls ist es der denkbar edelste, opfervollste und erfolgreichste Sport.

Alles dies kann jedoch nur die Einzelnen locken, nicht die Regierungen, ebenso wie die Auffindung des Pols ganz in das Gebiet des individuellen Wünschens gehört und eine sehr geringe wissenschaftliche Bedeutung hat. Auch das Interesse der Land- und Küstenvermessungen trieb die Staaten nicht; im herrenlosen arktisch-amerikanischen Archipel wurden die Küstenlinien ebenso genau verzeichnet, wie im englischen Canada; Schweden, Norweger waren es, welche die Nordküste des russischen Sibiriens festlegten; für das dänische Grönland arbeiteten alle Nationen, und zugleich bedenke man die reichen Geldspenden der Regierungen, der Privaten für die rein wissenschaftliche Polarforschung 1883.

Also, ein praktisches Interesse im gewöhnlichen Sinne trieb weder die Staaten noch die Einzelnen, aber es gibt ein Praktisches höherer Ordnung,

welches die Menschheit im Ganzen fördert, ihren Gesichtskreis erweitert, ihre geistige Kraft und Fähigkeit hebt. Hier zeigt sich unsere neue Zeit: bewußt und unbewußt ringt sie stets auch nach solchen Gütern. In unserem Fall handelt es sich um Erschließung, um Bewältigung der Erde; unsere geistige Beherrschung derselben ist die nächste Folge, und was für diese im harten Ringen mit der Polarnatur gewonnen wird, das kommt der gesammten Menschheit zu Gute; denn für den Einzelnen wie für die menschliche Societät sind große und stets bedeutender werdende Vorstellungen und Gedanken ein Entwicklungsbedürfniß; wer fähig ist, solche Vorstellungen zu fassen, sich selbst über dieselben zu vergessen, ist dadurch schon zu höherem Leben erhoben: das Unbedeutende, Folgelose ist das wahrhaft Böse auf Erden, weil es überall das Leben und den Strom der Entwicklung hemmt. Für uns Menschen aber gibt es keine größeren Vorstellungen, als die großen Anschauungen des Planeten, den wir bewohnen; hier schauen wir nicht uns selbst, hier tritt uns von außen ein übermächtiges Fremdes entgegen, welches wir geistig bewältigen müssen, und auf welches wir alle unsere Vorstellungen vom gesammten Weltall aufbauen. Und das Bedürfniß, das Wesen der Erde zu erforschen, ist der Menschheit angeboren; es gibt kein Volk, welches sich nicht die Fragen: was ist, woher kommt die Welt? durch seine Mythen beantwortet hätte.

Wir bilden — wenigstens absichtlich — keine Mythen mehr, wir wollen erkennen, begreifen: gerade deshalb aber werden wir so besonders lebhaft zum Studium der polaren Welt hingedrängt. Ja, es gibt Theile der Erde, die für die Erforschung unseres Planeten besonders wichtig sind. Hierher gehören vornehmlich die Polargegenden: denn nirgends drängen sich für unsere heutige Bildungsstufe zahlreichere und größere Räthsel zusammen, als gerade hier. Hier tritt das magnetisch-elektrische Leben der Erde in der wundersamen Erscheinung der Nordlichter hervor; die Eismassen, die auf unseren Hochgebirgen schon in ihrer bescheidenen Form uns mit Erstaunen füllen, hier wölben sie sich riesenhaft über weite Landflächen; zu den Polen drängen alle Windbahnen der Erde; hierher die Meeresströmungen; der Haushalt der Natur erscheint hier ein völlig anderer, wir sehen mächtige Feuerberge, deren äußere Hüllen wohl gar aus lavabedeckten Eisschichten gebildet sind, und unter den Eismassen der Pole finden sich Pflanzenreste, welche beweisen, daß an der Stelle der jetzigen Vereisung und nicht gar lange vor derselben tropische, subtropische Vegetation üppig gedieh.

Also die wunderbare Erhabenheit der arktischen Welt; sodann der Trieb der Menschen, auf der ganzen Erde zu Hause und diesem ihrem Hause geistig gewachsen zu sein; endlich die räthselhafte Eigenart der Polargebiete: das sind die Gründe, weshalb die Menschheit, Völker wie Einzelne, sich stets von Neuem und heute so besonders lebhaft um die Pole bemühen. Was werden nun künftige Expeditionen zu beobachten haben? Was sind für uns die wichtigsten Aufgaben der Polarforschung?

Zuerst ist die Untersuchung der Polarländer in Beziehung auf die Vertheilung von Land und Meer, auf Größe, Höhe, Bodenbeschaffenheit der Landflächen, kurz, in Beziehung auf alles das höchst wichtig, was man eine polare

Länderkunde nennen mag. Denn die Gestaltung der Erdoberfläche ist nicht zufällig — was wäre auch im Reich der Natur, der ewigen Gesetzmäßigkeit, zufällig? — sie ist vielmehr Folge der Wechselwirkung des Erdinnern und der Erdrinde. Letztere gibt fortwährend Wärme aus dem Erdinnern nach außen hin ab und bewirkt dadurch Abkühlung und Zusammenziehung des Erdballs. Nirgends aber ist die Abkühlung stärker als an den Polen; nirgends sind daher auch die Druckwirkungen mächtiger, welche durch die Zusammenziehung entstehen. Und so ist es eine der wichtigsten Entdeckungen Nansen's und der Mannschaft der „Fram", daß der Boden des Polarmeeres nördlich von Sibirien mehr als 2000 Meter in eine Tiefe absinkt, die wahrscheinlich mit den großen, von Professor Mohn entdeckten Tiefen zwischen Grönland und Spitzbergen zusammenhängt. Und wie der Meeresboden, so sind auf der atlantischen Seite des Polgebietes, ganz ebenso wie im nordatlantischen Ocean selbst, auch die Länder stark zertrümmert, die Küsten, die Inseln durch tiefe Fjorde in einzelne Stücke zerbrochen oder ganz auseinander gerissen durch schmale, von Meer zu Meer greifende Sunde. Und ferner ist der Meeresboden durchlöchert von Vulcanen, die, zum Theil noch thätig, hier einzeln, wie die Insel Jan Mayen, dort in Schwärmen auftreten, wie die Eilande Franz Josefland oder die Vulcane der Feuerinsel Island. In dieser Bildung aber zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der atlantischen Hälfte des Polargebiets, die nördlich von Europa und dem östlichen Nordamerika liegt, und der pacifischen Seite desselben über Sibirien und dem westlichen Amerika. Nur in der atlantischen Hälfte finden wir diese Unruhe der Bildung, diese Zertrümmerung; die pacifische Seite hat vorwiegend ruhige, eintönige Küstenbildung und sehr wenig Inseln. Und dazu kommt noch eine weitere merkwürdige Thatsache: die Länder des atlantischen Polmeeres sind seit undenklich langen Zeiten in allmäliger, wenn auch bisweilen unterbrochener Hebung begriffen, welche jetzt noch andauert, wie auch die Zertrümmerung ihrer Küsten in die frühesten Zeiten der Erdgeschichte zurückgeht; während umgekehrt die pacifische Hälfte ein Untersinken zeigt, welches erst in sehr später Zeit in eine schwache Hebung übergegangen ist. Schon diese wenigen Thatsachen, die ich aus der Fülle der Erscheinungen herausgreife, beweisen die Bedeutung der Polargegenden für die Gesammterde: der Gegensatz zwischen der atlantischen und pacifischen Erdhälfte zeigt sich auch hier und hier schärfer, faßlicher als in den ungeheuern Oceanen selbst. Und ferner, da das Klima namentlich der höheren Breiten wesentlich bedingt ist durch die warmen, von Süden kommenden Meeresströmungen, diese aber nicht einfließen können, wo ihnen Landmassen den Weg sperren: so ist die polare Landgestaltung auch nach dieser Seite hin sehr wichtig. Vielleicht erklären sich die Räthsel des Erdklimas früherer Epochen wenigstens theilweise durch eine andere Vertheilung der Polarländer jener Zeiten.

Aus allem dem leuchtet klar hervor, welch' ungemein große Bedeutung die Polarforschung für die gesammte Geschichte der Erde hat; diese ist ohne jene völlig unbegreiflich. Und sodann der Magnetismus der Erde, das buntfarbige Strahlen des Nordlichtes, das Flattern seiner Draperien und Bänder,

in denen Plato und Pytheas die Bänder sahen, welche die Weltenden verknüpfen sollten. Und wirklich greift hier die Forschung weit über die Erde hinaus; denn die Beweglichkeit der magnetischen Elemente spiegelt uns die Vorgänge der Sonnenatmosphäre, vielleicht sogar die ungeheuren Perioden der Planetenstellungen unseres Sonnensystems. Was ist, woher stammt dieser Magnetismus, welcher mit den wundersamsten Erscheinungen am Himmel und zugleich, wie es scheint, mit den großen Bruchlinien der Erde, mit den Küsten, den Gebirgen unserer Continente in merkwürdigem Zusammenhang steht? Was sind die Nordlichter, welche, nach dem Pol zu immer seltener und bleicher, ihre eigentliche Heimath in der Breite zwischen Nordschottland und Südgrönland haben? welche bisweilen dicht an der Erde, meist aber in den höchsten Höhen der Atmosphäre sich entzünden, ja welche der Mensch, wenn auch nicht in ihrer ganzen Pracht und Größe, künstlich hervorrufen kann? Sind es ein- oder ausströmende elektrische Stoffe und Massen, wie Williams und Werner Siemens annehmen? Was sind sie? Und wollte die Menschheit sie unerforscht lassen, sie kann nicht; der Mechanismus ihres eigenen Seelenlebens, in welchem nichts unverknüpft dasteht, zwingt sie, auch die äußeren Dinge zu verknüpfen, und in der Verknüpfung liegt die Erklärung. So kann auch hier die polare Forschung nicht nachlassen; gerade für dies Studium ist eine dauernde Umlagerung des Pols von Wichtigkeit — nicht nur des Nord-, auch des Südpols, der seine Südlichter in gleicher Herrlichkeit aufflammen läßt.

Es ist eine durch die arktischen und andere Reisen bekannte Thatsache, daß nach starken, namentlich heftig bewegten Nordlichtern meist schlechtes Wetter eintritt; daß die höchsten Wolken sich nach der Richtung der Nordlichtstrahlen einstellen; kurz, daß das Nordlicht auf die Witterung Einfluß hat. Und so kommen wir auf eine weitere Gruppe von Thatsachen, auf die meteorologischen Erscheinungen, welche, für die ganze Erde von äußerster Wichtigkeit, in den Polargegenden besonders merkwürdig auftreten. Betrachten wir zunächst die Winde. Zu den Polen hin fließen die am Aequator aufsteigenden Luftmassen in den höchsten Höhen der Atmosphäre rasch ab; in den polaren und den diesen benachbarten Erdgebieten setzen sie sich um in die Luftströme, welche am Erdboden her zum Aequator zurückfließen. Da nun auf diesem Gegensatz von Pol und Aequator sämmtliche Luftbewegungen unserer Atmosphäre, auch ihre Schwankungen und scheinbaren Unregelmäßigkeiten, beruhen, da die Maxima und Minima des Luftdrucks, welche unser Wetter bedingen, so vielfach an oder in den polaren Breiten ihren Ursprung haben — ich erinnere an die unregelmäßigen Winde des polaren Sommers, welche Nansen's Schiff „Fram" so hinderlich waren —, so zeigt sich selbst für unsere Breiten die meteorologische Erforschung der Polargegenden praktisch ebenso unentbehrlich, wie sie unentbehrlich für die Wissenschaft ist. Auch für die Meteorologie sind dauernde Beobachtungen auf allen Seiten des Pols von größter Wichtigkeit; für sie sind alle von den Polarforschern unseres ganzen Jahrhunderts gesammelten Aufzeichnungen vom höchsten Werth. Und in diesen Beobachtungen, diesen Aufzeichnungen zeigt sich ein Heldenthum, welches man getrost den größten menschlichen Heldenthaten zur Seite stellen darf. Man bedenke, welche That-

kraft, welche Opfer es verlangt, täglich, stündlich die Instrumente abzulesen und aufzuzeichnen bei einer Temperatur, bei der das Quecksilber fest wie Blei ist, bei welcher Metall, ja selbst gewärmtes Wasser an die Haut auch nur der Finger gebracht, schlimme Wunden verursacht. Ja, in diesen und ähnlichen Thaten, in dieser Unablässigkeit peinvollster Anstrengung lebt das Heldenthum der Wissenschaft und ihrer Mannschaften, welches ich gewiß am heutigen Tage von dieser Stätte aus rühmen darf, und ich gestehe, daß ich es mit Stolz und Freude rühme. —

Der Ueberschuß an Wärme treibt die Luftmassen am Aequator in die höchste Höhe der Atmosphäre; die Aufstauung am Pol, welche die nothwendige Folge ihres Zusammenfließens ist, zwingt sie wieder zur Erde zurück.

Auf ihrem Wege in den höchsten Höhen sind sie so sehr verdünnt und abgekühlt, daß sie selbst durch ihre Verdichtung beim Niedersinken die polare Kälte nicht besiegen können, und da sie wenig Feuchtigkeit, also auch wenig Bewölkung bringen, so geht, namentlich in der langen Polarnacht, die Ausstrahlung der Wärme fortwährend weiter; um so mehr, als Eis und Schnee ein besonders starkes Ausstrahlungsvermögen haben. So sind die hohen Kältegrade, welche Nansen im Innern Grönlands fand, und welche dies Innere zu einem zweiten, dem sibirischen ebenbürtigen Kältepol der Erde machen, völlig begreiflich.

Aber trotzdem dienen die Winde auch zur Erwärmung der Pole, wenigstens der Polarmeere. Sie treiben die Gewässer aus wärmeren Gegenden als ausgedehnte Oberflächenströmungen in die hohen Breiten, wo sie, durch ihren stärkeren Salzgehalt schwerer, unter das leichtere Wasser, welches von Gletscher- und Eisschmelze, sowie von den großen sibirischen Flüssen stammt, untersinken und die Wassermassen unter der Oberfläche bis zum Grund des Meeres dauernd in einer Temperatur über dem Nullpunkt halten. Das kalte, leichtere Wasser der Oberfläche muß diesen herandrängenden Strömungen Platz machen und fließt zum Atlantischen Ocean ab, wo es weithin das Klima Ostamerika's abkühlt. Ganz besonders ist in dieser Beziehung der Südpol wichtig: zu ihm hin gehen Strömungen von allen Meeren; von ihm aus verbreiten sich Oberflächengewässer nach allen Meeren, indem sie dem Südmeer seine Nebel, seine kühle Temperatur und wohl auch seine Stürme bringen.

Und zeigen sich hier die Polargebiete einflußreich für das Klima ausgedehnter Länder: noch viel wichtiger für den Gesammthaushalt der Natur ist namentlich der Südpol durch den Einfluß, welchen er auf die Temperatur sämmtlicher Oceane hat, soweit das Wasser nicht von der Sonne erwärmt wird, und die Sonnenwärme dringt selbst am Aequator nicht in größere Tiefen. Das Oberflächenwasser der tropischen und der subtropischen Meere verdunstet rasch in Folge der Wärme, der Winde; es wird ersetzt durch Wasser, welches vom Grunde allmälig aufsteigt, und so kommt eine Verschiebung des Tiefenwassers zu Stande, die bis zum Pol sich fortsetzt und polare Gewässer mit ihrer kühlen, den Nullpunkt kaum übersteigenden Temperatur durch alle Meere vom Boden bis hoch hinauf unter die obersten Wasserschichten ausbreitet — Gewässer des Südpols, da das Nordpolargebiet durch Länder und

unterseeische Rücken fast ganz abgeschlossen ist. Dies kalte Tiefenwasser, obwohl es nur an einigen Küsten und da schon sehr erwärmt zu Tage tritt, ist von äußerster Wichtigkeit; vermöchte das Meer auch nur der Tropenzone die Sonnenwärme bis zum Grunde zu leiten und dauernd zu bewahren, so besäße die Erde einen solchen Vorrath, ja Ueberschuß an Wärme, daß derselbe auf das gesammte Klima und Leben grundlegenden Einfluß und wir ganz andere Verhältnisse des Daseins haben würden.

Und nun die Eismassen des Pols! Woher kommen die gewaltigen Eisberge, die alljährlich dem Pole in stets unverminderter Menge entführt werden? woher die mächtige Uebergletscherung z. B. Grönlands? Die Niederschläge in den Polargegenden sind ja doch, wie wir schon sahen, gering. Nirgends ist die Luft trockener als über dem kalten Gletschereis: hängt man auf demselben — in der Schweiz hat man die Probe oft gemacht — nasse Wäsche auf, sie verliert sofort alle Feuchtigkeit; dafür aber bedeckt sich das Eis des Gletschers mit ganz feinen, kaum sichtbaren Schneekrystallen. Und läßt man in einer Retorte Wasser sieden, die mit einer andern, in der ein Stück Eis liegt, in Verbindung steht, so strömt aller Wasserdampf durch das Verbindungsrohr zum Eis hin und schlägt sich als Eis auf dem Eis nieder. So ist es im Großen auf der Erde; die Retorte mit dem warmen, verdunstenden Wasser ist die Tropengegend, das Ueberleitungsrohr die höhere Atmosphäre, das verdichtende Eis haben wir am Pole. Auch ohne daß Regen und Schnee fällt, wird durch dasselbe alle Feuchtigkeit, aller Wasserdampf der Atmosphäre entzogen und in feinen Krystallen auf der Eisfläche niedergeschlagen, und da der Luftzufluß ein fortwährender und allseitiger ist, so haben wir in ihm das dauernde Ernährungsmittel der Polarübereisung, die am Südpole in Folge der größeren Luftfeuchtigkeit wohl mächtiger, gleichmäßiger ist, als am Nordpole. Nun war zur Eiszeit die Nordhälfte unserer gemäßigten Zone fast ganz in Eis begraben. Die Erklärung dieser Uebereisung ist aber immer noch ein ungelöstes und doch so wichtiges Problem, weil durch sie z. B. die heutige Bodenbeschaffenheit des Nordens wie des Südens unseres Vaterlandes hervorgerufen, weil ferner durch sie das organische Leben der ganzen Erde mächtig modificirt ist, und wie oft hat man es ausgesprochen, daß für die Erklärung dieser so wichtigen und abnormen Erscheinung das Studium der Polargebiete den Schlüssel bieten werde!

Ich darf hier nicht ausführen, nur andeuten, und so möchte ich noch auf folgende höchst merkwürdige und anlockende Thatsache hinweisen.

In der Erdepoche, welche der Eiszeit voran und wohl nur kurz voranging, waren die Polargegenden nicht übereist; sie erfreuten sich vielmehr eines reichlichen Pflanzenwuchses, bis zu den Gletschern ihrer Berge hin, und zwar wuchsen dort Pflanzen, die wir nur aus wärmeren Gegenden kennen: Lorbeer, Feigen, Magnolien, Wellingtonien, dazwischen viele unserer Waldbäume. Es war dies eine für die Erdgeschichte höchst merkwürdige Zeit. Das organische Leben, wenigstens das der Festländer, zeigte damals wohl den Höhepunkt seiner Verbreitung und, wie ich glaube, auch seiner Specialisirung, seiner Mannigfaltigkeit. Auch die Wüsten Afrika's, Südamerika's, Asiens trugen

damals ein weit reicheres Pflanzenkleid als heute. Diese Zeit der Höhe des organischen Lebens war aber zugleich die Zeit, in welcher der Mensch entsprang; wie, das wissen wir nicht; aber dies Zusammentreffen ist beachtenswerth genug. Und in baldigem Anschluß an diese Epoche, wo immergrüne Wälder in der langen Polarnacht vom Nordlicht überglänzt wurden, vielleicht bedingt durch die Zustände dieser Zeit, entwickelt sich jene Periode der Veränderung, der Uebereisung, in deren Dauer sich der Mensch über die ganze Alte Welt ausbreitete, die Organismen sich nach ihrer Fähigkeit, Kälte zu ertragen, für die ganze Erde in die drei großen Classen des arktischen, gemäßigten und tropischen Lebens schieden, welche Scheidung in früheren Erdepochen gewiß auch schon, aber dann nur local auf hochragenden Gebirgen eingetreten sein mag. Solche Gebirge fehlten schon der Steinkohlenzeit keineswegs.

Das Studium des organischen Lebens der Pole ist also für das Verständniß auch der Geschichte des organischen Lebens unseres Planeten von größter Bedeutung, und dies um so mehr, als das arktische Gebiet stets eine wichtige Etappe auf den Verbreitungswegen der Organismen war. Im Gegensatz hierzu beweisen die Pflanzen und Thiere der Südpolarländer, daß letztere mit den zugespitzten südlichen Festlandsenden nie dauernde Verbindung gehabt haben. Diese eigenthümliche Gestalt der Continente entwickelte sich also in sehr entfernten Erdepochen.

Aber auch die Lehre von der Entwicklung und Verbreitung der Völker geht nicht leer aus bei der Erforschung der Polarländer. Das beweisen die Eskimo und ihre geradezu wunderbare Anpassung an jene Natur, die den Culturvölkern, Normannen sowohl wie Polfahrern, so durchaus feindlich, ja verderblich gegenüberstand. Und hier sehen wir einen deutlichen Beweis für einen Satz, der eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Gesetz alles organischen, alles menschlichen Lebens ausspricht. Er lautet: Was Bestand haben soll, kann nur allmälig, in höchst langsamer Bildung werden, nicht durch plötzlichen, unvermittelten Uebergang oder gar durch jähen, feindlichen Bruch. Dies gilt, wie vom leiblichen, so auch vom geistigen Leben; es ist unmöglich, schöpferisch Neues, Bleibendes hervorzubringen, indem man das Alte einfach über Bord wirft, zerstört; nur was Zusammenhang hat, hat Dauer. Man kann diesen Satz das Grundgesetz aller Entwicklung nennen, welches für das tellurische Leben ebenso sicher gilt, wie für das Werden der menschlichen Gesellschaft. — Schließlich sei noch erwähnt, daß die Südpolarländer Bevölkerung weder jetzt haben noch je gehabt haben, wie aus dem Wesen der südlichsten Amerikaner, der Feuerländer, klar hervorgeht.

Die Menschheit entwickelt sich durch ihre Schicksale, aber je freier und höher sie sich entwickelt, desto mehr schafft sie sich ihre Schicksale selbst. Was die alten Völker erstrebten, den physischen Besitz der Welt, wir haben ihn jetzt, aber nicht mehr als zusammenhangloſe, zersplitterte, sondern als einheitliche Menschheit. Wie die Menschheit von einheitlichem Ursprung ausging, so kehrt sie jetzt zur Einheit zurück, aber zur Einheit einer höheren Ordnung, und diese wird sich immer fester unter und zu einer Cultur zusammenschließen. Was die gebildetsten unter den alten Völkern, die Griechen voran,

erstrebten, wonach die modernen Völker in opfervollster Arbeit rangen, nach der geistigen Herrschaft über die Erde: wir haben sie jetzt im Ganzen erreicht, so zahllos viel auch noch im Einzelnen fehlt. Aber wir sind auf sicheren Bahnen zu diesem Ziel, soweit es überhaupt menschlich erreichbar ist; und eine dieser Bahnen wird uns noch lange in die Polarländer führen, welche für die Gesammterde, wie wir sahen, eine so hohe Bedeutung haben.

Wie aber gestaltet sich wohl die Polarforschung der Zukunft? Es wird an Expeditionen, wie in früheren Zeiten, nicht fehlen; es werden sich ferner und in baldiger Zeit nicht einjährige, wie 1883, vielmehr Dauerstationen mit wechselnder Bemannung um die Pole her bilden, an denen die Expeditionen Raſtplätze finden, von denen die Scharen einzelner Forscher, nach Nansen's unvergleichlicher Art ausgerüstet, ausgehen werden zu Specialstudien. Auch hier kein Bruch, vielmehr Zusammenhang, historische Entwicklung.

Das war ja eben für uns ein Zeichen unserer neuen Zeit, daß wir die Ziele, welche möglich sind, sehen, die Wege dahin kennen. Und noch Eins zeigt sich hier für die große Geschichte der menschlichen Gesellschaft: was immer die Menschheit sich als Ziel setzt, ja was sie, wenn auch ganz unklar, als wünschenswerthes Ziel empfindet, das erreicht sie im und durch den stets zu Höherem führenden Wechsel der Generationen ganz sicher, und zwar in größerer Vollkommenheit, als sie es ahnte. Ihre Entwicklung zeigt also auch auf geistigem Gebiet strenge Analogie zu der Entwicklung des organischen Lebens der Erde.

Und wie wir in unserer neuen Zeit nicht da stünden, wo wir stehen, wenn wir nicht den Unterbau früherer Zeiten und Generationen hätten, auf deren Arbeit wir mit dankbarer Pietät zurückschauen: so ist es unsere Pflicht, nach dem Maß unserer neuen Verhältnisse und Kräfte uns zu bemühen, daß auch auf uns und unsere Zeit die kommenden Geschlechter mit Dankbarkeit zurückschauen können.

Aber nicht bloß von der Wissenschaft gilt dies, es gilt von allen Kreisen des Lebens. Auch unser Volk steht in einer neuen Zeit und geht derselben von ihren Anfängen aus entgegen. Und so schlagen heute mit besonderer Freude unsere Herzen dem entgegen, dem das heutige Fest gilt, der mit ernstem, klarem, freudigem Bewußtsein seine Führerschaft in einer neuen Zeit in ihrer ganzen hohen Bedeutung würdigt. Zu ihm blicken wir mit Ehrfurcht und Dankbarkeit auf; ihn zu feiern rufen wir: Gott segne den Kaiser! Gott segne das Deutsche Reich!

Weltcharaktere.

Von

Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

I. Goethe's Iphigenie.

Seit hundert Jahren erst nimmt Agamemnon und Klytemnestra's Tochter unter den die Menschheit begleitenden und ihre Phantasie beherrschenden Gestalten den hohen Rang ein. Wie sie in Aeschylos' und Sophokles' Tragödien erschien, wissen wir nicht. Sie sind bis auf wenige inhaltslose Verse verschwunden. In Dramen des Euripides begegnen wir Iphigenie, Mitgefühl wohl erregend, aber keine tiefere Theilnahme. In Frankreich tauchte sie dann wieder auf. Gluck umgab sie mit das Herz bewegender Musik. 1779 aber erst hat sie sich in Weimar in ihrer wahren Gestalt gezeigt.

Auch damals noch nicht in voller Entfaltung. Dazu mußten wiederum zehn Jahre verfließen. Nun begann ihr Siegeslauf. 1793 erschien die erste englische Uebersetzung der Dichtung Goethe's; 1801 schreibt Crabb Robison: Iphigenie ist vielleicht das vollendetste Drama, welches je gedichtet worden ist. Damals vielleicht nur die einzelne Stimme eines in Deutschland verliebten, unter Goethe's Einflusse stehenden Engländers. Kürzlich aber sendet mir ein an einer englischen Hochschule thätiger Deutscher eine von ihm für sein studirendes Publicum in Oxford publicirte Ausgabe der Deutschen Iphigenie: 1880 erschien die erste Auflage dieses Buches, 1895 die vierte[1]). Die Theilnahme der englischen Jugend an dem Gedichte steige stetig, heißt es in der Vorrede. Was es enthalte, sei eine „Verherrlichung der Wahrheit, in der irdischen Gestalt einer schuldlosen Frau". Und dem entsprechen die hier zugleich citirten Worte eines der neueren französischen Uebersetzer: Iphigenie sei „un type éternel et suprême de perfection idéale". Heute ist Iphigenie in vieler

[1]) Clarendon Press Series. German Classics, ed. by C. A. Buchheim Phil. Doc. F. C. P. Vol. V. Iphigenie auf Tauris, a Drama by Goethe. 4th Ed. Oxford 1895. 168 Seiten, wovon 64 einer großen Anzahl von Anmerkungen gewidmet sind. Der Herr Verfasser hatte die Freundlichkeit, mir das kleine Buch zuzusenden. Ich schreibe Klytemnestra wie gesprochen wird und wie Goethe schrieb. Vgl. übrigens Forcellini.

Völker Sprachen übersetzt worden. Ihren Inhalt hat Goethe selbst in den letzten Jahren seines Lebens am schönsten und umfassendsten formulirt: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." —

Wir gehen Zeiten entgegen, wo die durch Christus, durch die altgriechischen Schriften und durch die römischen Rechtsbegriffe bestimmten sittlichen Begriffe zum völligen Gemeingute der herrschenden Menschheit werden; wo die politische und die geistige Entwicklungsgeschichte der Nationen zu einem gemeinsamen Weltfortschritt jedem Einzelnen bekannt sind. Der geistige Hochmuth der Chinesen soll von so außerordentlicher Hartnäckigkeit sein — versichern mir genaue Kenner des Volkes —, daß die Möglichkeit einer Uebersetzung außerchinesischer Dichter, Goethe's z. B., für einstweilen als ausgeschlossen angesehen werden müsse; dennoch zweifle ich nicht daran, daß auch dieses Hinderniß bei meinen Lebzeiten vielleicht noch als überwunden angesehen werden darf[1]). Dann also werden die historischen Vertreter der höchsten politischen und sittlichen Weltbegriffe dem gesammten geistig arbeitenden Menschenvolke bekannt sein. Und an diese historischen Gestalten jedoch wird sich die kleinere, vielleicht aber leuchtendere Reihe Derer anschließen, die niemals irdisches Leben lebten: die Idealgestalten der Dichtung, die Träger menschlicher Gefühle und Gedanken in scheinbar wirklichen Erlebnissen. Zwei dieser Gestalten hat Goethe geschaffen: Iphigenie und Faust. Sie sind, was ich Weltcharaktere nenne. Jedem Einzelnen zwar stellen sie sich anders, allen Menschen zusammen als stets dieselben dar. Ich nenne gleich noch Hamlet. Für alle Nationen, denen diese drei durch die eigene Sprache einer jeden nun angehören, bilden sie neue Begriffe. Iphigenie ist innerhalb der Sprachen, in denen sie nun gelesen wird, ein neues Wort mit neuem Inhalt geworden. —

Indessen, wenn wir Menschen solchen Gepräges als Gefäße einfacher Gedanken nehmen, so genügt es nicht, sie in dieser Bedeutung nur von der übermenschlichen Seite zu fassen, als ob sie der Kritik nun entrückt seien. Luther, Friedrich der Große, Bismarck und Kaiser Wilhelm I. lassen sich als Weltcharaktere auf ganz feste Formeln bringen, bleiben aber Gegenstand der historischen Darstellung. Luther hat die Bibel übersetzt, dem religiösen Bewußtsein eine neue Grundlage gegeben und das Leben eines redlichen deutschen Bürgers voll und glücklich durchgelebt. Was Hutten, Erasmus, Melanchthon und Andere neben ihm waren und thaten, genügt nicht, auch diesen den Rang von Weltcharakteren zu schaffen. Friedrich der Große hat das herabgekommene Deutschland zu politischer Weltstellung erhoben, ohne es aber zu einigen; Bismarck und Wilhelm I. haben es geeinigt. Alle vier waren siegreiche Männer, gütige Männer, wahrhaftige Männer. Trotzdem, so sichtbar diese

[1]) Ich habe auch nach japanischen Uebersetzungen umgefragt und keine feste Antwort erhalten. Stücke Shakespeare's sind in das Japanische übertragen worden: von Goethe's Gedichten wußte man nur „Reineke Fuchs" zu nennen. Dieser vielleicht, weil der Fuchs in der japanischen Thiersage eine bedeutende Rolle spielt. Andere Uebersetzungen finden sich bei Goedeke (letzte Bearbeitung), sowie im Goethe-Jahrbuche aufgezählt.

wenigen Attribute in unsere Erdrinde eingemeißelt zu sein scheinen, daß die Schrift auch vom Mars aus gelesen werden könnte, beschäftigen sich die Historiker mit unablässiger frischer Begründung ihrer Thaten und Gedanken. Und so bleiben Iphigenie, Faust und Hamlet, neben ihrer Stellung als Weltcharaktere und weiter nichts, immer sich erneuernder Betrachtung fähige Kunstwerke. Wenn Iphigenie, dem Genius der Menschheit anvermählt gleichsam, weder ihrer einstigen historisch-mythischen Umgebung zu bedürfen scheint noch darauf angeredet werden dürfte, daß sie als Tochter Goethe's auf der Weimaraner Bühne zur Welt kam, so bleibt sie doch des jungen Frankfurter Dichters und der jungen, schönen, feurigen Schauspielerin Corona Schröter Bühnencreatur, und dieses Ursprunges darf nicht vergessen werden. Von Goethe ist sie geschaffen worden, und zwar unter vieler Arbeit, und diese Anfänge legen uns immer wieder die Pflicht auf und geben uns das Recht, in ihrem Geburtshause uns umzusehen. Mögen die Nationen sie als feste Erscheinung verehren: Schauspielerinnen haben sie zugleich immer von Neuem wie zum ersten Male darzustellen und zu verstehen. Was ich im Folgenden vorbringe, betrifft das Bühnenverständniß Iphigeniens.

I.

Der Name Weltcharakter scheint für Iphigenie, Faust und Hamlet selbstverständlich das Vorwiegen dessen mit sich zu bringen, was in der Sprache des Tages „Charakter" genannt zu werden pflegt. Und Mangel an Charakter gerade tritt bei allen Dreien hervor. Faust und Hamlet werden von Gefühlen und Ereignissen fast willenlos hin- und hergeworfen, und Iphigenie tritt in den Anfängen des Schauspiels, wie Goethe sein Drama nennt, scheinbar nicht als handelnde feste Gestalt auf. Sie hat da noch etwas Unbestimmtes, Schwankendes. Zwei große Erfahrungen hat sie gemacht: schuldlos ist sie zum Opferaltar vom eigenen Vater geschleppt und von Diana durch die Wolken plötzlich hinweg gerettet worden. Dazu als inneres Erlebniß das von früher Kindheit an sie belastende Bewußtsein, von Tantalus abzustammen, der durch den Zorn der Götter von unerhörter Macht herab in unerhörte Leiden gestürzt worden war. Das in Gedanken tragend und Niemandem ihre Abkunft zu erkennen gebend, hat Iphigenie Jahre lang nun in unendlicher Entfernung von ihrem Vaterlande gelebt. Hier beginnt Goethe's Drama. Grenzenlose Sehnsucht zur Heimath beherrscht Iphigenien's einsame Gedanken.

Dennoch hat sie etwas gethan. Durch ihren Einfluß ist die finstere Sinnesart des wilden Königs gemildert worden, in dessen Land sie versetzt wurde. Erreicht hat sie, daß die Sitte, jeden an das skythische Ufer verschlagenen Fremden der Göttin zu opfern, außer Gebrauch kam. Aber daß König Thoas, dem sie unentbehrlich geworden ist, sie endlich zur Gattin begehrt, erfüllt sie mit Abneigung gegen ihn. Sie schaudert vor ihm zurück. Das Wesen dieses Mannes berührt die Tiefen ihrer Empfindung nicht. Sie wehrt ihn ab. Und eine neue Last bildet sich, sie zu bedrücken: das Sichverzögern des Glückes der Rückkehr, das leise Hinsterben der Hoffnung, mit den Ihrigen in ihrem Vaterlande je wieder vereinigt zu sein. Dies zumeist liegt endlich

als ein Unerträgliches auf ihr. Griechenland ist die blühende Mitte des Weltalls für sie. Ihr Vater, der tapferste aller Griechen: lebt er noch? Er und Elektra und Orest und Klytemnestra: erwarten sie sie zu Hause? Darauf gibt keine Stimme ihr Antwort. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend" blickt sie über das Meer und verzweifelt an Rettung und Heimkehr. Wie oft ist dieser Vers, laut oder nur in Gedanken, Iphigenien nachgesprochen worden!

Hinweggeführt zu den Skythen, ehe die griechische Flotte die troische Küste erreichte, weiß sie weder vom glücklichen Verlaufe des Zuges noch von dem Furchtbaren, das hinterher in Mykene geschehen ist. Keinen Laut griechischer Sprache hat Iphigenie vernommen, seitdem Diana sie rettete.

Kaum zum Bewußtsein kommt uns, daß Jahre seitdem verflossen sind. Iphigenie hatte eben aufgehört, ein Kind zu sein, als sie aus Mykene, ihrer Heimath, ins griechische Lager nach Aulis mit ihrer Mutter berufen worden war. Dann ein furchtbarer Schlag und dann nichts mehr. Lange Zeiten trostloser Einsamkeit sind unter Wilden von ihr durchlebt worden. Mit ihren Gedanken und ihrem Herzen allein, hat sie nichts gehört und gesehen, das sie berührte. In die Epoche des Frauendaseins ist sie endlich eingetreten, wo es zum Bedürfnisse wird, für Andere Sorge zu tragen. Die Heimstätte der Frauen ist die Familie: fehlt sie der Verlassenen, Einsamen, der von Gräbern Umringten, so sucht sie nach Ersatz. Denn hülfs- und liebebedürftige Menschen will sie mit Augen sehen und mit Händen fühlen. Menschliche Geschöpfe ihres Volkes, die ihr nahe stehen, für die sie Hoffnungen hegt, an denen sie ihre Zärtlichkeit ausläßt. Das fehlt Iphigenie. Davon bewegt, läßt Goethe sie ihre Fremdheit im Tempel und in den Wäldern um sie herum schauernd empfinden und über das Loos der Frauen sie trauern. Goethe hat aus dem Gefühle des neuesten Tages heraus in Iphigenie das „Einsame Mädchen" verherrlicht. Goethe zuerst. Shakespeare hat diese Gestalt in Cordelia nicht zum Typus zu erheben vermocht. Möge jede Unvermählte sich gesagt sein lassen, daß keine Frauengestalt der Dichtung, so weit die Welt ist, die der Goethe'schen einsamen Iphigenie an Adel überbietet. Auf ihrem stillen Wege ist sie der Abglanz Diana's, von der sie errettet ward, und zu der sie vergebens nun wieder um Rettung betet. Das Verlangen nach Eltern und Geschwistern erfüllt sie nicht weniger stark als Andere die Sehnsucht nach ihren Geliebten, und Frauen die nach ihren Männern und Kindern. Vermählte Frauen und liebende Mädchen haben in der Hingabe an ihr Gefühl doch etwas für sich selbst davon, oder *gehabt* wenigstens — Jungfrauen wie Iphigenie aber nicht. Deren Lebensblüthe ist vergangen, ohne daß um ihrer selbst willen ihre Einsamkeit getheilt wurde.

Sei die theatralische Darstellerin Iphigeniens auf die Leichtigkeit aber hingewiesen, mit der Dichter belastende Jahresrechnungen ihren Lieblingen abnehmen. Dichter sind freie Leute und gutmüthig. Homer schildert, als Odysseus und Penelope sich endlich wieder in den Armen halten, wie jedem von ihnen die Jugend als freiwilliges Schicksalsgeschenk von frischem zufliegt. Die Iphigenie und Antigone der griechischen Tragödie brauchen um ihre Er-

scheinung nicht besorgt zu sein. Jahre durch haben sie geduldet, ohne zu altern aber. Diese Machtlosigkeit der Jahre hat nichts Befremdendes. Nicht zum ersten Male wurden Odysseus und Penelope endlich von Homer verjüngt, sondern früher einmal schon, Nausikaa gegenüber, sind die Spuren der Mühsale von Odysseus fortgenommen, und jugendliche üppige Locken ihm über die Stirn gelegt worden. Am unschuldigsten nutzt Clemens Brentano diese Freiheit aus, wenn er am Schlusse seines Märchens von der Gakeleia die gesammte mitspielende Gesellschaft in die Jahre der Kindheit zurückversetzt. Iphigenie blieb ewig jung. Es darf ihr auf der Bühne nur das Gedankenvolle reiferer Jahre anhaften, während ihr die Blüthe der ersten Mädchenzeit erhalten bleibt. Aber zugleich wiederum darf das leise Frauenhafte auch nicht völlig vergessen werden. Wir begegnen ihm in Goethe's Tasso bei Eleonore von Este wieder. Diese höhere Altersstufe jungfräulich energischer Frauen beherrschte Goethe's Phantasie, solange er in seinen ersten Weimaraner Zeiten Frau von Stein liebte, die Mutter vieler Kinder, die mit allen Reizen eines jungen Mädchens aber in seinem Herzen lebte.

II.

Es kann uns nicht alles Schöne immer gleich gegenwärtig sein. Die Stimmung, die es erregte, als wir es in der Jugend zum ersten Male kennen lernten, wird von der Erinnerung in späteren Jahren nicht in gleichmäßiger Stärke festgehalten. Es verändert sich im Laufe der Jahre unser Standpunkt. Zugleich aber lebt der erste Eindruck als etwas Unveränderliches in uns fort, und wenn das Werk uns wieder ganz nahe tritt, gewinnt auch die erste Bezauberung die alte Macht über uns. Aber auch hier doch wieder eine Aenderung. Denn inzwischen hat man an Erfahrung gewonnen. Das Alter hat das Eigene, daß es uns unsere eigenen Gedanken mit historischer Kritik zu ergründen anreizt: wie weit wir sie uns selbst, wie weit Anderen verdanken. Und diese Betrachtung dehnt sich auf die Gedanken der Anderen aus.

Ich fragte immer öfter in mir, in welchen entscheidenden Stellen Goethe's Iphigenie der späteren, römischen Fassung in Versen, von der der ersten, die in Prosa niedergeschrieben und auch gespielt worden war, abweiche. Worin das Wachsthum ihrer Persönlichkeit bestehe. Ob sie in ihrer früheren Gestalt dieselbe, sich in der Gunst der Nationen forterhaltende Kraft besessen haben würde, als sie in der letzten, die manches Jahr nach der ersten in Rom entstand, besitzt. Goethe war während dieser Zeit von seinem siebenundzwanzigsten zum siebenunddreißigsten Jahre vorgeschritten und Iphigeniens Gestalt in seiner Phantasie mit ihm anders geworden[1]). Goethe hat von 1779—1787 Iphigenie vier- oder fünfmal neu niedergeschrieben. Erst auf

[1]) Goethe, Vorl. XV. Hierauf sei durchgängig verwiesen. Vergl. auch, neben anderen Erwähnungen, Ausgewählte Essays. Zweite Auflage, S. 193 ff. Zu S. 195 sei bemerkt, daß Homer Iphigenien als „Iphianassa" nur von ferne zeigt. Von der neueren Literatur verweise ich auf Morich' beide Ausführungen. Sie zeigen, wieviel scheinbar Gleichempfindendes, Gleichgedachtes, ja Gleichformulirtes dieselben Vorwürfe bei ganz verschiedenen, einander in ihren Werken unbekannten Autoren hervorbringen.

seiner Reise nach Italien, zumal in Rom, wurde das Schauspiel in die gleich langen Verse Shakespeare's gebracht. Aus einem bloßen Bühnentexte ist das Schauspiel nun zugleich zu einem dramatischen Gedichte geworden.

Die ersten sechs Verse, mit denen Iphigenie anhebt, zeigen am besten, worin Goethe's ändernde Arbeit bestand.

In den früheren Redactionen beginnt sie: „Heraus in eure Schatten ewig rege Wipfel des heiligen Hains; hinein ins Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher." In der dritten Fassung von 1781 änderte er das: statt „hinein ins Heiligthum" steht da „wie in das Heiligthum". Bei dieser letzten Fassung liegt der Redeaccent nun auf dem „in" also.

Goethe deutet in diesen Versen die Bühneneinrichtung an. Auf der einen Seite die in die Scene hinein reichenden Säulen des Tempeleinganges, auf der anderen die Bäume des beginnenden Waldes. Iphigenie schreitet aus dem Tempel ihnen zu. Wir gewahren, daß lebhafte Empfindung sie bewegt. Sie macht vor den Bäumen Halt. Sie blickt zurück. Wald und Heiligthum „erwecken plötzlich gleichen Schauder in ihr.

Goethe hält zuerst an der Aenderung fest, und dies ist die Ursache, warum der Gegensatz des Heraustretens aus dem Tempel und des plötzlichen Innehaltens vor dem Hineintreten in den Wald dem Leser schon nicht mehr so sichtbar wird und nicht mehr so deutlich entgegenklingt wie bei der ersten Fassung. Dreimal ändert Goethe in Rom dann aber diese ersten Verse. Die römische Urschrift des Stückes läßt diese Wandlungen genau verfolgen. Zuerst schrieb er:

Iphigenie.

In eure Schatten, ewig rege Wipfel
des alten heilgen dichtbelaubten Haynes
wie in das innre Heiligthum der Göttinn
Tret (ich)[1] mit Schauer wie das erstemal,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Das erste Wort der ersten Weimaraner Fassung sowie des uns heute geläufigen Textes: „Heraus" fehlt hier also. Nur in einer ganz frühen Abschrift der alten Weimaraner Texte fehlte es gleichfalls schon. In Italien, im Beginne der dortigen Umarbeitung, beschloß Goethe seine allerälteste Fassung wieder aufzunehmen, er glaubte das Wort entbehren zu können. Dann wäre der Gegensatz von „Heraus" und „Hinein" freilich kaum noch sichtbar gewesen. Um diesen trotzdem zu markiren, bringt Goethe nun das Adjectivum „innere" vor „Heiligthum". Aber es gefällt ihm dieser Anfang des Stückes nach einiger Zeit nicht mehr, und er beginnt Worte auszustreichen und Zusätze zu machen. Die ersten Verse erhalten nun folgendes Ansehen:

Heraus in eure Schatten rege Wipfel
des alten heilgen dichtbelaubten Haynes
wie in das innre Heiligthum der Göttinn

[1] Dies „ich" fehlt. Ich gebe genau die Schreibweise Goethe's wieder.

tret (ich) von schauderndem Gefühl ergriffen
als wenn ich euch zum erstenmal beträte,
und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Hier gewahren wir, worauf es Goethe nun ankommt: das „schaudernde Gefühl" soll mehr betont werden, und es wird dem zu Liebe ein Vers zugesetzt. Allein Goethe empfindet, daß die Rede Iphigeniens durch diese Zusätze und Fortstriche an Klang verloren habe: er klebt nun ein Stück Papier über die corrigirte Seite und schreibt die Stelle abermals um, so wie sie dann geblieben ist:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
des alten heilgen dichtbelaubten Haynes,
wie in' der Göttinn stilles Heiligthum,
tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl
als wenn ich sie zum erstenmal beträte
und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Bemerken wir, wie das körperliche Sichzurückwenden Iphigeniens, um auch den Tempel anzureden, hier aufgegeben ist. Der leidenschaftliche Verkehr Iphigeniens mit Wald und Tempel, wie mit lebendigen Wesen, ist zu ruhigem Selbstgespräch gemildert worden. Es kommt etwas Reflectirendes in die Verse. Nicht Gefühle, sondern Gedanken empfangen wir. Iphigenie erlebt nicht einen Ueberfall sie bedrängender Angst, sondern sie betrachtet ruhig trauernd ihre Lage. In der alten Fassung erblicken wir sie von der Empfindung plötzlich erfaßt, daß hier nicht ihre Heimath sei, und ständen neue, schreckliche Erfahrungen ihr bevor; in der italienischen Umarbeitung dagegen wiederholt sie nur oft bedachte Erwägungen. Das Epische waltet nun vor. Der Gegensatz des Heraustretens aus dem Tempel und des Hineintretens in den Wald ist durch den Contrast der regen Wipfel und des stillen Heiligthums ersetzt worden. Das bezeichnendste Denkmal dieses Umschwunges aber tritt in einer noch andern Wortänderung hervor: es heißt nun statt „als wenn ich euch zum ersten Mal beträte" „als wenn ich sie zum ersten Mal beträte". Diese letzte Umwandlung des „euch" in „sie" läßt Iphigenie gleichsam um Jahre ruhiger werden. Die Darstellerin wird dadurch zu gemessenerem Spiel genöthigt. Sie redet Wald und Tempel nicht mehr an. Das glühende Temperament Corona Schröter's, die 1779 und 1781 die frühere Iphigenie spielte, hätte für die römische nun nicht mehr gepaßt. Nicht mehr eine junge Fürstentochter tritt auf, die nach dem Leben verlangt, die ihre Jugend ungenossen in der Fremde verrinnen sieht, die, aus den Kinderschuhen heraus zur Würde einer einsamen Priesterin verurtheilt, sich den Palästen ihres Vaters zusehnt; sondern die vom Schicksal ihres Hauses bedrückte und gedemüthigte wittwenmäßige junge Frau, die über das Geschick des Weibes nachdenkt, haben wir vor uns. An einer andern, späteren Stelle des ersten Actes hat Goethe eine ebenfalls so gesinnte Stelle der Weimaraner Fassung in der römischen Umarbeitung lieber ganz fortgelassen, denn er würde, hätte er auch hier eine ähnliche Umwandlung vorgenommen, Iphigenie fast als mit den Erfahrungen beinahe einer Großmutter ausgerüstet auftreten lassen.

Umänderungen dieser Art ins Ruhige hinein waren es wohl, die die Weimaraner Freunde der ehmaligen Prosa-Iphigenie wenig Gefallen an der Form finden ließen, in der Goethe sie ihnen aus Italien sandte. Sicherlich war Corona Schröter's erstes Eintreten mit den alten Worten: dem doppelten Ausdruck des Schauderns vor dem Walde und vor dem Tempel, noch in Aller Gedächtnisse: dies herrliche Spiel, das ehedem Jeden ergriffen hatte, war nun nicht mehr angebracht. Wir haben uns den Beginn des Stückes jetzt anders zu denken. Aus den Säulen ihres Tempels von der Seite her kommend geht Iphigenie gesenkten Blickes still über die Bühne. Bis zu den Bäumen gegenüber beinahe ist sie gelangt, als sie innehält. Dann, uns sich zuwendend, redet sie ruhig. An die Stelle der ungleichen Sätze des alten weimarischen Textes ist der gleichmäßige Fluß der gleichlangen Verse getreten. Sie klingen wie eine gesprochene Arie. Zu leidenschaftlicher Schwermuth sich erhebend fleht Iphigenie die Göttin an, der sie einmal schon Rettung verdankt hat, abermals nun sie hinwegzuführen. Iphigeniens Gedanken nach ist Agamemnon mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern längst wieder vereinigt. Sie ist überzeugt davon. Sei dies wahr, redet sie Diana an, dann möge dies Glück auch ihr zufallen.

In uns erregt das Wort „Glück" ein Gefühl drohenden Unglücks. Sie macht die Gewährung ihres Gebetes abhängig vom Glauben an etwas, das, wie wir besser wissen, ganz anders eingetroffen war. Wir erwarten furchtsam den Augenblick, wo Iphigenie den wahren Verlauf der Thatsachen erfahren werde. Die Trauer jedoch, mit der Iphigenie uns zuerst hier entgegentritt, durchdringt uns. Ihre Worte: „Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher" lassen uns ihre vergebens gemachten Versuche, sich zu gewöhnen, und ihren Schrecken empfinden, als Arkas, der vertraute alte Rathgeber des Königs, jetzt vor ihr steht und im Namen des Königs sie auffordert, sich an diese skythischen Gestade durch eine Vermählung für immer nun zu fesseln.

An Iphigeniens Kunst, des Königs eigenen Andeutungen einer solchen Verbindung bisher zart auszuweichen, Arkas jetzt aber bei dessen fester Werbung in des Königs Namen entschiedener noch ihr Nichtwollen auszusprechen, erkennen wir die erste, sichtbar werdende Besonderheit ihres Charakters. In der Wendung ihrer Erwiderungen liegt ein Theil ihrer Natur. Dieses scharfe Denken und hart sich Aussprechen ist einsamen Mädchen eigen. So empfand und dachte Goethe's Schwester Cornelia. Wie ganz anders weiß Penelope als Frau dem Andrängen der Freier zu entgehen.

Arkas aber bringt nicht nur des Königs Werbung vor, sondern meldet zugleich dessen Rückkehr aus dem Kriege, in dem er zwar siegreich blieb, aber dessen glücklicher Ausgang seine Trauer um den einzigen Sohn, den er verloren hat, nicht mildern konnte. Der König wird sofort erscheinen.

Auf die Führung des Gespräches zwischen Arkas und Iphigenie hat Goethe besondere Sorgfalt verwandt. Beide nennen das nicht bei Namen, was beide doch recht gut kennen. Immer wieder weicht Iphigenie, wenn Arkas auf die Heirath kommt, ihm aus, als handle es sich nur um allgemeine Betrachtungen. Plötzlich aber bricht Arkas ab und sagt ohne weitere Umschweife,

der König werde sie um ihre Hand bitten, und er rathe ihr, nicht Nein zu sagen.

Nun spricht auch sie in anderem Tone:

Du ängstigst mich mit jedem guten Worte:
Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.

Arkas dagegen entwirft ein Bild von Thoas' Charakter, und wir theilen Iphigeniens Besorgniß, die Gewaltsames heraneilen sieht.

Der Beginn der Tragödie trug bis dahin epischen Charakter; nun wirkt sie plötzlich dramatisch. Goethe gibt dem den Arkas darstellenden Schauspieler Gelegenheit, aus gehaltener Bewegung zu stürmischer Tonart überzugehen. Wir erfahren, daß der König Iphigenie zum Vorwurf macht, ihre Herkunft zu verschweigen. Er hat sich, wenn er sein vereinsamtes Dasein schwer empfand, von Iphigenie trösten und beruhigen lassen; es ist ein Geschenk, wenn Könige eine Wohlthat sich gewähren lassen. Vertrauen fordert Vertrauen. Schweigend über sich selbst, ist Iphigenie trotzdem seinen bis dahin stillen Wünschen ausgewichen. Ihre Gebete, gesteht Arkas, haben dem Volke Segen gebracht: warum will sie all' das nicht durch die Erfüllung eines Verlangens krönen, das bei dem seines Sohnes und Nachfolgers beraubten, vergrämten, mißtrauisch gewordenen Herrscher so natürlich ist? Da erscheint der König.

Iphigenie tritt ihm in volltönenden, aber formalen Glückwünschen entgegen, Thoas dagegen kommt als regierender Herr rasch zur Sache. In kurzen Sätzen gibt er die Verwüstung seines Herzens zu erkennen und verlangt ihre Hand. Immer noch sucht sie zu unterhandeln und hält sich und ihn zurück. Thoas aber zwingt sie, offen zu sein. Er spricht als vollendeter Gentleman, aber er fordert. Hege sie irgend Hoffnung, nach Hause zurückkehren zu dürfen, so lasse er jeden Anspruch fallen; wissen aber wolle er, wer sie sei. Er zwingt sie nicht, er bedroht sie nicht, aber er bedrängt sie. Und nun als Entgegnung aus ihrem Munde der einzige Vers:

Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht!

Wer ist Tantalus, daß Iphigenie mit dem Namen allein den König von ihr zu scheuchen vermeint, als müsse er jeden Gedanken an eine Vereinigung mit ihr nun aufgeben?

Tantalus war der Sohn des Zeus. Ein Mensch, aber ein mächtiger König. Die Götter luden ihn zu ihrem Gastmahl ein, um seiner Weisheit froh zu werden. Das aber, was Tantalus da gehört, vermochte er nicht zu verschweigen. So ward er vom Olymp hinabgestürzt und ein ungeheurer Felsblock hinter ihm drein, und zwischen Himmel und Erde beide schwebend, sucht er ewig vergebens den ihn ewig bedrohenden Felsen über sich abzuwehren. Davon singt Pindar in dem ersten Olympischen Gesange und Euripides' Tragödie Orest beginnt damit. Aber noch von andrer Seite ward Tantalus damals genannt. In Goethe's Tagebüchern heißt es den 14. September 1776: „Tantalus gelesen". Dieser war der Held eines spottenden Gedichtes von Lenz, welcher an der Weimaraner Hoftafel sich zu vertraulich benommen und von ihr fortgewiesen worden war. Damals dachte Goethe wohl kaum schon an eine

Iphigenie? Mit Oreſt aber hatte er ſich auch oft genug ſchon verglichen. Denn auf ihm laſtete etwas wie auf dieſem und wie der Stein, der Tantalus bedrohte. Mit einem Kainszeichen ſchien Goethe ſich umherzugehen, und erſt Frau von Stein gab ihm die Ruhe wieder.

Hier liegen vielleicht die erſten innerſten Anfänge des Schauſpiels.

Iphigenie hat bis dahin Tantalus nicht genannt, auch mit ſich allein nicht. Sie hatte das alte Unheil vergeſſen. In ihrem Gebete zu Diana erflehte ſie endliche Heimkehr, um das Familienglück der Ihrigen zu theilen. Die Erinnerung an Tantalus war ihr nicht mehr drohend aufgeſtiegen. Während Euripides' Tragödie Oreſt damit anhebt, daß Iphigeniens Schweſter Elektra von Tantalus und von den Verbrechen ſeiner Familie erzählt, wird Iphigenie nicht wie dieſe von dieſen Gedanken unaufhörlich verfolgt. Erſt als die Noth ſie drängt, berichtet auch ſie dem Könige von ihrem Ahnherrn und den böſen Thaten ihres Geſchlechtes. Kalt, wie ein Richter eine Liſte von Verbrechen abliest. Dieſer furchtbaren Thaten Erbin iſt ſie.

Könige aber ſind daran gewöhnt, das Erſchütterndſte ruhig zu vernehmen. Wir bewundern, wie Thoas ſie durch ſachliche kurze Fragen unterbricht oder ſie fortzufahren ermuthigt, wo ſie innehält, weil die Sprache ihr verſagt, und wie Iphigenie durch Betrachtungen, die ſie einflicht, ihre Erzählung wieder in Fluß zu bringen ſucht. In langſamen, oft ſtockenden Schritten gelangt ſie endlich auf ſich ſelbſt. Nun weiß Thoas endlich, was ſie lange Jahre vor ihm verheimlicht hatte.

Vergleichen wir den Aufbau dieſer Scene mit ihrer früheſten Geſtaltung, ſo zeigt ſich, wie ſehr die letzte Umarbeitung die anfängliche Niederſchrift übertrifft, und Goethe in Italien erſt das Geheimniß des hohen dramatiſchen Stiles entdeckte. Noch in der Bearbeitung von 1781 iſt dieſe Scene epiſcher Art. Anfangs ſchrieb Goethe:

Iphigenie.

Ungern löſt ſich die Zunge, ein lang verſchwiegen Geheimniß zu entdecken. Einmal vertraut, verläßt's unwiederbringlich die Tiefe des Herzens und ſchadet oder nützt, wie es die Götter wollen. Ich bin aus Tantal's merkwürdigem Geſchlecht.

Thoas.

Du ſprichſt ein großes Wort. Nennſt du den deinen Ahnherrn, den die Welt als einen ehemals hochbegnadigten der Götter kennt? Iſt's jener Tantal, den Jupiter zu Rath und Tafel zog, an deſſen alterfahrnen, vielverknüpfenden Geſprächen die Götter wie an einem reichen Orakelſinne ſich ergötzten?

Iphigenie.

Er iſt's, doch Götter ſollten nicht mit Menſchen wandeln; das ſterbliche Geſchlecht war viel zu ſchwach, in dieſer Ungleichheit ſich gleich zu halten.

Und dagegen 1786:

Iphigenie.

Vom alten Banne löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein lang verſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken; denn

Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichere Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht!

Wie steigern die Verse sich, bis mit gewaltigem Accent der siebente abschließt. Und darauf dann der König:

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.

Der berühmte Vers, der oft wiederholt wird.

Recht sichtbar ist hier, worin das bestand, was Goethe in Italien im „Handwerk" gewann. In der voritalienischen Fassung verräth der Dialog an dieser Stelle nicht, daß Iphigenie eine besondere Wirkung dadurch zu erzielen hoffte, wenn sie Tantalus ihren Ahnherrn nannte, und ebensowenig tritt hervor, daß der König in außerordentlicher Art von dieser Thatsache ergriffen wurde. Thoas' Antwort in dieser ersten Fassung enthält nur das Zugeständniß, daß er, selbst ein Fürst, die hohe Abstammung Iphigeniens respectire. Und die Fragen, die er über Tantalus nachfolgen läßt, bezeugen auch nur, er wisse von dem hohen Herrn wohl. Aber nur die erste Hälfte der bösen Dinge, die Iphigenie zu erzählen hatte, war dem Könige damit von ihr bekannt. Thoas wußte nur, daß Tantalus auf dem Olymp mit den Göttern zu Tische gesessen hatte, und von seiner Autorität im Rathe der Unsterblichen; nun erst erfährt er Tantalus' Sturz und hinterher die Geschichte seiner Nachkommen. Auch das ist in der voritalienischen Fassung noch episch gedacht und episch inscenirt: in Italien erst empfängt der Vers, in dem Thoas seine Ehrfurcht und sein Staunen zum Ausdruck bringt, das weltgültige Gepräge. Goethe bringt das Wort „gelassen" hinein. Gelassen bedeutet bei ihm die Ruhe, die edles Blut und vornehme Erziehung verleihen. Du rühmst dich, sagt Thoas, indem er dies Wort von ihrer Sprache gebraucht, zu Iphigenie, der allerhöchsten irdischen Abstammung, jedoch mit der Einfachheit des Accentes in deiner Rede, die für die Wahrheit deines Ausspruches zeugt. Aber der Erfolg ihres Geständnisses ist ein anderer als Iphigenie erhoffte: die Ehrfurcht vor Tantalus' einstmaliger Größe löscht für den König alle Bedenken aus, die sein Sturz und die Verbrechen der Tantaliden in ihm erregen könnten.

Anfangs zweifeln wir allerdings, ob diese Denkweise bei Thoas den Sieg davontragen werde. Wir glauben vor uns zu sehen, wie der König beim trocknen Aufzählen der bösen Thaten der Vorfahren Iphigeniens immer bedenklicher und finsterer wird. Was wird er sagen, wenn Iphigenie zu Ende ist? Zu jedem Absatze weiter enthüllt sie neues Unheil. Wenn Thoas nach diesen Geständnissen noch die Hand der Tochter des Agamemnon verlangt, so spricht das für alles Große und Edle und Männliche in ihm. Zugleich aber empfinden wir nun auch, daß er Iphigenie nicht wieder loslassen wird. Nicht jugendliche Leidenschaft kettet ihn an sie, sondern die Gewißheit, daß er sie nicht mehr entbehren könne. Tag und Nacht will er in seiner Betrübniß sie tröstend neben sich haben. Er besteht auf seiner Werbung.

Der Kampf der Rede beginnt zwischen beiden nun von Neuem, aber in schärferem Tone als bis dahin. Vorwürfe werden von Thoas erhoben. Er

glaubt den letzten Grund der Weigerung nun zu erkennen (das Motiv, das wir öfter bei Goethe finden!): Iphigeniens Ahnherr habe als Sohn des Zeus am Tische der Götter gesessen, während er — Thoas — selbst nur der „erdgeborene Wilde" sei. Und Iphigenie erwidert herablassend verächtlich, so büße sie jetzt das Vertrauen, das er ihr abgezwungen! Und nun von Thoas' Seite Drohung und Befehl: die alten Menschenopfer werden wieder hergestellt! Iphigenie selbst soll zwei fremde junge Leute der Göttin opfern, die man an der Küste versteckt gefunden — sie schlachten mit eigener Hand!

Das des königlichen Höchstgebietenden letztes Wort. Iphigeniens sich erneuendes Gebet um Rettung schließt den Act, die wundervollen Daktylen, die auch in der ersten Fassung des Stückes schon wie Gesang tönen.

III.

Goethe's Schauspiel wurde 1779, und später noch, von der höchsten Gesellschaft Weimar's selbst aufgeführt. Es war in den Anfangszeiten, als sein Erscheinen die Weimaraner Welt betrunken machte. Er und der Herzog spielten mit. Goethe natürlich hatte die Rollen einstudirt. Von welchem Werthe wäre es, über die Einzelheiten dieser Einstudirung Kunde zu besitzen! Vieles würde dadurch zu neuem Leben noch erweckt werden. Wie wirkten damals die Worte des Königs: „Du kennst den Dienst?" Und wie sprach Iphigenie nach dem Fortgehen des Königs einsam zurückbleibend das Gebet zu Diana? Leidenschaftlich die Göttin um Hülfe anrufend? Oder mit verzagender Stimme, die leise verklingt? Wie wollte Goethe es gehalten wissen bei jener ersten Darstellung? Danach habe ich mich oft gefragt. Die Antwort hat verschieden gelautet. Sie hängt zusammen mit dem gesammten Aufbau der Scene.

Drei Elemente müssen bei der Bühneneinrichtung der Iphigenie zur Darstellung gelangen: der Tempel, der Wald, das Meer und über alledem die Einsamkeit. Künstlerischer Schmuck der Scene darf hier gefordert werden. Unser heutiges Publikum ist daran gewöhnt. Ich würde auf der einen Seite einige ganz mächtige cannelirte Säulen sich in die Höhe verlieren lassen, zu deren Unterbau zwei flache breite Stufen aufführen. Gegenüber müßte lichter, emporstrebender Baumwuchs sichtbar werden, der das Gefühl erweckte, als bedecke Wald die auf dieser Seite herabgehenden Felsen. Den Hintergrund füllt die weite Aussicht auf das Meer mit sich hinziehendem Gewölk und fernen Inseln.

Und so steht Iphigenie beim Fortgehen des Königs einsam nun wieder auf der untersten Stufe des Tempels. Respektvoll, aber kalt und dienstmäßig hat Thoas gegrüßt und ist mit seinen Leuten hinweggeschritten. Ich würde Musik für das beste Mittel ansehen, das zu schildern, was in Iphigeniens Seele jetzt vorgeht.

Wie anders stehen die Dinge nun! Ans Licht gebracht ist, was bis dahin verhüllt geblieben war. Iphigeniens Verhältniß auch zu sich selbst ist durch ihre Geständnisse eine andere geworden. Sie hat an Macht ver-

loren. Das Wort „Du kennst den Dienst!“ sagt ihr, daß von idealer Zurückhaltung zwischen ihr und dem Könige von nun an abgesehen werde, und daß die amtliche Wirklichkeit in ihre Rechte trete.

Im ersten Augenblicke steht Iphigenie wie erstarrt. Dann erhebt sich ein Sturm in ihr. Furcht vor dem Dichtbevorstehenden. Stolz auf ihr Geschlecht, dessen Sünden sie mit ihrer Beichte gleichsam ausgelöscht hat, und das Verwandtschaftsgefühl mit den Göttern. Die Arme erhebend, als wolle sie die Wolken mit den Händen theilen, bricht sie in ein leidenschaftliches Anrufen der Diana aus, als ob die Götter zu augenblicklicher Hülfe herabzukommen sich zwingen ließen.

Doch auch von Verwandten ist nichts zu erhoffen, wenn sie nichts gewähren wollen. Nach wenigen Versen verwandelt sich dies Gebet in bloße herzliche Bitte, endlich aber dann in schmerzliche Betrachtung. Iphigeniens Rede wird zagender. Hülfsbedürftig blickt sie umher. Tiefe Stille erfüllt die Luft. Sie kennt zu gut dieses Schweigen des fremden Landes. In Griechenland hätte sie das Geflüster des Waldes selbst verstanden! Zögernd wendet sie sich um, steigt die letzten Stufen zum Tempel empor und verschwindet zwischen seinen gewaltigen Säulen. So schlösse der erste Aufzug.

Iphigeniens Monolog ist eins der herrlichsten Stücke menschlicher Dichtung. Seine Entstehung zu verfolgen, schafft innersten Einblick in die Werkstätte des Goethe'schen Geistes.

Zuerst schrieb er:

Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Den Unschuldigen einzuhüllen
Und auf Winden ihn dem ehernen Geschick
Aus dem schweren Arm über Meer und Erde
Und wohin dir's gut dünkt, zu tragen!

So der erste Theil der Bitte, in der Iphigenie, Diana an das erinnernd, was sie einst für sie gethan, ihr andeutet, was sie nun von ihr erhoffe.

Weiter betet sie:

Du bist weise und siehst das Zukünftige —
Und das Vergang'ne ist dir nicht vorbei!
Enthalte vom Blute meine Hände,
Denn es bringt keinen Segen;
Und die Gestalt des Ermordeten erscheint
Auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde.

In diesem zweiten Theile ihrer Rede bescheidet sich Iphigenie schon, etwas weniger von Diana zu erflehen. Im dritten aber wendet sie sich fast nur an sich. Sie erbittet nichts, sie reflectirt. Sie erinnert sich daran, wie Tantalus für die kurze Weile, die er mit den Göttern den Himmel theilen durfte, zu ewigen Qualen verdammt ward. Der dritte Theil des Monologes bildet gleichsam ein Gedicht für sich. Es ist, als habe sie vorher ein Wunder erwartet und suche sich nun klar zu machen, warum alle Hoffnung darauf vergebens sei.

Wir bemerken in der früheſten Faſſung des Monologes recht, wie ſein dritter Theil nur ein Anhang ſei:

Denn die Unſterblichen haben ihr Menſchengeſchlecht lieb —
Und wollen ihm ein kurzes Leben gerne friſten —
Und gönnen ihm auf eine Weile
Den Mitgenuß des ewig leuchtenden Himmels.

Wie — vorwurfsvoll und wie hoffnungslos ſind dieſe letzten vier Verſe!

In der zweiten Redaction von 1780 lauten die beiden erſten Sätze des Monologes genau wie in der erſten Redaction; der dritte Theil aber iſt faſt unſcheinbarer noch geworden, denn die „Unſterblichen" fehlen. Es heißt:

Denn ſie haben ihr Menſchengeſchlecht lieb,
ſie wollen ihm ein kurzes Leben gerne friſten
und gönnen ihm auf eine Weile
den Mitgenuß des ewig leuchtenden Himmels,
die hohen Unſterblichen.

Das bloße „ſie" und die letzte angehängte Anrufung wirkt wie mit berechneter Stärke. Derſelbe Effect, den in dem Gedichte „Das Veilchen" der letzte angehängte Vers macht:

Es war ein herzig Veilchen.

Ein Vorwurf liegt darin. Aus Iphigeniens Munde hier ſogar etwas Höhniſches beinahe. Wie ſehr Goethe ſelbſt das aber empfand, zeigt, daß er dieſen nur in einer ſeiner verſchiedenen Umſchriften zugeſetzten Schlußvers „die hohen Unſterblichen" wieder fortnahm.

Anfangs war der Mittelſatz der umfangreichſte Theil des Gebetes geweſen, und die angehängten Reihen klangen wie ein bloßer Zuſatz; in Rom dagegen gibt der Dichter dem erſten Gedanken ſechs Verſe, dem zweiten zehn, da er die herrliche Beſchreibung der Göttin ſelbſt noch hineinflicht, und dem dritten verleiht er durch einige prachtvolle Adjectiva größere Fülle und nimmt jeden Anſchein von Vorwurf hinweg. Im Gegenſatze der anfänglichen Faſſung wird der Schluß der Anrede ſo nun gewandt, daß nicht an die Verſtoßung des Tantalus, ſondern an das Glück erinnert wird, das ihm aus dem Mitgenuß des Himmels erwuchs, auch wenn er nur auf eine Weile gegönnt ward [1]).

Nun alſo, in der römiſchen Geſtaltung, lautet der Monolog:

Du haſt Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte
Und auf Winden dem eh'rnen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken,
Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.
Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige,
Nicht vorüber iſt dir das Vergang'ne,
Und dein Blick ruht über den Deinen,
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,

[1]) Wieder das „Weilchen", das uns auch im Gedichte auf das Veilchen ſo ergreift.

Ueber der Erde ruhet und waltet,
O, enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schrecken.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschau'n
Eine Weile gönnen und lassen.

Ich empfinde das beinahe Schleppende im trochäischen Tonfalle des Schlußverses. Ich sage mir zugleich: die dauernden Umänderungen dieser letzten Verse zeigen, welchen Werth Goethe einst auf sie legte. In Rom erst hatte er die Stimmungen überwunden, denen dieses Schwanken entsprang. Er fühlte sich frei vom Drucke des Weimaraner bedrängenden Hofhimmels und der harten Unsterblichen dort. An denen Lenz, wie wir sahen, zum Tantalus wurde. Er hatte das hinter sich. Die bloße „Weile" des Mitgenusses dieser Herrlichkeiten dauerte bei den früheren Fassungen des Stückes noch: in Rom leuchtete anderer olympischer Sonnenschein als in Weimar. Goethe hat in der römischen Bearbeitung, wie auch an anderen Stellen hervortritt, sorgsam verwischt, was in der ersten Fassung etwa an persönliche Empfindungen älterer Tage erinnern könnte. Durch die an classische Versmaße sich anlehnende Diction hat er der Anrede an die Göttin gemäßigteren Klang verliehen. Die leidenschaftliche frühere Gestalt des Monologes' gab die Gedanken im reinmenschlichen Sinne freilich kräftiger. Früher hatte Goethe das Antiquarische aus dem Stücke ferngehalten und es dadurch den mitempfindenden Zeit- und Gesellschaftsgenossen vertrauter gemacht. Der ersten weimarischen Fassung von Iphigeniens letztem Gebete wäre die in Rom zugesetzte Beschreibung Diana's ein bloß angehängter entbehrlicher Schmuck gewesen, der die Innigkeit der Gedanken störte: in Rom dagegen umgab das Alterthum Goethe jetzt als eine zweite, höhere Natur, und so verwandelte er diese Verse des Dramas in etwas, das seinem nunmehr um großartigere Erfahrungen sich bereichernden Geiste entsprach. Im vaticanischen Museum stand die Göttin sichtbar vor seinen Augen, deren „Licht, das Leben der Nacht", er nun hinzufügte.

In Deutschland aber hatten seine mit Rom unbekannten Weimaraner Freunde diese Wandlung nicht mit Goethe durchgemacht: sie empfanden den Zusatz wiederum als hineingetragenes Beiwerk. Wir erinnern uns des Urtheils der Weimaraner bei Empfang des Stückes in der römischen Redaction: Iphigenie sei ihnen lieber in der alten Form. Jedes Wort war Goethe's intimen Freunden dort bekannt und die Bedeutung geläufig. Nun empfingen sie eine diesen tieferen Sinn verwischende Ueberarbeitung, deren Versschönheit sie als oberflächlichen Reiz ansahen. Es läßt sich diese hörbare Mißbilligung noch aus anderen Stellen der weimarischen und der italie-

nischen Redaction der Dichtung in manchen Aeußerungen erhalten. Wir wissen, wie Wieland und Herder dachten. Wir verfolgen diese Veränderungen der letzten Hand durch alle Aufzüge hindurch, und jedesmal erregen sie auch bei uns ähnliche Betrachtungen. Nur im Nothfalle aber, wenn Sinnveränderungen damit verbunden sind, gehe ich ihnen hier nach. Die Umgestaltung ist oft eine merkliche. In Rom, wo Goethe eine aus den Quellen des Alterthums direct herfließende Sprache, die italienische, zuerst lebendig umgab — denn das Bißchen Frankfurter und Elsasser Französisch war nichts —, beginnt Goethe's Verständniß des durch Jahrhunderte sprachlicher Cultur gemäßigten Geistes der antiken Dichtkunst. Das bezaubernde Element, in das er sogar Schiller mit hineinriß. Die leidenschaftliche Prosa war ihm unerträglich geworden. Wir erinnern uns, wie Goethe Scenen des früheren Faust nun in Verse brachte, weil sie in Prosa zu natürlich wirken würden. Wir heute freilich würden in unserem ästhetischen Sprachgefühle zu dem voritalischen, ja zu den Frankfurter vorweimarischen Zeiten Goethe's zum Theil zurückkehren. Und mir selbst, gestehe ich ein, dringen Theile der voritalischen Fassung Iphigeniens auf geraderem Wege manchmal ins Herz ein. Spätere Generationen aber können wieder anders empfinden.

IV.

Die griechische Bühnendichtung, von deren Bestand an Tragödien und Komödien nur das Wenigste erhalten blieb, weist kein Stück von so herrlicher Bauart wie Goethe's Iphigenie auf. Auch Shakespeare's sämmtliche Werke keines. Hamlet's erster Act steht an Gewalt freilich höher, auch der Cymbeline's, aber hier herrscht in Vergleich zu Iphigenie eine andere Architektur.

Der Gegensatz der mit einander ringenden Gewalten besteht bei Goethe in dem geistigen Kampfe der hülflosen aber stolzen Tochter des Agamemnon und des brutal-starken, siegreich aber traurig, scheinbar energisch einherschreitenden und sprechenden, aber in sich vertrauenslosen Skythenkönigs. Beide sind edle Naturen, aber beide in verschiedenen Himmelsstrichen aufgewachsen. Ein ähnlicher Contrast wie Tasso und Antonio und wie Goethe selber und Carl August ihn bieten. Es ist nöthig, wenn wir Goethe mit gesunder Bewunderung beurtheilen wollen, den Horizont zu erkennen, innerhalb dessen die Gestalten seines Schöpfungsparadieses sich bewegen.

Der erste Aufzug des Stückes ist so sehr in sich abgerundet, daß, träte nicht die Erwähnung der beiden Gefangenen hinein, die Iphigenie opfern soll, kaum eine Fortsetzung der Handlung zu erwarten stände. Auch ein Widerspruch scheint zu walten. Thoas hat mit Hülfe Diana's seine Feinde besiegt und er erkennt die Segnungen der milderen Praxis Iphigeniens an, die keine Fremden mehr geopfert hatte, empfindet auch, daß die Göttin dies durch den verliehenen Triumph billigt, und plötzlich verlangt er, um dieser Göttin Zorn nicht zu erregen, die alten Opfer wieder. Aber auch dieser Widerspruch ist bezeichnend für die Sinnesart des Königs. Thoas' Charakter nimmt im Verlaufe des Schauspiels immer größere Bedeutung an. Thoas ist das Symbol des auf seine eigenen Entschlüsse gestellten unumschränkten Herrschers.

Wohlerwogene Willensäußerungen und bloße Launen haben dieselbe Gewalt, wenn sie von ihm ausgehen. Er ist das Schicksal seiner Skythen. Niemand hat das Recht, nach seinen Gründen zu fragen. Auch bei den Griechen standen die Herrscher so zu ihren Unterthanen, aber sie hatten eine öffentliche Meinung neben sich. Der Chor der Tragödie repräsentirt das historische Gefühl der Mitlebenden. Die Skythen wissen nichts davon. Gerechtigkeit und Willkür sind eins bei Thoas. Und der plötzliche Umschlag seiner Stimmung, als Iphigeniens „Nein" ihn reizt, bezeichnet die unüberwindliche nationale Härte seines Wesens und läßt uns Furcht empfinden, was weiter nun bevorstehe.

Thoas aber ist zugleich der humane Despot des vorigen Jahrhunderts, der mit sich reden läßt. Diesen hatte Voltaire zum Typus erhoben. Thoas entspricht in seiner letzten Umkehr zur Milde dem Gengis-Chan des Voltairischen L'Orphelin de la Chine (dem Goethe's Elpenor vielleicht entsprang).

Dieser Wechsel des eigentlichen Interesses im Schauspiel ist der Grund, weshalb Schiller es (schon im December 1794) für mehr episch als tragisch und in dieser Verdoppelung der Hauptpersonen sogar für „fehlerhaft" erklärte.

Iphigenie enthält allerdings zwei Tragödien gleichsam: die erste beschlossen im ersten Aufzuge, die zweite die übrigen vier ausfüllend, als angehängte neue Einheit. Und dies Bedenkliche, was Goethe schärfer noch empfand als Schiller, war der Grund, weshalb Goethe bei der römischen Umarbeitung der Dichtung durch Hinzuthun landschaftlicher und mythologischer Zuthaten mehr epischen Charakter verlieh. Es war kein Bühnenstück mehr. Diese specifisch antiquarischen Zusätze wieder heraus zu bringen, war denn auch Schiller's vornehmste Sorge, als er Iphigenie, zuerst im Januar 1800, für das weimarische Theater zurecht machte. Goethe lag nichts daran. Er wollte überhaupt nicht daran glauben, daß hier etwas zu machen sei[1]). Die Sache bleibt liegen und wird zwei Jahre später erst wieder aufgenommen[2]). Nun ist Schiller anderer Meinung: „Das Historische, Mythische," sagt er, „muß unangetastet bleiben; es ist ein unentbehrliches Gegengewicht des Moralischen, und was zur Phantasie spricht, darf am wenigsten vermindert werden." Die in Schiller's Brief vom 22. Januar 1802 enthaltenen weiteren Vorschläge zur Inscenirung des Schauspiels, und was er über den Eindruck sagt, den es von Neuem auf ihn selbst gemacht, wie es ihn ergriffen und gerührt, gehören zu Schiller's höchsten Aeußerungen; was er über bühnenmäßige Behandlung der Arbeit hier sagt, ist von Bedeutung. Goethe hegt den 19. März aber noch die Meinung, es sei ihm „unmöglich, mit Iphigenie etwas anzufangen". Schiller besteht[3]) auf seinen Hoffnungen und beruft sich darauf, daß man auch in Dresden eine Aufführung wagen wolle. Den 4. Mai 1802 fragt Goethe wieder bei ihm an. „Was anguriren Sie von Iphigenie?" heißt es kurz in seinem Briefe. Man hatte deren Aufführung wieder vor. Schiller hofft[4]) das Beste und bezeichnet die für die Schauspieler wichtigsten Stellen. Sonnabend, den 15. Mai 1802, soll sie in Weimar nun gegeben werden. Was er dann weiter

[1]) 20. Januar 1800. — [2]) 20. Januar 1802. — [3]) 20. März. — [4]) 5. Mai.

darüber an Schiller schreibt, läßt uns einen Blick in Goethe's innere Entwicklung thun. „Ob noch Sonnabend, den 15. Mai, Iphigenie wird sein können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren, und werde alsdann eintreffen (aus Jena, wo er damals war), um, an Ihrer Seite, einige der wunderbarsten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines, für mich, mehr als vergangenen Zustandes."

Den 15. Morgens traf Goethe aus Jena in Weimar ein. Abends fand die Vorstellung statt. Nach ihr ging er mit zu Schiller. Man möchte wohl wissen, was da gesprochen worden ist. Ein seltsamer Umschwung der Dinge! Vor fünfundzwanzig Jahren hatte Goethe vor dem engen Kreise des Hofes, wo Jeder jede Bedeutung jedes Wortes verstand und beherzigte, selbst mitgespielt. Jung und blühend, schön und begeisternd war sein Anblick. Für ihn war Orest zu jener Zeit die vornehmste Rolle des Stückes. Orest's Heilung von vernichtendem Trübsinn nannte er in Rom noch die Achse des Stückes. Durch seine Schwester Iphigenie wird diese Heilung bewirkt, deren geistiges Urbild Jeder unter seinen damaligen Zuschauern nur zu gut kannte, deren theatralische Darstellerin Goethe aber vor Augen stand, als er in seiner Elegie auf Mieding's Tod sie erwähnte: Corona Schröter.

Ihr Freunde, Platz, weicht einen kleinen Schritt,
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie,
Wir sind erhört, die Musen senden sie!
Ihr kennt sie wohl! Sie ist's, die stets gefällt,
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun: sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst,
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name, ziert, Corona, dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und hoch erstaunt seht in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Wie sehr hatten sich, als Goethe's Römische Iphigenie jetzt zur Darstellung kam, die Zeiten geändert. Christiane Vulpius saß unter den Zuschauern. Corona lag, als Iphigenie von Frau Voß damals gespielt wurde, an der Brustkrankheit darnieder, die sie vor dem nächsten Winter fortnahm. Ihrer Nachfolgerin fehlte, Falk's Kritik zufolge [1]), Stille, Ruhe, tragische Hoheit. Den übrigen Darstellern mehr oder weniger in derselben Weise das, worauf es zuerst ankam. Goethe wollte das Stück nicht einstudiren.

---

[1]) „Kleine Abhandlungen, die Poesie und die Kunst betreffend". Von J. D. Falk. Weimar 1803. S. 111 ff. Falk pflegt übrigens ehrenvoller behandelt zu werden, als er seinen Kritiken nach verdient.

Und auch diese Erinnerung darf nicht unbeachtet bleiben. Bei den Anfängen seiner Iphigenie war, wie wir sahen, Gluck's Iphigenie in Tauris erschienen, aus der wir das Verhältniß Frankreichs — in Paris wurde die Oper zuerst aufgeführt — zu Iphigeniens Gestalt erkennen. Im selben Frühling 1802 wurde Gluck's Werk in Weimar aufgeführt, eine lyrische Tragödie nennt Goethe sie. Weder er aber noch Schiller ziehen Vergleiche zwischen beiden. Gluck's Iphigenie wird heute seltener noch als die Goethe'sche dem Publicum vorgeführt[1]). Beide vertragen sich mit einander und ergänzen sich. Und drittens muß noch dies in Betracht kommen. Iphigenie hatte 1802 mit den Problemen nichts mehr zu thun, die ein Vierteljahrhundert früher Goethe's Seele durchwogten. Aber auch diese Zeiten sind dann doch nur ein Uebergang zu anders gearteten gewesen, und in den Jahren des Alters trat das Stück wieder näher an ihn heran. Eckermann hörte von Goethe das Geständniß, er habe nie eine vollendete Vorstellung Iphigeniens gesehen: dieser Aeußerung entnehmen wir, wie hohe Ansprüche Goethe zuletzt wieder für sie machte.

V.

Im zweiten Aufzuge erst, als Orest und Pylades eintreten, erfahren wir aus deren Gespräche, wie es in Agamemnon's Hause nach seiner Ermordung zuging; Ereignisse, die Iphigenie noch nicht kennt, aber zu ahnen scheint. Für sie, die Trägerin einer schuldbeschwerten Vergangenheit ist die Zukunft bereits verwirkt. Als sei Glück unmöglich und das Furchtbarste noch zu erwarten.

Merken wir jedoch wohl: wenn sie Thoas' Werbungen abweist und zu Arkas von dem „verhaßten Bette" des Königs spricht, so laufen trotz dieser Ablehnung zwei Strömungen des Gefühls in ihrer Seele neben einander her. Einmal nationaler Haß der vornehmen Fürstentochter gegen den barbarischen Häuptling. Zugleich aber Scheu, den redlichen, einfachen Menschen an ihr Geschick zu ketten. Sie will dem edlen Manne die Erfahrungen sparen, denen er vielleicht nicht zu widerstehen vermöchte. Es werden tiefverborgene eigene Anschauungen Goethe's hier in symbolischer Fassung offenbar. Fortschreitende höchste geistige Cultur und fortschreitend sich häufende Verbrechen erscheinen ihm als verbunden. Was im „Sündenfalle" in höchster Unschuld dargestellt wird: daß Kenntniß der Dinge, sich erweiterndes inneres geistiges Leben nur unter Sünde und steigender Gedankenbelastung gewonnen werden könne, dies älteste menschliche Problem belastete Goethe solange er lebte, und viele seiner Dichtungen suchen mehr oder weniger offen nicht ein erlösendes Wort für dies ewige Räthsel, aber doch seine bildliche Darstellung. Gedenken wir des Gedichtes „Der Paria", das Goethe sehr spät erst niederschrieb, nachdem er es sein Lebenlang in sich getragen.

Aus diesen Gedanken heraus sind der zweite Aufzug des Dramas und die folgenden in Betrachtung zu ziehen.

[1]) Ich fragte neulich einen unserer besten jüngeren Musiker nach seinem Urtheil über die Oper: er kannte sie überhaupt nicht. Auch Goethe's Werk findet nur selten innerhalb unserer Schauspielhäuser Verehrung und Verständniß.

Iphigenie weilt im Tempel. Oreſt und Pylades, gefeſſelt beide, aber unbegleitet von Wächtern, langen davor an.

Es iſt der Weg des Todes, den wir ſchreiten,

beginnt Oreſt. Er fürchtet den Tod nicht. Das Bewunderungswürdige dieſer erſten Rede Oreſt's liegt darin, wie Goethe das Oreſt's Seele bedrückende Gefühl zu allgemein menſchlichem Inhalte verbreitert.

Die Freunde wiſſen, daß ſie vielleicht zum letzten Male mit einander reden. Sie beichten ſich ihre Weltanſchauung, geben ſich Rechenſchaft über ihr gemeinſam Erlebtes. Im edelſten Sinne genommen iſt Oreſt der Idealiſt. An Allem verzweifelnd, ſieht er das Ende, das ihm bevorſteht, als Befreiung von unerträglichen inneren Leiden an. Pylades iſt der Realiſt, der die Hoffnung auf etwas Rettendes nicht aufgibt. Mit ſtandhafter Freudigkeit ſucht er ſeinen Freund zu beſchwichtigen. Von Apollo's Orakel, das die Rückführung der Schweſter aus Taurien zum Preiſe göttlicher Verzeihung machte, erfahren wir nun; von Oreſt's und Pylades' Freundſchaft, von ihrer Fahrt nach Taurien. Pylades, den freilich nichts bedrückt, als der Ernſt der Lage und die Muthloſigkeit ſeines Freundes, iſt der freudige Optimiſt, der im Momente noch, wo die Locken ihm zum tödlichen Hiebe vom Nacken erhoben werden, an Entrinnen denkt.

Iphigenie tritt aus dem Tempel. Sie erblickt die Gefangenen. Einzelne Worte ihres Geſpräches fliegen ihr zu. Griechen! Sie verſteht nicht, was ſie ſagen, aber zum erſten Male wieder ſchlagen die Laute ihrer Sprache an ihr Ohr. Pylades ſagt eben, worauf er baue. „Von unſeren rauhen Wächtern hab' ich bis jetzt gar Vieles ausgelockt. Ich weiß, das blutige Geſetz, das jeden Fremden an Dianens Stufen opfert, ſchläft, ſeitdem ein fremdes, göttergleiches Weib als Prieſterin mit Weihrauch und Gebet den Göttern dankt. Sie glauben, daß es eine der geflüchteten Amazonen ſei, und rühmen ihre Güte hoch." Ein Weib werde ſie nicht retten, entgegnet Oreſt. „Wohl uns, daß es ein Weib iſt!" entgegnet Pylades. Iphigenie wird ihnen ſichtbar, und Pylades und ſie ſchreiten einander entgegen. Iphigenie nimmt ihm die Ketten ab. Sie fragt, ob er ein Skythe oder ein Grieche ſei. „Wenden die Götter ab, was euch bevorſteht!" ſchließt ſie. Entzückend kommt die Ueberraſchung zum Ausdruck, mit der beide ſich als demſelben Volke angehörig erkennen. Von dieſem Augenblicke an wird die hoffnungsreiche Ahnung glücklichen Ausganges der Dinge in ihnen lebendig. Wer Iphigenie ſei, weiß Pylades noch nicht, wer er ſelbſt ſei, verbirgt er, denn geſtehen darf er nicht, daß er mit Oreſt gekommen war, um Diana's heiliges Bild zu rauben. Mit Vorſicht unterreden ſich Iphigenie und er. Sie von der Sehnſucht erfüllt, nach ſo langen Jahren der Abgeſchloſſenheit endlich Nachrichten zu empfangen; er mit der Abſicht, das menſchliche Intereſſe der Prieſterin zu erwecken und ſich und den Freund durchzubringen. Wir kennen aus der griechiſchen Dichtung die klug erlogenen Selbſtbiographien, in denen Leute, die ſich fremd begegnen, einander täuſchen. Brüder ſeien ſie, berichtet Pylades. Blutſchuld treibe ihn und ſeinen Bruder zu Diana's fernem Heiligthume; hier werde ihnen, einem Orakel zu Folge, ſegensvolle Hülfe werden.

Aber Pylades hat in das Gewebe seiner Erzählung den Fall Troja's eingeflochten. Iphigenie scheint nur dies zu hören. „Fiel Troja?“ ruft sie ihm plötzlich zu. Corona Schröter wird diese Frage in dem rechten Tone gethan haben, mit dem flammenden Blicke und der königlichen Bewegung, mit der Agamemnon's Tochter hier vernimmt, daß ihres Vaters Zug siegreich verlaufen sei. Das ist eine von den Stellen, wo Iphigeniens Individualität sich offenbart. Pylades aber schneidet ihr die Rede wieder ab. Von dem fieberhaften Wahnsinn seines schuldbewußten Bruders beginnt er, immer dringender redend, von den Furien, denen dessen schöne, freie Seele zum Opfer hingegeben ward. Sie unterbricht ihn abermals. Seine Worte sind ihr ein leerer Schall. Von Troja's Falle will sie hören.

So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Oder, wie Goethe sie in der früheren Fassung deutlicher sich aussprechen ließ:

Vergiß es, bis du meiner Neugier g'nug gethan.

Und so beginnt Pylades denn, während sie ihn athemlos anhört:

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unserer Besten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.

Sie vernimmt endlich das Langersehnte! Mit welchem Accente würde die Ristori, wenn sie Iphigenie darzustellen gehabt, jetzt mit sinkender Stimme ihre Antwort sagen:

So seid ihr Götter auch zu Staub.

Und nun nennt Pylades Andere noch, die gefallen sind, und hält inne.

Iphigenie.

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlag'nen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn seh'n. O, hoffe, liebes Herz!

Und dieses Emporjauchzen nun sogleich gedämpft wieder und erstickt endlich durch den Bericht, daß Agamemnon von Klytemnestra getödtet ward. Pylades selbst unterbricht sich bei Iphigeniens Anblick.

Ich seh' es, deine Brust bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Bist du die Tochter eines Freundes? Bist du
Nachbarlich in dieser Stadt geboren?
Verbirg es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der Erste diese Greuel melde.

Und Iphigenie? So hochgeborene Frauen haben so viel Schwachheit nicht als Andere vielleicht an ihrer Stelle hätten. Sie faßt sich.

Sag' an, wie ward die schwere That vollbracht?

Und Pylades erzählt ein Stück weiter vom Vorgefallenen. Wieder jedoch stockt er. Wieder aber faßt Iphigenie sich und fragt: „Und welchen Lohn erhielt der Mitverschworne?“ Pylades: „Ein Reich und Bette, das er schon besaß.“

Und stockt abermals. Aber sie will weiter wissen, was geschah, bis nichts mehr zu erfahren ist. Dies Zögern und dies Weiterfragen müssen, als Corona Schröter Iphigenie spielte, ungeheuren Eindruck gemacht haben. Damals war Anna Amalie unter den Zuhörern, die blutjunge und einsame Fürstin, die vielleicht so weiter gefragt hatte, wenn ihr von den Schlachten Friedrich's des Großen berichtet wurde. Die Steigerung in der Furchtbarkeit der erzählten Dinge wie in der gewaltsam erkämpften Ruhe Iphigeniens bedingen einander. Pylades wird vom Gefühl ergriffen, eine ganz nahe Anverwandte Agamemnon's stehe ihm gegenüber. Wäre er Orest gewesen, so hätte er ohne Geständniß gewußt, daß nur Iphigenie es sein könne, die mit so ungeheurer Kraft ihre innere Zerstörung zu verbergen wußte. Das Ende ist, daß Iphigenie ihr Haupt verhüllt und in den Tempel zurückweicht.

In diesem letzten Gespräche muß jedes Wort erwogen und abgewogen werden, in denen der, der neben Shakespeare der größte Dichter eines Jahrtausends ist, seine Kraft uns fühlen läßt. Selbst Sophokles' erhalten gebliebene Stücke gewähren nichts, das hiermit zu vergleichen wäre.

Bis hierher wissen weder die Gefangenen noch Iphigenie von einander, wer sie seien. Keine Ahnung hat sie angeflogen. Nur Pylades kommt zuletzt der Gedanke, die Priesterin könne als Glied der Familie Agamemnon's vielleicht hierher verkauft worden sein. Immer lebendigere Hoffnung aber erfüllt ihn.

Abermals erscheint Iphigenie. Ihre Jungfrauen begleiten sie. Wieder wendet sie den Blick auf die Gefangenen. Nun winkt sie Orest heran. Sie läßt ihm die Ketten abnehmen. Jeden Augenblick aber kann der König nahen und die Opferung muß vollzogen werden. Sie sagt es Orest.

Unglücklicher, ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichen Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte, lichte Lebensblick
Des Schwererkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß Ihr verloren seid! Wie könnt' ich Euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und Niemand, wer es sei, darf Euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich meine Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfrau'n mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein Euch beizustehen.

Wie in Iphigenie die Königstochter wieder hervorbricht! Der angeborene Machtinstinct regt sich. Sie ist sich ihrer Souveränetät auf der Stelle, wo sie steht, bewußt und zieht nach beiden Seiten deren Consequenzen. Sie weiß, daß sie ihrer Würde entsetzt werden kann; solange sie sie aber besitzt, so lange wird sie sie geltend machen. So lange sind die Gefangenen, jetzt schon ihre Schützlinge, sicher. Und nun will Orest von ihrem Vater erzählen! Wir empfinden, daß Pylades' vorsichtiger, zögernder Bericht Iphigenien nicht genug

that. Mehr will sie erfahren. Und bald wird ihr klar, daß sie Jemandem gegenübersteht, der mehr weiß und der nichts verbirgt. Orest, ehe er beginnt, verlangt zu wissen, wer sie sei. Iphigenie verspricht ihm, daß er es erfahren werde. Vorher aber soll er erzählen, wie es bei Agamemnon's Tode zugegangen sei. Seltsam könnte erscheinen, daß sie nach etwas fragt, worüber Pylades eben erst so genau berichtete. Aber erinnern wir uns selber, wie wir bei Nachrichten, die uns zu Boden werfen, immer wieder neue Fragen stellen, als hätten wir sie nicht recht empfangen und der Zweite könne vielleicht wieder verneinen, was der Erste behauptete. Wer hat nicht im Leben hoffnungslos so schon erneute Fragen gestellt, um doch dann nur die vernichtende Wahrheit noch einmal zu vernehmen! Iphigenie wiederholt, neue Auskunft verlangend, Pylades' Aussage, und mit einem einzigen, dumpfen Rufe bestätigt Orest Alles.

VI.

Hier werfe ich etwas dazwischen.

Iphigenie, indem sie auf Orest's Frage, wer sie sei, nicht gleich antwortet, berührt gleichwohl Eigenerlebtes. Sie sagt ihm, den sie für Pylades' Bruder hält:

Du sollst mich kennen. Itzo sag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes, unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet.

Diese Verse sind mir mit einer Erinnerung verbunden, die mich durchs Leben begleitet hat. Bei meinem ersten römischen Aufenthalte brachte ich einen Theil des heißesten Sommers in Albano bei Cornelius zu. Aus der verödeten Stadt kam ich in das noch stillere uralte Nest. Am Gebirge liegt es. Mit seinen heißen Gärten, zu denen die Pinienwälder, mit ihren Gipfeln zusammenfließend, wie eine leichtgewellte, weitverlorene Wiese anstiegen, während von der anderen Seite her der Gipfel des Montecavo sich hinzieht. Jeden Abend machte ich mit dem alten Meister einen Spaziergang. So saßen wir einmal am Rande der Straße, neben der es zum See von Nemi steil abfällt, und sahen mit an, wie von Süden herüber vom Montecavo feste graue Gewitterwolken dicht über uns hinzogen, als ob sie aus einer Feuersbrunst kämen. Der Sturm, von dem wir selbst kein Lüftchen spürten, drückte sie tief nieder. Es war, als habe der ausgebrannte Vulcan seine alte Arbeit wieder begonnen, und aus ihm selber quölle das sich ineinander drängende Gewölk empor.

Cornelius sagte: „Bei diesem Anblick fallen mir ein paar Verse der Iphigenie Goethe's ein, die immer, wenn sie mir in Sinn kommen, herrliche

Bilder vor mir aufsteigen lassen." Und dann sprach er, wie zu sich selber: — „Sie zogen aus

Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet."

Diese Verse sind rein römischen Ursprungs. Die Weimaraner Iphigenie enthält sie nicht. Im Anblicke der in Rom stehenden Reste griechischer Kunst bildeten sie sich in Goethe's Seele. Iphigenie ist die einzige Goethe'sche Schöpfung, die so, wie sie in Rom neu vollendet wurde, völlig unumfangen von der weimarischen Atmosphäre entstand. Unbeirrt vom Urtheil seiner Freunde lebte Goethe in ästhetischer Freiheit in Rom wieder auf. Jugendlich frisch in einer neuen Welt. Den höchsten geistigen Eindrücken seine Seele darbietend, die für den gebildeten Mann auch heute noch denkbar sind. Ein Hauch griechischen Daseins umwehte ihn dort. Die Renaissance umgab ihn. Gefühl, die Fußtritte der größten Menschen aller Jahrhunderte vernehmbar gleichsam noch verklingen zu hören. Wie gehende widerhallende Füße Nachts. Und wie in der Nacht auch reine Einsamkeit. So wäre eine directe Linie zu ziehen zwischen Goethe und Phidias, den wieder jener Vers Homer's begeisterte, und durch Goethe flog der Funke weiter zu Cornelius. Unter Cornelius vier apokalyptischen Reitern trägt der eine griechische Kleidung und Waffenschmuck. Das ist eine von den Gestalten, die ohne Goethe und Rom und griechische Kunst in deutscher Sprache nicht von einem deutschen Maler gebildet worden wären.

VII.

Iphigenie fragte zum zweiten Male also nach Agamemnon, als ob Pylades nicht von seinem Morde gesprochen habe. — „Du sagst's," antwortet der, den sie immer noch für einen Fremden ansieht, zu dem sie aber doch, wie all ihre Rede zeigt, mit anderem Accente redet, als zu Pylades. Wir fühlen, der Moment sei nahe, wo sie beide aus eigener Naturgewalt von einander wissen werden, daß Bruder und Schwester sich hier begegnen. Das Orest's Inneres verwüstende Leiden bringt es zu dieser Erkennung. Iphigenie will genau wissen, wie Agamemnon fiel, und Orest erzählt es. Und darauf dann berichtet er von Klytemnestra's Tode, und wir empfinden: nur der kann das Geschehene so beschreiben, der selbst die Königin umgebracht hat. Wir erwarten ein „Du bist Orest!" aus Iphigeniens Munde; so aber wollte der Dichter die Erkennung nicht eintreten lassen. Noch einmal fragt sie. Nach Orest's und Elektra's Schicksal. „Sie leben," sagt er. Und so völlig entzückt ist Iphigenie von dieser Nachricht, daß sie, ihrer Geschwister gedenkend, ihres Vaters und ihrer Mutter im Augenblicke darüber vergißt:

Gold'ne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! Denn ich bin arm und stumm.

Immer noch hält Orest Iphigenien für seiner Familie durch Verwandtschaft nur nahe verbunden. Er bittet sie, ihre Freude zu mäßigen; erst die Hälfte

des Greuels habe sie erfahren. Da endlich kehren Iphigeniens Gedanken zur Mutter zurück, und sie beschwört Orest, deutlicher zu reden. Jetzt, immer noch ohne zu wissen, daß es die Schwester sei, der er die Kunde der furchtbaren Thaten Klytemnestra's und seiner eigenen That erzähle, gesteht Orest, wie er dazu kam, den Mord des Vaters durch den der Mutter sühnen zu wollen.

Iphigenie wendet sich mit einem neuen Ausbruche ihres Gefühls jetzt nur an die Götter wieder. Orest ist ihr ja ein Fremder noch. Der Moment des Erkennens steht noch bevor. Nicht dem Unbekannten vertraut sie die wechselnden Erschütterungen an, denen sie bei seinen Erzählungen unterliegt, sondern den Göttern nur. Mit ruhigen Worten bittet sie ihn dann, ihr von Orest zu sprechen, und sie erfährt die inneren Leiden, die ihm keine Ruhe gönnen. Diese Verse sind erhaben durch die Hoheit des Bildes, in die Orest das Nichtauszusprechende einhüllt. So furchtbar persönlich ist Orest's Rede, daß Iphigenien jetzt das Gefühl sich aufdrängt, nicht die Leiden eines Andern beschreibe er, sondern die eignen. Auch ihn drücke ein Mord, sagt sie; sein jüngerer Bruder (Pylades) habe es ihr vertraut. Da gibt er sich zu erkennen:

Ich bin Orest! Und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod.

Leben wolle er nicht weiter. Von einem Felsen herab sich ins Meer stürzen. Sie und Pylades sollten nach Griechenland gehen und das Leben dort neu beginnen.

Iphigenie kehrt wieder in sich selbst zurück. Sie gibt sich nicht zu erkennen. Sie thut keinen Ausruf. All ihr Gefühl strömt sie in einem Dankgebete zu Diana aus. Dann sucht sie den Bruder zu beruhigen. Je weniger es ihr gelingt, um so dringender wird sie. Endlich, geängstigt durch den in Orest hervorbrechenden Wahnsinn, sagt sie, daß sie seine Schwester sei. Er aber stößt sie zurück. Er glaubt ihr nicht. Er verhöhnt sie. Ihre schwesterlichen Zärtlichkeiten wirft er ihr als der Priesterin Diana's unwürdige Begierde vor, und fortgerissen von den Gedanken, die die Furien ihm als berauschendes Gift in die Seele einträufeln, bricht er in Raserei aus, bis er ermattet zu Boden sinkt. Iphigenie, rathlos, eilt hinweg, um Pylades herbeizuholen, Orest aber, aus der Betäubung erwachend, spricht, mit sich allein, den wunderbaren Monolog, in dem er, befreit plötzlich von allen bösen Gedanken, sich in den Gefilden der Seligen wähnt. —

Vergleichen wir, wie Euripides durch rein äußerlichen Zufall, fast komödienhafter Art, die Geschwister unter Pylades' Miteingreifen sich endlich überzeugen läßt, wer sie seien, so empfinden wir den ganzen Unterschied, der diesen griechischen Tragiker von Goethe trennt, dessen scheinbarer Vorgänger er hier ist. Es lohnt sich nicht der Mühe, weiter davon zu reden. Aeschylos' und Sophokles' Iphigenien sind ja nicht mehr da. Ich finde für das vom Dichter in die lange und großartige Scene zwischen Iphigenie und Orest Hineingelegte keinen Vergleich als den mit Beethoven's letzten Quartetten. In allen Compositionen Beethoven's, welche dem Wettstreite nur weniger Instrumente unter einander dienen, findet sich ein dialogisches Element, dessen Feinheit sich

mir stets wieder aufdrängt. Leidenschaftliche Unterredungen glaubt man zu vernehmen, für die Worte nicht ausreichen. Gefühle, dem Urgrunde menschlichen Wesens entquellend, werden hier über alle menschliche Rede hinaus uns zu Gehör gebracht. Die Erkennungsscene des dritten Aufzuges birgt Uebergänge von solcher Gewalt und solcher Zartheit, daß nur ideale Schauspieler höchster geistiger Abkunft sie zu spielen im Stande wären.

Aber nicht darin allein ist an Beethoven's Quartette zu erinnern. Wer diese hohen Werke musikalischer Phantasie genauer kennt, wird wissen, daß sie nur bei Handhabung aller Instrumente durch Spieler ersten Ranges überhaupt zur Erscheinung gelangen. Bei dem Eintreten bloßer Handwerker, wenn auch von hoher Ausbildung, bleiben sie beinahe unverständlich. Dies gilt von Iphigeniens und Orest's Dialoge an dieser Stelle. Goethe verzichtete wohl auch deshalb darauf, bei der Aufführung von 1802 sich am Einstudiren zu betheiligen, weil er vorher wußte, es sei unmöglich, das wieder herauszubringen, was Corona Schröter als Iphigenie und er selbst als Orest einst hervorgebracht. Sein eignes Leiden spielte er. Seine eigene wunderbare Befreiung.

Von den Furien zu Boden gehetzt, richtet Orest sich, als Iphigenie von ihm gegangen ist, wieder auf. Noch ist er von Träumen umfangen. Aber sie haben andere Gestalt angenommen. Er glaubt unter den Schatten des Reiches der ewigen Vergessenheit zu wandeln, und ein Anblick thut sich ihm auf, für den ich im Bereiche der gesammten Dichtung nichts Aehnliches, Vergleichbares finde. Das Geschehene ist nicht nur vernichtet, sondern ungeschehen gemacht. Eine nach rückwärts ihre eignen Thaten wieder aufhebende Weltordnung waltet hier, die kein Böses und keine Sünde kennt. Davon ist oben schon gesprochen worden.

Ist keine Feindschaft hier mehr unter euch?
Verlosch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In Euren feierlichen Zug mich mischen.

Willkommen, Väter! Euch grüßt Orest,
Von eurem Stamm der letzte Mann;
Was Ihr gesä't, hat er geerntet;
Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter träget sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis! —

Und umhergehend glaubt er die Schatten alle zu grüßen und glaubt Tantalus endlich zu sehen, dessen Qualen auch hier kein Ende nehmen.

Da treten Iphigenie und Pylades leibhaftig zu ihm. Aber Orest's Traum dauert fort. Er weiß nicht, wo er weilt. Er begrüßt auch sie als Schatten, wie er selbst einer zu sein vermeint, und bittet sie, ihm zum Throne des Herrschers der Unterwelt zu folgen.

Wieder redet Iphigenie nicht ihn an, sondern erhebt hülfeflehend ihre Arme zu Diana und Apollo. Dann ergreifen Pylades und Iphigenie ihn beide an den Händen, und Pylades spricht. Mit kraftvollen Worten sucht er

Orest zu sich zu bringen, und es gelingt ihm. Frei und ledig fühlt Orest sich plötzlich.

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein.
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

So völlig musikalisch wieder ist dieser Schluß des dritten Aufzuges gedacht, daß man eine Musik in sich zu vernehmen glaubt, die ihn begleitet. Jede Wendung der ihn erfüllenden geistigen Umschwünge überrascht uns. Wie die letzte Scene des zweiten Theiles des Faust gleichsam nur bloßes Dasein darstellt, wie bei diesem Schlusse der großen Welttragödie die Bühne sich in unserer Phantasie zum Weltall gleichsam erweitert, so beim Schlusse des dritten Actes der Iphigenie.

Seien wir uns aber des großen Unterschiedes bewußt, der zwischen den Entstehungszeiten des Stückes und unseren Tagen waltet. Jede Zeit hat äußere Formen menschlicher Existenz, in die sie Handlungen verlegt, die, vom Gemeinmenschlichen des Daseins unbeirrt, sich auf idealem Boden vollziehen sollen. Bekannt ist, wie diese Schauplätze gewechselt haben. Wie Arkadien oder China oder amerikanische Urzeiten oder das gewandlose erste Menschenalter das Costüm herleihen mußten für Menschen und Landschaft. 1775 war die Herrschaft einer unbestimmten antiken Welt noch durchaus die herrschende bei uns, denn die Kreuzzugszeiten, in die Lessing's Nathan und Schiller's Braut von Messina verlegt worden sind, hatten bei Weitem nicht den gleichen Werth. Goethe, als er in Iphigenie das Abwälzen einer unerträglichen Gewissenslast symbolisch darstellte, war so sehr in die human-mythologischen Anschauungen seiner Zeit eingebettet, daß seine Phantasie damals auch nicht die leiseste Zuthat der christlich-religiösen Anschauungen mehr verarbeitete, denen er im Ausgang seiner Knabenjahre noch hingegeben war. Im Abschlusse des Faust ist er zu ihnen zurückgekehrt! Nicht etwa im Sinne dessen, was wir heute das Orthodox-Kirchliche nennen. Das lag Goethe so fern, wie es Dante fern lag, als er seine Hölle und sein Paradies erfand. In demselben Sinne aber, wie Dante's Gedicht in seiner halbheidnischen, phantastischen Freiheit als eine Ausgeburt christlichen Gefühles gilt, ist Faust's Ende aus Elementen christlicher Empfindung gebildet, und es kann, wie von Dante, hier von Goethe gesagt werden: nullius dogmatis expers. Bedenken wir aber wohl, bei Goethe wie bei Dante: was sie darstellen, ist nichts Reales. Es sind Spiele der Phantasie. Der Dichter sucht das Unbeschreibliche dennoch zu beschreiben, das Unaussprechliche dennoch in Worte zu fassen und dem Schattenreiche seiner Träume glänzendere Farben zu verleihen, als die Wirklichkeit vermöchte. So stehen seine Gebilde über und unter der Natur, ohne je mit deren Schöpfungen zusammenzufallen.

VIII.

Beim Beginne des vierten Aufzuges sind Orest und Pylades zur Küste hinabgeeilt, um die Entführung des Dianabildes vorzubereiten. Ein Ruhepunkt ist eingetreten. Iphigenie betrachtet in sich das Geschehene. Jetzt erst tritt der Umschwung ein, der uns Iphigenie im Geiste des heutigen Tages einen Charakter zu nennen erlaubt. In dem Bisherigen übertrifft Goethe die antiken Tragiker, in dem nun Beginnenden tritt er ganz außer Vergleich mit ihnen. Mit Euripides und Aeschylos wenigstens. Denn Sophokles reicht hier an Goethe von ferne heran.

Iphigeniens Art, aus der Stimmung zur Betrachtung überzugehen und aus der Betrachtung zum Entschlusse sich zu erheben, kennen wir. Als ein Merkmal ihres Wesens trat uns das entgegen. Nun aber entblüht dieser ihrer Eigenthümlichkeit etwas, das die eigentliche innere Handlung des Stückes jetzt erst eintreten läßt, eine Entscheidung höchster Art.

Heimlich will sie mit Orest und Pylades zu Schiffe davon. Das Bild der Göttin nehmen sie mit sich. Und Thoas?

Iphigenie bleibt den Bruder und den Freund erwartend sich selbst überlassen. Ihre Gedanken wenden sich Pylades zu. In Euripides' Iphigenie ist Pylades der Gatte ihrer Schwester Elektra; als solcher begleitet er Orest auf dem Raubzuge nach dem Bilde Dianens. Bei Goethe finden wir nichts von diesen doppelten Banden, die die Freunde mit einander vereinen; wohl konnte ihm nahe liegen, Iphigenie und Pylades als später vermählt anzunehmen. Doch Goethe deutet es nur an. Bis zum Abschiede von Thoas bleibt es reine Freundschaft, die Pylades' und Orest's Schicksale verbindet, und Iphigenie, wenn sie sich vom Charakter des Freundes Rechenschaft zu geben sucht, bleibt in den Grenzen ruhiger Beobachtung. Sie redet von ihm, wie sie zu Anfang des ersten Aufzuges vom Schicksale der Frauen mit sich selbst redet. Von Pylades zu Orest übergehend entzückt sie in der Erinnerung noch einmal dessen heldenhafter Anblick. Da plötzlich schreckt sie auf. Heimlich wollen sie davon! Anlügen soll sie den König! Aller Erfolg ihrer Anschläge scheint ihr unmöglich! Und da vernimmt sie das Nahen bewaffneter Männer, und Arkas steht vor ihr. Beschleunigen solle sie das Opfer. Die Fäden des nothwendigen Lügengewebes werden jetzt willenlos von ihr aufgezogen. Der von den Furien verfolgte Eine Gefangene sei in den Tempel eingedrungen. Von seiner Gegenwart die reine Stätte entheiligt. Nicht eher dürfe das Opfer vollzogen werden, ehe das Bild Diana's nicht in die reine Fluth des Meeres getaucht worden sei, und zum Meere wolle sie mit ihren Jungfrauen hernieder steigen.

Arkas gebietet, mit dem Zuge inne zu halten, bis er dem Könige über diesen Aufschub des Opfers berichtet habe. Bevor er geht, erinnert er Iphigenien daran, wie ein zusagendes Wort von ihr Alles zum Guten lenken könne. Sie will ihn nicht hören. So eindringlich aber redet Arkas ihr vom Könige noch einmal, daß sie, als er endlich gegangen ist, mit doppelter Schwere die Last der trügerischen eigenen Worte empfindet, mit denen sie den Mann, dem sie soviel verdankte, zu hintergehen und in jammervoller Einsamkeit allein

zu lassen entschlossen ist. Da erscheint Pylades und fordert sie auf, mit ihm zum Schiffe herabzusteigen, in dem Orest sie erwarte. So ganz wird sie von Pylades' Bericht über die Freude der Griechen bei ihrer Wiederkehr und vom Wiederaufleben Orest's zu Kraft und Jugendmuth erfüllt, daß sie ihrer zweifelnden Gedanken zu vergessen scheint. Pylades schreitet dem Tempel zu, um das Bild Diana's fortzunehmen und herabzutragen. Doch er vollendet den Weg nicht, weil sie ihn zu begleiten zaudert. Er fragt. Sie gesteht, was sie beunruhigt und seinerseits nun sucht er sie zur Flucht zu überreden. Es scheint ihm zu gelingen. Dennoch zögert sie. Und wie zwischen ihr und Arkas, spinnt sich nun zwischen ihr und Pylades ein Gespräch mit Wort und Gegenwort ab, in dem das Hin- und Herschwanken ihrer Seele sich bekundet. Iphigenie vermag keinen Entschluß zu fassen und der Aufzug schließt mit ihrem letzten Monologe und mit dem alten Liede von den Parzen, das ihr in ihrer Kindheit gesungen wurde.

Prüfte Schiller mit bühnenkundigen Blicken diese fast ohne Handlung sich abrollenden Gespräche, so mußte er erkennen, welch ein Wagniß es sein werde, das Stück auf die Bühne zu bringen. Aber wir begreifen auch, warum er Goethe zugleich schrieb, Iphigenie habe ihn tief gerührt. Handlung läßt in diese Wechselreden sich nicht hineinschaffen, kein Vers aber auch wäre zu entbehren. Leugnen jedoch läßt sich nicht, daß dieser letzte Monolog in der alten prosaischen Form große Kraft des Satzbaues hatte, und daß er unter dem Miteinklingen des antiken, fester gefügten, aber doch monotonen Maaßes den unbestimmten Hauch frischen Wachsthums verlor, der ihm zuerst eigen war. In der römischen Form nehmen Iphigeniens widerstreitende Gedanken hier etwas Reflektirtes an. In der alten Prosa sehen wir ihre Entschlüsse wie von plötzlichen Windstößen dahin und dorthin getrieben. Sie gibt sich dem Sturm hin, der sie herüber und hinüberwirft. Sie ist, als habe sie keinen eigenen Willen mehr, den Gewalten anheimgegeben, die sich ihrer bemächtigen wollen. In der römischen Form dagegen ist sie wie der Präsident einer stürmischen Versammlung, der die Taktik der Parteien überschaut und sein eigenes letztes Urtheil endlich in einer Rede darbietet, in der er nach allen Seiten hin die sich bekämpfenden Meinungen beurtheilt. Dieser Gegensatz ist für die Darstellerin Iphigeniens ein tiefeingreifender. Denn der Monolog enthüllt Iphigeniens Seele: frauenhaftes Schwanken, verbunden mit unbeugsamem Rechtsgefühl. Die Zartheit ihres Gefühls brachte mit sich, daß sie von den sich ihr darbietenden Möglichkeiten zerrissen wird wie von Leidenschaften. Daß sie in abgetrennten Sätzen von Einem zum Andern überspringend, wie zum Wahnsinn getrieben wird. Und daß endlich dann, da sich ein Ausweg bietet, das „Lied der Parzen" als erlösende Erinnerung über sie kommt und ihr die Ruhe wieder schenkt. In der römischen Fassung verlieren diese Gegensätze nun an Heftigkeit. Iphigenie überlegt. Das Lied der Parzen bildet nur das letzte bestärkende Argument für eine Entscheidung, die jetzt von Anfang an festzustehen scheint. Sobald wir den Zweck der Bühnenaufführung vergessen und in Iphigenie nur ein dramatisches Gedicht sehen, das gelesen werden soll, tritt die römische Fassung jedoch in ihre Rechte.

In Euripides' Dichtung fehlt dieser innere Kampf. Sobald Iphigenie sicher ist, daß Orest ihr Bruder und Pylades Elektra's Gatte sei, tritt sie in deren Pläne ein. Mit dem Götterbilde im Arme wendet sie sich unter ihrer Führung dem Strande des Meeres zu, und sie entfliehen. Als Thoas dann den verlassenen Tempel betritt, will er sie verfolgen, aber Athene erscheint, und die Machtworte der Göttin halten ihn zurück. Weder bei Orest noch bei Pylades und Iphigenie finden innere Kämpfe statt; Orest's Bedrängung durch die Furien äußert sich, wie beim rasenden Aias des Sophokles, in periodischen Anfällen blinden, zerstörenden Wahnsinnes. Goethe's Aufbau seines Dramas auf geistigen Conflicten höchster Art wäre dem griechischen Dichter, soweit seine übrigen erhaltenen Werke eine abschließende Folgerung erlauben, nicht möglich gewesen. Euripides bringt äußerlich spannende Momente, nicht aber innere geistige Entscheidungen auf die Bühne.

Wohl aber wäre Sophokles fähig gewesen, in Goethe's Geiste eine Iphigenie zu dichten. Nur sieben von seinen mehr als hundert Werken sind ja erhalten geblieben. Unter den verlorenen finden wir — ich wiederhole es nochmals — auch eine Iphigenie genannt, von der aber nur ein einziger Vers erhalten ist, eine zu raschem Handeln treibende allgemeine Sentenz enthaltend, die unter den Gründen, mit denen Pylades die zaudernde Iphigenie zur Entschlossenheit anruft, auch Goethe hätte aussprechen können.

Τίκτει γὰρ οὐδὲν ἐσθλὸν εἰκαία σχολή.

„Zauderndes Nichthandeln bringt keine edle That hervor." Aber daß Sophokles den Widerstreit in Iphigeniens Busen, als es in ihrem Entschlusse lag, ob der Bruder von ihr selbst hingeschlachtet oder der König, ein edler Mann, dem sie ihr Leben verdankte, von ihr hintergangen werden solle, wohl zu fühlen und dichterisch zu gestalten fähig gewesen wäre, das zeigt seine Tragödie Philoktet, in der Achills' Sohn Neoptolem in ähnlicher Lage dasteht und in der dessen angeborenes edles Denken und Empfinden den günstigen Ausgang herbeiführt. Ich bin nicht der Erste, dem die Verwandtschaft der sittlichen Probleme bei Iphigenie Thoas gegenüber und bei Neoptolem Philoktet gegenüber auffällt. Manchem dürfte der Gedanke aufsteigen, dies Werk des Sophokles sei auf das Goethe's von Einfluß gewesen. Aber ich wende mich Nachforschungen dieser Art bei großen Dichtern und Künstlern immer mehr ab, da fortschreitende Erfahrung mich in dem Glauben befestigt, alles menschlich Große und Schöne sei den bevorzugten Vertretern der Menschheit als angeborenes Erbtheil von Anfang an mitgegeben worden.

Neoptolem wird von Odysseus zu Philoktet gebracht, der beim Zuge der Griechen nach Troja, weil seine Wunde unerträglichen Gestank verbreitete, auf einer wüsten Insel ausgesetzt worden war. Ohne die Geschosse des Herakles aber, mit denen der Leidende sein Leben fristet, kann Troja nicht gewonnen werden, und Neoptolem ist ausersehen worden, sie, wie es auch sei, dem armen Kranken abzunehmen. Philoktet's völliges Vertrauen zum Sohne Achill's macht es diesem unmöglich, die ihm gewordene Aufgabe, von deren Erfüllung das Heil der griechischen Armee abhängt, auszuführen. Sophokles bringt den Zwiespalt in der Seele des edlen Jünglings weniger ausführlich als Goethe

die inneren Kämpfe Iphigeniens auf die Bühne. Tief ergriffen, vergessen wir die Jahrtausende, die uns heute von Sophokles trennen. Und so schwindet Iphigeniens Seelenqual gegenüber für uns Goethe's eigne Person hinweg und die endliche Entscheidung Iphigeniens als ihrer eigenen Richterin nimmt unsere höchste Theilnahme hin. Das ist Goethe's Wille gewesen: deshalb hat er in zartzugespitzten Reden und Widerreden Alles erschöpft, was hier zur Sprache kommen mußte. Und daher ist Goethe's Iphigenie, wie er zuletzt sie gestaltete, zur Richterin ihrer und unserer Gefühle geworden. Als Königstochter, als Priesterin, als Schwester und als dankbare Freundin eines königlich denkenden Herrschers, der als Fürst eines barbarischen Volkes doppelten Anspruch auf ihre Treue hat, erwägt sie ihre Pflicht und wird mitten im Schwanken, was zu thun sei, von ihrer eignen edlen Natur in einem gewaltigen Ausbruche des Gefühls auf's Rechte hingewiesen.

Von der Art, wie das Parzenlied gesprochen wird, hängt der sinnliche Gesammteindruck des Dramas ab. Ich habe es mit gewaltsamen Bewegungen und mit declamatorischem Wortgetöse vortragen hören, als sei das zarte, behutsame, schweigend seine leisesten Seelenregungen belauschende Mädchen, aufgereizt wie durch Zauberformeln, plötzlich in ein Heldenweib verwandelt worden, das ein Feldgeschrei erhebt. Wir wissen weder, was Corona Schröter von Goethe vorgeschrieben wurde, noch wie Schiller die Verse auffaßte. Meinem Gefühle nach könnte wieder Musik einsetzen, um anzugeben, wie zu sprechen sei. Iphigenie wird von dem inneren Ertönen des Liedes überrascht, das ihr als kleinem Kinde gesungen worden war. Mit leiser, unsicherer Stimme zuerst sucht sie die Worte zusammen. Immer deutlicher wird die Erinnerung, immer klarer und fester, von Strophe zu Strophe vernehmlicher. Immer mehr empfindet sie allmälig erst die Bedeutung des Gesanges für ihre Lage. Erschüttert von dem, was die letzten Verse für ihre eigene Lage enthalten, legt sie in sie die höchsten Accente. Wir müssen empfinden, wie ihr vor die Seele tritt: nur ein Mittel gibt es, den auf der Familie lastenden Fluch hinwegzunehmen: rein menschlich zu handeln. Thoas darf nicht von ihr betrogen werden. Immer aber noch empfindet sie es mehr, als daß ein Entschluß sich in ihr gebildet hätte.

Dies dauernde Schwanken muß angedeutet werden. Und zwar, da die Worte fehlen, pantomimisch. Die vor Beginn des Parzenliedes beginnende Musik muß beim Ende des Parzenliedes als verklingende Melodie neu anheben, während Iphigenie in Stellungen, die zu finden jeder Schauspielerin anheimfällt, ihre Stimmung ausdrückt. So wird ein verständlicher Abschluß des Aktes gewonnen. Der Zuschauer muß empfinden, daß ein entscheidendes Gefühl bei Iphigenie eingetreten sei, aber nur ein Gefühl erst, und daß der Kampf der widerstrebenden Gedanken in ihr fortdauert.

Iphigeniens Gestalt als Anblick bildender Kunst fehlt uns, scheint aber auch nicht begehrt zu werden. Wie denn überhaupt die bildliche Darstellung deutscher dichterischer Gestalten selten verlangt wird. Das deutsche Volk bedarf hier keine Bilder. Unsere Phantasie empfindet keiner Lücke, wo sie fehlen. Siegfried und Krimhild, die am meisten heute doch genannt werden,

sind nur in Betreff ihres inneren Gehaltes uns sichtbar; das monumental Aeußerliche fehlt ihnen. Wir haben keine maßgebende Mignon, kein Gretchen, keine Lotte, keinen Werther, keinen Faust, oder Tasso, oder Wilhelm Meister im Inventar unserer kunsthistorischen Kostbarkeiten. Wo wir sie gemalt und gemeißelt finden, genügen sie uns nicht. Dichtkunst und bildende Künste, scheinbar im engsten Verkehr, sind in der Formung lebendiger Gestalten weit von einander entfernt. Angelica Kaufmann hat Iphigenie zu bilden gesucht: sie hat zuviel Frauenhaftes. Wir verlangen bloß Andeutendes. Von den Schwestern Marie und Johanna Rehsener, die in Gossensaß leben, sind in Schattenrissen eine Reihe Scenen aus dem Stücke dargestellt worden, die auf Viele, denen diese Arbeit zu Gesichte kam, einen tiefen Eindruck gemacht haben. Eine Statue Iphigeniens hat, so weit meine Kenntniß reicht, kein Bildhauer unternommen. Feuerbach hat die nach der Heimath über das Meer schauende Iphigenie in bildhauermäßig einzelner, colossaler sitzender Figur gemalt, nichts aber uns Zurückbleibendes geliefert. Ich würde als Künstler Iphigenie nicht im antiken Sinne frauenhaft gewaltig fassen, sondern im modernen Sinne zart, schlank, mädchenhaft, mit plötzlichen Uebergängen der Bewegung. Den Gedanken, die von dort und daher kommen, zugänglich. Alles Antikisirende müßte aus ihrer Kleidung verbannt sein. Gewollter Faltenwurf müßte vermieden werden. So auch bei der Darstellung auf der Bühne. Keine gesuchte Nachahmung classischer Stellungen. Iphigenie muß uns modernen Menschen modern nahe treten. Rascher und langsamer Gang müßten wechseln. Jedes gesunde Mädchen im Parquet müßte sich in Iphigenien's schwierige Lage hinein versetzen und bei sich erwägen, was sie an ihrer Stelle thun würde. Verschüchtert durch die übernatürlichen Ereignisse, deren Opfer sie war, hegt sie dennoch die leidenschaftlichen Gefühle einer Schwester, einer Tochter und eines jugendlichen Geschöpfes, das zu einer ihr widerstrebenden Heirath genöthigt werden soll. Von einem sich in ihr erhebenden Sturme dazu getrieben, in reinster Wahrhaftigkeit vom Könige zu scheiden, sucht sie ängstlich doch nach Mitteln, ihren Bruder zu retten. Eine Darstellerin muß diese Conflicte so zu geben wissen, als habe der neueste Tag sie mitgebracht. Goethe hielt das bei der Aufführung von 1802 für unmöglich. Die Abende, wo er und Corona Schröter zusammen einst auf der Bühne standen, waren für ihn die einzig denkbaren. Auf Goethe aber freilich kommt es hier jetzt nicht mehr an, sondern auf die Anforderungen der Gegenwart.

IX.

Der letzte Aufzug läßt uns anfangs im Ungewissen, was im Verlaufe des Zwischenactes sich ereignet habe.

Arkas und Thoas suchen sich Iphigenien's Zaudern in Vollbringung des Opfers zu erklären. Jeder in seiner Art. Beide vom Verdachte erfüllt, daß die Priesterin mit etwas zurückhalte, das sie zu verhüllen trachte. Beide aber auch empfindend, daß der Iphigenien anbefohlene Opfermord mehr sei, als verlangt werden durfte. Schon bei der letzten Verhandlung mit Iphigenien war Arkas bemüht gewesen, einzulenken. Nur eines Wortes von ihr bedürfe es, um das Gebot des Opfers wiederaufzuheben. Er fühlt aber, daß sie nicht mehr bloß

gegen die Heirath sei, wie Anfangs, sondern daß neue Gründe anderer Art hinzugetreten sein müßten, die sie auf Verzögerung des Opfers dringen ließen. Goethe, an einem Hofe des 18. Jahrhunderts lebend, hatte die Feinheiten des da herrschenden Verkehres kennen gelernt und ward halb wollend, halb unwillkürlich zum Darsteller dieser Feinheiten.

Der König ist von anderem Stoff als sein erster Minister. Wie im ersten Aufzuge macht er auch jetzt die Dinge von Person zu Person kurz ab. Das Einfachste ist, die Priesterin gibt ihm Auskunft über ihr unverständliches Thun. Er befiehlt ihre Gegenwart. Iphigenie erscheint.

Sie schiebe das Opfer auf: warum? — Sie habe sich Arkas gegenüber bereits ausgesprochen. — Sie möge die Dinge noch einmal selbst vortragen. „Die Göttin gibt dir Frist zur Ueberlegung," versetzt sie, als handle es sich darum, den König von etwas zurückzuhalten, was er selbst später bereuen könne! Diese Frist, erwidert er, scheine ihr selbst gelegener zu sein, als ihm. Jetzt wird sie scharf. Warum er, wenn der grausame Entschluß einmal fest stehe, persönlich gekommen sei? Wenn ein König Unmenschliches verlange, gebe es ja Leute, die „gegen Gnad' und Lohn den halben Fluch der That begierig fassen". Schärfer und zugleich unverblümter hätte kein Staatsmann sich auszudrücken vermocht. Sie fügt hinzu: „Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt". Das war eine von den Wahrheiten, die Carl August wahrscheinlich „seltsam zu Muthe" werden ließen, als Goethe das Stück ihm vorlas. Und nun Iphigeniens Kunst, das Verhalten eines Herrschers in Thoas' Lage zu schildern:

Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt herab:
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott im Sturme fort.

Vergleiche von solcher Tiefe finden sich bei Shakespeare nur selten.

Und nun Thoas noch schärfer: „Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied."

Jetzt haben der König und die Königstochter, die Beiden vom Stamme der Weltbeherrscher, sich gepackt. Iphigenie bleibt ihm das Gegenwort nicht schuldig: „Nicht Priesterin! Nur Agamemnon's Tochter." Diese Antwort gehört zu den erhabenen Stellen der Deutschen Dichtung. Dieses „Nur" ist colossal. Und an diesen Vers reihen sich nun die anderen, die hier nicht fehlen dürfen. Vorher aber noch diese Bemerkung. Auch der Vers: „Die heilige Lippe tönt ein wildes Lied" ist erst in Rom entstanden. Vorher lautete er in Prosa: „Wie ist die sanfte, heilige Harfe umgestimmt." Damit ist ziemlich dasselbe gesagt, aber es fehlt die höhnische Bitterkeit der römischen Umgestaltung. Nun, wie Iphigenie fortfährt:

Der Unbekannten Wort verehrtest du,
Der Fürstin willst du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen lernt' ich weder dort noch hier.

Es kann hier nicht die gesammte Scene wiederholt werden. Ich bitte, sie nachzulesen. Wie sanfte Perlen rollen diese Verse vor uns vorüber, und Jeder sagt uns, wie schön unsere Sprache sei. Ich frage, ob die Worte einer fürstlichen Frau jemals schöner geklungen haben als die Iphigenien's, und ob ihre Wirkung schöner geschildert worden ist als in Thoas. Er zieht zurück. Er verkriecht sich hinter den „Dienst", hinter ein „altes Gesetz", er sucht Iphigenie mit allerlei Wortdeutungen von der Hauptsache abzulenken, aber an dieser hält sie ihn fest. Endlich wird er persönlich. Wer denn diese beiden Fremden seien, „für die ihr Geist gewaltig sich erhebe". Iphigenie ist da betroffen. Es will ihr nicht von der Zunge, daß sie sie für Griechen halte. Und nun Thoas mit vollem Hohne:

Landsleute sind es? Und sie haben wohl
Der Rückkehr schönes Bild in dir erneut?

Er hat ihr Geheimniß endlich heraus. Ihre Vorwände sind nur künstliches, trügerisches Hinhalten gewesen, die Flucht vorzubereiten.

Iphigenie schweigt. Hier wieder liegt einer der Wendepunkte des Dramas. Nur ein paar Augenblicke aber des Besinnens bedarf es. Nun das großartige Bekenntniß der vollen Wahrheit. Eine Erzählung von vierzig Versen, ein von glühender Leidenschaft angehauchter Bericht all' dessen, was geschehen ist, und was sie und ihr Bruder und ihr Freund weiter zu vollenden im Sinne tragen. Und in dieser Rede die Frage, die Thoas am tiefsten treffen mußte und, wie seine kurze Antwort zeigt, getroffen hatte:

Muß ein zartes Weib
Wild gegen Wilde sein?

Was der König nun sagt, ist wieder ein Zeichen, wie bitterlich tief er Iphigenie verstand, wie genau er aber auch Antwort zu geben wußte:

Du glaubst, es höre
Der rauhe Skythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit nicht und Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Atreus, Iphigeniens Vorfahr, der seinem Bruder dessen eigene Kinder als Speise vorsetzte!

Nun aber. So tief Iphigenie den König dadurch verletzt, daß sie ihn beinahe als untergeordnete Persönlichkeit behandelt, so hoch ehrt sie ihn durch ihr Vertrauen zu ihm. An Alles, was sie Edles und Gutes in Thoas erkannt hat, appellirt sie. Wahrheit sollte herrschen zwischen ihnen. Ja, sie hätten ihn und sein Volk um das Bild der Göttin betrügen wollen. So rückhaltslos sich selbst anklagen konnte sie nur einem Manne gegenüber, von dem sie völlig verstanden ward. Sie spricht zu ihm als zu ihrem besten Freunde, und Thoas hört sie so an. Diese Ueberzeugung verleiht ihren Worten das Siegreiche. Es ist, als lese sie in des Königs Seele. Und nun doch noch ein unvermutheter neuer Gedanke.

Iphigenie hat ihre alte Gewalt über Thoas wieder gewonnen. Sie steht rein vor ihm da. Verehrungswürdiger als jemals. Ist sie aber, fällt nun dem Könige auf die Seele, nicht vielleicht selbst betrogen worden? Haben im

Lügen geübte Abenteurer sich in ihre arglose Seele eingedrängt? Zu natürlich diese innere Frage bei einem Herrscher, der von Unwahrheit in jeder Gestalt seiner Stellung nach sich stets umdrängt sah. Wir empfinden den plötzlichen Umschlag in Thoas' Gedanken und in denen Iphigeniens, die mit dem Scharfblicke einer Frau erkennt, daß Alles eben gewonnen war und Alles nun auch verloren sei. Erschreckt spricht sie es in Worten aus, die zugleich an sie selbst, an die Götter und an den König gerichtet sind. Aber sogleich findet sie wieder das Richtige: es bleibt nur noch übrig, an des Königs Gnade sich zu wenden. Ihre Sprache verändert sich. Jeder Accent von Stolz ist verschwunden. Mit süßer Bitte wendet sie sich an ihn, und Thoas gesteht sich selbst ein:

Wie oft besänftigte mich diese Stimme!

Iphigenie fühlt, daß sie die Herrschaft über sein Herz zurückgewonnen habe. So weit dringt sie vor, daß sie ihn bitten darf:

O, reiche mir die Hand zum Friedenszeichen!

und wir sehen die finsteren Wolken von seiner Stirne fortziehen.

Das Hin- und Herschwanken geistiger Machtverhältnisse dieser Scene macht sie zu einem Stücke Dichtung, das alles mir Bekannte überbietet. Homer enthält nur Ansätze innerer Kämpfe im Vergleich zu Goethe's von Schritt zu Schritt sich vollziehendem Vordringen und wieder Zurückgehen zu erneutem Angriffe. Die Art, wie Priamos und Achill geistig mit einander ringen, wie sie in königlichen Gedanken einander überbieten, ist Homer's höchste Leistung, fast ebenso hoch, aber in märchenhafter Weise weniger kräftig an unser Herz schlagend sind Odysseus' Versuche, Penelope zu überzeugen, daß wirklich er es sei, der zurückkehrte. Shakespeare hat manche kraftvollen Ueberredungen, keine aber, die in so zarten Tönen eine so süße Melodie darböte. Die letzten Scenen von „Cymbeline" und des „Wintermärchens" kommen hier in Betracht. Aber erinnern wir uns, daß ich mitten in die Scene hinein diese Betrachtungen einschiebe, die nun erst ihre schönsten Wendungen erreicht. Immer ist das bisherige Gespräch zwischen Thoas und Iphigenie nur der Beginn der letzten Entscheidungen, bei denen die Charaktere des Bruders, der Schwester und des Königs jetzt erst in ihrer höchsten Schönheit offenbar werden. Denn noch hat Orest nichts gethan, das unser Mitgefühl unabweisbar herausfordert. Und übrig ist noch, daß Thoas, als er die Beiden davonziehen läßt, das innige Mitgefühl unseres Herzens gewinnt, das wir ihm zu Theil werden lassen. Es gibt Compositionen Beethoven's, bei denen wir endlich zu fühlen beginnen, daß sie sich dem Abschlusse nähern. Die Form der Sätze scheint darauf hinzudeuten. Aber der letzte Ton ist noch weit entfernt. Zu ungeahnten Klängen rafft er sich auf. Immer neue Töne flüstert die Begeisterung ihm zu und läßt ihn nicht endigen. Und zuletzt ergeben wir uns einem Gefühle, als könne diese goldene Kette überhaupt nicht enden, sondern müsse sich in die Wolken verlieren.

Thoas sahen wir im Begriff, Iphigenie mit milden Worten zu verabschieden, als Orest hereinstürmt. Auf dem Wege zum Tempel mit ihren Leuten sind er und Pylades angegriffen worden. Sie ziehen sich fechtend zur Höhe empor. Orest hofft Iphigenie und das Götterbild noch zu erreichen und

hinab zum Schiffe zu bringen. Daß er dem Könige jetzt gegenüber stehe, weiß Orest nicht. Beide messen sich mit den Blicken. Orest erschien mit erhobenem Schwerte. Auch der König greift nach dem Schwerte: „In meiner Gegenwart führt ungestraft kein Mann das nackte Schwert!“ Nun weiß Orest, wen er vor sich hat, und macht sich zum Kampfe bereit. Iphigenie wirft sich zwischen sie. Orest, verächtlicher noch den König anblickend als dieser ihn, begnügt sich mit der Frage an Iphigenie, wer so drohend ihm gegenüber stehe. Und sie:

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih mir, Bruder! doch mein kindlich Herz
Hat unser ganz Geschick in seine Hand
Gelegt. Gestanden hab' ich euren Anschlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Orest zeigt sich in angeborenem Hochmuthe als echten Sohn seines Vaters. Wir kennen diese kämpfenden Fürsten der Ilias. Von Skythen umringt und deren Oberhaupte selbst dicht gegenüber, hält Orest sich auch ohne seine Handvoll Griechen für genügend, den Weg zum Ufer frei zu machen und Schwester und Götterbild davonzuführen. Thoas, als Anführer einer barbarischen Völkerschaft, zählt in seinen Augen nicht. Ihn beinahe übersehend hält der Grieche sich nur an das, was seine Schwester sagt. Ohne sich um Thoas' drohende Stellung zu kümmern, fragt er Iphigenien, was — wie man heute etwa sagen könne — der Mensch eigentlich wolle.

Iphigenie antwortet, beinahe ließe sich so sagen, in einer gewissen Verlegenheit über die Art, wie Orest ihren skythischen Pflegevater ignorirt: „Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort!“ Und Orest, ohne von Thoas auch jetzt Notiz zu nehmen, immer noch nur zu Iphigenien redend, steckt sein Schwert in die Scheide und antwortet: „So sprich. Du siehst, ich horche Deinen Worten!“ Orest's Gedanken nach wäre militärisch geboten gewesen, den König stehen zu lassen und mit den Griechen so rasch als möglich fechtend zum Ufer herabzusteigen. Erinnern wir uns daran, wie in der Ilias die griechischen Helden ersten Ranges mit ganzen Scharen trojanischer Soldaten leicht fertig werden. So haben wir uns Orest zu denken. Wir sehen ja auch heute geringe deutsche Mannschaft sich ganzer Heerhaufen afrikanischer Naturkämpfer und ihrer Fürsten erwehren.

Pylades tritt zu ihnen und treibt zur Eile an. Für ihn ist Thoas verehrungswürdiger als für Orest. Auf der anderen Seite aber taucht Arkas neben dem Könige auf mit der Meldung, die Griechen seien von ihrem Fahrzeuge abgeschnitten, und dieses werde sofort in Feuer aufgehen.

Nur wenn wir die Situation in diesem Sinne exact modern und nicht romantisch verworren fassen, wird uns klar, wo das Entscheidende liege. Trotz der scheinbar verzweifelten Lage der Dinge halten Orest und Pylades sie für verhältnißmäßig unbedenklich. Und auf Thoas scheint das Verhalten der Griechen Eindruck zu machen. Er gibt gemessenen Befehl, es solle nicht weiter vorgegangen werden, ehe er mit Orest sich nicht besprochen. Dieser ist einverstanden. Nachdem Thoas Arkas weggesandt, um die Skythen

vom Willen des Königs in Kenntniß zu setzen, schickt Thoas Pylades mit der gleichen Weisung zu den Griechen.

Fassen wir Thoas anders, im Sinne des wilden Skythenfürsten von unbegrenzter Macht, des hergebrachten historischen Romantyrannen, bei dem es nur eines Befehles bedarf, um Vernichtung und Verderben herbeizuführen, so sind die feinen Wendungen seiner Seele nicht rein menschlich zu verstehen, auf denen Goethe's Dichtung beruht.

So nun sind die drei, auf die es ankommt, allein, und die entscheidende Schlußverhandlung beginnt. Iphigenie übernimmt die Leitung. Den König bittet sie, als den Aelteren, auf der „Billigkeit gelinde Stimme zu hören", den Bruder, als den Jüngeren, der „raschen Jugend zu gebieten". Thoas verlangt Beweise, daß Orest Agamemnon's Sohn sei.

Orest.

Hier das Schwert,
Mit dem er Troja's tapf're Männer schlug.

Er verlangt, daß der Tapferste aus des Königs Gefolge im Zweikampfe ihm gegenübertrete.

Das sei nicht Sitte hier, erwiedert der König. So möge die Sitte nun mit ihnen beiden den Anfang nehmen, sagt Orest. Wundervoll dann wieder, wie, was er hinzufügt, den höheren sittlichen Standpunkt der Griechen kennzeichnet, Verse, die den ersten Fassungen des Schauspieles fehlen, in Rom also wohl erst entstanden sind:

Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrscher zum Gesetz.
Und laß mich nicht allein für unsre Freiheit,
Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen!
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen: aber gönnet mir das Glück,
Zu überwinden, so betrete nie
Ein Mann dies Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg!

Wir empfinden, wie das Human-Lehrhafte der Epoche, in der Goethe's Iphigenie entstand, die Zeiten vor der französischen Revolution, deren verheißungsvolle Anfänge Europa damals mit Hoffnungen erfüllten, in der Ausführung dieser Stelle des Gedichtes hervortritt, und wie bei Thoas das Gefühl, an den Segnungen höchster Humanität müsse auch er und sein Volk betheiligt sein, immer lebendiger erwacht. Das hat Goethe bei der letzten Bearbeitung als etwas mit stärkerem Accente zu Betonendes erkannt. Dadurch, daß er den König Gedanken dieser Art zugänglich macht, erhöht er seinen Werth in unseren Augen und das Mitgefühl, mit dem wir endlich Abschied von ihm nehmen. Thoas ist ein armer, verlassener Mann. Wir fühlen, daß mit Iphigenie das Glück seines Lebens Abschied von ihm nimmt. Und ebensosehr hebt Goethe Orest durch diesen Zusatz, der, sobald er von dem Leiden befreit ist, das seine Seele zu dumpfem Stillstand verurtheilte, in sich den künftigen Herrscher Mykene's erblickt und die Aufgaben erkennt, die zu bewältigen ihm obliegen.

Thoas unterliegt diesem Repräsentanten höherer königlicher Zukunft. Für ihn bedarf es der Probe nun nicht mehr, mit der Orest ihm beweisen will, daß er der Sohn Agamemnon's und Iphigenien's Bruder sei. Der Vorschlag, den Thoas Orest jetzt macht, hat deshalb etwas Verzweiflungsvolles: zwar seien genug tapfere Männer, die ihn begleiteten, doch er selber stehe noch in den Jahren, den Kampf zu fordern. Thoas kann den Wunsch nicht hegen, Orest zu besiegen. Aber es würde der letzte Beweis seiner Liebe zu Iphigenien gewesen sein, wenn er durch seinen eigenen Untergang ihre und ihres Bruders freie Rückkehr möglich machte.

Iphigenie erhebt Einspruch dagegen. Mit der lieben Stimme, die Thoas von nun ab nicht mehr hören sollte, berichtet sie, welche körperlichen und geistigen Merkmale Orest als ihren Bruder ihr kenntlich machten. Ihre Rede ist von ergreifender Schönheit. Wieder, wie im ersten Monologe, geht sie vom Schicksale der Frau dem des Mannes gegenüber aus. Alles erwähnt sie dann, was ihr Mißtrauen einflößen konnte, Alles, was dieses Mißtrauen als unmöglich erscheinen ließ. Wir fühlen, Thoas' letzte Zweifel, wenn er deren noch hegte, heben sich davon. Aber an den Gedanken, kämpfend unterzugehen, klammert er sich an. An Iphigenie wendet er sich:

Und hübe deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust —

und sucht mit Gewalt Gründe zusammen und redet sich in Vorwürfe endlich hinein, an die er selbst nicht glaubt. Da ergreift Orest das Wort. Den Befehl des Gottes legt er anders jetzt aus. Die Schwester habe er von den Tauriern zurückbringen sollen: nicht Diana, Apollo's Schwester, sei damit gemeint gewesen, sondern seine eigene Schwester, Iphigenie! Und an diese wendet Orest sich nun, um ihr für die Heilung zu danken, die ihm durch sie zu Theil ward. Hier verschwindet Orest vor uns, und Goethe, der ihn darstellte, tritt an seine Stelle, während wir statt Iphigenien Frau von Stein vor uns haben, die damals jung noch und bezaubernd, damals bei des Schauspiels erster Darstellung unter den Zuschauern saß. Goethe's erste Zeiten in Weimar beherrschten jenerzeit Alle ja noch, die an der Darstellung Theil hatten. Die Huldigung, von der Alle wußten, empfing Frau von Stein, die Alle verstanden, und die sie verdiente und vor Allen annehmen durfte. Schöner ist einer Frau wohl nie gehuldigt worden.

Thoas weiß nichts mehr zu erwiedern. „So geht!" sagt er. Iphigenie aber läßt ihn so nicht stehen. Sie verlangt mehr als dieses dumpfe Zugeständniß. Sie redet von ihm selbst. Mit den Gedanken schon in Hellas wieder heimisch, blickt sie auf Thoas und sein Volk zurück, und in der Erinnerung nehmen sie andere Gestalt vor ihr an. Ihre Worte dürfen aus dem Zusammenhange heraus hier abgerissen nicht wiederholt werden. Man sieht, wie dieser rauhe, in seinen letzten Ansprüchen auf irdisches Glück vernichtete Mann den Schritt thut, dem Ideale zu entsprechen, das Iphigenie in ihn gelegt, erweckt, gepflegt und nun zur Blüthe gebracht hatte. Er reicht ihr die Hand. „Lebt wohl!" sagt er. Damit schließt das Stück. —

X.

Thoas' letzte Worte finden wir als den Schluß einer Tragödie, die ich unter denen Racine's als die einzige ansehe, die in unserem Sinne erlebtes wirkliches Leben enthält: Berenice. Wenn Goethe sie gekannt hat, und das „Adieu, seigneur" des französischen Stückes in jenem „Lebtwohl" nachklang, so hätte es doch die Kräfte des französischen Tragikers überboten, die Steigerung von „So geht!" zum „Lebt wohl!" zu finden. Auch bei Shakespeare begegnen wir Unterschieden von solcher Feinheit nicht. Dergleichen zu empfinden und in Worte zu fassen, ist einzig Goethe berufen gewesen. Aber ich fühle den Drang, Beethoven hier zu nennen. Dem hätte die Macht innegewohnt, für Beides den musikalischen Werth zu finden.

Racine's Berenice enthält die Trennung zweier Menschen, die, scheinbar fest für einander bestimmt, durch äußere Fügungen des Schicksals auf ewig getrennt werden. Titus glaubte Berenice zur Kaiserin erheben zu dürfen; die Wirklichkeit der Dinge zeigte ihm und ihr, daß es unmöglich sei. Ihr letztes Gespräch endet mit einer freiwilligen Trennung Beider, und Berenice ist es, die Titus die Freiheit zurückgibt. Doch ich erinnere an Racine nur, weil in Goethe's Iphigenie ein Nachklang der tragischen Bühnendichtung Frankreichs erblickt worden ist, welche zu seiner Zeit selbst noch des höchsten Ansehens genoß, und deren Verse wie für Friedrich den Großen, auch für Carl August etwas Bezauberndes hatten. Für den Herzog war die französische Tragödie das Legitime, das zu Recht Bestehende. Goethe wollte mit seiner Iphigenie vielleicht zeigen, daß man auch in deutscher Sprache große und intime Gefühle auf die Bühne zu bringen vermöge. Es war wohl eine Abschrift der älteren Iphigenie, die Goethe im April 1780 an Dalberg nach Erfurt sandte, damit das Stück „einige Erinnerungen an das französische Theater wieder lebendig werden ließe". Und das hatte er auch vielleicht im Sinne, wenn er später sagt, er habe Iphigenie in Italien „um der Kunst und um des Handwerkes willen umgearbeitet". Wir heute lassen all das unberücksichtigt, wenn Iphigenie in ihrer letzten und einzigen Gestalt, in der römischen, auf uns wirkt. Wir können bei Goethe nicht mehr bloß den Gang seiner inneren Entwicklung vor Augen haben, wenn es sich um diejenigen Schöpfungen seines Geistes handelt, die unabhängig von ihm ihre eigene Laufbahn begonnen haben. Iphigenie ist als Weltcharakter dem Zusammenhange mit Goethe entwachsen. Sie steht den Nationen gegenüber. In so viel Sprachen redet sie die Menschheit an, und in jeder neuen Sprache werden lebendige Worte ihren Lippen entströmen. In dem Deutsch, das nach fünfhundert oder dreitausend Jahren erklingt, wird sie Thoas um ein letztes freundliches Lebewohl bitten. —

Goethe's Niederschrift der römischen Iphigenie habe ich für diesen Aufsatz benutzen dürfen. Sie gehört dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar an, dieser wohlthätigen Stiftung, die heute schon dasteht als sei sie längst dagewesen. Sie ist auf das harte und dünne Papier geschrieben, das Mitte unseres Jahrhunderts in Rom noch das hergebrachte Schreibpapier war. Die blaßgewordenen Reihen erinnern mich an die ehemalige römische

Tintenmisère. In seiner kräftigen, leise nach rechts sich neigenden deutschen Handschrift, die wir aus Goethe's Briefen an Frau von Stein kennen, ist die Dichtung geschrieben. Offenbar ist dies Heft eine letzte Reinschrift, die mit fliegender Feder angefertigt, von der vorhergehenden mühsamen Arbeit des Umgestaltens in Verse nichts verräth. Dennoch hat auch sie noch Veränderungen erfahren. Eine Reihe von Stellen sind ausgestrichen und durch andere Fassungen ersetzt. Wir erkennen genau, was vorher dastand, und beurtheilen demnach, daß hier Verbesserungen im Sinne gefälligeren Wortklanges angebracht wurden. Daneben aber eine andere Besonderheit. Eine Anzahl Verse sind zwischen die anderen mit schwärzerer Tinte, in schärferer und besonders in kleinerer Schrift — man könnte fast sagen — eingekeilt. Offenbar hatte Goethe, als er die Resultate seiner italienischen Arbeit in dieser Abschrift zusammenfaßte, immer noch eine Anzahl Stellen sich zu Danke nicht sofort zu versificiren vermocht und ließ er freien Raum dafür, den er zuweilen später ausfüllt, zuweilen aber auch unausgefüllt läßt. Und am Schlusse der Arbeit noch überklebt er einige Stellen mit weißem Papier und setzt Aenderungen allerletzter Correctur darauf.

Mein Wunsch wäre, daß man sich in Weimar zur Herausgabe dieser kostbaren Handschrift in phototypischer Nachbildung entschlösse.

Berlin, Januar 1897.

Ein Nachklang
zur
Centenarfeier Kaiser Wilhelm's I.

Von
Paul Güßfeldt.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Die Größe Kaiser Wilhelm's I. liegt darin, daß er die Weisheit besaß, den Wandel der Zeiten nicht nur zu begreifen, sondern auch der Zeit gemäß zu handeln. Das Jahr seiner Geburt fiel in die Epoche, in welcher der Stern des ersten Napoleon aufging, während die blutrothe Sonne der französischen Revolution unterging; aber letztere hatte Keime gezeitigt, welche *nicht* mit ihr untergingen. Das Genie Friedrich's hatte Preußen scheinbar nichts Anderes übermacht, als übermüthige Erben. In der Brust des großen Königs lebten zwei Seelen, die des Philosophen und die des Souveräns. Er herrschte über eine andere Welt, als *die* es war, in welcher er seine geistige Heimath erblickte. Die Menschen seines Staates standen so tief unter seiner Auffassung von Kulturmenschen, daß er nicht einmal an Ausnahmen glaubte, und einen Mann wie Lessing ignorirte.

Die Kindheit Kaiser Wilhelm's fiel in eine Zeit der Schmach und des Grams. Er war zehn Jahre alt, als seine edle Mutter den ersten Sieg über Napoleon davon trug: den Sieg der reinen und starken Tugend über die Maßlosigkeit des siegestrunkenen Gewalthabers. Einer Iphigenie gleich ward sie ein Opfer auf dem Altar in der Blüthe ihrer herrlichen Jahre, aber sie vermachte der Nation die Hinterlassenschaft der Unverzagtheit und der Seelengröße. Das Volk durchdrang sich mit diesen Tugenden; sie schlugen um in Begeisterung, als die Stunde des Handelns aufzog, in Tapferkeit und Entsagung, so lange die That gefordert wurde. Dadurch ward die jammervollste Zeit Preußens seine beste, und in dieser wuchs Kaiser Wilhelm zum Jüngling heran. Er hat jene Zeiten der Noth und der Errettung nie vergessen. Die Wandelbarkeit irdischer Macht und irdischen Glücks hat sich damals in seine Seele geprägt, die Erinnerung daran hat ihn nie verlassen, und nicht einmal

seine Feinde konnten ihn des Uebermuthes zeihen, als die Glorie des Sieges ihn umleuchtete.

Der Fluch der höheren Lebensjahre ist der Doctrinarismus: das Festhalten an einem durch Erfahrung oder Nachdenken gezeitigten Princip. In diesem Punkte überstrahlte das milde Walten Kaiser Wilhelm's die doctrinäre Weisheit des großen Königs, vor dessen philosophischem Richterstuhle nur die Menschen nach dem Werthe ihrer Persönlichkeit galten, während seine Staatsmaxime ihn noch am Ende seines glorreichen Lebens zu menschlich engherzigen Maßnahmen zwang.

Eben dadurch, daß Friedrich II. sich innerlich eine Welt erschaffen hatte, welche seinem Herzen näher stand als die des Thrones, daß er aber, weil Thron und Staat ihm eins waren, alle persönlichen Neigungen zurücksetzte, wenn es sich um das Staatswohl, um die Rettung und um die Machterhöhung des Staates handelte, dadurch hat er allen Angehörigen desselben das leuchtende Vorbild der Pflichterfüllung gegeben. Das Bewußtsein, daß der Preuße vor Allem Pflichten zu erfüllen habe im Dienste des Staatswohles, das war sein kostbarstes Vermächtniß, außer dem Bewußtsein, daß die kleine Nation großer Thaten fähig sei.

Nach seinem Tode trat zunächst nur das letztere in Wirksamkeit und zeitigte eine verhängnißvolle Ueberhebung, namentlich in denjenigen Kreisen, deren Angehörige und Vorfahren eine leitende Rolle bei der Ausführung dieser Thaten gespielt hatten. Als aber nach der Niederlage von Jena die schwere Zeit über Preußen hereinbrach, da begann das eigentliche Erbe des großen Königs, das Pflichtgefühl, seine Keime zu treiben und um so herrlichere Früchte zu reifen, je trüber die Zeiten waren. Nie ist ein preußischer König von so vielen edlen, aufopferungsfähigen, weitblickenden und thatkräftigen Männern umgeben gewesen, wie Friedrich Wilhelm III. in den harten Jahren von 1808—1815.

Welch' einen Eindruck mag Kaiser Wilhelm I. in jenem zarten Entwicklungsstadium davongetragen haben, welches aus dem Knabenalter in das Jünglingsalter führt! Für seine reine und starke Seele mußte diese Zeit der Noth und der Kränkung doch noch hoffnungsvoll und erhebend erscheinen, obwohl der dreizehnjährige Prinz in dem Hinscheiden seiner, von dem ganzen Volke vergötterten Mutter auf die äußerste Probe der Standhaftigkeit gesetzt wurde.

Ohne dieses schwere Leid hätten die folgenden großen Zeiten, denen Wilhelm I. den Stempel geben sollte, einen minder großen Mann in ihm gefunden. So aber war er ihnen nicht nur in größerem Maße gewachsen, als manche der Zeitgenossen annehmen, sondern er leitete sie ein, und um so erfolgreicher, je stiller seine Arbeit war. In der Zeitepoche, welche seit der Schlacht von Belle Alliance dahinging über die Karlsbader Beschlüsse, die Juli-Revolution, die verheißungsvollen Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., über die Bewegung des Jahres 1848 und die Schaffung eines zweiten Kaiserreichs in Frankreich, bis zu dem Augenblick, wo er als Dreiundsechzigjähriger den ererbten Hohenzollernthron bestieg, hat

er gedacht, gearbeitet und — geschwiegen. Er wußte Entsagung zu üben gegenüber seinen starken Empfindungen und gefestigten Ueberzeugungen. Seine strenge Selbstdisciplin hielt ihn an der Stelle, welche die zweite war; und sein monarchisches Gefühl ließ ihn nie vergessen, daß sein älterer Bruder und kein Anderer der König war, und daß diesem die Rechte und Pflichten des Regierens ausschließlich zufielen.

Aber in jener langen Zeit von 1815—1860 hatten sich Veränderungen in der Auffassung vom Staate vollzogen, denen gefolgt zu sein zu den grundlegenden Verdiensten des Königs zählt; denn dadurch bereitete er seine beispiellosen und unerwarteten Erfolge vor. Sein ruhiger, weitschauender Blick ließ ihn Männer finden, welche Kraft und Genie genug besaßen, um seine Ideen zu verwirklichen; und so wurden Bismarck und Moltke seine Ersten Paladine. Ueber dem großen Strategen hat sich das Grab geschlossen, aber das Urtheil der Geschichte stand schon zu seinen Lebzeiten fest, so abgeklärt erschien er durch die einzig dastehende Vereinigung seines Völker zerschmetternden Feldherrngenies mit antiker Ruhe, Verachtung des Scheins, Liebe zu echter Geistescultur. Er erschien wie ein Mann aus anderen Zeiten. Doch wenn man Umschau hält, so sieht man, daß auch andere Zeiten einen solchen Mann nie besessen haben. Als Greis von neunzig Jahren sank er ins Grab, geheiligt durch die Reinheit einer Kinderseele, gesegnet von allen guten Menschen, umstrahlt von seinem Ruhm, mehr noch von der Dankbarkeit der Nation.

Möge dem Fürsten Bismarck dereinst in gleicher Weise beschieden werden, sein großes Dasein in milder Verklärtheit zu schließen! Bewegt schweigt meine Stimme; denn die Natur seines Genius hat den Mitlebenden das Recht vorenthalten, der Weltgeschichte durch ihr Urtheil vorzugreifen.

Unserem regierenden Kaiser haben wir es zu danken, daß durch Professor Oncken Briefe Kaiser Wilhelm's an seine Erlauchte Gemahlin vor Kurzem der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Selten wohl ist, durch vertraute Briefe eines Souveräns, ein so helles Licht geworfen worden auf den wahren Gang der Geschichte, aber auch selten ein ebenso helles Licht auf den Urheber solcher Briefe. Die Correspondenz zeigt jene wunderbare Mischung von persönlicher Bescheidenheit mit dem Selbstbewußtsein des für die Nation verantwortlichen Oberhauptes, und eben durch ihre schlichte Größe hat sie etwas Ergreifendes; sie läßt es nun ganz natürlich erscheinen, was doch einen der schönsten Ruhmestitel des Kaisers ausmacht: das Maßhalten im Besitze der Macht, unter dem Eindruck von Erfolgen, welche unvergleichlich dastehen.

Nie werde ich eine Audienz vergessen, deren der Kaiser mich am 24. Februar 1879 würdigte. Kaiser Wilhelm I. empfing mich ohne Zeugen in jenem historischen Arbeitszimmer seines Berliner Palais, um meine Mittheilungen über einen zweijährigen Aufenthalt in Afrika und das darauf bezügliche Werk entgegenzunehmen. Erst nach drei Viertelstunden wurde ich entlassen. Das war die Ehrung des Kaisers für Diejenigen, welche als seine Landeskinder in die Welt gezogen waren, der Wissenschaft zu dienen, mit Einsatz der Person.

Und so empfing er mich gleich einem liebevollen Vater. Der Inhalt meiner Reisen konnte für den Erlauchten Kaiser nur untergeordnetes Interesse

haben, aber die Auffassung seines königlichen Amtes, nicht bloß als Quelle der Macht, sondern auch als Quelle der Gerechtigkeit und Würdigung des Menschen, veranlaßte ihn, mich zu empfangen. Noch vernehme ich das sanfte, hoheitvolle Wort, ermuthigt mich der Blick seines gütigen Auges, sehe ich auf zu dem Heldenkaiser, zu dem Ehrfurcht gebietenden Greise!

II.

Als der Held aufgebahrt lag im Dome, da habe ich in stiller Abendstunde, in der Begleitung des Kaiserlichen Enkels, noch einmal auf die edlen Züge blicken dürfen. Unter dem Eindruck des Schmerzes und der Worte, welche der Kronprinz an mich richtete, schrieb ich damals das Folgende nieder:

Am 9. März 1888 hat Deutschland vor seinen Augen eine Epoche des Glückes und des Ruhmes in das Grab sinken sehen; es starb an jenem Tage Kaiser Wilhelm, Preußens König, der Königin Luise Sohn! Die Geschichte stand für einen Augenblick in ihrem Laufe still; es ging eine Welle der Trauer über das Erdenrund, und Völker beugten sich vor der Majestät des Heimgegangenen.

Die Fackel der Unsterblichkeit hatte des Kaisers Pfad schon zu seines Lebens Zeit erleuchtet; das Irdische und Ueberirdische mischten sich in ihm; nur selten waren so viele Tugenden in einem und demselben Manne vereint gewesen, und selbst der Tod legte die unerbittliche Hand mit zaubernder Ehrfurcht auf das gesalbte Haupt. Die irdische Hülle sank dahin; eine weite Kluft that sich auf; an ihrem Rande stand Hohenzollern und das ganze Volk — und Alle weinten.

Der Vater des Volkes war nicht mehr; der Thron, auf welchem einer der edelsten und weisesten Menschen, das siegreiche Kaiserscepter in der Hand, demuthvollen Sinnes, gottesfürchtig und gerecht geherrscht hatte, stand umflort, der Pulsschlag der Nation setzte aus. Dann brach die Klage hervor, laut und aus tiefster Seele, dumpfer und dumpfer werdend, allmälig scheu sich zurückziehend vor den Forderungen des Tages und der Zukunft.

Es sind Fürsten gestorben, welche eine gleiche Macht hinterlassen haben, wie Kaiser Wilhelm, aber keiner, der eine gleiche Liebe hinterlassen hätte, und eben dadurch wird seine Rolle in der Geschichte eine einzige. Die kommenden Jahrhunderte brauchen nichts an den Thaten, nichts an dem Wesen des großen Kaisers zu ändern, damit er einst der Welt wie ein verklärter Mythus erscheine.

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, 10. März 1897.

Zur Zeit steht das Drama im Mittelpunkte der deutschen Dichtung. Sowohl wegen der Masse und Verschiedenheit seiner Schöpfungen wie um der Bedeutung und des charakteristischen Talentes einzelner Dichter willen. Die ersten fünfzehn Jahre seit der Gründung des Reiches hatten zwar eine mannigfache, geistreiche und unterhaltende, aber weder starke noch originale dramatische Poesie hervorgebracht. In der Ausbildung der künstlerischen Form wie im geistigen Inhalt blieb sie weit hinter der erzählenden Dichtung zurück. Die Novelle und der Roman gaben uns das Spiegelbild des deutschen Lebens; in ihnen verdichtete sich die Phantasiethätigkeit und die gestaltende Kraft. Auf dem dramatischen Gebiete erschien damals nichts, was den Schöpfungen Gottfried Keller's und Theodor Storm's gleichwerthig oder gleich eigenartig gewesen wäre; die dramatischen Arbeiten Heyse's, Spielhagen's, Wichert's hielten weder in der Wirkung noch in der ästhetischen Schätzung einen Vergleich mit ihren Erzählungen aus. Einzig in den Anfängen Wildenbruch's machte sich ein stärkeres theatralisches Leben und eine mächtigere dramatische Bewegung geltend. Seit der Mitte der achtziger Jahre hat sich dies Verhältniß langsam, aber immer unaufhaltsamer zu Gunsten der dramatischen Dichtung geändert. Sie hat sich die Theilnahme des großen Publicums in einem so hohen Grade errungen und einen so leidenschaftlichen Widerstreit der Meinungen entzündet, daß ältere Theaterkenner unwillkürlich an ihre Jugend erinnert werden, als in den vierziger Jahren die Bühne den Brennpunkt des geistigen deutschen Lebens bildete. Die reale Grundlage dieses Sieges ist in dem Aufschwung der Berliner Theaterverhältnisse zu suchen. Denn ein Theaterstück kann nur von den Brettern herab seine Wirkung ausüben; in einem Buche eingeschlossen ist es für die Phantasie des Lesers, mit welcher Wärme er ihm auch entgegenkommen mag, lebloser und farbloser als ein Roman. Das Drama bedarf der Verkörperung und der scenischen Darstellung; seinem innersten Wesen nach richtet es sich an die Menge, nicht an den Einzelnen, an das Urtheil einer Gesammtheit, nicht an die Zustimmung Plato's.

Ohne die Fülle und die Verschiedenheit der Berliner Theater wäre darum alles Talent der modernen Schule, Ibsen mit einbegriffen, in die leere Luft verpufft worden. Höchstens wäre die Buchdramatik gewachsen, wie in den vierziger und fünfziger Jahren die historischen Jambentragödien wucherten. Erst die Gründung des Deutschen, des Berliner, des Lessing- und des Neuen Theaters, die Vereine zur Aufführung von theatralischen Werken, die durch irgend welche Rücksichten von einer Darstellung in der freien Oeffentlichkeit ausgeschlossen waren, an den Mittagen des einen und des anderen Sonntags haben die Entwicklung der modernen dramatischen Dichtung ermöglicht. So lange der Ansturm der Modernen sich aus-

schließlich gegen das Schauspielhaus richtete, war er von vornherein aussichtslos. Selbst wenn die Leitung des Hauses ihm nachgegeben hätte, würde er an dem Widerstande des dortigen Publicums gescheitert sein, das seiner Natur nach conservativ ist. Gerade wie die Mehrzahl der Besucher unserer akademischen Kunstausstellungen. Es kam hinzu, daß eine Bühne nicht für den Reichthum der Production ausreichte. Mehr Bretter, welche die Welt bedeuten, mußten ihr zur Verfügung gestellt werden, neue Elemente aus der Einwohnerschaft und den Fremden herangezogen und für die moderne Dichtung geschult werden. Die neuen Theater haben diesem Bedürfnisse in jedem Sinne gedient. Berlin hat sich in überraschender Schnelligkeit zu einer Theaterstadt entwickelt, die nur noch Paris nachsteht. Eine theatralische Neuigkeit verdrängt hier die andere; der Verbrauch von Theaterstücken und schauspielerischen Kräften ist ein außerordentlicher. Wir sind dicht an die Grenze der Ueberproduction gelangt. Zu Anfang der neuen Saison, im Herbst des vergangenen Jahres, ist die Zahl der Theater um ein neues, das Theater des Westens, an dem Grenzgebiete zwischen Berlin und Charlottenburg, vermehrt worden; ein ebenso prächtiges wie in seiner Architektur und seiner Ausstattung originelles Haus, dem es freilich noch an einem bestimmten Publicum, einem geordneten Repertoire und einem geübten Schauspielerpersonal fehlt. Es ist in der Theaterwelt noch ohne charakteristische Physiognomie.

Unter den Berliner Bühnen fällt nach seinem Namen, seiner Vergangenheit und dem Reichthum seiner Mittel dem königlichen Schauspielhause der vornehmste, künstlerisch bedeutsamste Rang und die höchste Aufgabe zu. Es vertritt in der Kunst die conservativen Grundsätze. Die Pflege des classischen Dramas, die Erziehung eines künstlerischen Nachwuchses, sowohl in der Dichtung wie in der Schauspielkunst, sind in seine Hand gegeben. Diese Bühne kann nicht als Versuchsstation und Tummelplatz einer stürmischen und ungebärdigen Jugend dienen. Leider ist die Leitung der Bühne seit Jahren ohne festen Plan und weiß weder in der Auswahl des Alten noch des Neuen die richtige Wahl zu treffen. In der Ausstattung, Einrichtung und Darstellung der classischen Dramen hatte sie sich Jahre lang durch das Deutsche Theater, als es unter L'Arronge's Führung stand, übertreffen lassen. Diese Concurrenz hat das Schauspielhaus nicht mehr zu fürchten. Schon in den letzten Jahren der L'Arronge'schen Direction verlor das Deutsche Theater seine frühere Schwungkraft. Treffliche Schauspieler lösten sich aus seinem Verbande, der Eifer der Leitung ließ nach, und der Besitz eines zahlreicheren Personals, einer größeren Fülle von Decorationen und Ausstattungsstücken, sowie die Leichtigkeit, dieselben zu ergänzen und zu erneuern, verschafften dem Schauspielhause das Uebergewicht, sobald die Versäumniß erkannt war. Der neue Director des Deutschen Theaters, Dr. Otto Brahm, hat in dieser Richtung jeden Wettkampf aufgegeben. Seine Neigungen wie die Kunst, die er begünstigt, liegen in einer ganz anderen Richtung. Die classische Dichtung ist wieder das ausschließliche Gebiet des Schauspielhauses geworden. Die populären Aufführungen Schiller'scher, Goethe'scher und Shakespeare'scher Dramen im Berliner Theater und im Schiller-Theater thun ihm keinen Eintrag, sie sind in ihrem Zuschnitt auf ein bescheideneres Publicum berechnet, und ihr Hauptzweck wie ihr Hauptverdienst besteht mehr darin, die Kenntniß der Dichtungen zu vermitteln, als eine schauspielerisch und theatralisch vollendete Kunstleistung zu gewähren. Nun lebt keine Bühne von dem classischen Himmelsbrote allein; sie ist auf Alltagskost angewiesen. Ihres Publicums wie ihrer Schauspieler wegen. Eine glänzende Epoche des Schauspielhauses, die Zeit von 1872—1886, beruhte auf der Kunst und Feinheit, dem Geschmack und dem Verständniß, mit denen diese Alltagskost zubereitet und vorgesetzt wurde. Ein Ensemble, wie es das Schauspielhaus in den Damen Frieb-Blumauer und Keßler, Clara Meyer und Paula Conrad, in den Herren Döring und Berndal, Oberländer, Vollmer und Liedtke besaß, leistete in der Wiedergabe der modernen Wirklichkeit Mustergültiges. Es ersetzte, was den Stücken an Tiefe fehlte, durch das Spiegel-

bild der Gesellschaft, das es den Zuschauern vorführte. Die Berliner Gesellschaft jener Tage mit ihren Vorzügen und Schwächen, die nun schon historisch geworden ist, fand damals auf dieser Bühne ihr glänzendes Abbild. Weder für die Darstellung des classischen Dramas noch des modernen Zeitbildes mangelt es darum dem Schauspielhause an Kräften und an Traditionen. Es brauchte nur in den alten Geleisen rüstig fortzuschreiten. Aber es hat in der Gewinnung neuer Theaterstücke keine glückliche Hand. Man sollte annehmen, daß es ihm nicht schwer fallen könnte, neue Arbeiten von Ludwig Fulda oder Hermann Sudermann aufzuführen. Statt dessen spielt es mit Vorliebe minderwerthige Sachen: von Rudolph Stratz ein Schauspiel „Der lange Preuße", aus der Zeit der Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807, von Heinrich Heinemann einen Schwank „Zeisige", die nicht mehr unter die literarische Kritik fallen und in keiner Weise sich mit den viel geschmähten Lustspielen von Benedix und Putlitz, Lindau und Lubliner messen können.

Die bedeutsamste und anerkennenswertheste Leistung des Schauspielhauses ist die Wiederbelebung der Hebbel'schen Dichtungen. Aber auch hier hat es diesmal nicht das Richtige getroffen. Nach der Vorführung der „Judith" und der „Nibelungen" konnte es nur an die der „Maria Magdalene" denken. Alles Uebrige war vom Uebel. In früheren Jahren hat das Schauspielhaus ohne jeden Erfolg eine Aufführung der beiden Trauerspiele „Herodes und Mariamne" und „Demetrius" versucht. Dasselbe Schicksal hat es jetzt mit der „Genoveva" gehabt, die am Donnerstag, den 14. Januar, zum ersten Male gespielt wurde. Während seiner Leitung des Burgtheaters in Wien hat Laube das Trauerspiel unter dem Titel „Magelone", da man doch eine katholische Heilige nicht gut auf die Bühne bringen konnte, spielen lassen. Ich vermuthe beinahe, um den lärmenden Anhängern des Dichters, die von einer unwürdigen Vernachlässigung ihres Halbgottes redeten, durch eine schmähliche Niederlage Stillschweigen aufzuerlegen. Friedrich Hebbel gehört längst auch in dem Sinne zu den Todten, daß es über die wesentlichen Eigenschaften seines großen Talentes und die merkwürdige Herbheit und düstere Eigenart seiner Persönlichkeit keinen Streit mehr gibt. Niemand weigert ihm einen Platz neben Heinrich von Kleist. In Beiden derselbe Zug zum Grandiosen und zum Grotesken, dieselbe Verstiegenheit und Verwirrung des Gefühls, in einer Mischung von natürlicher Kälte und unnatürlicher Fieberhitze. In der „Genoveva" sind alle Mängel des Dichters vereinigt und gesteigert, ohne einen einzigen seiner Vorzüge lebhafter hervortreten zu lassen. Als ob das Trauerspiel seine Behauptung beweisen sollte, daß „gar kein Drama denkbar ist, welches nicht in allen seinen Stadien unvernünftig oder unsittlich wäre". Der alte, schlichte, ergreifende und rührende Sagen- und Legendenstoff wirkt durch seine einfache Menschlichkeit; Hebbel hat dagegen Alles in das Fratzenhafte verzerrt. Der Golo der Legende ist ein Mensch wie wir: aus der schwärmerischen Verehrung, mit der er seine Herrin bisher betrachtet hat, entwickelt sich, als er ihr nach der Abreise ihres Gemahls öfters begegnet, mehr an ihrem Leben Theil nimmt, stärker von ihrer Schönheit geblendet und erwärmt wird, eine heftige, sinnliche Leidenschaft. Genoveva's strenge Zurückweisung, Golo's Versuche, sich selbst zu bezwingen, entflammen sie zu einem dämonischen Feuer, das alle guten und freundlichen Eigenschaften seines Wesens verschlingt und schließlich die Liebe selbst in Haß verwandelt. Das Verderben der Geliebten soll den unheimlichen Trieb in ihm befriedigen, da ihm ihr Genuß versagt bleibt, und zugleich die Qualen lindern, die ihm ihr Anblick, ihr Stolz und ihre Keuschheit bereiten. Ein moderner Dichter würde seinem Golo vielleicht nach dem Nietze'schen Recept den Stich in das Uebermenschliche geben und ihn jenseits von Gut und Böse stellen. Hebbel hat aus diesem durchaus verständlichen, keineswegs dunklen und räthselhaften Charakter einen phantastischen Grübler und Selbstquäler gemacht, der ganz wie Jago in Shakespeare's „Othello" seine eigene Nichtswürdigkeit in langen Monologen bespiegelt. Aber Jago ist ein

Bösewicht aus Ehrgeiz und Haß, der mit überlegenem Verstande seinen Plan entwirft und durchführt; der Golo der Legende steht ausschließlich im Bann der Leidenschaft. Er denkt gar nicht daran, wie der Hebbel'sche, durch eine tollkühne Handlung, indem er auf den Thurm steigt, um die Dohlennester an dem alten Gemäuer zu zerstören, Gott zu versuchen, und in der Thatsache, daß er nicht zerschmettert herabstürzt, eine Art Rechtfertigung seiner sündhaften Liebe zu finden, er vollzieht keine Vivisection seiner Gefühle, er braucht nicht zwei alte, widerliche, hexenhafte Weiber, um bald seine Sinnlichkeit, bald seinen Haß anzufachen — er thut, was er nicht lassen kann, ohne Ueberlegung, ohne Antrieb von außen. Hebbel war der Bösewicht aus dem Uebermaß der Sinnlichkeit nicht verzwickt und großartig genug, er mußte sich in das Diabolische hinein reden und beständig den Namen Gottes unnütz oder blasphemisch im Munde führen. Aus dieser Auffassung der tragischen Hauptfigur erklärt sich das Grausliche und Spukhafte, das der Dichter in die einfache Fabel hinein gewebt hat. Der reinen, unschuldsvollen Genoveva wird ein altes Weib Margarethe gegenüber gestellt, in dem sich alle Laster des Geschlechts verkörpert haben. Sie ist eine richtige Hexe, die Teufelsspuk treibt; sie hat gebuhlt, getödtet, Liebestränke gebraut, ihr Kind ertränkt. Als fromme Pilgerin tritt sie vor Genoveva und weissagt ihr aus der Hand, daß sie bald Wittwe und danach Königin werden würde. Als Genoveva sich entrüstet und verletzt von ihr abwendet — was vermuthlich jede Frau thun würde, der das Gleiche begegnete, auch ohne eine Heilige zu sein — schwört ihr die Hexe Rache: ihre Bosheit erträgt solche Tugend nicht. Sie ist es, die das Feuer in Golo's Brust anschürt, ihm den Rath einflüstert, Genoveva als Ehebrecherin vor den Knechten anzuklagen und diese durch den Augenschein, indem er dem Drago heißt, sich hinter dem Bette der Pfalzgräfin zu verstecken, von ihrer Schuld zu überführen, die gefangene Genoveva im Thurm mißhandelt und endlich in einem Zauberspiegel dem Pfalzgrafen die angebliche Untreue seiner Gattin zeigt. Mit der ausschweifenden Phantasie eines Hexenrichters hat Hebbel diese Gestalt gebildet und in ihr alle Greuel verdichtet, aber dadurch auch die Klarheit und die Einheit seiner Handlung zerstört: sie bewegt sich nun nicht mehr innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit, sondern wird von überirdischen und unterirdischen Mächten beeinflußt. Selbst Geistererscheinungen bleiben uns nicht erspart, und die Hexe muß den Spruch des Geistes bis auf den Buchstaben getreu erfüllen. So wenig wie diesen fratzenhaften Geschöpfen vermögen wir Genoveva und dem Pfalzgrafen näher zu treten. Die Heiligkeit Genoveva's hat etwas Kaltes und Unnahbares, und die Einfalt Siegfried's, der sich die Erzählung Golo's von der Untreue der Gräfin durch das Gaukelspiel der Hexe bestätigen läßt, streift an Blödheit. In der Naivetät der Legende haben diese Figuren, weil sie nur im Umriß gehalten sind, und nirgends der Versuch gemacht wird, ihre Handlungen psychologisch zu erklären, einen zugleich natürlichen und rührenden Schimmer; Hebbel's Absicht, sie tiefsinnig zu stimmen und symbolisch zu verklären, bringt sie um Wahrheit und Wirkung. Nur zwei Scenen in dem Trauerspiel besitzen menschlich ergreifende Züge und eine gewisse Wirklichkeit: der Abschied der beiden Gatten im ersten Act und ihre Wiederbegegnung in dem Nachspiel. Die Sage hat bekanntlich in unserer Dichtung schon vor Hebbel zwei Bearbeiter gefunden: den Maler Friedrich Müller im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in seinem Schauspiel „Golo und Genoveva" und Ludwig Tieck in seinem Trauerspiel „Leben und Tod der heiligen Genoveva" im Jahre 1800. Beide sind Hebbel in der Fülle der Gestaltung des Stoffes, in der größeren Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Figuren und in der romantisch-phantastischen Darstellung überlegen. Weder dem überquellenden Sturm und Drang Müller's noch der zauberischen Märchenhaftigkeit Tieck's kann Hebbel etwas Gleichwerthiges gegenüber stellen.

Von den drei Häuptern der modernen Dramatik, Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann und Ludwig Fulda, ist die Pforte des Schauspielhauses nur dem ersten

geöffnet worden. Im October 1893 spielte das Schauspielhaus seine phantastische Dichtung „Hannele". Vorsichtig hatte man den Titel „Hannele's Himmelfahrt" durch die Streichung der Himmelfahrt bescheidener und dem Geschmack des Publicums zugänglicher gemacht. Dennoch blieb der Erfolg aus. Für diese Mischung aus gemeiner Nothdurft des Lebens und kindlich-naiver Poesie, die ein aus dem Mysterienspielen entlehnter theatralischer Apparat verbindet, sind die Bretter des deutschen Theaters der geeignetere Schauplatz. Hier ist allmälig ein Publicum erzogen worden, das sich in seinem Kern aus den kritischen und bewundernden Anhängern der neuen Richtung zusammensetzt und durch sein entschiedenes Auftreten die schwankenden Elemente beherrscht. Die „Ibsenreife" — das Wort wurde von den Jüngern des norwegischen Dichters erfunden, die dem Publicum vorwarfen, für das Verständniß Ibsen's noch nicht reif zu sein — ist hier wenigstens so weit gediehen, daß die Zuschauer hinter Allem, was ihnen unverständlich oder alltäglich erscheint, etwas Großes, Feierliches, Symbolisches vermuthen. Dies Vermuthen, Deuten und Grübeln ist einer der Reize, die Gerhart Hauptmann's „deutsches Märchendrama: Die versunkene Glocke" in besonderem Grade besitzt. Das Stück wurde zum ersten Male am Mittwoch, den 2. December 1896, in einer stimmungsvoll-phantastischen Einrichtung mit großem Beifall aufgeführt und hat sich seitdem auf dem Repertoire und in der Gunst des Publicums erhalten. Nach der Niederlage seines Trauerspieles „Florian Geyer" gönnte Jeder dem Dichter die neue Bekräftigung seines Talentes. Auch darum, weil der Mißerfolg ihn zur Einsicht seines Wesens und zur Erkenntniß der Grenzen seiner Begabung geführt zu haben scheint. Sein Talent wurzelt in der lyrischen Stimmung und in der feinen und originellen Ausmalung des Zuständlichen. Eine bewegte dramatische Handlung darf man von ihm nicht verlangen, ebenso wenig wie die Beherrschung der Massen. Beides mag im Sinne der modernen Schule für das psychologische Drama, wenn es sich um „einsame Menschen", um die Zeichnung des verbummelten „Collegen Crampton" und das Fieber und den Tod „Hannele's" handelt, nicht nöthig sein, aber den Aufstand der deutschen Bauern oder die Noth der schlesischen Weber kann man nicht in lauter Arabesken und zersplitterten Scenen auf die Bühne bringen; hier muß, wenn überhaupt eine Wirkung erzeugt werden soll, die Lawine sich vor unseren Augen zusammenballen und donnernd und zerstörend herabstürzen. Auch in der „versunkenen Glocke" ist die Fabel überaus dünn gesponnen, aber da nur die Entwicklung und das Schicksal eines Phantasiegeschöpfes, des Glockengießers Heinrich, in Frage steht, begnügen wir uns mit seinen Reden in wohlklingenden Versen und verzichten von vornherein auf Thaten und Wirklichkeiten. Alles, was der Held des Märchendramas nämlich thut — die Kunstwerke, die er schafft — verschwindet hinter der Scene; vor uns sehen wir einen leidenden, schwärmerischen Poeten, den der Sturm jäh wechselnder Gefühle von einem Aeußersten zum Entgegengesetzten fortreißt, der sich an seinen eigenen Worten und den Platenidenwechseln auf seine Unsterblichkeit berauscht und weder in der Einsamkeit der Natur, in dem Leben und Weben mit ihren geheimnißvollen Mächten, noch im Zusammensein und Verkehr mit den Menschen Ruhe und Zufriedenheit findet. Heinrich ist in der schlesischen Landschaft ein berühmter Glockengießer. In den Thälern wie auf den Höhen erklingt sein Geläute, melodisch und herzbewegend. Jetzt hat er für eine hoch im Gebirge gelegene Kapelle eine besonders treffliche Glocke — „wie Engelschöre singt des Meisters Glocke" — gegossen. Aber bei dem Unternehmen, sie auf den ragenden Fels hinaufzuschaffen, zerbricht ein boshafter Waldschrat das Rad des Bretterwagens, auf dem sie ruht, und „die Glocke wankte, rutschte nach, noch einen Riß, noch einen Stoß, bis sie kopfüber zur Tiefe schoß." In einen Gebirgssee. Der Meister hat in dem vergeblichen Bemühen, das Unglück abzuwenden, sich schwer verletzt und bricht, in der Felswildniß verirrt, vor der Baude einer alten Kräutersammlerin zusammen. So findet ihn die Enkelin der alten Wittichen, Rautendelein, „ein elbisches Wesen", halb Mensch, halb Elfe. Sie gibt dem

Fiebernden zu trinken, und als der Pfarrer, der Schulmeister und der Barbier, die Heinrich gefolgt sind, herankommen und ihn auf einer Bahre in sein Heimathsdorf hinabtragen, wird sie von einem überwältigenden Gefühl nach ihm, nach der Menschenwelt ergriffen. Sie trennt sich von ihren bisherigen Gefährten, den Elfen, mit denen sie im Mondschein tanzte, dem Waldschrat, den sie hänselte, dem in dem Brunnen hausenden Nickelmann, mit dem sie allerlei Gespräche zwischen Tiefsinn und verliebter Neckerei führte, und eilt von den Höhen in das Dorf im Thal. Als Magd gekleidet tritt sie in Heinrich's Haus. Von seinen Wunden erschöpft, in Fieberphantasien liegt er da. Vergebens sucht sein treues Weib Magda den körperlich und geistig gebrochenen Mann aufzurichten. „Mein Werk war schlecht," klagt er, „die Glocke, die hinunterfiel, war nicht für die Höhen, nicht gemacht, den Widerschall der Gipfel aufzuwecken." Was ihr nicht glückt, gelingt dem zauberhaften Wesen Rautendelein's: sie singt den Meister in Schlaf und erfüllt ihn mit neuem Lebensmuthe. Es ist die Magie der Natur, der Drang der Leidenschaft und die Schaffenslust, die ihn aus der Enge der Niederung und der Beschränktheit seiner Verhältnisse der Elbin nach in das freie, sommerliche Waldleben und auf die Berge ziehen. Im dritten Act finden wir ihn oben bei der Baude der alten Wittichen; die Kräfte der Natur dienen ihm, Rautendelein's Liebe beseligt ihn; er schafft ein unsterbliches Werk — wenigstens versichert er es in jubelnden, phantastischen Worten dem Pfarrer, der zu ihm hinaufgepilgert ist, um ihn zu seiner Frau und seinen Kindern zurückzuführen und seine Seele zu retten. Denn er hält den Meister von einem Teufelsspuk umsponnen, und Heinrich's Reden von wunderbaren Glockenspielen und herrlichen Tempeln der Freiheit und Schönheit bestärken ihn nur in seiner Meinung. Im Streit scheiden Beide von einander. „Bald genug wird Dich der Pfeil der Reue durchbohren," sagt der Pfarrer, und Heinrich erwidert selbstbewußt darauf: „So wenig schürst er mir auch nur die Haut, als jene Glocke, die abgrundsdurstige, die hinunterfiel und unten liegt im See, je wieder klingt." Aber sie klingt wieder, wie es der Pfarrer prophezeit hat. Aus Gram über die Treulosigkeit ihres Mannes hat sich Magda in den Teich gestürzt, und so oft die Leiche die Glocke berührt, fängt sie dumpf und grauslich zu erklingen an. Bis in die Träume des Meisters hinein. Unruhig in beständiger Hast und ewig unbefriedigt arbeitet er mit Hülfe der Zwerge an seinem Werke. Das Geschaffene gefällt ihm nicht, und der Umschlag des Wetters aus dem Sommer in den Herbst erfüllt ihn mit Mißmuth und Trübsinn. Auch Rautendelein's Schmeicheleien und Liebkosungen können ihm die frühere Freudigkeit nicht wiedergeben. Zwar treibt er hinter der Scene die Dorfbewohner, die sich seiner als eines Zauberers bemächtigen wollen, gewaltsam in die Tiefe zurück, allein das Geläute der mahnenden Glocke tönt ihm im Ohre fort, seine Kinder „im bloßen Hemdchen" schweben „schemenhaft", einen schweren Krug tragend, heran. „Der Krug ist voll von den Thränen der Mutter," schluchzen sie. Den Meister übermannt es. „Ich schlage Dich, elbische Bettel," schreit er Rautendelein an. „Fort, verfluchter Geist! Fluch über mein Werk und Alles!" Mit dem Ausruf: „Gott erbarme sich meiner!" taumelt er hinab. Von der Berghöhe wieder in das Thal. Von dem Standpunkt des Uebermenschen wieder in das gemeine Menschenloos. Der November ist genaht; ein kalter Wind saust über die Berghalde. Elfen und Elementargeister flüchten in die Unterwelt. Rautendelein ist zu dem Nickelmann in den Brunnen gestiegen. Nur noch einmal taucht sie daraus auf die Bitten des sterbenden Meisters hervor, der sich mühselig, ein gebrochener Mann, die Höhe hinaufgeschleppt hat. Bei dem Aufgang der Sonne stirbt er in ihren Armen.

Die Theilnahme des Zuschauers und des Lesers an dieser Handlung, die mit ihrem fortwährenden, sich wiederholenden Auf und Ab eine gewisse Unbehilflichkeit der schaffenden Phantasie verräth, ruht im Wesentlichen in ihrem allgemein menschlichen Zuge. Da ist ein Künstler, sagen wir uns, den die Enge des Alltagslebens bedrückt, dem Frau und Kinder schwer auf Geist und Gemüth lasten, der nach dem

Mißlingen einer großen Schöpfung die Einsamkeit der Natur aufsucht, in einer plötzlichen und mächtigen Leidenschaft Kraft und Jugend wieder zu gewinnen hofft und enttäuscht, mit gebrochenen Flügeln, reumüthig wieder zurückkehrt. Die Sache ist nicht neu, aber stimmungsvoll vorgetragen; durch das symbolische Gewand, in das sie der Dichter gehüllt hat, und das durchsichtig genug ist, dem Eingeweihten allerlei Bezüge und Anspielungen auf ihn selbst zu verrathen, in das Phantastische erhoben, rührt sie immer wieder. Um so tiefer, da das Uebermenschenthum Heinrich's die gebührende Strafe erleidet und die Moral und der Pfarrer Recht behalten. Der Größenwahn und die Selbstverkennung, eine epidemische Krankheit unserer Jugend, bilden das allgemein anziehende pathologische Element in dem Charakter des Helden: Heinrich ist eine problematische Natur, die das Ungeheuerste will und in Wahrheit nur das Bescheidenste kann, ein Sommergast auf den Bergen, der im Herbst und Winter eiligst wieder in die warme Enge der Häuslichkeit flüchtet, Zwiesprache mit Elfen und Elementargeistern hält und doch im Herzen und im Ohr stets mit einer Art Heimweh das Geläut aus der Tiefe vernimmt: eine Miniatur von Faust und Manfred. Das Originelle an dem „Märchendrama" ist die Einkleidung, die Naturarabeske. Auch hier entdeckt Jeder bald Aehnlichkeiten mit den Elfen aus Shakespeare's „Sommernachtstraum" und mit den phantastischen Geschöpfen auf Böcklin's Bildern. Allein das Ganze ist doch durchdrungen von der Eigenart Gerhart Hauptmann's, die schlesische Gebirgslandschaft auf das Anschaulichste und Reizvollste geschildert. Das Waldweben umfängt uns lauschig und geheimnißvoll, mit leisem Schauer, Nickelmann und Waldschrat sind in ihrem elementarischen Gegensatz mit meisterhafter Charakterisirung durchgeführt und zu plastischen Persönlichkeiten erhoben; Rautendelein ist für meinen Geschmack zu sehr nach der Schablone der Elfen, Undinen und Melusinen gezeichnet. Zuweilen kommt in den Liedern und Versen, die diesem „elbischen Wesen" und den anderen Elfen zugetheilt sind, ein überraschend feiner und zarter Naturlaut zum Ausdruck, wie aus einem echten Märchen, ungesucht und unbewußt. Die großen Worte Heinrich's rühren mich so wenig wie den Pfarrer; öfters verstehe ich sie gar nicht, da ich nicht zu den Verstiegenen gehöre; auch der Charakter und das Schicksal des tragischen Helden gewinnen mir nur ein mäßiges Interesse ab: was mich ergreift, ist die lyrische Empfindung, der Naturssinn, der phantastische Schimmer, in dem die Dichtung erglänzt. Hierin liegt ihre Magie. Die träumerische Versonnenheit des Werkes erscheint ungleich liebenswürdiger und bedeutender als seine dramatische Kraft.

Diese Kraft, die starke theatralische Wirkung ist das erste Kennzeichen der Schauspiele Hermann Sudermann's. Nirgends eine Verschwommenheit, nirgends eine Untiefe. Der Vorwurf, die Figuren, die Voraussetzungen der Handlung, ihre Verwicklung, ihr Ausgang — Alles ist klar, greifbar und drastisch. Der Zuschauer mag mit der Motivirung, mit der Lösung der aufgeworfenen Frage nicht immer übereinstimmen, aber ihre Verständlichkeit leuchtet ein; nie entläßt uns der Dichter mit einem Zweifel über seine Absicht, nie mit jenem sentimentalischen Ausklang, in dem sich Gerhart Hauptmann gefällt. Die stärkere Gestaltungskraft, die festere Führung des Dramas, das größere technische Geschick suchen wir bei Sudermann, die feinere Detailmalerei und das reichere Gefühlsleben bei Hauptmann. Der Künstler in Sudermann ist zum guten Theil mit dem theatralischen Handwerker verletzt. Zwei seiner Arbeiten, „Das Glück im Winkel" und „Morituri", haben in zwei Theatern an vielen Abenden seit dem Beginn der diesmaligen Spielzeit dauernden Erfolg gehabt. Das Schauspiel in drei Acten „Das Glück im Winkel" stammt noch aus dem Ende der vorigen Saison. Es wurde im April 1896 zum ersten Male im Lessing-Theater bei Gelegenheit eines Gastspiels des kürzlich verstorbenen Friedrich Mitterwurzer, eines ungewöhnlich begabten, aber bizarren Schauspielers, aufgeführt, der dem Helden des Stücks, dem Freiherrn von Röcknitz, etwas anziehend und packend Leibhaftiges gab, über die

Grenzen der Bühnenwahrheit hinaus. Das „Glück im Winkel" hat wie „Heimath" den ostpreußischen Erdgeruch; beide Schauspiele entspringen aus dem Gegensatz zwischen der Beschränktheit der Zustände und dem Drang leidenschaftlicher, in die Weite und nach der Höhe strebender Naturen. Elisabeth hat aus dem reichen Hause des Freiherrn von Röcknitz, dessen gutmüthiger, beschränkter Frau sie zwei Jahre lang halb Freundin, halb Stütze war, den Rector einer Gemeinde-Mittelschule in einer Kreisstadt geheirathet, in zweiter Ehe, und ist seinen drei Kindern, einem blinden Mädchen und zwei heranwachsenden Knaben, eine vortreffliche Mutter, ihm eine kluge, verständige Genossin geworden. Wo ihm in seiner natürlichen Schüchternheit und Unsicherheit das Wort versagt, weiß sie stets das muthige und treffende zu finden. Dabei hat sie eine glückliche Hand; was sie anfaßt, gedeiht, im Hause und im Garten. In der Enge und Bescheidenheit ihrer Umgebung erscheint sie Allen noch einmal so schön und stattlich, wie eine Königin. Unwillkürlich fragt man: wie ist dieser brave, pflichttreue, aber unbedeutende Schulmeister Wiedemann zu dieser Frau gekommen? heimlich und laut. Sie gönnen uns unser Glück nicht, meint Elisabeth, doch getrost — „wenn ich es dreitausendmal gestohlen hätte, mein bißchen Glück, hier steh' ich und halte Wacht davor und breite meine Arme darüber aus, und wer daran rühren will, muß über mich hinweg". Sie ist als arme Waise vom zwölften Jahre an aus Hand in Hand bei reichen Verwandten gegangen, und die Sehnsucht nach einem eigenen Heim, nach einem stillen Winkel zur ruhigen Arbeit und Sammlung hat sie Wiedemann's Werbung annehmen lassen. Diese Erklärung mag dem neugierigen, nörgelnden und spionirenden Kreisschulinspector Orb genügen und auch in Stunden der Zufriedenheit und des stillen Genusses, wo Sorgen und Gedanken ihn nicht quälen, ihren Gatten befriedigen. Für sie selbst indessen giebt es einen verschwiegenen Grund, mächtiger als alle Gründe, die sie vorbringt. Indem sie Wiedemann's Hand ergriff, hat sie sich vor der Leidenschaft ihres Herzens, vor dem Sturz in den Abgrund gerettet. Um nicht Röcknitzens Geliebte zu werden, ist sie die Frau des Rectors geworden. Sie glaubt sich jetzt in ihrer Entsagung und Selbstüberwindung sicher; das Verhältniß zwischen ihr und Bettine von Röcknitz, zwischen dem Freiherrn und ihrem Manne, der in seiner Jugend Röcknitzens Lehrer gewesen, hat sich durch die Entfernung und die Zeit gelockert. Da wird ihr Glück und ihre Tugend auf eine harte Probe gestellt. Der Pferdemarkt in der Kreisstadt führt auch den Freiherrn und seine Gattin dorthin. Da alle Gasthäuser besetzt sind, muß Elisabeth sie in ihrem Hause aufnehmen. Bei ihrem Anblick lodert das alte Feuer in Röcknitzens Brust wieder lichterloh auf. Er ist ein vollsaftiger, rücksichtsloser Lebemensch, immer in Geschäften und Plänen — „weiß der Deibel, ich bin so'n Kerl, mir glückt Alles" — nicht ohne großen Sinn, aber zugleich mit einem starken Stich in das Brutale. Seine Leidenschaft für Elisabeth entbehrt nicht völlig des edleren, geistigen Elements; der Gegensatz ihrer begabteren, schwungvolleren Natur zu der schläfrigen Gelassenheit seiner Frau thut es ihm ebenso sehr an wie ihre Schönheit, die seine Sinnlichkeit reizt. Beide scheinen für einander bestimmt zu sein. Von allen Frauen hättest Du am besten für ihn gepaßt, sagt Bettine zu Elisabeth. Wie richtig sie gesehen, zeigt sich in der Unterredung, die Röcknitz mit Elisabeth im zweiten Act herbeizuführen weiß. Dem Rector hat er den Vorschlag gemacht, die Schulmeisterstelle aufzugeben und als Verwalter auf das freiherrliche Gut zu ziehen, und ihn bald dafür gewonnen. Elisabeth durchschaut sogleich die geheime Absicht des Plans: Röcknitz will sie wieder in seiner Nähe, unter den Einfluß seines dämonischen Willens haben. Und dieser Wille und die Reden, Einflüsterungen und Betheuerungen, in denen sich Ueberschwang und Cynismus verbinden, entreißen der Frau, die wir im ersten Act so ruhig und selbstbewußt gesehen, das Geständniß ihrer Liebe und treiben sie in seine Arme. Die Gewalt der Sinnlichkeit ist eben übermächtiger als der bedächtige Vorsatz des Verstandes. „So sieht er aus!" ruft sie verzückt an seiner Brust ruhend aus. „So hab' ich ihn. Einmal! Einmal!"

Zwischen dem zweiten und dritten Act verfliegt allmälig der Rausch; langsam kehrt der in ihrem Gefühl verwirrten, in sich uneinigen Frau die Ueberlegung zurück. Sie findet keinen andern Ausweg aus der tragischen Verstrickung, keine andere Sühne ihrer Schuld als den Tod. In der Nacht wird sie ohne Abschied und Erklärung das Haus verlassen und sich in den Teich stürzen. Aber zu ihrem Staunen und Schrecken trifft sie in dem Gemach, durch das sie gehen muß, ihren Mann. Der Lehrer Dangel, der in das blinde Lenchen verliebt ist, hat ihn von der Unrast und dem seltsamen Betragen Elisabeth's unterrichtet, und der Rector erwartet sie, auf das Schlimmste gefaßt. Es kommt zur ersten, innigeren und tieferen Aussprache zwischen Beiden. „Ich hab' mich ihm an den Hals geworfen," gesteht sie. „Mit diesem Makel auf der Seele kann ich nicht unter Euch leben." Und der Rector darauf: „Als ich Dich in jener Nacht so trostlos im Schloßgarten fand, da glaubt' ich, Du wärest verlassen von irgend einem da in Deiner Welt. Trotzdem ich schwer darunter gelitten hab', hab' ich's Dich jemals fühlen lassen?" Gerührt schmiegt sie sich an ihn: „Mir ist, als seh' ich Dich heut' zum ersten Mal!" Das Schauspiel, wie man aus diesem Umriß sieht, hat weder die Tiefe noch die Bedeutung des Dramas „Heimath". Außer der Gestalt des Freiherrn haben die anderen keinen frischeren, modernen Zug. Etwas Stickiges und Dumpfiges liegt über dem Ganzen. Alles Leben geht von Röcknitz aus. Daher halten wir die Lösung nicht für endgültig, die Vereinigung der beiden Gatten nicht für dauernd. Die Sehnsucht nach dem Einzigen wird in Elisabeth wieder erwachen. Wenn das Brutale in ihm sie nicht das erste Mal mit Widerwillen erfüllte, warum sollte es bei einer zweiten Versuchung diese Wirkung ausüben? Was Röcknitz gestern geglückt, kann ihm morgen wieder glücken. Alles hängt von der Gelegenheit und der Nervenerregung Elisabeth's ab. Die Führung der Fabel zeigt den erfahrenen Praktiker. Aus schlichten, idyllischen Scenen, die mit Behagen das Zuständliche schildern, wächst sie zu einem dramatischen Conflict auf.

Die unter dem Namen „Morituri" vereinten drei Stücke gelangten am 3. October 1896 zur ersten Aufführung im Deutschen Theater. Jedes besteht nur aus einem Acte. Der Gedanke, tragische Gestalten, die unrettbar dem Tode verfallen sind, in ihren letzten Lebensstunden darzustellen, gelangt in den beiden Dramen „Teja" und „Fritzchen" zum vollen und ergreifenden Ausdruck; in dem letzten „Spiel" — „Das Ewig-Männliche" — ist er in das Komische gewandt und verwischt. Die künstlerisch hervorragendste Gabe ist das zweite Stück. Ein junger Lieutenant Fritz von Drosse ist bei einem Stelldichein von dem beleidigten Gatten ertappt und mit der Peitsche aus dem Hause gejagt worden. Natürlich hat er den brutalen Rächer seiner Ehre gefordert, aber es ist zweifelhaft, ob dieser sich seiner Kugel stellen, ob der Ehrenrath ihm das Duell bewilligen wird. Selbstmord oder Zweikampf — ein Drittes giebt es nicht für ihn. Er ist auf das Gut seiner Eltern, das in der Nähe des Garnisonortes liegt, hinausgeritten, sie zum letzten Male zu sehen — sie und die junge Verwandte, die bei ihnen als Stütze der herzkranken Mutter lebt. Ein Kamerad bringt ihm dorthin die Nachricht, daß der Ehrenrath das Duell zugegeben hat, daß Alles dafür festgesetzt ist: Kugelwechsel, bis einer der Kämpfer gefallen ist. In einer ergreifenden Aussprache zwischen Vater und Sohn kommt mit den Einzelheiten dieser Geschichte plötzlich auch die tragische Schuld des Vaters zu Tage. Ein Lebemann im weitesten Sinne, hat er den Sohn ausgelacht und verhöhnt, der mit einundzwanzig Jahren in „blöder Jugendeselei" seine Cousine heirathen will. „Ich habe gegen Agnes gar nichts; sie wird eine ausgezeichnete Frau von Drosse werden, aber zuerst, mein Junge, lerne die Weiber kennen, erlebe was — und dann komm' wieder." Fritz hat den Rath des Vaters befolgt, er hat etwas erlebt — und kommt nun wieder. Wenige Stunden vor seinem Tode. Der eigene Vater, dem das feine, zarte Muttersöhnchen nicht resolut und wild genug war, hat ihn in den Tod getrieben. Der Mutter bleibt verborgen, welch' Geschäft den Sohn herbeigeführt, daß es einen

Abschied für immer gilt; sie freut sich nur seiner Anwesenheit, so kurz sie ist. „Geh durch den Park," sagt sie zu ihm bei seinem Aufbruch, „da seh' ich Dich länger." Agnes ist von einer düsteren Ahnung bedrückt, ohne einen bestimmten Grund für ihre Angst zu haben, ohne ihr Ausdruck zu geben, bis der Major ihr zuflüstert: „Nimm Abschied von ihm; Du siehst ihn nicht mehr wieder." „Ich werd' Dich immer lieb haben, Fritz!" sagt sie dann zu ihm, jeden lauten Ausbruch des Gefühls heroisch unterdrückend, um die leidende Mutter nicht zu erschrecken. Noch erschütternder als der Vorgang an sich wirkt die in der Vergangenheit liegende Verschuldung des Vaters. Schwerer als den Sohn trifft ihn die moralische Verantwortung. Der Tod des einzigen Sohnes wird auf seinem Gewissen lasten. Die vortreffliche Charakteristik der vier Hauptpersonen und der schwülen, über dem Ganzen schwebenden Stimmung vereinigen sich, eine echt tragische Stimmung in Furcht wie in Mitleid hervorzubringen. Hier ist mit den bescheidensten Mitteln das Höchste erreicht, aus den schlichtesten Alltagsvorfällen, unter Durchschnittsmenschen, von denen keiner auch nur einen Ansatz zum Helden hat, eine Tragödie entwickelt, durchaus modern in ihren Motiven und Formen und zugleich Allen verständlich, von allgemein menschlicher Bedeutung. Hinter dem literarischen Werth dieses Meisterwerks bleiben die beiden anderen Stücke zurück. „Teja" ist eine Art historischer Studie. Die Nacht vor dem entscheidenden Kampfe, den die Gothen am Fuße des Vesuvs dem byzantinischen Heere unter Narses lieferten, wird in einer Reihe von Scenen geschildert, deren bedeutendste und anziehendste das erste und letzte Gespräch zwischen dem König Teja und seiner ihm eben angetrauten Gattin Balthilda ist. Das Ganze setzt zum vollen Verständniß, wenn nicht die Kenntniß des historischen Berichts über die letzten Kämpfe zwischen den Gothen und den Byzantinern, so doch die Lectüre des Dahn'schen Romans „Ein Kampf um Rom" voraus. Der Vorwurf ist dabei mehr epischer als dramatischer Natur. Um die Niederlage eines Häufleins tapferer Krieger, die sich vor dreizehnhundert Jahren ereignet hat, für uns so unmittelbar wirklich und lebenswahr zu machen, wie das Schicksal „Fritzchen's", hätte es einer breiteren Ausführung und vor Allem innerhalb des Gothenlagers eines tragischen Conflictes, einer dramatischen Steigerung nicht nur der äußeren Umstände, sondern der Gefühle, Gegensätze und Leidenschaften bedurft. „Das Ewig-Männliche" ist eine Satire in Versen mit einem Stich in das Cynische. Eine kokette Königin, äußerlich wie innerlich aus dem Barockstil, in reiferen Jahren, treibt ihr verführerisches Spiel mit dem Maler, der eben ihr Bild vollendet, bis ihm Geduld und Sinne vergehen und er sie küssen will. In diesem Augenblick tritt der Marschall, der bis dahin unter den Hofleuten für den begünstigten Liebhaber der Fürstin gegolten hat, in das Gemach. „Euch übergeb' ich diesen Frechen, thut mit ihm, was ihm gebührt," ruft sie dem Eintretenden zu und rauscht davon. Der Marschall fordert den Maler zum Zweikampf, aber dieser weiß ihn durch kluge Rede von der Tollheit, das Leben eines koketten und wetterwendischen Weibes wegen auf das Spiel zu setzen, allmälig zu überzeugen. Um die Königin auf die Probe zu stellen, kreuzen sie die Degen; der Marschall fällt wie todt zu Boden. Die Hofleute bewundern den tapferen Maler, die Königin nennt ihn den David, der den großen Goliath bezwungen, und hält dem Todten eine wenig schmeichelhafte Nachrede, bis der Marschall laut lachend aufsteht. Der schöne Jean, der Kammerdiener, bringt darauf den beiden Missethätern den Befehl, den Hof zu verlassen; er wird fortan, wie der Maler spottet, „am Hofe, wo wir Männer nun verpönt, das Ewig-Männliche stolz vertreten". Das lustige Stück, dem es an allerlei ironischen Spitzen nicht fehlt, steckt für meinen Geschmack zu sehr im Allegorischen, um frei und natürlich zu wirken; es sind stilisirte Menschen, die sich darin bewegen.

Auch der neuesten Schöpfung Ibsen's sind wir auf der Bühne des Deutschen Theaters begegnet. Der Director Dr. Brahm ist ein zu großer Bewunderer des norwegischen Dichters, um dem Publicum auch nur eine von dessen Arbeiten vor-

zuenthalten, selbst wenn er sich einen geringen Erfolg von der Aufführung verspricht. Von Kopenhagen und Christiania abgesehen, ist darum Berlin die Ibsen-eifrigste Stadt in Europa. In Paris sind die Versuche, für Ibsen, über den engen Kreis der jüngeren Literatur hinaus, ein wirkliches Publicum zu gewinnen, noch immer gescheitert. Im Vergleich zu den Schauspielen „Hedda Gabler" — „Baumeister Solneß" — „Klein Eyolf" ist das neue Drama Henrik Ibsen's, „John Gabriel Borkman", in vier Aufzügen, das zum ersten Male am Freitag, den 29. Januar 1897, gespielt wurde, auch für diejenigen Zuschauer, die noch nicht „Ibsen-reif" sind, noch einmal so verständlich und durchsichtig. Ohne eine gewisse Geheimnißkrämerei und Symbolik geht es freilich nicht ab, allein im Großen und Ganzen kommt doch das Einmaleins zu seinem Rechte. Auch das moralische. In einem Briefe an Georg Brandes hat Ibsen erklärt: „Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. An wie Vielem sind wir im Grunde festzuhalten verpflichtet? Wer bürgt mir dafür, daß zwei mal zwei nicht droben auf dem Jupiter fünf macht?" Dieser Möglichkeit gegenüber freut sich der gesunde Menschenverstand, in „John Gabriel Borkman" mit bekannten Größen rechnen zu dürfen. Unsere Anschauungen und Begriffe werden nicht plötzlich durch Jupiter-Vorstellungen durchkreuzt und verwirrt. Das neue Schauspiel ist ein düsteres Seelengemälde; statt der Entwicklung der Charaktere gibt es eine Enthüllung der Vergangenheit. Es ist der Schlußact des verfehlten und verdorbenen Lebens dreier Menschen. Verdorben durch den Größenwahnsinn und die ehrgeizige Tollheit eines Uebermenschen, der sich berufen glaubt, alle unterirdischen Schätze an das Licht zu bringen und dadurch über Millionen Menschen Glück auszustreuen. John Gabriel Borkman, der Sohn eines Bergmanns, ursprünglich eine Grubennatur, die sich in die Höhe empor gearbeitet, ist Unternehmer und Speculant, eine Art norwegischer Lesseps im verwegensten Sinne. Durch die Freundschaft und Unterstützung eines Advocaten hat er die Stelle eines Bankdirectors erhalten, ist in betrügerischen Concurs gerathen und hat die ihm anvertrauten Gelder angegriffen. Alles in Folge maßloser Verschwendung und abenteuerlicher Speculationen. Nach dreijähriger Untersuchungshaft hat er seine Betrügereien mit fünf Jahren Zuchthaus gebüßt. Seit acht Jahren wartet er nun in dem großen Saal eines alten Gutshofes in der Nähe der Hauptstadt darauf, daß die Menschen bittend zu ihm kommen: er möge wieder die Leitung der Bank übernehmen, da sie ohne ihn nicht fertig würden. Ruhelos geht er in dem Saal auf und nieder; wenn es an die Thür klopft, nimmt er eine heroische Stellung und Gebärde an, denn er bildet sich ein, die Deputation stehe vor der Thür. „Mir ist zu Muthe wie einem Napoleon, den sie zum Krüppel geschossen in seiner ersten Feldschlacht," sagt er seinem alten Schulfreunde Foldal, dem Einzigen, der ihn des Abends zuweilen besucht. Das Haus hat er in diesen acht Jahren nicht verlassen, auch nicht in der Dunkelheit. Seine Frau, die unter ihm im Erdgeschoß wohnt, unterhält keinen Verkehr mit ihm. Für sie ist er der Zuchthäusler, der sie und ihr Kind in Armuth und Schande gestürzt hat: sie sieht ihn weder, noch redet sie mit ihm; sie hört nur seine Schritte über sich: „Manchmal kommt es mir vor, als hätte ich einen kranken Wolf im Käfig droben im Saal." An einem Abend — eben werden die Lampen angezündet — erscheint unerwartet und unerwünscht Fräulein Ella Rentheim in diesem Unglückshause. Ella und Gunhild sind Zwillingsschwestern, von bitterster Eifersucht gegen einander erfüllt, denn in ihrer Jugend liebten Beide leidenschaftlich John Gabriel Borkman. Obgleich er Ella liebte, hat er doch die Schwester zur Frau genommen, weil er wußte, daß sein Freund, der Advocat, Ella zur Frau begehrte. Sie war für ihn eine kostbare Waare, die er um theuren Preis loszuschlagen, mit der er sich den Beistand jenes Mannes für immer zu erkaufen gedachte. Ella aber ist auf seinen Plan nicht eingegangen; sie hat die Werbung des Advocaten zurückgewiesen. Ihrer Weigerung schreibt Borkman darum seinen Sturz zu. Um sich zu rächen, hat der Advocat alle Listen, Ränke und Be-

trügereien Borkman's an die Oeffentlichkeit gebracht. Ella ihrerseits nennt Borkman einen Mörder: „Du hast das Liebesleben in mir getödtet. Die Bibel redet von einer geheimnißvollen Sünde, für die es keine Vergebung giebt. Diese Sünde begeht man, wenn man das Liebesleben tödtet in einem Menschen." Als Borkman bei seinem Börsenspiel sich an den Einlagen der Bank vergriff, rührte er Ella's Vermögen nicht an. So ist sie in dem allgemeinen Zusammenbruch reich geblieben. Ihr gehört der Gutshof, auf dem die Borkman's leben. Auf ihre Kosten studirt Beider Sohn, Erhard, in der Hauptstadt. Sie hat ihn während seiner Jugendjahre in ihrem Hause erzogen: „Ich wollte ihm den Weg erleichtern, daß er ein glücklicher Mensch würde in dieser Welt." Jetzt hat sie die Sehnsucht nach längerer Trennung zu ihm getrieben: sie leidet an einer gefährlichen Krankheit, und die Aerzte, die sie um Rath befragt, haben ihr keine Hoffnung auf ein langes Leben gelassen. Sie möchte den Jüngling wieder zu sich nehmen, ihn adoptiren; er soll ihren Namen Rentheim führen und ihr Vermögen erben. Borkman, den das Schuldbewußtsein ihr gegenüber drückt, widerspricht nicht: „Ich werde der Mann sein, meinen Namen allein zu tragen." Um so heftiger weigert sich Gunhild, der verhaßten Schwester den Sohn auszuliefern. Sie hat große Dinge mit ihm vor. Er soll den Namen Borkman durch große und gute Thaten wieder zu Ehren bringen, nicht von dem Betrüger John Gabriel, nur von dem Freund und Wohlthäter der Menschen, Erhard Borkman, soll künftig in Norwegen die Rede sein. Das ist die Mission, zu der sie ihn erzogen hat. Wie einst um den Vater werden die beiden Frauen um den Sohn kämpfen. Sie haben sich Beide verrechnet; in Erhard's Leben ist seit einiger Zeit eine Frau getreten, eine geschiedene, verführerische Frau Fanny Wilton, die in seinem Herzen Mutter und Tante ausgestochen hat. Ich will leben und genießen, erklärt er, heraus aus der Stubenluft! Er mag weder von der Mission der Mutter, noch von dem Stillleben bei der Tante oder der Arbeit mit dem Vater etwas hören. Noch diese Nacht wird er mit Fanny Wilton nach Süden reisen. Als Dritte nehmen sie Foldal's fünfzehnjähriges Töchterchen mit sich, die draußen zur Klaviervirtuosin ausgebildet werden soll — „und damit der arme Mensch doch etwas in der Hinterhand hat," meint Frau Fanny, „wenn er mit mir und ich mit ihm fertig bin". Arm in Arm verlassen sie das Haus und fahren im Schlitten mit klingendem Geläut davon. Da hält es auch Borkman nicht länger; er ergreift Hut und Mantel und stürmt in die kalte Winternacht hinaus, eine bei dem Hofe gelegene tannenbestandene Anhöhe hinauf, Ella ihm nach. Er phantasirt sich in seinen Allmachts- und Allbeglückstraum hinein; die Geister des Goldes fordern ihn auf, sie aus der Finsterniß in den unterirdischen Klüften zu befreien. „Niemals wirst Du den Siegeseinzug halten in dein kaltes, dunkles Reich," erwidert ihm Ella, „denn Du hast das Liebesleben in dem Weibe ertödtet, das Dich liebte, und das Du wieder liebtest." Borkman sinkt zusammen: „Es war eine Eishand, die mich ums Herz packte — nein, keine Eishand, — eine Erzhand war es!" und ist todt. Ueber der Leiche reichen sich Ella und Gunhild, welche die Angst endlich auch aus dem Hause getrieben hat, die Hände. „Wir zwei Schatten über ihm, dem Todten."

Mit seinen wunderlichen Voraussetzungen, deren bedenklichste die achtjährige, vollständige Unthätigkeit und Apathie eines von Ehrgeiz erfüllten, in phantastischen Hoffnungen schwelgenden Mannes ist, macht das Ganze einen zugleich frostigen und ausgeklügelten Eindruck. Die Figuren sind Schatten und Schemen, nicht Menschen von Fleisch und Blut. Selbst Fanny Wilton und der Student Erhard erscheinen, wie sehr sie auch ihre Lebenslust und Vorurtheilslosigkeit betonen, nicht als freie Persönlichkeiten, sondern als die symbolisirten Gegensätze Ella's und Gunhild's. Die einzige Gestalt, in der sich die bildende Kraft Ibsen's, sein Wirklichkeitssinn und seine bewunderungswürdige Kleinmalerei offenbart, ist der Kanzleischreiber Foldal, ein schmächtiger, gebrechlicher Mann, der es im Leben zu keinem Erfolge gebracht hat, aber mit einem gütigen Herzen und dem Hochgefühl, ein Dichter zu

sein, begabt ist. Bei allem häuslichen Jammer, den ihm Frau und Kinder bereiten, feilt er unausgesetzt an einem Trauerspiel, das er in der Jugend begonnen hat. Als er des Abends zu Borkman kommt, hat er es in der Mappe bei sich, um dem Freund einen Act daraus vorzulesen. Seine geringen Ersparnisse hat er bei dem Zusammenbruch der Bank eingebüßt, aber er grollt Borkman darüber nicht. Nach wie vor glaubt er an die Unschuld und Größe des Freundes, daß ihnen Beiden das Glück wieder leuchten werde. Erst als Borkman seine dichterischen Phantasien schnöde zurückweist und seinen Dichterberuf anzweifelt, wird er irre an ihm. Beide sagen sich nun harte Wahrheiten und trennen sich. Scheinbar auf Nimmerwiedersehen. Aber den guten Foldal hält es nicht lange zu Hause. Noch in später Stunde kehrt er zu dem Freunde zurück, hinkend; ein Schlitten hat ihn überfahren. Er will dem Freunde seine Freude mittheilen: seine Tochter hat ihm geschrieben, daß sie morgen mit Frau Wilton und ihrem Klavierlehrer nach dem Süden abreisen würde. Er möchte noch so gerne Abschied von ihr nehmen und ihr Glück wünschen. „Sie ist schon auf und davon," sagt ihm Borkman spöttisch, „ihr Schlitten ist über Dich weggefahren." „In dem kostbaren Schlitten mit den silbernen Schellen saß sie?" ruft Foldal zwischen Rührung und Entzücken: „Da hat sich mein bißchen Dichtergabe bei Frida in Musik umgesetzt. Da bin ich denn doch nicht umsonst Dichter gewesen. Denn jetzt darf sie in die große, weite Welt hinaus, von der mir einstmals so herrlich träumte. Im geschlossenen Schlitten, mit Silberschellen daran, darf die kleine Frida sich auf den Weg machen!" Wie ist das rührend, einfältig und wahr! Solchen lebendigen Zügen gegenüber fällt das Unnatürliche, Verstiegene und Allegorische der übrigen Figuren um so empfindlicher auf.

Von „John Gabriel Borkman" zu dem „Sohn des Kalifen", von Ibsen zu Ludwig Fulda ist der Uebergang aus einer düsteren in eine lichte Sphäre. Alles ist verändert, die Lebensanschauung, das Stoffliche, die Stimmung; das halb verzerrte Bild einer unerfreulichen Wirklichkeit hat der Fata Morgana des Märchens den Platz geräumt. Von unseren modernen Dramatikern ist Ludwig Fulda der liebenswürdigste, der am zartesten empfindende. Die Sehnsucht nach dem „verlorenen Paradiese", der Unschuld, der Zufriedenheit, der Kunst um der Kunst willen ist in ihm am lebendigsten. Wenn er sich in der Schilderung des Häßlichen und Niedrigen einmal versucht, wie in dem Schauspiel „Die Sklavin", fühlt man bald das Unbehagen heraus, das ihn selbst beschleicht. Bei der humoristischen und phantastischen Anlage seines Talentes glückt ihm die Gestaltung eines freien, von der unmittelbaren Wirklichkeit unabhängigen Stoffes am besten. „Der Talisman" ist darum bis jetzt sein großer Wurf geblieben. Aber auch in den Gesellschaftsschauspielen „Die wilde Jagd" — „Die Kameraden" — „Robinson's Eiland" übertrifft die Schilderung und Entwicklung der phantastischen Elemente durch Frische und Ursprünglichkeit die schablonenhafte Wiedergabe des modernen Lebens in dem beliebten Photographenstil. Mit oder ohne Retouche. Ludwig Fulda's neues Märchenschauspiel „Der Sohn des Kalifen", das am Sonnabend, den 27. Februar, im Deutschen Theater zur ersten Aufführung gelangte, theilt mit dem „Talisman" Stimmung und Tendenz. Wir sind in der Stadt der arabischen Märchen, in Bagdad, unter Abenteuern und Wundern; wieder ist die Erziehung eines Fürsten das Problem, das den Dichter beschäftigt. Im „Talisman" ist es das unsichtbare Gewand, das in den Verwicklungen des Zufalls aus einem jähzornigen, sich über Alles erhaben dünkenden Tyrannen einen menschlichen und gerechten Fürsten macht; der „Sohn des Kalifen", Prinz Assad, ein leidenschaftlicher, egoistischer, junger Herr, der Bagdad für den Tummelplatz seines Vergnügens und die Menschen für das Spielzeug seiner Launen hält, verfällt dem Fluche eines Derwisches. Ueber die Hartherzigkeit und Grausamkeit des Prinzen ergrimmt, verwünscht der Alte, der etwas an Hamerling's „Ahasver" erinnert, ihn: er soll fortan die Leiden, die er den Andern anthut, der Menschheit ganzen Jammer an und in sich selbst erfahren. Durch eine Reihe leichter und schwerer Prüfungen

gelangt der Jüngling zu der Einsicht, daß er trotz seiner Würde nur ein Mensch wie die Anderen ist. Die schöne Menschlichkeit erscheint ihm nun als höchste Tugend eines Fürsten: er liebt eine Sklavin und möchte sein eigenes Leben für sie hingeben. Der fein und sauber ausgearbeiteten, an humoristischen und phantastischen Zügen reichen Dichtung fehlt zur nachhaltigeren Wirkung das Ueberraschende und Ursprüngliche, das der „Talisman" in dem Motiv des Andersen'schen Märchens besaß. An einem solchen starken und naiven Motiv, das Jung und Alt gleich ergötzt und fesselt, gebricht es dem neuen Drama. Der Fluch und die Verwünschung des Derwisches haben etwas Künstliches; halb gehören sie in das Gebiet der Zauberei, halb in das der Psychologie. Der Prinz empfindet nicht nur den physischen Schmerz am eigenen Leibe, den er Anderen zufügt, sondern auch den moralischen bei dem Anblick des Leidens. Ein Trübsinn, der sich bis zur Verzweiflung steigert, entwickelt sich in ihm; kein Arzt vermag ihm zu helfen. Sein Vater will ihm das Reich überlassen, aber wie kann er, der jeden Schmerz nachfühlt, der Herrscher eines großen Reiches sein? Der Tod Morgianens, einer schönen Fürstentochter, deren Stamm er vernichtet, die er als Beute heimgeführt, die er geliebt und dann verstoßen, wirft ihn ganz zu Boden: der Todesschmerz ergreift ihn. „Kann sie Niemand zum Leben erwecken?" ruft er. Da erscheint der Derwisch wieder. „Sie wird erwachen," antwortet er auf seinen Ruf, „wenn Du Dein Leben hingibst für das ihre." Morgiane erhebt sich von der Bahre aus ihrer Erstarrung, und Assad braucht nicht zu sterben, denn, wie der Derwisch erklärt, hat er den Tod schon erduldet: „Der, der Du warest, starb." Fortan wird Assad mit Morgianen vereint glücklich über Glückliche herrschen; nach seinem Tode soll das Volk von ihm sagen: „Er hat in unserer Herzen Grund gelesen, kein menschlich Leiden ist ihm fremd gewesen, und unsere Freude hat ihn mit beglückt." Die Tendenz des Dichters gelangt in der klug geführten, mehr didaktischen als dramatischen Handlung zu einem überzeugenden Ausdruck. Das Ganze bleibt darum zu sehr im Schattenspiel stecken und bewegt uns niemals stärker in Furcht oder Mitleid. Dies könnte nur geschehen, wenn Assad, der Uebermensch, nicht durch einen Zauberfluch, sondern auf natürlichem Wege zur Erkenntniß des Schmerzes, zum Mitgefühl und Wohlthun geführt würde.

Unter den Darbietungen des Berliner Theaters, das unter der tüchtigen Leitung des Directors Prasch seinen Ruf und sein Publicum aus Barnay's Zeit zusammenhält und vermehrt, nahm Ernst von Wildenbruch's Trauerspiel in fünf Acten „Kaiser Heinrich" die erste Stelle ein. Nach seiner Bedeutung und in der Theilnahme, mit der seiner Aufführung entgegen gesehen wurde. Das Trauerspiel bildet bekanntlich den zweiten Theil der Dichtung „Heinrich und Heinrich's Geschlecht" und sollte ursprünglich unmittelbar als „zweiter Abend" auf den „König Heinrich" folgen. Der außerordentliche Erfolg des ersten Stückes und theatralische Erwägungen ließen es räthlich erscheinen, den zweiten Theil bis jetzt hinaus zu schieben. „König Heinrich" wurde am 22. Januar 1896 zum ersten Male gespielt; „Kaiser Heinrich" kam erst Dienstag, den 1. December, zur ersten Aufführung. Vor dem zweiten Theil der Dichtung hat der erste den Vorzug größerer Klarheit und Durchsichtigkeit voraus. Die beiden Gegenspieler Heinrich IV. und Gregor VII. heben sich scharf von einander ab und stehen sich in gleich menschlicher Größe, Einheitlichkeit des Charakters und welthistorischer Berechtigung gegenüber, so daß sie von Anfang bis zum Ende unsere Sympathie gewinnen und festhalten. Im Mittelpunkt des zweiten Theiles steht dagegen ein gemischter Charakter, in dem die abstoßenden Eigenschaften sich stärker hervordrängen, als die anziehenden, dessen Handlungen in allen Acten mehr Widerspruch als Zustimmung finden. Prinz Heinrich, der zweite Sohn Kaiser Heinrich's IV., ist in tiefster Seele empört und gedemüthigt über die unwürdige Stellung seines Vaters, in die ihn der Fluch des Papstes und die eigene Langmuth versetzt haben. Er ist ganz erfüllt von dem Kaisergedanken und darin aufgegangen. Er spottet

über den Schwamm in der Brust des alten Kaisers, die Herzensgüte und Milde, die jede energische That lähmt, und sinnt, wie er es dem großen Rechenmeister in Rom an List und Klugheit gleichthun könnte. Mit grimmem Haß verfolgt er die zweite Frau seines Vaters, Praxedis, wegen ihrer Lieblosigkeit gegen ihren Gatten und ihrer unköniglichen, der Kirche zugewandten Gesinnung. Mit Verachtung sieht er auf seinen mönchisch-frommen erstgeborenen Bruder Konrad herab. Die Entwicklung dieses eigenthümlichen Charakters, in dem Ehrgeiz, Ichsucht und Gewaltthat mit dem höheren Gedanken, das Kaiserthum wieder zur alten Hoheit und Herrlichkeit zu erheben, sich verschmelzen, vollzieht sich in einer Reihe mächtiger Bilder in beständiger Steigerung in den drei ersten Acten. Sie sind der Triumph der Wildenbruch'schen Kunst, sowohl in der Bewältigung des historisch Stofflichen wie in der Durchführung einer Gestalt, die innerlich und äußerlich von dem verbitterten und boshaften Knaben zu dem gebieterischen, unnahbaren Kaiser vor uns aufwächst. Die historisch überlieferten Züge Heinrich's V., seine Verschlagenheit und Gewaltthätigkeit, der brennende Ehrgeiz, der ihn, scheinbar als Werkzeug der Fürsten und der Kirche, zum Aufruhr gegen seinen Vater treibt, sind hier mit einer Fülle individuellen Lebens durchtränkt. Vortrefflich, wie im ersten Stück, ist die Zusammendrängung und Verdichtung der Begebenheiten. In einem einsam gelegenen Schloß am Nordrande des Gardasees haust der alte Kaiser. Er scheint der Welt Valet gesagt zu haben und lebt nur noch im engsten Kreise, still vor sich hinbrütend oder auf der Jagd. Auf Allen lastet bewußt und unbewußt der Bann. Konrad hat draußen einen Trupp Kreuzfahrer, die auf dem Zuge nach dem heiligen Lande begriffen sind, getroffen und führt sie in die Burg, um sie mit Speise und Trank zu laben. Aber sie weigern, Brot und Wein zu nehmen, als sie erfahren, in wessen Hause sie sind und der gebannte Kaiser unter sie tritt. In leidenschaftlichster Weise brechen die Gegensätze aus. Konrad und Praxedis verlassen den Kaiser. Seinem Bruder tritt Konrad sein Erstgeburtsrecht und seine Krone ab gegen Heinrich's Schwur und Versprechen, den Vater zu ehren, zu lieben und zu schützen. Im zweiten Act ist der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt; er will das Pfingstfest in Regensburg begehen. So sehr ihn Bauern und Bürger lieben, so verhaßt ist er dem Adel. Die Edelleute nennen ihn den Kaiser der Bauern und Juden. Auf den jungen König Heinrich setzen sie ihre Hoffnung. Vor ihm spielen sie in übermüthiger Laune und zorniger Erregung eine Posse, das Drei-Stände-Spiel, in dem Bauern, Bürger und Juden dem vertrottelten Kaiser huldigen und von ihm geliebkost und bereichert werden, während der Edelmann, höhnisch zurückgewiesen, leer davongehen muß. Unter wildem Gelächter verbirgt Heinrich die Wuth seines Herzens. Diesen Augenblick benutzt der Erzbischof Ruthart von Mainz, um ihn noch mehr gegen den Vater zu reizen. „Aber was kann, was darf ich gegen ihn unternehmen?" fragt der Prinz. „Der Eid, den ich Konrad geleistet, bindet mich." „Von diesem Eide löst Dich der Papst," entgegnet der Erzbischof. Die Gelegenheit zum Handeln bietet sich bald. Vor dem kaiserlichen Gericht werden Bauern, die angeklagt waren, einen Adeligen in dem Walde bei ihrem Dorfe erschlagen zu haben, als unschuldig befunden und von dem Kaiser freigesprochen. Darüber Lärm und Aufruhr bei den Edelleuten. Der Kaiser, von der Masse der Bauern und Bürger unterstützt, kann die Empörer mit einem Wink vernichten, aber in der Güte seines Herzens gebietet er Frieden und zieht mit der Jugend nach der Festwiese an der Donau. Diese unkönigliche Schwäche beseitigt den letzten Rest von Unentschlossenheit bei dem Prinzen. Er stellt sich an die Spitze der Ritter, die hinausstürmen, ihre Waffen zu holen und den Kaiser gefangen zu nehmen. Bis über den Rhein verfolgen sie den Flüchtigen. Sterbend wird der Kaiser von wenigen Getreuen in ein Frauenkloster gerettet und stirbt bei dem Aufgang der Sonne im Anblick des Stromes, gerade als die Verfolger, Heinrich an ihrer Spitze, in das Kloster stürmen. An der Leiche des Vaters wirft der Schmerz den Sohn nieder; dann aber erhebt er sich in schrecklicher Majestät. Zu spät erkennen die Adeligen, welche Geißel sie sich selbst in ihm gegeben. Mit

einem Heere wird er nach Rom ziehen, den Papst zwingen, die Leiche Kaiser Heinrich's vom Banne loszusprechen. Bis hierher ist die Handlung einheitlich und übersichtlich, der historische Zusammenhang gewahrt und die Entwicklung der Charaktere spannend und überzeugend durchgeführt. Der vierte Act, in der Peterskirche zu Rom, führt den Streit Heinrich's mit dem Papste Paschalis und dessen Gefangennehmung allzu sprunghaft vor und zieht durch die Einführung neuer Motive unsere Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab. Erst der fünfte Act mit der feierlichen Beisetzung der Leiche Kaiser Heinrich's in dem Dom zu Speier und der Rettung der Praxedis vor dem Strafgericht des neuen Gebieters durch die Dazwischenkunft Konrad's, des heiligen Mönches, lenkt die Handlung wieder in die rechte Bahn und giebt ihr einen würdig-feierlichen Abschluß.

In den Wildenbruch'schen Dramen sind es vor Allem zwei Dinge, die bestechend wirken: der große historische Sinn in der Verkörperung geschichtlicher Gestalten und Ideen und die bildnerische Kraft in der Ausführung der einzelnen Scenen; hier weht ein lebendiger Hauch des Schiller'schen Geistes uns an. Diese Vorzüge zeichnen auch die dramatische Legende „Willehalm" (Berlin, Verlag von Freund & Jeckel) aus, die in vier Bildern die Gründung des Deutschen Reiches, Leben, Thaten und Tod Wilhelm's I. in symbolischer Darstellung stimmungsvoll und mächtig schildert und als Festspiel am hundertsten Geburtstage des Kaisers im königlichen Theater zur Aufführung gelangen soll. Willehalm ist ein deutscher Fürstensohn, zwischen Knabe und Jüngling, der sich im ersten Bilde aus der Tyrannei und Verführung des römisch-gallischen Imperators auf weißem Rosse rettet, den die Jungfrau Seele, die Gefangene des Imperators, als künftigen Retter Deutschlands und Sieger verkündigt. Die zerbrochene Brücke über Fluß und Schlucht, die früher Nord und Süd verband, wird im zweiten Bilde bei seinem Nahen und auf seinen Wink von dem Gewaltigen und dem Weisen wieder errichtet. Die getrennten Männer vereinigen, schaaren sich um ihn, jubeln ihm als König der Deutschen zu und folgen ihm zur Befreiung der Seele, die im Thurm des Imperators schmachtet. Im dritten Bilde wird der alternde, von Furcht und Schreckgebilden gepeinigte Imperator, als er sich anschickt, die Jungfrau — die Seele des deutschen Volkes — zu tödten, von Willehalm besiegt und niedergeworfen. Das vierte Bild zeigt den Tod des greisen Willehalm in den Armen der Jungfrau Seele: „Schlumm're, Geliebter; Dir ist das Bette, lorbeerumlaubt, herrlich bereitet: Herzen des Volkes Deine Ruhestätte, unter Dein Haupt Hände der Deinen gebreitet." Die Dichtung bewegt sich kühnen Schwunges im Phantastischen und Allegorischen — ein grandioses Alfresco, dem die im Sturme des Gefühls zuweilen überschäumende Sprache das eigenartige, von den gewöhnlichen Festspielen seltsam, aber originell abweichende Colorit verleiht.

Einen großen Erfolg hatte das Berliner Theater schon im Beginn der Spielzeit mit der Aufführung des Lustspiels in drei Acten „Renaissance" von Franz von Schönthan und Franz Koppel-Ellfeld gehabt. Ein harmloses, liebenswürdiges Stück in glatt fließenden Versen, die nicht gerade durch Bilderglanz oder Gedankenreichthum sich hervorthun, aber in ihrer leichten Verständlichkeit und Munterkeit in Ohr und Gemüth naiver Zuschauer sich einschmeicheln, mit sechs glücklichen Rollen, die den Darstellern bequem und gefällig sitzen. Eine noch jugendliche Marchesa Gennara di Sansavelli trauert auf einem einsamen Schloß in den Sabinerbergen um den früh verstorbenen Gemahl. Ihre einzige Freude und Augenweide ist der schön und kräftig heranwachsende Sohn Vittorino. Ihrer Frömmigkeit und Weltflucht nach möchte sie ihn zu einem Geistlichen und künftigen Würdenträger der Kirche erziehen. Aber der Knabe verlacht den gelehrten, steifbeinigen Magister Severino, der ihm die lateinische Grammatik beibringen soll und übt sich, statt Regeln und Vocabeln zu lernen, im Schießen und Reiten. Der Burgcaplan Bentivoglio, ein Benedictiner, steht dabei auf seiner Seite und entschuldigt seine Knabenstreiche vor der liebenden, sorgenden Mutter. Ein aus Rom herbeigerufener Maler, Silvio da Feltre, der eine Madonna für die

Capelle des Schlosses malen soll, ändert die Stimmung Aller durch die Frische seines Wesens, die Freundlichkeit seiner Sitten und den Zauber seiner Kunst. Er hat die Marchesa kurz vor ihrer Verheirathung in Rom kennen gelernt und sich als schwärmerischer Jüngling sterblich in sie verliebt. Die Huldigung des gereiften und berühmten Künstlers weckt in dem Herzen Gennara's den Johannistrieb, die „Wiedergeburt" der Lebensfreude. Sie wird dem Maler als Modell für die Madonna sitzen und vertauscht das schwarze Gewand, das sie bisher getragen, mit einem Festkleide, wie es sich für die Vertreterin der Himmelskönigin besser eignet. Ein übermüthiges Modell, das nun nicht mehr nöthig ist, wird zurückgeschickt, aber die schöne Mirra rächt sich, indem sie durch einen Kuß, den sie dem Widerstrebenden raubt, in Vittorino ein leidenschaftliches Begehren, eine unbestimmte Sehnsucht erregt. Mit dem Maler schließt der Jüngling innige Freundschaft. Die Liebe zur Kunst erwacht in ihm: er will Maler werden und wandert aus der Burg nach Florenz, während seine Mutter dem Maler ihre Hand reicht. In all' diesen Wandlungen und mühelos gelösten Irrungen spielt der Caplan in behaglicher Lebensweisheit und Milde den Ausgleicher und Vermittler. Das Renaissance-Kostüm und der italienische Hintergrund geben dem Lustspiel einen farbigen Schimmer, der es in trefflicher Darstellung noch einmal so bedeutend erscheinen läßt, als es bei näherer Betrachtung ist. Gegenüber den Alltäglichkeiten und Widerlichkeiten des naturalistischen Dramas ist die Komödie eine Erquickung, ein Ausflug in das alte, immer junge romantische Land, bei dem mit der poetischen Stimmung auch die poetische Form zu ihrem Rechte kommt.

In die unmittelbare Wirklichkeit, zu einer Zeitfrage führte uns das Schauspiel in vier Acten von Eugen Zabel und Alfred Bock „Der Gymnasialdirector" zurück, das am Donnerstag, den 18. Februar, zum ersten Mal im Berliner Theater in Scene ging. Die Liebesgeschichte des Directors mit der Wittwe eines im Zuchthause verstorbenen Beamten, der sich an der ihm anvertrauten Kasse vergriffen hatte, ist geschickt mit den Gegensätzen und Streitigkeiten in der modernen Schulentwicklung verknüpft. Den Lehrern der Realwissenschaften treten die Lehrer der alten Sprachen und der Religion gegenüber. Der verhängnißvolle Einfluß, den die Letzteren auf die Entwicklung mancher Schüler in den Gymnasien ausüben, wird geschildert. Die Verfasser stehen auf Seiten der modernen Bildung; sie geben den Vertretern des „antiken Dogmas" einen leisen Stich in das Verknöcherte, Verjährte und Unduldsame. Der freche Streich zweier Knaben — der eine bestiehlt einen Bierwirth, der andere hat aus Rache gegen den Wirth, weil er Uebles von seinem Vater, dem Zuchthäusler, gesagt, dem Kameraden den Nachschlüssel zur Kasse angefertigt — bildet den Knoten der Handlung, der durch das Scheiden des Directors aus seiner unhaltbar gewordenen Stellung und die Verlobung mit der Wittwe gelöst wird. Das Schauspiel empfiehlt sich durch die geschickte Führung der Fabel und die sichere Charakteristik der Figuren. Das für die Bühne neue Motiv der modernen Schulreform wird zwar nur gestreift, giebt aber doch, auch äußerlich, als Lehrerconferenz — eine Scene, die auf der Bühne noch nicht versucht wurde — dem Stück einen gewissen originellen Zug.

Trotz der vielen neuen Stücke, die das Lessing-Theater in dieser Spielzeit zur Aufführung gebracht hat, ernste und heitere, deutsche und französische, hat keins eine nachhaltigere Wirkung ausgeübt und festeren Fuß im Repertoire gefaßt; auch in dem Aufschwung, den die dramatische Dichtung genommen, gehören theatralisch zugkräftige und zugleich literarisch werthvollere Schauspiele nach wie vor zu den Ausnahmen. Die Hauptmasse bilden die vielberufenen „Eintagsfliegen", ohne die freilich kein Theater bestehen könnte. Die anziehendste unter den Neuigkeiten des Lessing-Theaters war das Schauspiel in vier Aufzügen „Der Abend" von Paul Lindau, das am Sonnabend, den 21. November 1896, zum ersten Male auf den Brettern erschien. Der Eindruck wäre lebhafter gewesen, wenn die Hauptfigur, ein jovialischer, ein wenig verbummelter, in den Tag sorglos und

froh hineinlebender Maler, Erwin Deuben, der zu spät durch eine tragische Erfahrung zu der Erkenntniß kommt, daß er sein Talent und sein Dasein versplittert und vergeudet hat, nicht im Wesen an Gerhart Hauptmann's „College Crampton" erinnerte. Für Erwin Deuben ist der Abend des Lebens angebrochen, in einer armseligen Wohnung im Hinterhause; er arbeitet für eine Kunstanstalt, die Farbendrucke, Plakate und Prämien für illustrirte Zeitschriften liefert, gegen geringen Lohn; seine Tochter Stephanie, eine geprüfte Lehrerin, muß die Wirthschaft erhalten. Da sie hübsch ist, verliebt sich der Sohn eines reichen Mannes in sie, kauft ihrem Vater ein Bild ab und läßt sich von ihm seine Villa in Wannsee ausmalen. Ein unerwarteter Sonnenblick scheint die Zukunft Erwin's vergolden zu wollen. Aber das Verhältniß der Liebenden wird entdeckt; große Entrüstung bei beiden Vätern, bei dem Commercienrath wegen der Armuth Stephanie's, bei dem Maler wegen der Zumuthung des Commercienraths, gegen eine Summe Geldes sich die Unehre seines Kindes abkaufen zu lassen. Nun gelobt zwar Walter dem Mädchen, sein Wort halten zu wollen, selbst auf die Gefahr hin, von seinem Vater enterbt zu werden, aber Stephanie will nicht sein und ihr Unglück verschulden; sie gibt ihn frei und wird nach Amerika gehen, um dort ein neues Leben anzufangen. Die Handlung ist ein echtes Wirklichkeitsbild aus der Großstadt; sie wirkt indessen nur wie eine Art stimmungsvoller Staffage, da Alles auf die Hauptfigur gerichtet ist, und die Anderen nicht ihretwegen, sondern einzig Erwin's wegen da sind, um die verschiedenen Saiten seines Gemüths erklingen zu lassen. Das Ganze ist mehr eine Charakterstudie voll trefflicher und feiner Beobachtungen, in einem lebendigen Wechsel der Tonarten, als ein ergreifendes Schauspiel; die eine Gestalt ist den übrigen zu hoch über den Kopf gewachsen, ihre breite Ausführung nimmt ihnen den Raum zu eigener Entfaltung fort, und der versöhnliche, in Abendsonnenschein verdämmernde Schluß schwächt den dramatischen Eindruck, während er unsere mitleidige Theilnahme für den gutmüthigen, aber durch den Leichtsinn seiner Natur und die Schwäche seiner Begabung zum Kampfe um das Dasein untüchtigen Helden verstärkt. Der Portraitmaler in Paul Lindau hat diesmal den Dramatiker bei Seite gedrängt.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte März.

Nicht bloß in Berlin, das durch ihn zur Reichshauptstadt geworden, sondern in sämmtlichen deutschen Gauen, sowie überall im Auslande, wo deutsche Herzen schlagen, wird das Andenken Kaiser Wilhelm's I. aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages und der Enthüllung des Nationaldenkmals mit Begeisterung und in treuer Liebe und Verehrung gefeiert. Ottokar Lorenz hat bereits im März-Hefte der „Deutschen Rundschau" die unvergeßlichen Verdienste des kaiserlichen Helden in einem Aufsatze gewürdigt, der treffend an Thomas Carlyle's Gedanken über Heldenverehrung anknüpft. Wir feiern aber zugleich den Friedenskaiser, der, nachdem Deutschlands Einheit vollzogen war, dessen gewaltige Machtmittel stets nur für die Aufrechterhaltung des kostbarsten Gutes der Civilisation einsetzte. Dieses Gut aufs Sorgfältigste zu hüten, hat sich auch Kaiser Wilhelm II. angelegen sein lassen, und dies zeigte sich von Neuem, als die kretische Frage plötzlich wieder aufgeworfen wurde. Gerade weil Deutschland unter allen europäischen Großmächten das geringste Interesse an den Orientangelegenheiten hat, war es berufen, im Hinblick auf die dem allgemeinen europäischen Frieden drohenden Gefahren diese Mächte zu sammeln, um einem Weltkriege vorzubeugen. Lag die Gefahr vor Allem darin, daß die Mächte des Dreibundes und diejenigen des sogenannten Zweibundes einander gegenüber stehen und England den Ausschlag geben konnte, so war die deutsche Staatskunst von Anfang an darauf gerichtet, wenn irgend möglich, das europäische Concert herzustellen und aufrecht zu erhalten. Nicht minder bezeichnend ist, daß Deutschland dann, als energische Maßregeln gegenüber der Ausflüchte machenden griechischen Regierung sich als geboten erwiesen, sich sofort mit Rußland, der führenden Macht im „Zweibunde", sowie mit Oesterreich-Ungarn zusammenfand, als ob die Tage des Drei-Kaiser-Bundes wiedergekehrt wären. Von deutscher Seite wurde aber stets betont, daß für uns keine unmittelbaren Interessen, abgesehen von den allgemeinen für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, vorliegen.

Der Friedensbruch, den die griechische Regierung herbeiführte, indem sie Kriegsschiffe und Truppen nach der Insel Kreta schickte, mußte sofort als eine ernsthafte Gefahr für die europäische Gesammtlage erscheinen. Von Anfang an charakterisirte sich das Vorgehen Griechenlands dadurch, daß als Zweck der Entsendung eines Geschwaders in die kretischen Gewässer die Verhinderung des Landens türkischer Truppen bezeichnet wurde. Daß die Geschwader und Kriegsschiffe der europäischen Großmächte in den Häfen Kreta's weit wirksamer den von der griechischen Regierung als Vorwand benutzten angeblich drohenden Gefahren vorzubeugen vermochten, mußte ohne Weiteres einleuchten. In Wirklichkeit waren es denn auch griechische Truppen, die auf der Insel landeten, deren größere Häfen sie aber von Marinemannschaften

der Mächte besetzt oder doch dem Geschützfeuer der fremden Geschwader ausgesetzt fanden, falls Oberst Vassos gewagt hätte, bis zu diesen Hafenstädten vorzudringen.

Hatten die Geschwader- und Schiffscommandanten ihre bestimmten, gleichlautenden Instructionen, so war doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß weiterhin die Einigkeit der Mächte bei dem Vorgehen gegen die griechische Friedensstörung versagen könnte. Sicherlich war mancherlei versäumt worden, als die ottomanische Pforte nicht dringend angehalten wurde, durch die Einführung ernsthafter Reformen auf Kreta den von langer Hand vorbereiteten griechischen Plänen ein Paroli zu biegen. Nachdem jedoch die Vertreter der europäischen Großmächte die Einführung dieser Reformen selbst in die Hand genommen hatten, durften sie es nicht geschehen lassen, daß ein so geringe Bürgschaften für die eigene Existenz bietender Kleinstaat wie Griechenland ihnen das Heft aus den Händen winde. Die Verhandlungen unter den Großmächten führten zu Beschlüssen, deren Ausführung allen berechtigten Ansprüchen der christlichen Bevölkerung genügen mußte, nur daß diese durch das Vorgehen Griechenlands und dessen Action in einen Zustand höchster Erregtheit versetzt worden war.

In bestimmter Weise wurde für Kreta in Aussicht gestellt, daß die früheren als unhaltbar erwiesenen Zustände nicht wiederhergestellt werden, vielmehr der Insel Autonomie gewährt werden sollte, ohne daß jedoch die Suzeränetät des Sultans angetastet würde. Zugleich hielten die Mächte daran fest, daß eine Annexion durch Griechenland unter keinen Umständen zu dulden wäre. Jeder unbefangene Beurtheiler muß anerkennen, daß eine solche Lösung, auch wenn sie den griechischen Hitzköpfen nicht genügt, doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen am sichersten die Entrollung der zahlreiche Gefahren für den europäischen Frieden bergenden orientalischen Frage verhindert. Auch galt es zugleich, die Empfindlichkeiten des Sultans zu schonen, der sich den Botschaftern in Constantinopel gegenüber darauf berufen durfte, daß die mit ihm in Bezug auf die Reformen geführten Verhandlungen nicht durch einen Gewaltstreich Griechenlands zum jähen Abschlusse gebracht werden durften. Ganz abgesehen davon, daß Griechenland durch das treulose Verhalten gegen seine europäischen Staatsgläubiger die Zuversicht auf seine Verheißungen erschüttert, ja vernichtet hat, daß es im Hinblick auf seine völlig zerrütteten Finanzen nicht die geringste Garantie für eine geordnete Verwaltung Kreta's zu bieten vermöchte, kamen für die europäischen Großmächte auch hochpolitische Erwägungen in Betracht, als sie von Anfang an nicht dulden wollten, daß die Insel von Griechenland annectirt werde. Konnte doch keinem Zweifel unterliegen, daß, sobald erst ein solcher Präcedenzfall geschaffen worden wäre, die kleinen Balkanstaaten, durch das Beispiel Griechenlands ermuthigt, sehr bald auf eigene Faust die Lösung der orientalischen Frage in ihrem Sinne versucht hätten. Unvermeidlich war dann aber auch die Entfesselung der wildesten Leidenschaften unter den Türken, so daß früher oder später Rußland und andere Großmächte in die kriegerischen Verwicklungen hineingezogen werden mußten.

Alles dies verhehlten sich die Großmächte nicht, als sie sich zu dem an die griechische Regierung gerichteten Ultimatum entschlossen, durch das diese am Nachmittage des 2. März aufgefordert wurde, innerhalb einer sechstägigen Frist Kreta zu räumen und ihre Kriegsschiffe aus den kretischen Gewässern zurückzuziehen, wenn anders nicht Gewaltmaßregeln zur Anwendung gelangen sollten. Von Deutschland war bereits in einem früheren Stadium der Angelegenheit der Vorschlag ausgegangen, durch die Verhängung der Blockade über den Piräus die griechische Regierung zum Verzichte auf ihre Action zu zwingen. Ohne daß dieser Vorschlag a limine abgelehnt worden wäre, machten sich doch bei einzelnen Großmächten Bedenken geltend, die mit den parlamentarischen Verhältnissen dieser Länder in innigem Zusammenhange standen. In England sowohl als auch in Frankreich und Italien hofften die Oppositionsparteien, aus einer von ihnen künstlich geschürten philhellenischen Bewegung Waffen gegen die am Staatsruder befindlichen

Ministerien schmieden zu können. Lord Salisbury, Hanotaux und der Marchese di Rudini haben sich aber jedenfalls als hervorragende Staatsmänner erwiesen, indem sie sich einer Strömung widersetzten, die, falls sie nicht durch ihre diplomatische Geschicklichkeit eingedämmt worden wäre, zu einem europäischen Kriege hätte führen müssen. Immerhin erklären sich gewisse retardirende Momente vor der Ueberreichung der identischen Noten der Mächte in Athen, sowie der Collectivnote in Constantinopel aus den parlamentarischen Rücksichten, die in London, Paris und Rom genommen wurden.

Gerade weil die englische Regierung eine Zeit lang verdächtigt wurde, heimlich die Bestrebungen Griechenlands unterstützt zu haben, verdient die Entschließung Lord Salisbury's, sich von dem europäischen Concerte nicht zu trennen, in vollem Maße Anerkennung. Besonders schwierig war die Position des französischen Ministers des Auswärtigen, Hanotaux, während der italienische Conseilpräsident Rudini das Verhalten seiner Regierung um so eher von demjenigen aller übrigen Mächte abhängig machen konnte, als die inzwischen auch vollzogene Auflösung der Deputirtenkammer unmittelbar bevorstand. Herr Hanotaux dagegen brauchte zwar ebenso wenig wie Rudini den Straßenkundgebungen im Quartier latin und den Protestmeetings Bedeutung beizumessen, der radicale Parteiführer Bourgeois und, im Bunde mit ihm und seinen Anhängern, die Socialisten erachteten jedoch auch diese Gelegenheit für günstig, einen parlamentarischen Ansturm in Scene zu setzen. Daß dieser erfolgreich zurückgewiesen wurde, beweist freilich nicht so sehr die politische Besonnenheit der französischen Kammermehrheit, wie dadurch von Neuem ihre Besorgniß erhärtet wird, daß durch ein anderes Verhalten das Zukunftsbündniß mit Rußland gefährdet werden könnte. Auch fehlte es nicht an Stimmen, die auf das Vorgehen Deutschlands hinwiesen, das, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, mit Rußland gemeinschaftliche Sache machte und sogar durch den Blockadevorschlag dessen Wünschen zuvorkam.

Sehr bezeichnend war der von dem früheren Diplomaten Valfrey am 6. März im Pariser „Figaro" unter der Ueberschrift: „Un ultimatum en détresse" veröffentlichte Leitartikel, in dem zunächst der griechischen Regierung kurz vor dem Ablaufe der im Ultimatum gesetzten Frist scharf ins Gewissen geredet wurde. Besonders hervorgehoben zu werden verdient aber die rückhaltlose Anerkennung, die Whist — unter diesem Pseudonym schreibt Valfrey im „Figaro" — dem Verhalten Deutschlands in der kretischen Angelegenheit angedeihen läßt. Nachdem er betont hat, daß das Vorgehen Rußlands kategorisch genug war, um Frankreich mit sich fortzureißen, weist er darauf hin, daß die unerwartete Entschlossenheit, mit der von Deutschland das griechische Abenteuer verurtheilt wurde, und die Lebhaftigkeit, mit der die deutsche Regierung die Anwendung von Gewaltmaßregeln verlangte, in Frankreich einigermaßen überraschten. Mehrfach wurden der deutschen Regierung jenseits der Vogesen Hintergedanken zugeschrieben, und zwar nicht in Bezug auf den Orient, sondern auf den Occident. „Ich gestehe jedoch," führt der frühere Diplomat Valfrey in charakteristischer Weise aus, „daß die deutsche Politik in der Form, in der sie sowohl gegen Griechenland als auch in Constantinopel betont wird, bei mir kein Mißtrauen erweckt. Man hatte sich geraume Zeit hindurch über die Gleichgültigkeit beklagt, die von der deutschen Diplomatie gegenüber den Wechselfällen der orientalischen Frage zur Schau getragen wurde. Man unterstellte, daß sie zwischen der Sorge, Rußland nicht zu verletzen, und dem Wunsche, Oesterreich zu schonen, hin und her gezogen würde, mit dem unveränderlichen Plane, große Verwicklungen am Bosporus hervorzurufen, um eine günstige Gelegenheit zu finden, von uns später nach dem so scharfsinnigen Ausspruche Albert Sorel's die Champagne zu fordern. Das Verhalten Deutschlands seit einem Monate beseitigt nun aber nach meiner Auffassung diese Gefahr. Das Berliner Cabinet verlangt in der That, indem es aus seinem Stillschweigen hervortritt, die Beseitigung aller Begünstiger einer heillosen Verwirrung und hat seine volle Zu-

stimmung zu dem stets so lebhaft bestrittenen und zuweilen dem Anscheine nach sehr gebrechlichen Grundsatze von der Integrität des türkischen Reiches gegeben. Die Mächte, welche die Perspective einer Zerstückelung der Türkei in Bestürzung versetzt, Frankreich insbesondere, das bei dieser Zerstückelung keinen Antheil zu beanspruchen hat, müssen sich also nach meinem Dafürhalten vielmehr Glück zu den Dispositionen des Berliner Cabinets wünschen, als dadurch erschreckt werden. England seinerseits hat sich dabei nicht getäuscht, und, weit entfernt, mit dem europäischen Concerte zu schmollen, bemüht es sich jetzt, dessen Führung zu übernehmen, um die eigene Isolirung zu vermeiden."

Es kann nicht überraschen, daß diese Ausführungen in Frankreich Aufsehen erregt haben. Jedenfalls spiegeln sie auch die Auffassung des französischen Ministeriums des Auswärtigen wider. Gerade wie Rußland sich überzeugt hat, daß seine Orientpolitik niemals von Deutschland durchkreuzt werden wird, das vielmehr die durch gewaltige Opfer an Gut und Blut erworbenen Ansprüche Rußlands auf berechtigten Einfluß im Orient anerkennt, kann auch in Frankreich an den lediglich auf die Erhaltung des europäischen Friedens gerichteten Bemühungen der deutschen Regierung nicht mehr der leiseste Zweifel bestehen. Dies darf jedenfalls als ein günstiges Ergebniß der im Uebrigen wenig erquicklichen Lage bezeichnet werden, die Griechenland heraufbeschworen hat. Aber das europäische Concert hat auch auf Kreta sich keineswegs als leerer Wahn erwiesen; und wenn es geschehen konnte, daß nicht bloß Geschwader und Kriegsschiffe aller europäischen Großmächte in den kretischen Gewässern sich vereinigten, sondern auch Marinemannschaften unter den verschiedenen Flaggen ausschifften, die dann in den größeren Küstenstädten der Insel gemeinsam die Ordnung aufrecht erhielten, so läßt sich nicht absehen, weshalb nicht auch bei einem anderen Anlasse das europäische Concert sich von Neuem im Dienste des Friedens und der Civilisation wirksam erweisen soll. Mögen immerhin die Blaujacken der verschiedenen Nationen im Gegensatze zu den Streitkräften der Landheere daran gewöhnt seien, daß sie im Kampfe gegen die Elemente oftmals auf wechselseitige Unterstützung zählen durften, so wird doch durch die jüngsten Vorgänge in den kretischen Gewässern erhärtet, daß es noch andere Culturaufgaben gibt, bei denen das Nationalgefühl hinter dem Bewußtsein, bei der Erfüllung einer internationalen Friedensmission mitzuwirken, zurückstehen darf.

Auf das von sämmtlichen Großmächten an Griechenland gerichtete Ultimatum hat dieses am 8. März zwar nicht im unbedingt ablehnenden Sinne geantwortet. Die Erwiderungsnote mußte jedoch durchaus unbefriedigend erscheinen, da zwar die Zurückberufung der Flotte, aber nicht diejenige des Oberst Vassos und der von ihm befehligten Truppen zugestanden, auch die von den Großmächten angekündigte Autonomie Kreta's nicht für ausreichend erachtet, vielmehr eine Abstimmung der Inselbevölkerung vorgeschlagen wurde. Die griechische Regierung ließ sich bei ihrem Verhalten allem Anscheine nach durch die Erwartung bestimmen, daß diejenigen Großmächte, wie England, Frankreich und Italien, deren Regierungen mit der parlamentarischen Opposition rechnen mußten, mit einer dilatorischen Behandlung anstatt der im Ultimatum angedeuteten Gewaltmaßregeln einverstanden sein würden. Rußland, Oesterreich-Ungarn und Deutschland erkannten jedoch sofort den wirklichen Zweck der ausweichenden Antwort Griechenlands und hielten an ihrer Auffassung fest, die allein mit Sicherheit das Verhüten europäischer Verwicklungen verbürgte.

Die kretische Angelegenheit wurde auch in dem Wahlprogramme erwähnt, das das italienische Ministerium nach der Auflösung der Deputirtenkammer und der Festsetzung der Neuwahlen auf den 21. März, der Stichwahlen auf den 28. März veröffentlichte. In dem für den 5. April einberufenen Parlamente wird das Cabinet Rudini-Visconti Venosta jedenfalls sehr bald die in dem Wahlprogramme enthaltenen Erklärungen vervollständigen. Die Besonnenheit und Staatsklugheit der leitenden italienischen Staatsmänner verdient aber uneingeschränkte Anerkennung, da in dem

Wahlprogramme ausdrücklich betont wird, die italienische Regierung sei frei von Begehrlichkeit und Ehrgeiz und sei überzeugt, daß nur die Einigkeit unter den Mächten der civilisirten Welt einen Krieg ersparen könnte, dessen Grenzen und Folgen schwer zu ermessen wären. Bezeichnend ist, daß im Gegensatze zu dieser besonnenen Politik des Marchese di Rudini dessen Vorgänger im Conseilpräsidium Crispi sich durchaus im philhellenischen Sinne geäußert hat. Nur widerfährt diesem Staatsmanne das Mißgeschick, daß die italienische Presse Auszüge aus einer früher von ihm gehaltenen Rede mittheilt, in der er sich gerade in Bezug auf die kretische Angelegenheit gegen die „Unverantwortlichen" und die Agitatoren wendet, die im Sinne der Annexion Kreta's durch Griechenland wirken und sich aus diesem Anlasse von dem europäischen Concerte trennen wollen. Damals befand sich Crispi allerdings an der Spitze der Regierung, so daß seinen Widersachern das Epigramm nahe gelegt wird, er sei nunmehr selbst unter die unverantwortlichen Agitatoren gegangen. Sicherlich werden Rudini und Visconti Venosta nicht ermangeln, im Parlamente auf die inneren Widersprüche im Verhalten Crispi's gegenüber der kretischen Angelegenheit hinzuweisen, sobald dieser im Wahlkampfe oder später in der Deputirtenkammer an dem Verbleiben Italiens im europäischen Concerte abfällige Kritik üben sollte.

Wie Crispi ließ sich auch Sonnino, der frühere Schatzminister, der in Italien hie und da als der zukünftige Führer der gegenwärtig von Crispi geleiteten Partei bezeichnet wird, im philhellenischen Sinne vernehmen. Muß auch zugestanden werden, daß Sonnino seiner Zeit im Sinne der Wiederherstellung des Gleichgewichtes im italienischen Staatshaushalte erfolgreich wirkte, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß dies zum Theil auf Kosten der auswärtigen Staatsgläubiger geschehen ist. Unter dem Vorwande einer Erhöhung der Einkommensteuer setzte damals Italien ganz willkürlich den Zinsbetrag der Staatsrente und der vom Staate garantirten Eisenbahnobligationen herab, was doch nur auf dem Wege der Convertirung, und zwar jedenfalls nicht unter dem Paricourse, zulässig gewesen wäre. Französische Blätter bezeichneten dieses vom Schatzminister Sonnino vorgeschlagene, durch das Ministerium Crispi im Parlamente vertretene Verhalten ganz offen als Staatsbankerott, wenn auch nur in kleinerem Maßstabe. Jedenfalls werden nun auch Vergleichungsmomente zwischen dem früheren Vorgehen Sonnino's und seinem heutigen philhellenischen Verhalten hervorgehoben werden, da er eben nicht die berechtigte Entrüstung in vollem Maße zu theilen vermag, die Griechenland durch sein, allerdings noch viel treuloseres Verhalten gegenüber den europäischen Staatsgläubigern hervorrief. Das Mißtrauen, das die Regierungen der Großmächte gegenüber Griechenland an den Tag legen, beruht nicht zum wenigsten auf der Rücksichtslosigkeit, mit der es seinen Staatsbankerott inscenirte, und dies muß allen Ländern zur Warnung dienen, die bei ihren Staatsanleihen das Vertrauen Europa's in Anspruch genommen haben.

Das von dem Ministerium Rudini veröffentlichte Wahlprogramm verbreitet sich auch über die wirthschaftliche Lage Italiens und betont, daß diese in günstiger Entwicklung begriffen sei. Hervorgehoben wird ausdrücklich, daß das Gleichgewicht des Staatshaushaltes erreicht sei, mit dem Hinzufügen, der wirthschaftliche und finanzielle Aufschwung, der die höchste Nothwendigkeit für das Land bilde, sei untrennbar von einer besonnenen und friedlichen auswärtigen Politik, von einer Afrika-Politik ohne Abenteuer, ohne Vergeudung der Staatsfinanzen und ohne Thorheiten. Der gegenwärtige Finanzminister Luzzatti darf jedenfalls für sich die Anerkennung in Anspruch nehmen, wesentlich zu diesem günstigen Erfolge beigetragen zu haben, wie denn auch der Conseilpräsident Rudini vom Beginne seiner Regierungsthätigkeit an daran festhielt, daß in der Colonie Eritrea Wirthschafts- und nicht Militärpolitik getrieben werden dürfe. Das gegenwärtige italienische Ministerium will weder von einer Politik colonialer Ausdehnung, wie Crispi sie anstrebte, noch von einem vollständigen Verzichte auf Eritrea etwas wissen. Auch socialpolitische

Reformen werden in dem Wahlprogramme des Ministeriums Rudini angekündigt das allem Anscheine nach in der neuen Kammer über eine geschlossene Mehrheit verfügen wird.

Während das Wahlprogramm des Ministeriums Rudini insbesondere für die innere Entwicklung Italiens bedeutsam erscheint, hat die Botschaft, die der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Mac Kinley, am 4. März bei seinem Amtsantritte verlas, auch für Europa ein ganz besonderes Interesse. Bildete bei dem Wahlkampfe die Währungsfrage gewissermaßen die Losung, indem die Anhänger Mac Kinley's gegen den Bimetallismus Front machten, durch den auch der Ausfuhrhandel Europa's schwer geschädigt worden wäre, so durfte man mit Spannung den darauf bezüglichen Erklärungen in der Botschaft des neu ernannten Präsidenten entgegensehen. Allerdings heißt es in dieser, daß der Frage des internationalen Bimetallismus bald ernste Aufmerksamkeit zugewendet, sowie beständig Bemühungen ins Werk gesetzt werden würden, ihn durch die Mitwirkung der anderen großen Handelsmächte herbeizuführen, bis der Zustand verwirklicht wäre, bei dem ein festes Werthverhältniß zwischen dem Gold- und dem Silbergelde sich aus dem relativen Werthe der beiden Metalle ergebe. Eine ernstere Bedeutung würde derartigen Betrachtungen nur beizumessen sein, falls die Vereinigten Staaten *ohne* die Mitwirkung der anderen großen Handelsmächte vorgehen wollten. Ein internationaler Congreß könnte dagegen lediglich von Neuem den Beweis erbringen, daß es ganz unmöglich ist, den Werth des bereits geprägten und des noch zu prägenden Silbers mit allen verwendbaren Mitteln in einem festen Werthverhältnisse zum Golde zu erhalten. Präsident Mac Kinley macht denn auch selbst die Einschränkung, daß der Credit der Regierung, die Integrität des Geldumlaufes und die Unverletzbarkeit der bestehenden Verpflichtungen gesichert werden müssen. Dies ist eine klare Absage für die Silbermänner, deren Pläne gerade darauf hinauslaufen, den Credit der Regierung, die Integrität des Geldumlaufes und die Unverletzbarkeit der bestehenden Verpflichtungen zu erschüttern. Minder erfreulich sind in der Botschaft Mac Kinley's die Grundsätze, die in Bezug auf neue Einnahmequellen entwickelt werden. Als leitendes Princip der auf Erhöhung der Einnahmen mittelst der Einfuhrzölle gerichteten Tarifgesetzgebung wird der Schutz und die Förderung der einheimischen Industrien und die Entwicklung des Landes bezeichnet. Pflicht des Congresses soll es sein, den Fehlbeträgen ein Ende zu machen durch eine Schutzzollgesetzgebung, die, wie Mac Kinley wähnt, die festeste Stütze des Staatsschatzes wäre. Es darf jedoch mit Zuversicht erwartet werden, daß auch jenseits des Weltmeeres die Bäume des Protectionismus nicht in den Himmel wachsen. Zugestimmt werden darf aber wieder demjenigen Theile der Botschaft, der sich auf die auswärtige Politik bezieht. Nach dem Hinweise, es sei stets die Politik der Vereinigten Staaten gewesen, die Beziehungen des Friedens und der Freundschaft zu allen Nationen zu pflegen und sich frei zu halten von Verwicklungen, sei es als Verbündete, sei es als Feinde, erklärt Mac Kinley: „Es wird mein Streben sein, die hier entwickelte auswärtige Politik mit Festigkeit zu befolgen. Die Vereinigten Staaten bedürfen keiner Eroberungskriege; sie müssen der Versuchung einer gewaltsamen Gebietserwerbung widerstehen." Alle Freunde des Friedens werden es auch billigen, daß in der Botschaft der schiedsgerichtliche Weg als die wahre und beste Art, internationale Zwistigkeiten zu schlichten, empfohlen wird. Die Betonung der friedlichen Bestrebungen wird insbesondere in Spanien manche Besorgnisse zerstreut haben, wo auf Grund verschiedener Kundgebungen in den Vereinigten Staaten eine unmittelbare Einmischung in die cubanische Angelegenheit befürchtet wurde.

Literarische Rundschau.

Drei Dante-Illustrationen.

[Nachdruck untersagt.]

1. Zeichnungen von Sandro Botticelli zu Dante's Göttlicher Komödie. Verkleinerte Nachbildungen der Originale im königl. Kupferstich-Cabinet zu Berlin und in der Bibliothek des Vaticans. Mit einer Einleitung und der Erklärung der Darstellungen. Herausgegeben von F. Lippmann. Berlin MDCCCXCVI. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
2. Dante's Spuren in Italien. Wanderungen und Untersuchungen von Alfred Bassermann. Mit einer Karte von Italien und 67 Bildertafeln.
3. La Divina Commedia di Dante Alighieri, illustrata nei luoghi e nelle persone. A cura di Corrado Ricci. Con 30 tavole e 400 illustrazioni. Ulrico Hoepli, Editore-Libraio della Real Casa. Milano 1896 f.

Der Zusammenhang zwischen Literatur und Kunst wird von der heutigen Forschung mehr und mehr erkannt. Man hat aufgehört, die Thatsachen der Kunstgeschichte losgelöst von der allgemeinen Geschichte der Cultur und Literatur zu betrachten. Namentlich ist in der Kunstgeschichte des Mittelalters mehr und mehr klar geworden, wie die poetischen sowohl als die plastischen und malerischen Schöpfungen auf eine gemeinsame Quelle, die Befruchtung der menschlichen Phantasie durch die Ideen des Christenthums, zurückführen. Von vorneherein ließ sich daher erwarten, daß der größte christliche Dichter des Mittelalters ein bestimmtes Verhältniß zur bildenden Kunst gehabt und selbst tief in dieselbe hinein regiert habe.

In welchem Maße dies stattgefunden, das ist nun freilich eine Frage, an deren Beantwortung erst herangetreten werden konnte, seit es eine kritische Kunstgeschichte gibt. Insbesondere mußte erst ein gesichertes Bild des Entwicklungsganges der italienischen Malerei und Sculptur gewonnen werden, ehe auch hier Wahrheit und Dichtung sich schieden. Wie Vieles wußte die ältere Danteliteratur von den Werken Giotto's und Anderer auf Dante's unmittelbaren Einfluß zurückzuführen, was jetzt in einem ganz andern Lichte gesehen wird! Und anderseits waren den früheren Beobachtern doch zahlreiche Beziehungen unbekannt geblieben, welche sich uns jetzt als unzweifelhaft herausstellen.

Daß, wo es sich um diesen Gegenstand handelt, des Dichters persönliches Verhältniß zur Kunst und zur Künstlerwelt, dann seine ästhetischen Grundsätze, das, was man seine Kunstlehre nennen darf, zunächst in Betracht kommen, versteht sich von selbst. Danach aber handelt es sich um die Einwirkung, welche Dante's großes Gedicht auf die Kunstübung selbst gewonnen hat.

Diese Einwirkung ist sehr verschiedener Art. Sie bekundet sich zunächst in den Illustrationen, mit denen das Poem in Handschriften und Drucken begleitet wurde, dann in jener freien Illustration, die keine Buchmalerei mehr ist, aber immerhin noch einen explicativen Zweck verfolgt, und endlich hat Dante große

Werke der größten Künstler in ganz freier Weise inspirirt; mit anderen Worten: zahlreiche Schöpfungen der Kunst sind in seinem Geiste und unter dem Anhauch desselben entstanden, ohne daß sie eine unmittelbare Beziehung zu der Göttlichen Komödie hätten.

In das Interesse an der Illustration der Divina Commedia theilen sich die Kunstwissenschaft und die Danteforschung. Die erstere hat zunächst das Interesse, zu erfahren, in wie weit solche Illustrationswerke künstlerischen Werth haben oder eine Stellung in der kunstgeschichtlichen Entwicklung beanspruchen. Die Danteforschung will wissen, in wie weit das Verständniß des Textes durch die Illustration gefördert wurde, beziehungsweise welche Erklärung des Textes durch die bildliche Interpretation bestärkt oder abgelehnt werde. Nach beiden Richtungen wäre eine genaue Analyse der uns erhaltenen Illustrationen nothwendig, und es wäre das Verwandtschaftsverhältniß derselben zu ermitteln. Diese Arbeit ist noch zu thun: sie kann erst erledigt werden, wenn die Vorarbeiten zu der von der Società Dantesca Italiana eingeleiteten neuen kritischen Ausgabe der Commedia die Genealogie der Handschriften klargelegt haben — eine Aufgabe, bei welcher allerdings auch das Verhältniß der dem Texte beigegebenen Bilder nicht zu vernachlässigen ist.

Unterdessen ist jeder Versuch, der die Lösung dieser Aufgabe erleichtert, dankbar zu begrüßen. Einen sehr ersprießlichen Anfang zu einer kritischen Sichtung des in den Handschriften des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gebotenen Materials stellt die schöne Arbeit Ludwig Volkmann's dar, welche sich zwar nicht auf alle, aber doch auf etwa siebzig illuminirte Codices erstreckte und zuerst klare Einsicht über die ganze Sache verbreitete [1]). Vom größten Werthe für die Förderung dieses Gegenstandes war dann die durch die Fortschritte der Photographie möglich gewordene Reproduction von Miniaturen und anderem Illustrationsmaterial; nach dieser Rücksicht sind vorzüglich die Publication der Botticelli'schen Zeichnungen durch F. Lippmann (1887), die der Signorelli'schen Chiaroscuromalereien in Orvieto durch den Referenten (1892), die der Chiaroscuroblätter des Stradanus durch Biagi (1893), die des Paradiso aus dem Urbinatischen Codex des Vatican durch Cozza-Luzi (1893), des Cod. 2017 Italien der Pariser Nationalbibliothek durch C. Morel (1896) zu nennen. Dazu kommt jetzt die reiche Auswahl aus zahlreichen Handschriften Italiens, welche uns A. Bassermann bietet, und die neue Ausgabe des Botticelli durch F. Lippmann: Beides prächtige und verdienstliche Veröffentlichungen, denen ich, gleich der an dritter Stelle genannten der Firma Höpli in Mailand, die Theilnahme weitester Kreise in unserem Vaterlande zuführen möchte.

Die Botticelli'schen Disegni sind das Hauptdenkmal dessen, was ich die freie Illustration der Commedia nenne, ja der gesammten Dante-Illustration überhaupt.

Alessandro Botticelli (1447—1510) hat in unserer Zeit, wie wenige andere Künstler der Vorzeit, eine Repristination seiner Popularität und seines Einflusses erlebt. Er ist Derjenige, zu dem sich der Enthusiasmus der sogenannten Präraffaeliten in England bis zu dieser Stunde am meisten hingezogen gefühlt hat. Es konnte daher nur als glücklicher Wurf bezeichnet werden, daß man seine Dantezeichnungen jetzt auch wieder dem Publicum näher brachte. Diese Disegni entstanden aller Wahrscheinlichkeit nach in den letzten zwei Jahrzehnten des Künstlers; die Arbeit ist nicht ganz vollendet und wohl durch den Tod des Bestellers abgebrochen worden. Sie war für einen Seitenverwandten des Medicei'schen Hauses, Pier Francesco de' Medici (1456—1503), hergestellt worden. Was nach dem Ableben dieses Herrn zunächst aus der Handschrift wurde, deren Pergamentblätter diese Zeichnungen tragen, ist unbekannt. Im Jahre 1690 erwarb Papst Alexander VII. acht Blätter derselben aus der Sammlung der Königin von

[1]) Ludwig Volkmann, Bildliche Darstellungen zu Dante's Divina Commedia bis zum Ausgang der Renaissance. Leipzig 1892.

Schweden; sie gehören jetzt der vaticanischen Bibliothek und sind durch Strzygowski im Anhang zu Lippmann's Ausgabe publicirt worden. Die Hauptmasse des Werkes gelangte auf unbekanntem Wege (ich vermuthe über Spanien) in die Bibliothek der Herzoge von Hamilton, wo sie zuerst von Waagen gesehen wurde, und aus der sie 1882 in den Besitz des Berliner Kupferstichcabinets überging. Es sind achtundachtzig durchschnittlich 32 Centimeter hohe und 37 Centimeter breite Blätter, welche Herr Lippmann, der Director des Cabinets, 1887 in gleichem Format bei Grote in Berlin herausgab. Dieser kostbare Atlas war in Folge seines hohen Preises nur Wenigen zugänglich. Es war daher mit Dank zu begrüßen, daß, nachdem die Auflage erschöpft war, dem Publicum eine billigere gereicht wurde, welche in Quartformat sehr viel handlicher ist und gewiß größere Verbreitung finden wird. Auch diesmal hat der Herausgeber den Tafeln einen Text vorgesetzt, in welchem er Botticelli's Stellung in der Kunstgeschichte, das Schicksal und den Charakter seiner Dantezeichnungen beleuchtet und eine Erklärung der einzelnen Blätter gibt. Als besonders dankenswerth muß hervorgehoben werden, daß auch in dieser Quartausgabe die neunzehn Kupferstiche der Landino-Ausgabe der Commedia von 1481 reproducirt sind, welche man auf Vasari's Auctorität hin auf Botticelli als Urheber zurückführt, deren Stecher (Baldini?) aber jedenfalls mit seinen Vorlagen sehr frei umgegangen ist.

Herr Alfred Bassermann, ein Mitglied der in Politik und Literatur wohlbekannten badisch-pfälzischen Familie, hat noch in jungen Jahren den Dienst der Themis mit dem der Musen vertauscht. Die Danteliteratur hatte den Nutzen davon. Schon vor fünf Jahren hat uns Herr Bassermann mit einer neuen Uebersetzung des Inferno beschenkt, welche von der Kritik freundlich aufgenommen wurde. Seither hat derselbe größtentheils in Italien gelebt und ist hier den Spuren des großen Dichters mit ebenso viel Liebe als Verständniß nachgegangen. Die Frucht dieser Studien liegt heute vor uns. Dieser typographisch wie in den beigegebenen photographischen Nachbildungen von Miniaturen und Gemälden überaus vornehm und trefflich ausgestattete Prachtband verfolgt im Wesentlichen einen doppelten Zweck. Einmal bringt er in dem Capitel über Dante und die Kunst eine eingehende Erörterung der auf die Einwirkung Dante's zurückzuführenden Werke der älteren Malerei Italiens, und hier ist denn höchst verdienstlich, daß uns von zahlreichen illuminirten Codices zum ersten Male Proben in guten Lichtdrucken mitgetheilt werden. Für die Förderung dieses Abschnittes der Dantewissenschaft hat Herr Bassermann sowohl mit seinem Text als mit seinen Abbildungen ein Erhebliches beigetragen, wofür ich ihm persönlich dankbar bin, indem der Abschnitt „Dante und die Kunst" in meinem demnächst unter die Presse gehenden Dantewerk noch von seinen Beiträgen Gebrauch machen konnte. In Hinsicht auf diese bevorstehende Publication unterlasse ich auch jede Auseinandersetzung mit Herrn Bassermann über so manche Details, in denen unsere Ansichten abweichen. Das gilt auch von dem ersten Theile seiner Arbeit, dem biographischen Abschnitt, in welchem der Verfasser den Spuren des Dichters in Italien nachgeht und dabei Gelegenheit hat, auf zahlreiche Einzelheiten aus dem Leben desselben einzugehen. Scartazzini hat in der „Allgemeinen Zeitung" 1896, Beilage Nr. 290, erklärt, daß er bei manchen noch strittigen Fragen nicht mit dem Verfasser zu gehen vermoge; „wir sind," meint der berühmte Dante-Erklärer, „zwei ganz verschiedene Naturen: er ist Gläubiger, ich Skeptiker." Ich muß bekennen, daß ich ungefähr in der gleichen Lage mich befinde. In Hinsicht vieler Fragen, wie der Identität der Beatrice der Vita Nuova mit der Tochter des Portinari und der Gattin des Bardi, sowie der römischen Gesandtschaft Dante's, steht Bassermann ganz auf dem Boden der sogenannten florentinischen Tradition. Ich kann hier nicht folgen und stehe weit mehr auf Seiten Scartazzini's, ohne dessen Ansichten überall anzunehmen, aber im Großen und Ganzen auch überzeugt, daß ein gutes Stück des „Danteromans" nichts mit der Geschichte zu thun hat. Das gilt denn auch von

dem speciellen Vorwurf des vorliegenden Werkes. Die Wanderungen Dante's in Italien waren zuerst durch Ampère (1839) zum Gegenstand einer zusammenfassenden Betrachtung gemacht worden. Sein glänzend geschriebener „Voyage Dantesque", in verschiedenen Bearbeitungen und Auflagen verbreitet (zuletzt abgedruckt in „La Grèce, Rome et Dante. Études littéraires d'après nature". Paris 1884) hat viele Menschen erfreut und zahlreiche entzückte Leser gefunden. Er ist nichtsdestoweniger nicht viel mehr als ein Roman. Bassermann hat den Ampère'schen Gedanken wieder aufgenommen, besser vorbereitet durch das Studium der Quellen und vorsichtiger als der geistreiche, dabei aber nur zu phantasievolle Franzose. Es kann nicht hoch genug angeschlagen werden, mit welcher Begeisterung für den Gegenstand, mit welchem Aufwand von Mühe und Kosten der Verfasser sich angelegen sein ließ, die angeblich oder wirklich von dem Fuße des Dichters berührten Orte aufzusuchen, dem Leser vor Augen zu führen und sie in Zusammenhang mit der beglaubigten Geschichte und dem Inhalt der Commedia zu setzen. Als Ampère schrieb, gab es kaum noch einen Anfang von dem, was man heute ein kritisches Studium von Dante's Leben nennen kann, und das, was es gab — die deutschen Arbeiten — waren dem Franzosen ganz oder zumeist gewiß unbekannt. Von der von keiner Skepsis angekränkelten poetischen Naivetät des Pariser Gelehrten ist Bassermann frei. Er kennt die Probleme und unterschätzt die Schwierigkeiten nicht. Er hat manche derselben durch sachliche Erörterungen und locale Untersuchungen weggeräumt und auch hier der Wissenschaft nicht zu verkennende Dienste geleistet. Auf einer Reihe von Punkten hat er seiner Neigung, an der Tradition festzuhalten, meines Erachtens zu sehr nachgegeben; hier und da kann auch er der Versuchung nicht widerstehen, kühne Vermuthungen aufzustellen, zu denen mir die thatsächliche Grundlage zu fehlen scheint. Dahin rechne ich z. B. den an sich bestechenden Versuch, Inferno 34, 127, wo der verborgene Pfad beschrieben wird, der den Dichter vom Mittelpunkt der Erde nach der Oberwelt zurückführt, als die Reminiscenz eines Besuches Dante's in der Adelsberger Grotte darzustellen (S. 201).

Solcher Ausführungen, die mir zu entschiedenen Bedenken Anlaß geben, wären noch manche anzuführen — es gehört dahin auch der Abschnitt über den angeblichen Aufenthalt Dante's in den drei neapolitanischen Hafenstädten (Crotona, Bari, Tronto, S. 113). Statt darüber weiter zu polemisiren, will ich lieber hervorheben, daß diese Wanderungen des Verfassers auf den Spuren Dante's, seine Untersuchungen über die Reisen des Dichters in Italien überall einen ebenso großen echten und erhebenden Enthusiasmus für den Gegenstand beweisen, als sie ein, wenn nicht immer kritisch unanfechtbares, doch stets liebevolles Studium des unsterblichen Gedichtes documentiren, und daß seine Darstellung, durchweht von dem Zauber der unvergleichlichen Schöpfung, immer edel, häufig aber von großer Schönheit und wirklich poetischem Reiz ist. Welch' ein prächtiges, fein empfundenes und köstliches Capitel ist z. B. das über die Via Cassia und Via Aurelia (S. 125 f.)! Wie anziehend weiß der Verfasser uns das Chianathal, Chiusi, Bolsena zu malen, und wie beredt und treffend sind die Vorzüge Siena's und seiner herrlichen Lage geschildert! Wie denn überhaupt die Fähigkeit, der Natur des Bel Paese gerecht zu werden, die Schönheiten und den eigenen Charakter der italienischen Landschaft zu genießen und Anderen anziehend zu machen, zu den werthvollsten Eigenschaften dieses Buches zählen. Möge der Verfasser in dem Erfolg dieser Publication einen Ersatz für so große aufgewandte Mühen und für so manches Opfer finden, vor Allem aber daraus Ermuthigung gewinnen, seinem Lieblingsstudium treu zu bleiben und die Danteliteratur mit noch manch' neuer Gabe zu bereichern!

Schon im Jahre 1865 unternahm man es in Florenz, eine Ansammlung von Ansichten derjenigen Localitäten zu veranstalten, welche in der Divina Commedia genannt werden. Erst die Verbesserung der photographischen Apparate und Aufnahmen konnte einem derartigen Unternehmen guten Erfolg versprechen. Im weitesten Umfange unterzog sich demselben seit langen Jahren Corrado Ricci, einer der

bewährtesten Kunst- und Danteforscher Italiens, den Dantisten hauptsächlich bekannt durch sein hervorragendes Werk „L'Ultimo Rifugio di Dante Alighieri" (Mailand, Höpli 1891), den Kunsthistorikern durch seine große Publication über Corregio. Es sind fast vier Jahre, daß mich Herr Ricci, jetzt Director der Gemäldegalerie in Parma, mit seinen kostbaren Mappen und dem in ihnen beschlossenen, überaus reichen Illustrationsapparat zu Dante's Commedia bekannt gemacht hat. Dieser Apparat hat nicht die Absicht, gleich der üblichen Buchillustration den Inhalt des Textes durch bildliche Darstellungen zu veranschaulichen. Herr Ricci hat vielmehr, gleichfalls mit unsäglichen Mühen und den größten Opfern, Photographien all' der Ortschaften, Städte, Dörfer, Castelle, Denkmäler u. s. f. aufgenommen, welche in dem Gedichte genannt werden. Das Werk, welches uns heute durch die Vermittlung der so überaus thätigen und gerade um die Danteliteratur so verdienten Firma Höpli in Mailand angeboten wird, legt uns die Resultate der Ricci'schen Bemühungen vor. Auf dreißig Tafeln und in vierhundert in den Text eingerückten Abbildungen werden uns alle Orte vorgeführt, welche in der Commedia eine Rolle spielen. Diese Veranschaulichung des Bodens und der Landschaft, auf und in denen sich der irdische Einschlag der ungeheuern Epopöe vollzieht, gibt der Lectüre der Göttlichen Komödie eine neue überaus reizvolle Anziehungskraft und trägt nicht wenig bei, namentlich dem mit dem schönen Lande selbst vertrauten Leser den Schauplatz so vieler Ereignisse näher zu bringen. Scartazzini hat (Allgemeine Zeitung 1896, Nr. 290) gewiß ganz Recht, zu bemerken, es wäre sehr viel nützlicher, wenn wir, statt der Ansicht der jetzigen Localitäten, Photographieen der Stätten haben könnten, wie sie Dante selbst vor sechshundert Jahren gesehen hat. Die in Betracht kommenden Ortschaften, Burgen u. s. f. haben selbstverständlich im Laufe so vieler Jahrhunderte die allergrößten Veränderungen erlitten, und ihr heutiges Bild weicht daher gewiß sehr ab von dem, was sie in Dante's Zeiten vorstellten. Aber die Landschaften sind im Großen und Ganzen doch dieselben geblieben. Noch heute lacht derselbe Himmel über der Blumenstadt am Arno, wie damals, da unser Dichter zum ersten Male der Gentilissima e mirabile Donna begegnete, welche die Herrin seines jungen Gemüthes ward (la gloriosa donna della mia mente: Vit. Nov. § 1); noch heute bieten die Gräber von Aliscamps denselben Anblick, wie damals, wo Dante sie besuchte und beschrieb, und so viel Zeit und Menschenhand auch gesündigt haben „an Chiassi's Strand den Pinienhain entlang" — immer noch bewahrt dies Vorbild von Gottes „dichtem und lebend'gem Wald" im irdischen Paradiese (Purg. 28, 1—30) seinen unvergänglichen Zauber. Und wem es nicht vergönnt war, diese Orte zu sehen, wird sich ihres Abbildes freuen — und auch wir alte Freunde der alten Kaiserstadt begegnen gerne dem Bilde des heiligen Haines, in dem wir mit den Geistern der Vergangenheit kostbare Stunden dahingeträumt.

Von dem Ricci'schen Werke sind bis jetzt zwölf Lieferungen ausgegeben. Es sollen monatlich zwei Hefte erscheinen, so daß also das Ganze in etwa anderthalb Jahren vorliegen wird. Man kann nur wünschen, daß dies schöne Buch auch in deutschem Gewande unserer Leserwelt vorgeführt werde; von einer guten deutschen Uebersetzung begleitet würde es gewiß unzähligen Freunden der Divina Commedia und ebenso viel Freunden Italiens eine Quelle des Genusses und eine willkommene Erinnerung an das jenseits der Alpen Erlebte und Genossene sein.

Freiburg i. B. Franz Xaver Kraus.

ζ. **Spaziergänge in den Alpen.** Wanderstudien und Plaudereien. Von J. V. Widmann. Dritte, veränderte und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1896.

Es liegt etwas Erquickendes und Herzerfreuendes in diesem Buche des Schweizer Dichters, der ja, wie man weiß, auch ein wackerer Wandersmann ist. Wenn der Touristenstrom schon den Heimweg angetreten hat, und der Spätherbst die Blätter von den Bäumen fegt, aber die Klarheit der Tage für ihre Kürze entschädigt, oder wenn eben erst der Schnee geschmolzen ist, und die Paßstraßen noch einsam daliegen, schnürt er sein Ränzel und pilgert mit seinem getreuen Hund in die Berge. Die dort gewonnenen Eindrücke hat er in manchen seiner Novellen meisterhaft verwerthet. Indessen mußte dort das selbst Gesehene und Gehörte naturgemäß etwas zurücktreten. Man gewinnt beim Lesen jener Erzählungen, bei aller Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung der Natur und Oertlichkeiten, doch vorwiegend Interesse für die darin vorgeführten Menschen, ihre Gedanken und Erlebnisse. — Im vorliegenden Bande gewährt Widmann dem Leser nun den Genuß, ihn auf einer Reihe seiner Fußwanderungen zu begleiten. Sind auch manche der Pfade, welche er führt, selten begangen und nicht jedem Freunde der Schweiz bekannt, man folgt diesem Führer doch unausgesetzt mit Vergnügen. Er plaudert so behaglich, er weiß so viel Anmuthendes zu erzählen, er sieht so viel, was der gewöhnliche Reisende übersieht, daß man seiner Gesellschaft nie müde wird. Wer seine Wege kennt, erinnert sich gern der dort verlebten Tage; wem sie fremd sind, der wird beim Lesen der hier gebotenen Schilderungen den lebhaften Wunsch empfinden, recht bald einmal in Widmann's Spuren zu wandeln. — Das Lachen unter Thränen, der wahre Humor, welcher unsern Dichter in seinen Novellen auszeichnet, kommt auch hier zu seinem Rechte. Besonders „Die Matterhornbesteigung des Mr. Evertruth" und „Die Abreise des Herrn Trüffel" sind wieder ein paar kleine Cabinetstücke, und nichts Hübscheres kann man sich denken, als die beiden Skizzen, in welchen Widmann ein paar Abenteuer des ihn auf seinen „Spaziergängen" begleitenden kleinen Hundes erzählt. Wer die Thierseele so versteht, muß von einer tiefen Humanität sein, und es thut immer wohl, im Dichter auch den Menschen lieben zu lernen. —

πτ. **Der Gotthard.** Von Carl Spitteler. Frauenfeld, J. Huber 1897.

„In anderer Absicht und mit anderen Gefühlen bereist man den Gotthard als die übrigen Schweizer Gebirge" — mit diesen Worten leitet Carl Spitteler sein Buch über den Gotthard ein und erhärtet dann im Gange seiner Ausführungen die Wahrheit dieses Ausspruches, indem er die vermittelnde Stellung des Gebirgsstocks zwischen romanischer und germanischer Cultur feinsinnig heraushebt und seine historische Bedeutung, sowie seine Sondervorzüge als Fahrstraße, als Alpenpaß und als Schienenweg ins hellste Licht setzt. Kein winzigstes Charakteristicum des Massivs scheint Spitteler verborgen geblieben zu sein; er kennt dessen Seitenthäler und Höhenpunkte, er weiß von seinem Klima und seiner Fauna zu berichten, er hat sich in seine trotzige Schönheit wie in seine grandiose Gewalt eingelebt. Zu Fuß, zu Wagen und mit der Eisenbahn hat er die Gotthardpfade verfolgt und stets den Blick offen gehalten, nicht nur für das, was dem Touristen bei erster, flüchtiger Bekanntschaft mit dem Mittler zwischen deutscher und italienischer Landschaft in die Augen springt, sondern auch für das, was nur der ruhig Spähende und intensiv Genießende der Natur von ihren Herrlichkeiten abzulauschen weiß. So bringt er in seinem Buche allen Denen etwas, die ein echtes und rechtes Reisebuch zur Hand haben möchten und gern erführen, wie man den Gotthard mit Vortheil und wahrem Genuß bereisen könnte; so weist er aber auch Denen allen Ziele, die sich der Pracht in der Höhen- und Thälerwelt des Gebirges erfreut haben und nun wünschen, bei erneuter Wanderung oder erneuter Fahrt gesteigerte Eindrücke zu gewinnen. Er ist nicht nur Führer, sondern auch Pfadfinder, nicht nur Begleiter, sondern auch Berather: er übergoldet trübe Tage mit köstlichem Humor und vertreibt die Eintönigkeit einer Tunnelfahrt durch kluge Gedanken; und sein schönstes Ziel versteht er so zu erreichen: den Leser in der Gotthardwelt, in der er selbst heimisch ist, heimisch zu machen.

ρ. **Das ist des Deutschen Vaterland!** Eine Wanderung durch deutsche Gauen, unter Mitwirkung von Arthur Achleitner, Johannes Biernatzki, Fritz Ehrenberg u. s. w. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit 1273 Abbildungen. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hillger's Verlag.

In diesem prächtig ausgestatteten Bande findet man, in höchst gelungener, malerischer Darstellung und begleitet von einem trefflichen beschreibenden Text, alle Schönheiten Deutschlands: seine großen und seine kleineren, seine mittelalterlichen und seine modernen Städte, seine Landschaften in Gebirg und Thal, seine mächtigen Stromgebiete, seine Meeresküsten und Inseln. Es ist eine Lust, lesend und betrachtend durch diese Blätter zu wandern und auf jedem einem Anblick zu begegnen, der liebe Erinnerungen an Selbstgeschautes oder die dem deutschen Herzen innewohnende Sehnsucht nach der unbekannten Ferne weckt. Mit außerordentlichem Verständniß für das, was charakteristisch in Kunst und Natur und wichtig in Hinsicht auf geistiges Leben und Cultur ist, sind die Bilder ausgewählt, neben den Denkmälern der Architektur überall auch die den großen Ereignissen und den großen Persönlichkeiten gewidmeten berücksichtigt: in reicher Zahl schmücken Porträts der Dichter die Stätten, an denen sie geboren wurden, und auch die typischen Figuren aus der Masse der Bevölkerung sind nicht vergessen. Nach seinen Gauen geordnet, liegt unser herrliches Vaterland hier vor uns ausgebreitet, in einer Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit, wie das Bild es nicht schöner zeigen, das Wort es nicht besser erläutern kann.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Der Erer von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel (Erwin Paetel). 1897.

Acton. Ueber das Studium der Geschichte. Von Lord Acton. Rechtmässige Uebersetzung von J. Imelmann. Berlin, R. Gaertner's Verlag (Hermann Heyfelder). 1897.

Architektur, Moderne. Prof. Otto Wagner, und die Wahrheit über Beide. Wien, Spielhagen & Schurich. 1897.

Arent. — Auf neuen Bahnen. Von Wilhelm Arent. Berlin, August Denbner. 1897.

Bahr. — Renaissance. Neue Studien zur Kritik der Moderne von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1897.

Baye. — Causerie devant quelques Toiles de l'Ecole moderne en Russie. Par le Baron de Baye. Paris, Librairie Nilsson. 1897.

Baye. — Kiev, la mère des villes russes. Par le Baron de Baye. Paris, Librairie Nilsson. 1896.

Betz. — H. Heine und Alfred de Musset. Von Louis P. Betz. Zürich, Albert Müller. 1897.

Beyer. — Ewige Messe. Dichtungen von Max Beyer. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897.

Bormann. — Der Kampf um Shakespeare. Humoristisches Märchendrama von Edwin Bormann. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag. 1897.

Brentano. — Die Stellung der Studenten zu den socialpolitischen Aufgaben der Zeit. Vortrag von Dr. Lujo Brentano. München, C. H. Beck. 1897.

Bright. — Joseph II. By J. Franck Bright. London, Macmillan & Co. 1897.

Bright. — Maria Theresa. By J. Franck Bright. London, Macmillan & Co. 1897.

Bulle-Rigutini. — Neues italienisch deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch von Giuseppe Rigutini und Oskar Bulle. Bis zur elften Lieferung. 1897. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Milano, Ulr co Hoepli.

Burchardt-Nienstein. — Der große Kaiser. (Wilhelm I.) Poetisches Lebensbild von A. Burchardt-Nienstein. Tiez a. E., Ph. H. Medel. 1897.

Coronna. — Ikarus. Phantastika von Jean Coronna. Berlin, Karl Sigismund. 1897.

Dahlmann. — Wahn oder Wahrheit. Erzählung von Hans Dahlmann. Dresden, Heinrich Minden. 1897.

Danckelmann. — Kant als Mystiker, Eine Studie von Eberhard Freiherr von Danckelmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1897.

Danckelmann. — Shakespeare in seinen Sonetten. Ein Sendschreiben an Herrn Lic. Dr. Schaumkell. Von Eberhard Freih. von Danckelmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1897.

Decken. — Die gebildete Frau und die neue Zeit. Eine Gabe an die deutschen Frauen von E. von der Decken. Gettingen, Vandenboeck & Ruprecht. 1897.

Duboc. — Zwei Zeitgedichte. Von Julius Duboc. Dresden, Helmuth Henkler. 1897.

Eberhard. — Johann August Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Fünfzehnte Auflage. Nach der von Dr. Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben. 1896.

Ehrenberg. — Der Handel. Von Dr. Richard Ehrenberg. Jena, Gustav Fischer. 1897.

Enzberg. — Fridtjof Nansens Erfolge. Ergebnisse der letzten Nordpol-Expedition an Bord der „Fram" von Eugen von Enzberg. Berlin, Fustinger's Buchhandlung. 1897.

Fässler. — Drei Essais. Gottfried Keller. — Nikolaus Lenau. — Der Stil. Von Oskar Fässler. St. Gallen, Fehr'sche Buchhandlung. 1697.

Fischer. — Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer. Jubiläumsausgabe. Erste Lieferung. Heidelberg, Carl Winter. 1897.

Freeman. — Geschichte Siciliens von Edward A. Freeman. Deutsche Ausgabe von Bernhard Lupus. Zweiter Band. Leipzig, B. G. Teubner. 1897.

Freytag. — Martin Luther. By Gustav Freytag. Translated by Henry E. O. Heinemann. Chicago, The open court publishing company. 1897.

Friedjung. — Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866. Von Heinrich Friedjung. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Frimmel. — Vom Sehen in der Kunstwissenschaft. Eine kunstphilosophische Studie von Dr. Theodor von Frimmel. Leipzig-Wien, Franz Deuticke. 1897.

Frobenius. — Die Erdgebäude im Süden. Von Hermann Frobenius. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Fulda. — Der Sohn des Kalifen. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Grashey. — Für uns! Gedichte von Anna Grashey. Breitkopf & Härtel. 1897.

Grosse. — Die freie Arztwahl bei den reichsgesetzlichen Krankenkassen. Auf Grund von Kundgebungen des deutschen Aerztevereinsbundes dargestellt von Dr. Johannes Grosse. Berlin, Schall & Grund. 1896.

Hahn. — Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Von Werner Hahn. Dreizehnte Auflage. Herausgegeben von Gottfried Kreyenberg. Berlin, Wilhelm Herz (Besser'sche Buchhandlung). 1897.

Helmer. — Das Symbolische in Gerhardt Hauptmann's Märchendrama „Die versunkene Glocke" von Hans Helmer. Breslau, L. Frankenstein. 1897.

Helmholtz. — Vorlesungen über die elektromagnetische Theorie des Lichts. Von H. von Helmholtz. Herausgegeben von Arthur König und Carl Runge. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1897.

Hilty. — Ueber Neurasthenie. Von Prof. Dr. Hilty. Bern, K. J. Wyß. 1897.

Houdard. — Le malentendu monétaire. Étude critique du monométallisme — or et du bimétallisme à rapport constant par Adolphe Houdard. Paris, Guillaumin & Cie.

Hugo. — Strahlen und Schatten. Gedichte von Victor Hugo. Uebersetzt von Hildegard Stradal. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1897.

Ichenhaeuser. — Erwerbsmöglichkeiten für Frauen. Von Eliza Ichenhaeuser. Berlin, Franz Ebhardt & Co.

Koch und Vogt. — Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Bis zum fünften Heft. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1896.

Kohlschütter. — Ernst Friedrich Ehladni. Von B. Kohlschütter. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Legras. — Henri Heine poète. Par Jules Legras. Paris, Calmann Lévy, éditeur. 1897.

Lippe. — Innenleben. Novellen von Alfred Graf zur Lippe. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1897.

Macdonald. — Girls who answer „personals". By Dr. Arthur Macdonald. Second edition. Washington. 1897.

Martin. — Nos auteurs et compositeurs dramatiques. Portraits et biographies. Par Jules Martin. Preface par Maurice Donnay. Paris, Ernest Flammarion. 1897.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. — Herausgegeben von Lothar Schmidt. Erster Jahrgang, erster Band. Breslau, L. Frankenstein. 1897.

Minde-Pouet. — Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Von Georg Minde-Pouet. Weimar, Emil Felber. 1897.

Nansen. — In Nacht und Eis. Von Fridtjof Nansen. Bis zur sechsten Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Pages choisies des auteurs contemporains. — Emile Zola. (Georges Meunier.) Paris, Armand Colin & Cie.

Pasig. — Der große Kaiser in seiner menschlichen Größe. Erzählungen aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I. Jubiläums-Ausgabe von Paul Pasig. Leipzig, Bernhard Richter. 1897.

Pfordten. — 1812. Schauspiel in fünf Aufzügen von Otto von der Pfordten. Heidelberg, Carl Winter. 1897.

Presber. — Der Vicomte. Komödie in drei Acten von Rudolf Presber. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Heimkehr.

Roman

von

Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

(Schluß.)

In ihrem alten Boudoir hatte Gertrud zu Abend gegessen, mit Lydia vor einem offenen Fenster, das auf den Blumengarten hinaus sah.

Während des kleinen Mahls hatte Lydia's Jungfer in dem anstoßenden Schlafzimmer ausgepackt und Gertrud's Nachtzeug heraus gelegt.

Jetzt hatte sich Lydia zurückgezogen, auch die Jungfer war fort. Gertrud hatte alle höflichen Anerbietungen der Zofe, ihr beim Auskleiden behülflich zu sein, abgelehnt. Sie athmete auf, als sie sich endlich allein wußte. Träumerisch wanderte sie aus einem ihrer zwei Zimmer in das andere.

Lydia hatte sich überboten in poetischen Aufmerksamkeiten. Bei der alten Beschließerin, welche noch unter den Glimms in Lindenheim gedient, hatte sie sich erkundigt, welches Gertrud's Wohnräume und wie sie möblirt gewesen waren; mit der historischen Genauigkeit eines meiningenschen Theaterregisseurs hatte sie den ehemaligen Stand der Dinge hergestellt, den Blumentisch an den Platz gerückt, den er früher eingenommen, und das Bücherbrett an die Wand gehängt, wo es zu Gertrud's Zeiten war. — Auf den Möbeln — frisch gewaschen und hergerichtet — schimmerte dieselbe altmodische, glasirte Leinwand, mit Rosensträußen verziert, die ehemals darüber gespannt gewesen war, und zwischen den duftigen, weißen Bettvorhängen hervor grüßte Gertrud's Lieblingsbild; der Holzschnitt nach einem Carton von Steinle: „das Jesuskind mit Engelein auf dem Wagebalken spielend", von einem schlichten, braunen Holzrahmen eingefaßt, hing über Gertrud's Bett. — Es war zu süß, zu rührend!... Sie sah Alles wie aus einer Betäubung heraus. — Es war die Heimath — die wirkliche, wunderschöne Heimath — sie war zurückgekehrt — sie hatte sie wieder gefunden!

Sie stand da, beklommen, freudegewärtig; aber die Freude kam nicht. — Sie griff nach einem der Bücher auf dem Bücherbrett — es war ihr alter Plutarch

in braunem, goldgepreßtem Ledereinband. Die Ausgabe stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert, der Vater hatte ihr das Buch einmal zum Christkind geschenkt, und ihr Name stand auf dem Titelblatt. Wie war's denn eigentlich gekommen, daß sie das Buch hier vergessen hatte? Freilich, in der traurigen Verwirrung jener schrecklichen letzten Zeit war Alles möglich. Sie begann in dem Bande zu blättern. Auf einigen Seiten waren mitten im Text kreuzweise Bleistiftstriche gezogen, andere Stellen waren scharf eingeklammert.

Gertrud begriff erst nicht — ach, richtig! — Ihre Mutter hatte die Gewohnheit gehabt, historische Werke durchzulesen, ehe sie sie der Tochter gab, und die anstößigen Stellen zu bezeichnen, um Gertrud zu verhindern, sich die Seele damit zu beflecken.

Nun ja, schlecht erzogene Mädchen gab's ja genug, die in ähnlichen Fällen auf die von der Censur verpönten Stellen eines Buches am ersten losgestürzt wären. Aber bei Gertrud war das nicht vorgekommen, die hatte immer mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit an den durchgestrichenen oder eingeklammerten Stellen vorüber gelesen.

Das Blut stieg ihr brennend heiß in die Wangen — das Buch entglitt ihrer Hand, dabei zuckte etwas zwischen seinen Blättern heraus — eine alte Photographie.

Gertrud bückte sich danach — ein junges Mädchen stellte das Bild dar in einem duftigen, weißen Kleide und mit einem etwas hochmüthigen, aufgeweckten Gesichtchen, aus dem zwei große Augen frank und frei mit der Unbefangenheit ihrer unwissenden Unschuld ins Leben blickten.

Etwas Unbeschreibliches überkam Gertrud, ein Gefühl unbeholfener und zorniger Verlegenheit, eine Art Haß gegen diese schöne, gehütete, unberührte Luxusblume; aber reizend war sie, das ließ sich nicht leugnen.

Nur warum blickten die Augen so frei, so rasend, so beleidigend unbefangen aus dem Bilde heraus? Wer war das nur? . . .

Plötzlich . . . sie schrak zusammen! Ueber ihren Rücken schlich ihr etwas Kaltes, Lähmendes, wie es mitunter einer schweren Krankheit vorangeht — das Feuer in ihren Wangen brannte heißer . . .

Wer war es, der sie aus übermüthigen Unschuldsaugen heraus so unbefangen, so unbewußt verachtete? . . .

Ihr altes Selbst — ihr ehemaliges Ich!

Es war ihre eigene Photographie, die sie in Händen hielt!

~~~~~

„Ich habe eine große Ueberraschung für Sie in Bereitschaft, liebe Gertrud — die Erste unter meinen Gästen, welche Sie begrüßt, ist eine alte Freundin," rief Lydia triumphirend aus, als Gertrud den nächsten Morgen zum Frühstück ins Speisezimmer trat.

Gertrud sah auf und bemerkte eine etwas hagere Dame, welche sich indessen bescheiden im Hintergrunde mit dem Samowar beschäftigt hatte.

Gertrud erkannte die langen Zähne, das sentimentale Oval und die allgemeine Zimmtfarbigkeit Fräulein Lindner's.
~~~~~

„Freundin ist zu viel gesagt," wandte die Idealistin bescheiden ein — „nur Bekannte, eine sehr gute Bekannte, und die wagt sich kaum zu melden einer so großen und berühmten Künstlerin gegenüber."

Gertrud schüttelte der Pianistin kräftig die Hand, sagte „bitte, bitte" und sonst noch irgend etwas Ermuthigendes, Höfliches, und die Idealistin redete weiter: „Erinnern Sie sich denn überhaupt noch der alten Zeiten — der alten Sturm- und Kampfperiode? Es war doch schön — die Rahmkäse und der van Dyck in der lieben Crêmerie Morel — und das Hôtel du Vatican. Ich wohnte in dem Stockwerk über Ihnen. Erinnern Sie sich noch?"

Außer der zimmtfarbigen Idealistin waren in Lindenheim momentan noch eine Dame und ein Herr als Gäste. Die Dame, Anna Maria von Hohleisen, war eine Bekannte Gertrud's aus ihrer Kinderzeit, eine alte Jungfer, sehr liebenswürdig und gut, nur etwas zu fromm, berühmt wegen der Ausdauer und Verve im Aufspielen von Tanzmusik und berüchtigt wegen ihrer mitunter recht unangenehmen Abneigung gegen die Zahl und die Nummer 13.

Der Herr war ein junger Maler, dessen künstlerische Entfaltung nach großartigen Anfängen etwas zurückgeblieben war, und zwar hauptsächlich in Folge zu guten Willens, welcher ihn veranlaßt hatte, alle in den letzten zehn Jahren aufgetauchten Malmoden nach einander zu versuchen. Seine Specialität waren Decorationen.

Junge Maler auf einer so niedrigen Stufe der Kunst waren in Paris selten so harmlos und nie so manierlich wie Herr Sonnenberger.

Die Lindner, welche seit zwei Jahren bei einem Clavierinstitut in Mainz als Lehrerin angestellt war, hatte Lydia in Nauheim kennen gelernt und darauf hin eingeladen, hauptsächlich weil die Lindner schlecht ausgesehen und sie gehofft hatte, ihr etwas Gutes thun zu können; und Herr Sonnenberger war ihr von Freunden empfohlen worden.

Sehr nahe stand Lydia von all' ihren Gästen eigentlich keinem; aber sie hatte das Bedürfniß, immer ein paar Leute um sich zu haben, an denen sie ihre Beglückungsexperimente ausprobiren konnte. Gegen Gertrud führte sie nach dieser Richtung hin offenbar etwas recht Merkwürdiges im Schilde.

Ein Tag, mehrere Tage waren vorüber, eine ganze Woche, eine Woche in der Heimath. Noch immer konnte sie sich nicht zurecht finden darin. Das ruhige, stimmungsvoll in Erinnerungen schwelgende Genießen, welches sie sich von dem Aufenthalt versprochen, war ausgeblieben. Ein qualvoll auf- und abschwankendes Empfinden durchfieberte ihr Inneres. Die äußere Gestalt der Heimath war dieselbe geblieben; die Menschen jedoch, welche ehemals für Gertrud die Heimath mit ihrer Liebe durchwärmt hatten, die fehlten.

Aber es war nicht nur das, was sie in Lindenheim vermißte; nein, ebenso verstimmte sie Vieles von dem, was sie vorfand. Es erschien ihr unbefriedigend — ja, war ihr geradezu peinlich. Sie konnte sich in den alten Verhältnissen nicht mehr zurecht finden, fühlte sich dadurch beengt und gedrückt. Ihr war,

als ob sie ein altes Kleid von längst verschollenem Zuschnitt anzulegen versucht hätte. Es paßte nicht mehr.

Und manches Mal sagte sie sich, daß sie dem engen, alten Kleide einfach entwachsen sei, und zu andern Malen . . . zu anderen Malen sagte sie sich, daß in den langen Jahren, in welchen sie das Kleid nicht mehr getragen, ihr Körperbau sich verschoben und in Folge dessen das für ein edles Ebenmaß gefertigte Kleid ihr nicht mehr passe.

In den ersten Tagen ihres Lindenheimer Aufenthaltes hatte sie bald mit dem jungen Maler, Herrn Sonnenberger, bald mit zufällig eintreffenden Gästen unbefangen Kunstwerke gerühmt, die in dieser Umgebung Entsetzen erregten; sie hatte von Dingen gesprochen, deren man in Lindenheim nicht erwähnte, und Ausdrücke gebraucht, die man in Lindenheim nicht gebrauchte. Sie hatte gemerkt, daß selbst Lydia, welche in Paris im Rausch ihrer künstlerischen Begeisterung an Vielem ziemlich achtlos vorüber gegangen war, sich hier in Lindenheim davon verletzt fühlte; ja, daß sie es Gertrud ernstlich verübelte, wenn sie sich mit einem Manne in ein etwas feineres Gespräch vertiefte. Und Anfangs hatte Gertrud geknirscht gegen den Zwang, welchen die Vorurtheile ihrer Umgebung ihr auferlegten, und nur sehr ungern hatte sie sich dem Zwang gefügt. Aber nach kurzer Zeit empfand sie ihn nicht mehr. Bald fing sie an, sich ganz unbewußt in die ehemaligen Lebensgewohnheiten hinein zu wachsen. Der Schwerpunkt ihrer Natur zog sie dahin zurück. Sie begann aufzuathmen. Die Anfangs vergeblich erwartete Freude war gekommen. Ganze Stunden lang fühlte sie sich kindisch glücklich — aber gleich darauf kam eine bleierne Traurigkeit.

Es war schon spät, das Diner längst vorbei; Lydia, Fräulein Lindner und Anna Maria von Hohleisen sangen mit Hülfe Herrn Sonnenberger's, der wie gewöhnlich die zweite Altpartie übernommen hatte, die Schumann'schen Frauenquartette:

„Bist Du bleich, so bist Du rein,
Bleich muß alles Ende sein!"

Gertrud konnte diese Musik nicht mit anhören. Sie hatte sich weggeschlichen in den Park.

Der Mond, der jetzt später aufging, stand über den Bäumen. Keine verschleiernden Dünste durchschwammen heute die Luft — das Licht war fast grell, alle Contouren scharf abgegrenzt. Unnatürlich bleich und traurig, abgestorben nahm sich Alles aus. Tiefschwarze Schatten streckten sich über die Rasenplätze und Kieswege, und durch die Luft zitterte traurig mahnend der erste Herbstgeruch. Ein schwacher, aber kühler Hauch bewegte die müden Blätter.

Gertrud ging und ging, ohne daran zu denken, wohin sie ihre Füße trugen. Plötzlich fuhr sie zusammen. Wohin war sie gerathen? — auf einen Pfad, den sie bis dahin streng gemieden hatte — einen Pfad, der die Ridder entlang führte.

Sie sah auf — vor ihr aus dem üppigen Ufergras erhob sich eine mächtige alte Linde. Unter dieser Linde hatte sie gestanden, als sie die Werbung Herrn Zoller's so unerwartet zurückwies, weil . . .

Ein Eichkätzchen schwang sich in den alten Lindenbaum hinauf, ein dünner Ast krachte. Der Lufthauch wurde stärker — die Blätter bewegten sich rascher, unruhiger.

Da, in das Schauern und Beben des Laubes hinein, mischte sich noch ein Laut — der Schall eines nahenden Schrittes. „Ein Bauer, der aus dem nächsten Dorfe heimkehrte," sagte sich Gertrud.

Doch nein — das war nicht der Schritt eines Bauern . . .

Was ging es sie an, wessen Schritt es war . . . warum wandte sie plötzlich den Kopf und horchte wie auf etwas Spannendes, Glückverheißendes — warum klopfte ihr Herz wie vor etwas Schrecklichem, Vernichtung Bringendem, warum fing sie plötzlich an zu laufen mit schwankenden, am Boden klebenden Füßen, wie man im Traum vor einer gräßlichen Unentrinnbarkeit davon zu laufen sucht?

Leise gepfiffen, tönte in die Stille hinein zugleich mit dem sich nähernden Schritt:

„Gott grüß' Dich, so lang' Du die Sonne noch siehst!"

Lied und Schritt kamen näher — über den Steg heran, der die Nidder überspannte — dann verstummte das Lied, der Schritt hielt inne . . . „Gertrud!" rief eine Stimme so voll von Seligkeit, als jauchze sie aus dem Himmel heraus — „Gertrud!" Mit drei Sätzen hatte der Fremde sie eingeholt. — Es war kein Fremder — es war Bill Stolzing.

Ein warmer Arm schlang sich um ihren Leib. „Gertrud! mein lang ersehntes Kleinod — mein endlich erobertes Lebensziel, mein Herz, mein Liebling, jetzt hab' ich Dich!" flüsterte Bill und küßte sie auf ihren rothen Mund und drückte zugleich mit seiner flachen Hand ihr Köpfchen auf seine Schulter nieder. Sie ließ es geschehen — er hatte deutlich die Empfindung, daß sie es geschehen ließ. Eine Fluth heißen Glücks durchschoß ihn. Da mit einem Male — ein Ruck, ein kurzer, heiserer Schrei — Gertrud war fort. Er stand allein unter den alten Bäumen, in denen der Nachtwind klagte.

Dort lief sie — wie ein gehetztes Reh eilte sie dahin. Aber diesmal fehlte ihm der Muth, ihr nachzusetzen; er fühlte deutlich, daß es nicht nur mädchenhafte Sprödigkeit gewesen, die sie von ihm weggetrieben hatte.

Ein Weilchen stand er still — an Stelle der hochfluthenden Seligkeit war ein zusammenkrampfendes Gefühl über ihn gekommen, etwas, bei dem es ihm abwechselnd bis in die Knochen hinein fror, dann wieder am ganzen Körper brannte — Beschämung, Angst und vor Allem ein ohnmächtiges Nichtbegreifenkönnen.

„Ich war zu rasch, ich habe mich überstürzt, ich hab' Alles verdorben!" stieß er heraus. Dann stampfte er mit dem Fuß auf den Boden. „Unsinn!" knirschte er, „das kann sie nicht ernstlich übel genommen haben — es sei denn . . ."

Das Blut schien ihm plötzlich dick zu werden in den Adern, es floß ganz langsam — „es sei denn ... es sei denn, sie trüge einen Andern im Sinn ... aber ich begreif's nicht, ich hätte darauf geschworen, daß sie meinen Kuß freiwillig erwidert hat!"

Den nächsten Morgen gegen halb zehn Uhr saß Bill Stolzing allein an der langen Frühstückstafel, welche von den anderen Gästen bereits verlassen worden war.

Gertrud war nicht erschienen, sondern hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen. Auf Bill's dringenden Wunsch hatte sich Lydia zu ihr hinauf begeben, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Bill saß vor seiner Theetasse und blickte ununterbrochen nach der Thüre.

Endlich öffnete sich diese. Lydia trat ein mit dem aufgeregten Gesicht eines Menschen, der sich vergeblich damit abgequält hat, eine Rechnung zusammen zu zählen, die nicht stimmen will. Das Gesicht machte sie immer, wenn eines ihrer Beglückungsexperimente fehlgeschlagen war; Bill kannte das Gesicht und erschrak davor.

„Nun?" fragte er.

„Mein armer Bill!" begann Lydia, die bereits von dem Vetter über Gertrud's sonderbares Benehmen vollständig unterrichtet worden war — „mein armer Bill! aber quäl' Dich doch nicht zu sehr — es ist vielleicht nicht so schlimm, wie's scheint!"

„Sage mir lieber gleich, wie es scheint," unterbrach sie ärgerlich der Vetter. „Sag's deutlich! Nichts auf der Welt ist unnützer und peinlicher, als das sogenannte Aufs-Unglück-vorbereitet-werden. Es ist, als ob man einem zum Tode Verurtheilten erst die Arme und Beine abhauen wollte, ehe man ihm den Kopf abschlägt!"

„Nun ..." Lydia holte tief Athem — „momentan steht's allerdings schlimm — ich fand sie in ihrem Zimmer packend. Sie fragte mich, ob ich ihr Pferde zur Disposition stellen könne; sie will noch heute Lindenheim verlassen." Bill fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, die mit einem Male kalt und feucht geworden war — „nun, gar so zu eilen braucht sie wohl nicht," murmelte er tonlos — „wenn sie vor mir und meiner Zudringlichkeit davon laufen will, so ist dies eine unnütze Vorsicht. Ich bin kein Räuber, der mit Gewalt erzwingt, was man ihm vorenthält — nur ein in einem wunderschönen Wahn befangener Thor war ich!"

Eine drückende Pause folgte. Lydia trocknete sich die von Mitleid überströmenden Augen. Nach einer Weile begann sie von Neuem: „'s war wirklich der Mühe werth, Dich über den Ocean herüber zu strapaziren, um Dir diese Ueberraschung zu bieten."

Er zuckte mit den breiten Schultern, schwieg noch einen Augenblick, dann, nicht ohne Ungeduld, stieß er heraus: „Du hast's ja sicherlich gut gemeint, Lydia, aber ... hm! ... ich begreife Dich nicht, wie Du Dich so irren konntest. Ein andermal ..." Er unterbrach sich, legte, die Arme weit vor

sich hinstreckend, die beiden geballten Fäuste auf den Tisch, worauf er mit schneidender Stimme wiederholte: „Ein andermal! . . . Großer Gott! — als ob man so etwas zweimal im Leben durchmachen könnte!"

„Mein armer Bill!" murmelte Lydia einmal über das andere — „mein armer Bill! — wenn ich Dir das nur erspart hätte, aber . . . in meinem Leben bin ich noch nie von einer falschen Vorstellung so völlig bethört worden! Ich trau' meinem Urtheil nie mehr auch das Geringste zu! Ich bin wie aus den Wolken gefallen — ganz zerschmettert bin ich."

„Nimm Dir's nicht gar zu sehr zu Herzen," entgegnete er ihr mit einem jämmerlich linkischen Versuch, sich über seine Verzweiflung hinüber zu schwingen; „die Sache ist nun einmal so und nicht anders — Du hast wie immer nur mit dem besten Willen gehandelt."

„Ja," wiederholte Lydia dumpf, „es ist merkwürdig, wie verhängnißvoll ich mit dem ‚besten Willen' bereits zweimal in Dein Leben eingegriffen habe!"

„Zweimal?" wiederholte nachdenklich und, den Sinn ihrer Worte nicht sogleich erfassend, Bill.

„Ja, zweimal!" rief sie in heftiger Selbstanklage aus. „Erinnerst Du Dich denn nicht an unser Zwiegespräch über zu lang gedehnte Verlobungen, und wie ich dieselben verdammte — die Verlobungen und die selbstsüchtigen Männer, die Jugend und Zukunft eines Mädchens einem vagen Hoffnungsschimmer opfern. Ich ahnte damals freilich nicht, daß Du meine Weisheit auf Dich beziehen könntest. Das aber ist gleichgültig und ändert nichts an der Thatsache, daß ich Dich dazu veranlaßt habe, den Brief an Gertrud zu schreiben, der das ganze Unheil angerichtet und Deine Beziehungen zu ihr zerstört hat. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir gestern zu Muthe war, als Du mir mittheiltest, daß Du Deine Verlobung mit Gertrud vor einigen Jahren schriftlich gelöst habest und nun ihre gestrige Schroffheit auf diesen Umstand zurückführtest. Ich bin schuld! — ich bin schuld!" — Die echt weibliche, leidenschaftliche und überschwängliche Selbstanklage Lydia's wirkte auf Bill beruhigend, wenigstens äußerlich.

„Du brauchst Dich nicht so aufzuregen und zu martern," entgegnete er ihr; „auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, kann ich Dich versichern, Du überschätzest den Einfluß, den Du auf mich ausgeübt haben willst. Dein Einfluß war nicht ausschlaggebend. Der Beweis dafür ist, daß ich den verhängnißvollen Brief erst vier Monate nach unserer Unterredung an Gertrud abgeschickt habe!"

„Also was war ausschlaggebend?" rief mit athemloser Spannung Lydia.

„Wenn ich Dir die Wahrheit, die ganze, für mich demüthigende Wahrheit eingestehen soll," entgegnete mit heiserer Stimme Bill, „so war's . . . weil ihre Briefe immer kälter, seltsamer und gezwungener geworden waren — und ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie mich nicht mehr liebe . . . Nicht m e h r . . . ich fange an, zu zweifeln, ob sie mich je geliebt hat. Das, was ich für Liebe hielt, war vielleicht nichts als die Theilnahmsbedürftigkeit eines verwöhnten Kindes, das sich, vom Unglück überrascht, in seiner Todesangst an den alten Jugendfreund anklammerte." — Er war sehr blaß ge-

worden, während er die Worte sprach und senkte den Kopf tiefer als er ihn im Laufe dieses Gespräches noch gesenkt hatte.

Die warmherzige, überstürzte Lydia konnte es nicht ertragen, ihn so leiden zu sehen. „Das ist nun reiner Unsinn, was Du da sprichst," rief sie, „sie hat Dich geliebt, und sie liebt Dich noch. Wenn man Augen im Kopfe hat, muß man es sehen, daß Du ihr nicht gleichgültig bist! — Gar so über sie herstürmen durftest Du gestern nicht — das war unter den Umständen nicht gerade am Platz. Aber ewig wird sie Dir das ebenso wenig nachtragen als den dummen Absagebrief. Die Fehler, die ein Mann einer Frau gegenüber aus Liebe begeht, die verzeiht sie ihm immer, früher oder später, wenn sie kein Ungeheuer ist. Ich wette, sie reist nicht ab, und wir feiern noch im Laufe der Woche Eure Verlobung! Nur nicht den Muth sinken lassen. Uebrigens ..." Sie streckte den Kopf vor und blickte durch das Fenster in den Garten hinaus — „da geht sie, durch die Kegelbahn ist sie in den Küchengarten verschwunden. Eine Auseinandersetzung mußt Du auf jeden Fall mit ihr noch versuchen. Eil' ihr nach. Now 's your time — go in and win!"

Mit Schritten, die von seiner inneren Aufregung beflügelt waren, stürmte Bill hinaus durch die Kegelbahn in den alten Küchengarten hinein.

Die Sonne schien hell.

Auf den geraden, sandlosen, von Salbei und Lavendel eingefaßten Wegen lagen zwischen gelben und braunen Blättern verschrumpfte Pflaumen, die, unausgereift, herabgefallen waren, neben überreifen Birnen, um die Schwärme von Wespen surrten. Aus den verschiedenen flachen Gemüsebeeten ragten zwischen den regelmäßig gepflanzten Obstbäumen Blumen auf, die hier wild zu wuchern schienen und aussahen, als ob sie durch Zufall in die Beete hinein gerathen wären — ganze Büsche von mächtigen gelben Sonnenblumen und hohe Stauden von corallenrother Cennur von kupferfarbigen Georginen. In den Duft von Salbei und Lavendel mischten sich der säuerliche Geruch des Dill und die würzige Herbigkeit der Gurkenblätter.

Wie gut kannte Bill diesen Geruch, den specifischen Geruch des Küchengartens von Lindenheim! Eine Kindererinnerung nach der anderen tauchte in seiner Seele auf.

Das Laub der Obstbäume war bereits gelichtet und versperrte nach keiner Seite hin die Aussicht.

Dort den Weg an der Mauer entlang, wo die Weinreben das Spalier umrankten, schritt eine hohe Gestalt. Sie war dem Bilde, welches er Jahre lang in der Seele getragen, so unähnlich, daß er sich unwillkürlich fragte: „Ist's denn wirklich Gertrud?"

Gestern, in dem bleichen Mondlicht zwischen den Schatten des Parks, hatte er gewähnt, die alte Gertrud wieder gefunden zu haben. Heute kam er zum Bewußtsein, daß die alte Gertrud auf ewig verschwunden und das, was er vor sich sah, eine ganz neue Gertrud war. Er hatte ein Kind verlassen — was er bei seiner Rückkehr gefunden, war ein herrliches, reich entwickeltes Weib.

Auf eine gewisse Veränderung war er gefaßt gewesen — auf Silberfäden an den Schläfen und leichte Furchen um die Augen herum — er hatte etwas Müdes erwartet, das er aufrichten, etwas Trauriges, das er aufmuntern, vielleicht etwas Halbverdorrtes, das er von Neuem zum Blühen bringen konnte. Aber die Gertrud, die er jetzt vor sich sah, hatte nichts von alledem, sondern etwas Königliches, das ihn einschüchterte. Er erinnerte sich plötzlich, daß Lydia ihm geschrieben: „Sie ist eine große Künstlerin!" Zum ersten Male erfaßte er den Sinn dieser Worte, die früher spurlos an ihm vorüber gegangen waren.

Glücklich freilich sah sie nicht aus — besonders um den Mund herum, dessen Lippen voller geworden waren, zeichnete sich ein Zug unsäglichen Leids. Aber er errieth sofort, daß es nicht in seiner Macht lag, dieses Leid zu heilen.

Er war ganz nahe an sie heran getreten, ehe sie ihn erblickte. — Da plötzlich hob sie den Kopf, ihre Augen trafen die seinen.

Sie fuhr zusammen. Er merkte, daß sie geweint hatte; er merkte auch, daß bei seinem Anblick ihre Augen eine Ueberraschung verriethen, die sich in Mitleid umwandelte.

Auch er hatte sich sehr verändert, aber in ganz anderer Richtung als sie. Seine Figur war schmaler geworden, der Hals dünner, die ehemals fast horizontalen Gardeofficiersschultern schrägten sich jetzt bedeutend abwärts — die Züge hatten sich verschärft — das Haar war leicht ergraut, und sein Gesicht zeigte die gelbe Farbe eines Menschen, der Jahre lang mit einem schlechten Klima gekämpft hat.

Seine ganze Erscheinung zeugte von unverdrossener Arbeit unter den schwersten, anstrengendsten Bedingnissen. Nur der Blick in seinen Augen war derselbe geblieben, ehrlich und freundlich, unendlich gutmüthig und über alle praktische Tüchtigkeit hinüber zur Schwärmerei geneigt.

Jetzt stand er vor ihr. Er streckte ihr seine Rechte entgegen, und da sie mit keiner Bewegung darauf antwortete, fragte er demüthig: „Wollen Sie mir die Hand nicht reichen, Gertrud?"

Sie zögerte einen Moment, dann ließ sie ihre Hand in die seine gleiten. Als er sich aber darüber neigte, um sie ohne jede vertraute Zärtlichkeit, nur als Zeichen besonderer Verehrung, leicht mit den Lippen zu streifen, entzog sie ihm dieselbe mit einem kleinen Ruck. Das Blut stieg ihm in die Wangen. „Gertrud!" begann er, „seien Sie mir nicht gar so böse! Ich weiß es ja, daß ich mich gestern unverantwortlich gegen Sie benommen habe — aber ich bin gekommen, Dir . . . Ihnen meine Uebereilung abzubitten."

„Es ist nicht nöthig, es ist durchaus nicht nöthig," rief sie hastig, „ich muß Sie dringend ersuchen, nicht mehr darauf zurück zu kommen. Ich trage Ihnen nichts nach, gar nichts — aber ich bitte Sie, reden Sie nicht mehr davon!"

„Gertrud!" entgegnete er ihr, „eilen Sie nicht so von mir weg. Es wäre doch besser, wenn wir diese traurige Angelegenheit wenigstens einmal gründlich prüfen und durchreden wollten. Vor allen Dingen brauchen Sie nicht zu fürchten, daß ich mich noch einmal verspreche. Ich weiß jetzt, daß ich, wie

die Sachen stehen, kein Recht mehr habe, Ihnen ‚Du' zu sagen" — er erröthete heftig bei diesen Worten. — „Aber wenn wir in der Phantasie Jahre lang mit einer uns lieben Persönlichkeit per ‚Du' verkehrten, so tritt uns das ‚Du' als etwas geradezu Selbstverständliches auf die Lippen, sobald wir ihr begegnen."

„In Ihrem letzten Brief nannten Sie mich ‚Sie'" — erwiderte, von ihm weg sehend, Gertrud.

„Ach ja, in dem letzten Brief — dem schrecklichen Brief!" murmelte er.

„Sie haben ganz recht," sagte sie dumpf, „er war schrecklich — schrecklich!" und plötzlich die gefalteten Hände gegen die Brust pressend und den Kopf zurückwerfend, rief sie: „Wie konnten Sie mir den Brief schreiben, Bill — wie konnten Sie! — der Brief war ein Verbrechen. Sie hatten nicht das Recht, mir alle Hoffnung für die Zukunft zu nehmen, Alles in mir zu vernichten, woran ich mich aufrichten konnte, wenn Sie nicht wirklich, zugleich mit dem Glauben an eine gemeinschaftliche Zukunft, den Wunsch danach verloren hatten! Bill! Bill! wie konnten Sie? — Sie mußten doch wissen, daß Sie damit etwas todtschlugen in mir, daß Sie sich an mir versündigten!"

Ihre Worte trafen ihn ins Herz, aber ihre Heftigkeit hob seinen gesunkenen Muth. Sie schien eine Rechtfertigung zu verlangen, und ihr eine Rechtfertigung zu bieten, war er bereit.

„Wenn ich mich an Ihnen versündigt habe," begann er — „weiß Gott, es geschah nur aus übermäßiger Gewissenhaftigkeit und Liebe zu Ihnen, Gertrud! Die Sache begann so: ich hatte von dem Tode Ihrer Mutter gehört, von Ihrer Nothlage in Paris, und daß Sie die Werbung eines durchaus ritterlichen, würdigen und vermögenden Mannes ausgeschlagen hatten. Brauche ich Ihnen das weiter zu erklären? . . . Ich sagte mir, wenn sie an Dir hängt, wie Du an ihr, so ist doch nichts im Stande, sie von Dir loszureißen; wenn sie sich hingegen unter irgend einer Bedingung entschließen könnte, auf Dich zu verzichten, so ist es besser, Du befreist sie von einem Zwang und gibst ihr Wort ihr zurück."

„So!" sagte sie, „also in dem Sinne war der Brief geschrieben! Nun, es ist möglich, daß eine Andere das Alles aus Ihren schroffen, harten Zeilen herausgelesen hätte — ich vermochte es nicht. Mir hatte es den Eindruck gemacht, als schüttelten Sie eine Last von sich ab."

„Gertrud! — um Gotteswillen, Gertrud!"

„Ja, es war so!" wiederholte sie — „der Brief hat mich zerbrochen — ganz zerbrochen — er hat einen andern Menschen aus mir gemacht. Gott im Himmel, hat mir der Brief weh' gethan! — Aber jetzt ist's vorbei!"

„Und können Sie mir den Irrthum verzeihen?" sagte er leise.

„Verzeihen, von Herzen gern," erwiderte sie — „aber ungeschehen machen kann ich nicht, was er angerichtet hat!"

„Und was hat er angerichtet, das uns für immer trennen müßte?"

Ein Schwindel packte sie — sie fühlte sich so müde, daß sie einen Augenblick hart daran war, ihm ihr schimpfliches Geheimniß vor die Füße zu schleudern, nur um ein Ende zu machen ein für allemal. — Gleich darauf

würgte sie die Scham an der Kehle — „nur ihn das nicht errathen lassen, um Gotteswillen nur das nicht!"

„Mein Sinnen und Trachten hat eine andere Richtung genommen," sagte sie heiser und mühsam, „die Kunst hat eine immer größere Macht gewonnen über mich, sie beherrscht mich ganz. Ich könnte mich nicht mehr lossagen von ihr."

„Ich würde nie verlangen, daß Sie Ihre Kunst aufgeben!" rief er eifrig.

„Auch meine Unabhängigkeit könnte ich nicht aufgeben," sagte sie. „Es ist vorüber, Bill, wir passen nicht mehr zu einander."

Er musterte sie mit einem langen, aufmerksamen, forschenden Blick von Kopf bis zu den Füßen. Eine tiefe Falte zeichnete sich zwischen seinen Augen. „Mit einem Wort," stieß er hervor, „Sie könnten sich unter gar keinen Umständen entschließen, meine Frau zu werden! — Ich hab' begriffen — hab' lang' genug dazu gebraucht, aber endlich — endlich hab' ich begriffen. — Sie haben recht — wir passen nicht mehr zu einander — Sie sind gewachsen — ich bin stehen geblieben, nein, nicht stehen geblieben, sondern zurückgegangen bin ich. — Sie haben Jahre lang, wenn auch mit Sorgen und unter schweren Entbehrungen, in Mitte von Allem gelebt, was geistig am förderndsten ist — ich habe die Existenz eines gewöhnlichen Arbeiters geführt und mein bißchen ursprüngliche Cultur abgestreift. Sie sind heute eine große Künstlerin, und Herr Gott! . . ." sein Athem stockte — „ich . . . bin ein Tagelöhner — der Vermögen gemacht hat. — Sie haben recht, wir passen nicht mehr zu einander."

Er hatte sehr ruhig angefangen — jetzt sprach er immer schneller und heftiger. Manchmal brach ihm ein Wort in der Kehle, als ob er mit Gewalt ein Schluchzen zurückdränge. „Nein," fuhr er fort, „wir passen nicht zu einander — ich bin wahrhaftig zu schlecht für Sie! — Verzeihen Sie mir, daß . . . ich zu treu war — in meinem Fall war die Treue eine Zudringlichkeit. Leben Sie wohl, Gertrud, Gott sei mit Ihnen!"

Er drehte sich auf dem Absatz um und verließ sie.

„Bill!" schrie sie ihm heiser nach — „Bill!"

Aber er wandte sich nicht. Da ließ sie ihn gehen. „Es ist vielleicht besser so!" sagte sie sich, „es führt ja doch zu nichts, wenn ich ihn zurückhalte — es darf zu nichts führen!" Dann eilte sie in ihr Zimmer hinauf und sperrte sich ein. „Zu schlecht für mich" — stieß sie hervor — „er für mich! Ach mein Gott! — mein Gott!"

Jetzt lag Gertrud auf ihrem Bette, müde und trostlos. Auch von dem Gabelfrühstück hatte sie sich unter dem Vorwande einer sich immer stärker entwickelnden Migräne fern gehalten. Sie traute sich nicht, unter Menschen zu gehen, sie traute sich nicht, ihm noch einmal in die Augen zu schauen. Sie hatte Stunden lang geweint, ganz still, jeden Laut erstickend, in ihre Kissen hinein.

Jetzt hatte sie keine Thränen mehr. Sie raffte sich auf, um zu packen — aber es ging ihr nicht von der Hand. Jeder geringfügigste Gegenstand, den

sie anfaßte, schien einen Centner zu wiegen. Dazu schwindelte ihr, und sie fühlte sich so schwach, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Der Umstand, daß sie den ganzen Tag noch nichts genossen, mochte zu ihrer großen Hinfälligkeit beitragen. Krampfhaft um ihr Gleichgewicht kämpfend, stand sie neben einem offenen Koffer, die Hand an eine Stuhllehne gestützt, als Jemand an ihre Thüre klopfte.

„Wer ist's?" fragte sie.

„Ich," antwortete die Stimme Lydia's. „Ich habe einen Moment gehorcht, um womöglich beobachten zu können, ob Sie vielleicht schliefen. Da ich Sie herum gehen hörte, nehme ich an, daß Sie wohler sind, und frage, ob ich Sie einen Augenblick sprechen kann?"

„Aber natürlich!" rief Gertrud, die indessen die Puderquaste an ihre roth-geweinten Augen gedrückt hatte, hastig und verlegen, und ließ die Freundin ein.

Lydia hielt ein sorgfältig in weißes Seidenpapier gewickeltes Päckchen in der Hand. Ihre Lippen waren so fest zusammengepreßt, daß sie ganz schmal aussahen, und der Blick in ihren Augen war streng, fast hart.

„Ist die Migräne besser?" fragte sie schroff.

„Ein wenig," murmelte Gertrud.

„Es scheint," meinte Lydia, sich nach dem offenen Koffer umsehend, „da Sie ja bereits flott beim Packen sind!"

„Sie sehen, daß ich nicht recht damit vorwärts kam," murmelte Gertrud.

Lydia biß sich in die Lippen. Nach einer kurzen Pause sagte sie: „Werden Sie Abends beim Diner erscheinen?"

„Muß ich?" hauchte, den Kopf abwendend, Gertrud kaum hörbar.

„Nun, zwingen kann ich Sie nicht, aber es wäre mir sehr unangenehm, wenn Sie ausblieben," erwiderte die Amerikanerin.

Von sehr sensitiver Naturanlage, im Uebrigen matt und gänzlich überreizt, konnte Gertrud die kurze, schroffe Art Lydia's nicht ertragen. „Lydia! warum sind Sie so mit mir? Was habe denn ich Ihnen gethan?"

„Was Sie mir gethan haben?" wiederholte Lydia etwas beschämt — „mir haben Sie schließlich nicht viel gethan. Sie haben nur einen Menschen, der mir sehr nahe steht, bis ins Innerste verletzt und gekränkt!"

„Hat er es Ihnen gesagt?" fragte, zusammenfahrend, Gertrud.

„Ja, ausführlich, was weder eine Indiscretion, noch ein Wunder war, da er theilweise auf meine Veranlassung hin nach Europa zurückgekommen ist, um sich diese Demüthigung in Lindenheim zu holen!"

„Mein Gott, Lydia!" sagte Gertrud mit geradezu heldenmüthiger Ueberwindung, „es ist mir hart angekommen, meinem Jugendfreund dieses Leid anzuthun, aber es war das einzig Mögliche. Ich bin meine unabhängige Stellung viel zu sehr gewohnt, um sie aufzugeben — ich tauge überhaupt nicht mehr zum Heirathen, und wenn ich mich hätte von ihm überreden lassen, wären wir beide nur unglücklich geworden. In Folge dessen dürfen Sie's mir nicht verübeln, daß ich die Werbung Bill's abgewiesen habe!"

„Das verüble ich Ihnen auch gar nicht," rief Lydia heftig, „das thut mir nur grenzenlos leid. Was ich Ihnen verüble, ist die Auffälligkeit Ihres Be-

nehmens, die ihn — die uns Alle in Verlegenheit bringt. Keiner Frau wird es besonders angenehm sein, sich an denselben Mittagstisch mit einem Manne zu setzen, nachdem sie ihm kurz zuvor einen Korb gegeben hat. Aber man muß sich Gewalt anthun. Man geht über einen derartigen Vorfall so discret hinweg wie möglich — man thut, was man kann, daß die Welt nichts davon erfährt. Sie, Gertrud, haben, das Alles außer Acht lassend, nur um Bill bequemer auszuweichen, die ganze Situation in einer unverantwortlichen Weise pointirt!"

„Aber Lydia — ich begreife nicht . . . wer kann mein Wegbleiben von Mahlzeiten mit Bill in Beziehung bringen? Es weiß ja doch Niemand, was zwischen uns vorgefallen ist."

„Niemand? Die Spatzen auf dem Dach schreien einander heute in ganz Lindenheim zu, welcher Art Ihre Migräne ist," rief aufgeregt Lydia. „Ein Gärtnerbursch' hat es gestern beobachtet, wie der arme Bill auf Sie losgestürzt ist und Sie ihm davon gelaufen sind, nachdem er Sie geküßt hat — ja — und der hat's dem Küchenmädchen erzählt, und das Küchenmädchen der Haushälterin, und die der Kammerjungfer Anna Maria's. Man sagt sich nicht nur, daß Sie ihm einen Korb gegeben haben, sondern daß er sich Ihnen gegenüber eine Freiheit herausgenommen hat, und daß Sie ihm in Folge dessen nicht nur aus dem Wege gehen, sondern daß Sie von Lindenheim fliehen — aus Empörung gegen ihn. Er weiß es Gottlob nicht, aber — bedenken Sie ein wenig seine Lage!"

Gertrud war todtenbleich geworden und zitterte am ganzen Leib. „Was kann ich thun — was kann ich für ihn thun!" rief sie außer sich.

„Was Sie für ihn thun können?" fragte, sie fixirend, Lydia — „wollen Sie wirklich und ernstlich etwas für ihn thun?"

„Ja, gewiß — selbstverständlich Alles . . . Alles, was ich kann!" stieß Gertrud, nach Athem ringend, hervor — „Alles — außer — außer —" sie schlug die Augen nieder.

Lydia machte eine Geste, als ob sie etwas weit hinter sich schieben wollte. „Davon," sagte sie mit Nachdruck, „ist gar nicht die Rede mehr. Bill wird nicht darauf zurückkommen. Aber wenn Sie wirklich eine kleine Freundlichkeit für ihn haben und dem dummen Gerede die Spitze abbrechen wollen, so erscheinen Sie heute bei Tisch, geben Sie sich so unbefangen als möglich und behandeln Sie ihn wie einen guten, alten Bekannten! Wollen Sie das?"

„Ich werde trachten," murmelte Gertrud.

„Und könnten Sie sich entschließen, Ihre Reise zu verschieben?"

Einen Moment hielt Gertrud den Athem an — Alles schwankte unter ihr.

„Gertrud! . . . bat Lydia. — „So ein Aufhebens wegen einer Kleinigkeit. — Bleiben Sie?"

„Ja," hauchte Gertrud, „meinethalben, wenn Sie es wünschen, ja!"

Der unangenehme Ausdruck war mit einem Male von Lydia's schönem Gesicht wie weggezaubert. Niemand war liebenswürdiger als sie, wenn sie ihren Willen durchgesetzt und einen Sieg zu verzeichnen hatte. Sie machte ein paar Schritte vorwärts, klappte den Deckel des offenen Koffers zu, schloß

Gertrud in die Arme und rief: „Ich wußte es ja, daß ich Sie zur Vernunft bringen würde — ich will Ihnen eine Tasse Thee und ein paar Brötchen herauf schicken zur Stärkung. Adieu und auf Wiedersehen bei Tisch!“

Sie eilte hinaus; nach einer halben Minute kehrte sie wieder und legte das Päckchen, welches sie indessen vergessen und noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch. „Das schickt Ihnen Bill,“ erklärte sie. „Es wird Ihnen, glaube ich, beweisen, daß er wirklich auf nichts Anderes mehr Anspruch macht als darauf, von Ihnen als guter Bekannter behandelt zu werden.“

Mit leichtem Herzen, als habe sich die Welt plötzlich völlig verändert, schritt Lydia die braune Eichentreppe hinab in die Halle.

Dort fand sie Bill.

„Du warst bei ihr?“ murmelte er strikte — dann setzte er abrupt hinzu: „Nichts Neues?“

„O ja,“ erwiderte sie gleichmüthig — „Sie hatte sich, ehe sie mich zu sich hinein ließ, die Augen gepudert, damit ich's nicht merken möge, wie verweint sie war; sie hat ihre Reise aufgeschoben — und sie erscheint heute Abend bei Tisch.“

Gertrud hatte das Päckchen geöffnet; sie hatte geahnt, was es enthalten würde — ein paar armselige Andenken, die Bill aufgehoben und offenbar als seine theuersten Heiligthümer geschätzt hatte — und alle ihre Briefe. Es waren ihrer nicht viele.

Sorgfältig mit einem Goldfädchen zusammen geknüpft, lagen sie da.

Eine Art Neugier wandelte sie an. Trauriger konnte ihr ja doch nicht mehr zu Muthe werden. Sie knüpfte den goldenen Faden auf und begann in den Briefen zu blättern. — Der Zeitfolge nach geordnet, lagen sie da. Die ersten waren viel stärker zerknittert als die letzteren, die letzten aber merklicher an den Rändern abgegriffen. Die ersten waren offenbar viel häufiger geküßt, die letzteren viel öfter gelesen worden. Sie fragte sich, warum das so gewesen war, und begann die vergilbten Blätter zu mustern.

In den ersten waren die Buchstaben viel kleiner gezeichnet, die Zeilen viel enger an einander gerückt, der Schluß immer gekreuzt. Für die Unterschrift blieb gar kein Raum mehr übrig, höchstens für ein einziges G., das sich in einer Ecke zusammendrückte.

Der erste Brief, der nicht nur kürzer ausgefallen, sondern mit einem vollen „Gertrud“ unterzeichnet war, das war der Brief, den sie beendet nach dem ersten Besuch, den Lozonczyi ihr gemacht hatte nach dem Tode der Mutter. Von da an wurden die Briefe immer kürzer, die Zeilen standen weiter von einander, die Unterschrift war deutlich und ausführlich, und an dem letzten Brief war eine halbe Seite unausgefüllt geblieben.

Sie begann in den Briefen zu lesen. Mit einem der ersten fing sie an. Eine ganze verschollene Lebensepoche schien vor ihr aufzuerstehen. Die stille, friedliche Existenz in der hübschen, soignirten, wenn auch für Gertrud's ehemalige Gewohnheiten recht engen Wohnung auf dem Boulevard Malesherbes.

Die Briefe waren nicht leidenschaftlich, aber sehr herzlich, von einem Hauch zärtlicher Zutraulichkeit durchweht. Sie schmiegte sich in diesen Briefen so zu sagen an ihn wie eine kleine Lieblingsschwester an einen älteren Bruder, von dem sie sehr verwöhnt worden ist. Sie erzählte ihm rückhaltslos jede unwichtige, rührende oder humoristische Einzelheit ihres täglichen Lebens. Sie waren sehr lieb und innig, diese Briefe, die noch vom Boulevard Malesherbes datirten. Sie legte sie seufzend bei Seite und begann in denen zu blättern, die sie aus der Rue Notre Dame des Champs an ihn geschrieben.

Die Tonart war völlig verändert. Die Zutraulichkeit fehlte — geschraubte, rasch abgefertigte Liebesversicherungen tauchten darin auf. Gertrud erschrak darüber, wie kalt, wie fremd diese Briefe waren in ihrer kahlen Unausführlichkeit. Sie begriff etwas, das ihr bis dahin entgangen war, nämlich, daß Bill auf den Ton dieser Briefe hin nicht nur berechtigt war, seine Verlobung mit ihr zu lösen, sondern daß er sie geradezu hatte lösen müssen.

Nicht einmal der armselige Trost, ihm eine Schuld beimessen zu können, blieb ihr. Den reuigen Brief, den sie an jenem Weihnachtsabend an ihn geschrieben — den hatte er nie bekommen, den hatte sie verbrannt.

„Uebrigens," sagte sie sich, „hätte der im Grunde genommen nicht viel geändert, nur das, was kommen mußte, hinaus geschoben, die Herzlichkeit in dem Weihnachtsbriefe war ja doch nur — meinem Heimweh und meinem Unrechtsbewußtsein entsprungen — der Anfall wäre vorüber gegangen und die weiteren Briefe wären dann doch wieder so öde geworden wie diese da." Sie beurtheilte sich jetzt klar und scharf. „Ich war ja doch damals schon vergiftet," sagte sie sich.

Und plötzlich fiel ein neues Licht in ihre Seele, voll und grell! — „Ich hab' ihn nie wirklich geliebt," sagte sie sich — „nie, wie er geliebt zu werden verdient, sonst hätte das Gift keine Macht über mich gehabt!"

Sie stieß die Briefe von sich, betastete die armseligen kleinen Reliquien, die ihnen beigepackt waren — ein paar trockene Blumen, ein verblaßtes, blaues Band, ein langer Gartenhandschuh. — Den Handschuh hatte sie getragen, als sie mit Bill vor seiner Abreise von Lindenheim ein letztes Mal den Park durchschritten — den hatte sie getragen, als er sie zum Abschied geküßt und ihr zugerufen hatte: „Du wirst sehen, daß ich Dir die Heimath doch noch einmal zurück erobere! Aber es wird Zeit brauchen — wirst Du den Muth haben, so lange zu warten?"

„Ja!" hatte sie ihm erwidert und ihren Handschuh abgestreift, um ihm die bloße Hand darauf zu geben zum feierlichen Gelöbniß.

Zur Erinnerung daran hatte er sie gebeten, ihm den Handschuh zu schenken. „Armer Bill! Armer, lieber Bill! — O mein Gott! mein Gott!" — und mitten in ihre große Qual schlich sich um ihr Herz ein warmes, weiches, selbstloses Gefühl voll unendlicher, fast mütterlicher Zärtlichkeit.

Wie hart ihn das Leben mitgenommen hatte, und wie gerne er sich's gefallen hatte lassen für sie — wie freudig und gläubig er ihr entgegen gekommen war! Und ihn nicht belohnen dürfen für Alles, was er ausgestanden hatte, sondern ihn von sich stoßen, ihm unsäglich wehe thun zu müssen!

Das weiche, warme Gefühl um ihr Herz wurde stärker, und plötzlich ging Alles, was selbstsüchtig gewesen war in ihrer Qual, unter in seiner heißen Fluth stürmischen Mitleids für Bill.

Als der Gong eine halbe Stunde vor Tisch meldete, daß es Zeit sei, sich herzurichten, fühlte sich Gertrud von einer Aufregung erfaßt, die nicht ganz unangenehm war. Ja, sie wählte ihr Kleid mit Interesse aus und ordnete ihr Haar mit Sorgfalt. Ihr Herz pochte zum Zerspringen bei dem Gedanken, daß sie Bill begegnen solle. Beständig setzte sie in der Phantasie freundliche Worte zusammen — Worte, die sie an ihn richten konnte, ohne zu weit zu gehen. — Und immer ging sie zu weit und sagte sich, das ist zu viel, das darf ich mir nicht gestatten!

Die Anderen waren bereits Alle in der Halle versammelt, als sie erschien. Bill Stolzing saß an einem geschnitzten, braunen Eichentisch und hatte eine Zeitung vor sich ausgebreitet. Gertrud merkte sofort, daß er nicht las — daß er auf sie gewartet hatte. Er saß ganz still, ohne sich zu rühren, nur die Augen schielten nach ihrer Seite hin. Erst als Lydia, welche im Vollbewußtsein ihres letzten Sieges geradezu vor Liebenswürdigkeit strahlte, ihm zurief: „Nun, Bill, raff' Dich auf, wir sind vollzählig" — da erhob er sich.

Sämmtliche Anwesende waren bei Gertrud's Erscheinen verstummt. Sie merkte, daß man sie und Bill beobachte. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um unbefangen zu erscheinen, und als Lydia sich an sie wendete mit den vorher wohl überlegten und einstudirten Worten: „Ich brauche Ihnen vielleicht unseren neuen Gast nicht erst vorzustellen, Gertrud!" da brachte sie mit einem tapferen Lächeln heraus: „O nein, Lydia, wir sind sehr alte Bekannte," und dann ging sie auf Bill zu und reichte ihm die Hand.

Ihre Unbefangenheit war täuschend gespielt; mit seiner Selbstbeherrschung war's nicht weit her. — Gleich darauf verfügte man sich zu Tische.

Die rothen Wachskerzen in den schweren, alten Silberleuchtern warfen ihren bläulichen Schimmer weich und flimmernd über den niedrig gehaltenen Tafelschmuck von Malmaisonrosen und Heliothrop. Die Speisen waren vorzüglich, und Lydia hatte Champagner serviren lassen.

Gertrud's Appetit regte sich. Das erste Lächeln war ihr schwer gefallen und das erste Wort. Jetzt plauderte sie geläufig und wußte es nicht mehr, wenn sie lächelte. Ein- oder zweimal wollte sie sich dazu zwingen, das Wort über den Tisch hinüber an Bill zu richten, das aber ging über ihre Kraft — kaum, daß sie die Lippen bewegen wollte, pochte ihr das Herz so, daß ihr die Hand davon zitterte und der Athem verging.

Nach Tisch jedoch, als sich während des allgemeinen Mahlzeitgrußes Bill kindisch um sie herum drehte und offenbar nicht mit sich einig werden konnte, ob er ihr die Hand reichen dürfe oder nicht, da kam sie freundlich auf ihn zu und bot ihm ihre Rechte — und nachdem er sie genommen hatte, trat sie auch nicht zurück, sondern murmelte: „Ich danke Ihnen für Ihre Sendung, Bill — sie hat mich tief gerührt."

Er wurde feuerroth. „Sie haben sie vielleicht gar nicht erwartet," stotterte er — „Ihnen waren gewiß . . . diese Reliquien nicht so wichtig wie mir. Aber ich war immer ein Kleinigkeitskrämer!" Er blickte zu Boden.

„Sie waren immer der anständigste Mensch, den ich je gekannt habe!" entgegnete sie ihm warm — „mein ältester und verläßlichster Freund!"

Die Anderen waren von den beiden zurückgewichen — offenbar setzten Alle voraus, daß sie sich etwas Wichtiges zu sagen haben müßten.

Bei Gertrud's Worten hatte Bill seinen Kopf gehoben; jetzt sah er sie mit einem eigenthümlichen, verwunderten, forschenden Blick an.

„Mein verläßlichster Freund!" wiederholte sie, und mit feuchten Augen und zitternder Stimme fügte sie hinzu: „Ich würde sehr enttäuscht sein, wenn Sie diese Stelle nicht auch noch weiter in meinem Leben einnehmen wollten."

Ein eigenthümliches Lächeln trat auf sein noch immer schönes, wenn auch verfallenes und geschärftes Gesicht — ein Lächeln voll nachsichtiger Zärtlichkeit. Die Zähne schimmerten weiß zwischen den gutmüthigen Lippen. „Sie sind doch immer noch dieselbe," sagte er kopfschüttelnd, „dieselbe Gertrud, die mir am Abend einen Korb gibt und nächsten Morgen um sieben Uhr aufsteht, um mich zu fragen, ob's weh' gethan hat!"

Die Tage kamen und gingen. Sie verschwebten wie im Traum. Ihr träumte, daß sie einander wieder finden könnten in einer warmen, loyalen Freundschaft — und ihm träumte, daß noch Alles gut werden würde.

Daß eine loyale Freundschaft auf eine so schiefe Basis zu stützen im Grunde auch nichts war als ein immenser Betrug, faßte sie momentan nicht. Ihr Denkvermögen war wie das aller echten Frauen sprunghaft, lückenhaft, impulsiv — manchmal sehr rasch, manchmal gänzlich stumpf. Unwillkürlich schob sie Dinge, die ihr wehe thaten, aus dem Kreis ihrer Betrachtung heraus, lebte im Augenblick.

Bill war sehr rücksichtsvoll und wich ihr aus. Es fing an, sie zu verdrießen, daß er ihr zu viel auswich, daß er den Uebergang von der Liebe zur Freundschaft nicht schneller finden konnte. Er tummelte sich fast den ganzen Tag auf der Jagd herum und erschien nur bei den Mahlzeiten. Sie zählte die Stunden, bis sie ihn wieder sehen würde — und jeden Tag wendete sie etwas mehr Sorgfalt an ihre Toilette, und jeden Tag brach sie ungeduldig ein Stückchen von dem Zaun nieder, den sie zu ihrer Vertheidigung, zu ihrem Schutz zwischen sich und ihm aufgerichtet hatte. Sie konnte es nicht aushalten, ihn traurig zu sehen. Das Mitleid für ihn wollte nicht zur Ruhe kommen, es regte Alles in ihrer Natur auf, was am wärmsten, am tiefsten, am mütterlichsten war. Sie zog ihn öfter und öfter, länger und länger ins Gespräch, sie wußte immer neue, liebe — „harmlose" Worte zu finden, die ihn aufrichten konnten, ohne ihm irgend etwas zuzugestehen — was sie ihm nicht zugestehen durfte. Ihr Gewissen, von den Sophismen bestochen, über welche Frauen bei solchen Gelegenheiten stets verfügen, regte sich um jene Zeit nicht und wartete eine Gelegenheit ab, sie doppelt zu quälen. Sie war fest

überzeugt davon, nichts Unrechtes zu wollen — ihr verlangte nur nach seiner Freundschaft — sie sagte sich, daß sie ganz beruhigt sein würde, wenn auch er in dieser Freundschaft seinen endgültigen Trost, seine innerste Befriedigung gefunden haben würde. Und dabei horchte sie immer unruhiger auf seinen Schritt, wenn er, von der Jagd heimkehrend, an ihrer Thüre vorüber kam, und das warme, liebe, weiche und ein wenig ermattende Gefühl, das, von ihrem Herzen ausgehend, ihr alle Adern durchschlich, wurde immer stärker.

Lydia ließ den Dingen ihren Lauf und lächelte siegeswiß.

Und der letzte Tag kam. Am Nachmittag fragte Lydia bei ihr an, ob sie sich denn nicht erweichen lassen wolle, länger zu bleiben, ob sie wirklich abreisen müsse.

Vielleicht hatte Gertrud gehofft, daß Lydia den Reisetermin vergessen würde; es war auch gar nicht üblich noch gastfreundlich, so direct zu fragen: „Wann reisen Sie?"

Aber Lydia mußte es wissen wegen der Pferde — man hatte immer Pferdenöthe und Schwierigkeiten in Lindenheim — das wenigstens gab sie vor, um die Directheit ihrer Frage zu entschuldigen.

Gertrud wurde todtenblaß, zögerte einen Moment und sagte dann: sie bedauere unendlich, sie könne aber ihren Aufenthalt wirklich nicht weiter verlängern, sie müsse durchaus reisen.

Hierauf erklärte Lydia ganz freundlich und als ob nichts wäre, wenn sie denn absolut fort müsse, könne man sie natürlich nicht halten — es sei ja ohnehin schon sehr liebenswürdig gewesen, daß sie sich hatte bestimmen lassen, wenigstens diese Tage zuzugeben. Lydia dankte ihr dafür und ging.

Kaum hatte sich die Thüre hinter ihr geschlossen, so bemächtigte sich Gertrud's eine bodenlose Traurigkeit. In ihrer Seele war eine unklare Dämmerung, durch die Jugenderinnerungen schwebten hier ein Bild und dort eines, dazwischen klangen Melodien auf — Melodien von Liedern, die sie ihm als junges Mädchen vorgesungen — sie sah ihn übermüthig, lebensfroh, ein klein wenig stutzerhaft, kaum merklich von den Vorurtheilen seiner Kaste befangen und sah ihn, wie er jetzt war — gealtert, abgearbeitet — aber unendlich edler, rührender als er es je früher gewesen, einen Mann, der Jahre seines Lebens daran gesetzt hatte, sich sein Glück zu erobern, und der, als er sich endlich durchgerungen bis an die Stelle, wo er es erwartet, nichts als Elend gefunden! — Sie wurde wie wahnsinnig bei dem Gedanken, ihn nicht trösten zu dürfen.

Das Diner war vorüber, das letzte Diner in Lindenheim für Gertrud. Man trank den schwarzen Kaffee in der Halle — die Lindner sprach mit Herrn Sonnenberger über Wagner, Lydia hatte sich zurückgezogen, um mit ihrer Mamsell für den nächsten Tag das Menu zu entwerfen, und Anna Marie hatte sich an das Clavier gesetzt und spielte halblaut Walzer von Strauß; Gertrud und Bill standen jeder an einem Ende der Halle, blickten abwechselnd nach einander hin, und dann wieder von einander weg.

Er sah ernst aus und sie sehr unruhig.

Mit einem Male setzte er seine Kaffeetasse nieder, ging gerade auf sie zu und sagte: „Also morgen verlassen Sie uns!"

„Ja," erwiderte sie, „ich kann meine Abreise wirklich nicht länger verschieben!"

Sie hatte gehofft, daß er etwas einwenden würde, aber er blieb stumm. Ihre innere Unruhe vermehrte sich. Die ganze Zeit hatte sie gefürchtet, er würde den Abschied zu schwer nehmen; jetzt erschrak sie bei dem Gedanken, daß er ihn zu leicht nehmen könne.

„Ich hoffe, daß wir als gute Freunde von einander scheiden, Bill," murmelte sie. „Sie dürfen wirklich nicht glauben, daß ich Sie nicht nach Ihrem großen Werth schätze!"

Er schnitt ihr mit einer etwas kurzen Gebärde die Rede ab. „Liebe Gertrud, sprechen wir nicht davon," entgegnete er ihr. „Sie können doch nicht verlangen, daß mir diese nüchterne Werthschätzung Vergnügen machen soll. Ihr Freund werde ich immer bleiben, und wenn Sie mich einmal nöthig haben, so brauchen Sie nur ein Wort über den Ocean hinüber zu senden, ich komme augenblicklich und stelle mich Ihnen zur Verfügung."

„Ueber den Ocean . . ." stotterte Gertrud, „Sie wollen wirklich nach Amerika zurück?"

„Sie glauben doch nicht, daß ich das Leben aushalten könnte in Europa unter den Umständen?"

„O Bill! . . ." erwiderte sie.

„Hatten Sie's anders gedacht?" fragte er mit dem guten, nachsichtigen Lächeln, mit welchem er alle ihre Verkehrtheiten hinzunehmen pflegte, selbst wenn er noch so sehr darunter litt.

Anna Marie spielte noch immer leise und weich — jetzt nicht mehr einen Walzer von Strauß, sondern „Les papillons bleus" von Waldteufel.

Bill wendete den Kopf — den Walzer hatte er vor mehr als zehn Jahren auf einem Ball nach einem Officiersrennen mit Gertrud getanzt. Er erinnerte sich — sie erinnerte sich auch.

Immer mehr verlangte ihr nach einem zärtlichen Abschluß dieses Lebensabschnittes.

„Mir ist sehr leid, daß wir auseinander gehen müssen, Bill . . . und ich hab' mir den Kopf zerbrochen darüber, wie ich Ihnen zum Abschied eine kleine Freude bereiten könnte . . ."

„Die alte Gertrud," murmelte er, „so ganz und gar die alte Gertrud!"

Anna Marie spielte noch immer „Les papillons bleus" — mit jedem Ton traf sie Gertrud ins Herz — aber nicht böse, sondern schwermüthig, theilnahmsvoll — es war, als ob warme Thränen auf ihr Herz niedersänken.

„Nun, da Sie die alte Gertrud gern gehabt haben," stammelte sie jetzt ganz leise und mit dem Weinen kämpfend, „so hab' ich Ihnen etwas mitgebracht, was Sie an die alte Gertrud erinnern soll. Das Bildchen heben Sie sich auf um der alten Gertrud willen!"

Die Thränen rollten ihr unbehindert über die Wangen, während sie sprach. Sie konnte sie nicht mehr zurückhalten. Dann reichte sie ihm die halb ver-

blaßte Photographie ihres ehemaligen „Ich", die sie am Abend ihrer Ankunft in Lindenheim in ihrem Boudoir gefunden.

Er zuckte zusammen; lange betrachtete er das Bild. „'s ist ungemein ähnlich," sagte er — „wie gut ich mich an die Zeit erinnere, in der Sie so aussahen — damals, als wir jenen Walzer mit einander tanzten (mit einer halben Kopfwendung nach Anna Marie) — weiß Gott, daß ich das Bildchen schätzen werde, wenn es mir auch nicht vergönnt war . . ." Statt alles Weiteren nahm er ihre Hand und sagte heiser: „Herzlichen Dank, und Gott behüte Sie, Gertrud!"

Noch einen freundlichen Händedruck . . . da plötzlich merkten sie beide, daß sie beobachtet wurden — Lydia's helle Augen glänzten nach der Fensternische hin, in welcher sie standen. Eine große Verlegenheit lähmte sie beide. Sie lächelten sich zu und gingen aus einander.

Und jetzt überkam Gertrud eine fürchterliche Aufregung — das Gefühl, etwas verfehlt, etwas unrettbar verloren zu haben. Es war ihr schrecklich gewesen, das Gespräch mit ihm abzubrechen — und doch — was auf der Welt hätte sie ihm noch sagen dürfen!

Herzlicher, freundlicher hätten die letzten Worte gar nicht sein können — warum hatte sie die Empfindung, daß Alles ganz verkehrt abgelaufen, daß ihr etwas mit Gewalt entrissen worden war! — Alles in ihr schrie vor Schmerz, vor Sehnsucht — es war etwas wie das rasende Heimweh, das sie nach Lindenheim getrieben, nur noch viel intensiver, stärker, dringend verlangender.

Um Einiges später fragte Lydia, von ihrer häuslichen Conferenz zurückkehrend: „Wo ist Gertrud, hat sie sich schon zurückgezogen?"

„Ich glaube, sie ist in den Park hinaus gegangen," meinte Fräulein Lindner.

„So wie sie war, in dem leichten Kleid? Das ist ja ein Selbstmord," ereiferte sich Lydia. „Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen, es ist bitter kalt draußen, ich muß ihr einen Umwurf bringen."

Und sie nahm ein weißwollenes Mäntelchen von der Lehne eines Stuhles und machte Miene, damit hinaus zu eilen. Da legte Bill die Hand auf ihren Arm — „laß mich gehen," stotterte er. Er war feuerroth im Gesicht und sah von ihr weg

Sie überließ ihm die Hülle, und er ging. Ja, das Wetter war umgeschlagen. Der Herbst schrie in den Bäumen und bog ihre Kronen hin und her und entriß ihnen massenweise das Laub, das zu müde war, um sich zu wehren, obzwar es bei Tag noch ganz grün erschien.

Bill sagte sich: „Wenn ich sie dort finde — dort, dann reißt mir sie weder ein Gott noch ein Teufel mehr aus dem Arm!"

Er ging immer rascher an den flimmernden Gartenlaternen vorbei, lief fast auf die Linde neben der Nidder zu.

Ein Wimmern, ein halb ersticktes, menschliches Wimmern mischte sich plötzlich in das Tosen des Windes — und dort, eng zusammen gekauert zu Füßen der Linde, schluchzend das Gesicht in den Knieen . . . „Gertrud! meine

Gertrud!" jubelte er, riß sie empor und küßte sie, küßte sie, bis ihr fast der Athem verging — „jetzt hab' ich Dich!" jauchzte er — „und diesmal gilt's! . . ."

Und sie? . . . Sie schlang beide Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn wie ein wegmüdes, wundes, verirrtes Kind an die Mutter, zu der es endlich den Weg zurückgefunden hat.

Sie konnte die Kraft nicht mehr aufbringen zum Widerstande. Sie wollte sie nicht mehr aufbringen — sie war bereit, zu schweigen, zu lügen, zu betrügen — nur, um ihn glücklich zu machen. Sein Glück sollte ihre Sühne sein!

Als sie in die Halle zurückkehrte, ging Bill einfach auf Lydia zu und sagte: „Sie reist nicht!"

Und Lydia lächelte ihr triumphirendstes Lächeln und versicherte ruhig: „Das habe ich voraus gewußt, ich habe auch gar keine Pferde bestellt!" Dann, sich zu Gertrud wendend, fügte sie hinzu: „Aber warum haben Sie sich denn so lange gewehrt, Sie Abscheuliche! 's ist nur in englischen Leihbibliothekromanen, daß die Heldin den armen Helden bis zum letzten Capitel des dritten Bandes zappeln läßt!"

Gertrud blieb stumm und lächelte glückberauscht — sie wußte es kaum mehr, warum sie sich so lange gewehrt hatte!

Ein paar Stunden mochte Gertrud geschlafen haben, als eine Unruhe, die sich langsam in ihrem ganzen Körper verbreitete, sie weckte. Sie hatte die Unruhe deutlich gespürt im Traum. Der krächzende, heisere Schrei eines Käuzchens machte dem Traum ein Ende und schreckte sie ins Bewußtsein hinein.

Jetzt war sie ganz wach — das späte Mondlicht sickerte bleich und traurig durch die Jalousien und zeichnete schmale Streifen auf den Boden. Das weiche, warme Gefühl war fort, und die Unruhe wurde immer größer.

Es war eine Unruhe, die einen Schmerz wach quälte, einen großen, schreienden Schmerz. Der Glücksrausch, der ihr Gewissen betäubt, ihr Denken verwirrt hatte, war verschwebt. Starres Entsetzen hatte ihn abgelöst. Die ganze Ungeheuerlichkeit der Situation sprang ihr in die Augen — das Mißbehagen in ihr wuchs — und wuchs. Es war wie eine Schlange, die sich, eng zusammen gewunden, unter Blüthen versteckt hätte, und die sich jetzt langsam aufrollte und wuchs und wuchs und sich mit gähnendem Rachen und unentrinnbarem Blick an sie heran ringelte.

„O mein Gott! was hab' ich gethan!" stöhnte sie — „und jetzt kann ich nicht mehr zurück — kann nicht!"

Dann bäumte sich etwas in ihr gegen das aufbegehrende Gewissen — sie trachtete es durch nüchterne Vernunftgründe zum Schweigen zu bringen. „Wäre es nicht einfach krankhaft, mich und ihn zu Grunde zu richten, hauptsächlich ihn — denn ich bin mir selber nebensächlich dabei — ihn zu Grunde zu richten, und mein ganzes Leben unfruchtbar brach zu legen eines spitzfindigen Gewissensscrupels halber? Wie viele Frauen heirathen, nachdem sie sich für Schmählicheres zu schämen hatten als das, was mir in der Erinnerung brennt! — Heirathen — und werden der Segen ihrer ganzen Umgebung!"

Sie fing an, mit ihrem Gewissen zu disputiren wie mit einem regelrechten Ankläger.

Theorien, welche, die Keuschheit geradezu verhöhnend, hauptsächlich in der englischen Fraction des Chimäristenviertels von den Aposteln der neuen, freien Lebenslehre massenhaft durchsprochen worden waren, kamen ihr bei diesem Disput zu Hülfe. Der Werth, den man auf die Reinheit eines Mädchens legte, war ein hirnverbrannter, engherziger Aberglaube, ja, noch mehr — ein Verbrechen, das man an ihrer freien Entwicklung beging. Die Frau hatte das Recht, ebenso frei zu leben wie der Mann. Die alte Anschauung war ein überwundener Standpunkt, ein barbarisches Ueberbleibsel langsam absterbender Vorurtheile christlicher Sklavenmoral.

Man kannte seinen Nietzsche im Chimäristenviertel oder wenigstens kannte man von seiner unmenschlichen Uebermenschenlehre Alles, was einem zu wissen bequem war. Einige unter den Chimäristen behaupteten freilich, der Uebermensch sei ihnen nichts Neues, den hätten sie schon längst in Stendhal kennen gelernt, nur freilich war er von Stendhal als interessanter Einzelfall bewundert und geschildert — aber nicht als nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt worden, was einen großen Unterschied ausmachte.

Wie weit sich ihre Gedanken in die Vergangenheit verloren, was Alles aufwachte in ihr — Erinnerung an die alten Zigeunerzeiten, in denen diese junge, wilde, gährende Weisheit von allen Seiten ihre schwankende Seele umstürmt hatte!

Louise Moreau, mit der Gertrud einmal viel später diese Theorien und die Uebermenschmoral durchsprochen, hatte ihr kurz und bündig geantwortet: „Das sei eine Moral für das Vieh!“ — Une morale pour les animaux! — Ein Thier sei auch gar nicht unverschämt, wenn es seinem Triebe folge, ebenso wie ein Wilder nicht unanständig sei, wenn er nackt herum gehe. Aber ein Europäer, der in diesem Zustande durch civilisirte Gegenden spazierte, würde sich darin weder ästhetisch noch decent ausnehmen.

Ihr Kopf wurde wirr und müde — der logische Disputationszweikampf mit ihrem Gewissen wurde matt — das Gewissen siegte jetzt, langsam, aber sicher siegte es. Was kümmerte sie's, welche Ansichten die Chimäristen bezüglich Moral und Keuschheit hatten! Die Hauptsache in diesem Fall waren die Ansichten Bill Stolzing's, und wie sie sich zu ihrer Vergangenheit verhalten würden, wenn er von dieser Vergangenheit wüßte. Er wähnte, seine Lippen an einen klaren, reinen Quell zu setzen — und der Quell war ein Brunnen, in dessen Tiefe eine Leiche faulte! Das ließ sich nicht ableugnen!

Der Schweiß stand ihr auf der Stirn in dicken, kalten Tropfen, wie sie den Menschen der Todeskampf abpreßt. Sie dachte wirklich nicht mehr an sich, nur an ihn. Und so rang sie in trostloser Verzweiflung zwischen dem Zwang, ihn zu betrügen oder dem, ihn zu vernichten.

Jetzt war Gertrud's Brautstand acht Tage alt. Mit jedem Tage war sie bleicher und hinfälliger geworden. Man fing an, über ihr sonderbares Wesen Bemerkungen zu machen. Andere Bräute blühten während des Brautstandes

auf — sie welkte dahin. Es war ganz und gar unerklärlich. Selbst Lydia stellte manches Mal aus dem hellen Siegesjubel heraus, in welchen sie Angesichts der Verlobung ausgebrochen war, Betrachtungen an über Gertrud's Seltsamkeiten.

Nur Bill grübelte nicht weiter über die Ursache ihrer blassen Wangen und heißen, eingesunkenen Augen nach. Für ihn war sie einfach krank, wahrscheinlich überarbeitet durch ihre Kunst, und jetzt brach sie zusammen. Sie mußte gepflegt, geschont, gehätschelt werden, und er pflegte, schonte und hätschelte sie von früh bis Abends, und sehnte sich unsäglich nach dem Augenblick, wo sie sein unbeschränktes, unantastbares Eigenthum geworden und es ihm in Folge dessen beschert sein würde, sie noch ganz anders zu verwöhnen, beruhigen, jede Aufregung von ihr fernhalten zu dürfen. Sie liebte ihn — das war ihm genug, nach etwas Anderem fragte er nicht. Sie liebte ihn.

Ob sie ihn liebte! . . .

Sie wußte jetzt ganz gut, daß sie ihn früher nicht eigentlich geliebt, sich wirklich nur aus Angst vor einer Verbindung mit Herrn Zoller und Verzweiflung über den Verlust der Heimath in seine Arme geflüchtet hatte. Aber jetzt liebte sie ihn! Wie sie ihn liebte! Sie hätte sterben wollen für ihn! — Und sie konnte nichts für ihn thun als . . . ihn betrügen! — Sie war dem Wahnsinn nahe.

Bei Tage ging es noch an — seine Zärtlichkeit wirkte auf sie wie eine süße Betäubung, in der ihre qualvolle Angst und Verzweiflung allmälig einschliefen. Der Zauber seiner Nähe war so groß, daß er alle Gespenster aus ihrer Seele verbannte. Aber die Nächte waren fürchterlich. Ihre alte Schlaflosigkeit war von Neuem über sie gekommen, und zwar in einer so schrecklichen Form, wie sie dieselbe früher noch nicht gekannt. — Bei Tage schleppte sie sich kaum vor Müdigkeit — sie stürzte Abends fast auf ihr Bette nieder, von einer ungeheuren Schläfrigkeit übermannt. Doch kaum hatte sie die Augen geschlossen, so kam ein heißes, brennendes Angstgefühl, das ihr am ganzen Körper hinauf schlich, das sie am Halse würgte, das ihr die Haare in die Höhe trieb. Eine scheußliche Vorstellung jagte die andere. — Als sie sich entschlossen hatte, ihn zu betrügen, hatte sie gewähnt, es läge ausschließlich bei ihr, ob sie ihr Geheimniß preisgeben oder bewahren wolle.

Jetzt fragte sie sich, ob es nicht durch einen Zufall aufgedeckt werden könne? Sie grübelte und grübelte — eine schreckhafte Möglichkeit nach der anderen tauchte in ihr auf.

Sie grub sich die Nägel in die Haare, sie biß sich die Zähne in die Lippen, sie versteckte ihr Gesicht in den Kissen, um nicht laut aufzuschreien. In ihren Gliedern brannte es wie Feuer, und schließlich sprang sie aus dem Bette, riß das Fenster auf und ließ die Nachtluft herein streifen. Die Nächte waren jetzt sehr kalt.

Dann durchfröstelte sie's. Das Fröfteln bezeichnete gewöhnlich die Krisis ihrer Aufregungen. Wenn ihr anfing, kalt zu werden, beruhigte sie sich. Sie kroch in ihr Bett zurück, und wenn es gut ging, so schlief sie gegen Morgen für eine Stunde ein.

Aber es gab auch Nächte, wo sie nicht einmal die eine Stunde schlief. Bill sowohl als Lydia wollten nichts davon hören, daß sie zu ihrer gewöhnlichen Zuflucht, dem Sulphonal, greifen möge. Sie konnte sich keines verschaffen, und das Schächtelchen, welches sie aus Paris mitgebracht, konnte sie nicht finden.

Es war Anfang October; ein grauer, windiger, unfreundlicher Tag.

Bill hatte seine Cousine gebeten, sie möge Feuer machen lassen in dem großen Kamin in der Halle, an dem er so oft mit Gertrud gesessen in jener wunderschönen Weihnachtszeit, als sie noch ein ganz junges, übermüthiges Mädchen gewesen war. Lydia gewährte ihm natürlich seine Bitte, und als die dicken Holzklötze dann, von den Flammen umzüngelt, in der marmornen Umrahmung der Feuerstelle krachten und prasselten, da hatte er seine Freude daran wie ein kleines Kind.

Er stierte nur, wie sich Lydia lächelnd ausdrückte, alte Leute aus der Halle hinaus, weil er diesen Raum für sich und Gertrud allein behalten wollte. Und die Leute thaten ihm den Willen und gingen. Anna Marie machte eine Ausfahrt nach Homburg, wo sie ihre alte Freundin Baronin Brock besuchen wollte, und Fräulein Lindner studirte mit Herrn Sonnenberger Duette ein.

Vergnügt über das ungestörte Beisammensein mit der Geliebten, schob Bill einen mächtigen Lederfauteuil an das Feuer heran und drückte Gertrud mit sanfter Gewalt hinein, indem er sie bei beiden Schultern nahm und auf die Augen küßte. Dann setzte er sich auf etwas Niedriges neben sie und nahm ihre Hände in die seinen. „Wieder so schlecht geschlafen, mein Liebling?“ begann er.

„Es war etwas besser heute, Bill,“ erwiderte sie ihm.

„Ich zähle die Tage, bis Du mein bist!“ rief er; „Du wirst sehen, wie schnell ich Dich gesund mache, wenn ich Dich einmal hab'. O Gertrud! Gertrud! — zu denken, daß ich mir mein Glück endlich doch erobert habe! Manchmal fahr' ich plötzlich aus dem Schlaf und frage mich, ist's denn wahr? — mein Engel, mein Liebling! — Aber so bleich sollst Du nicht sein!“ und plötzlich kniete er zu ihren Füßen nieder, umschlang sie mit beiden Armen und fragte, zwischen zwei Küssen flüsternd, „ob sie denn nicht auch finde, daß das Leben wunderschön sei.“

Sie blieb stumm, aber sie blickte ihm in die Augen und lächelte.

Ihre alte Gewohnheit, unangenehme Dinge in die Ferne zu schieben, machte sich geltend. Es war Alles so hell, so freundlich um sie herum und so unvergleichlich lieb und anheimelnd! — Anheimelnd! Bill hatte Lindenheim seine Seele eingehaucht, und jetzt war es endlich wieder die Heimath, die liebe, wirkliche Heimath geworden.

Der Kamin rauchte ein wenig, wie jeder Kamin, wenn im Herbst zum ersten Male Feuer angezündet wird, aber das brennende Holz duftete süß, und das Feuer flammte hell und lustig und warf übermüthige Lichter in jeden Winkel der immer ein wenig düsteren Halle hinein.

Und er kauerte zu ihren Füßen und küßte ihre Hände und flüsterte ihr liebe Dinge zu und fragte sie, ob sie sich noch an Dieses erinnere und an Jenes.

Ja, sie erinnerte sich — aber sie erinnerte sich auch noch an andere Sachen. Und ganz plötzlich fing sie an, ihm von der Angst und Noth ihres Lebens im Chimäristenviertel zu erzählen, mit fieberhaften Augen und hastig überstürzten Worten — von dem Weihnachtsabend, an dem sie den schrecklichen Brief von ihm erhalten — den Brief, den sie an ihn geschrieben und in der Flamme des Christbaumkerzleins verbrannt hatte.

Bleich und bekümmert sah er ihr ins Gesicht — jedes ihrer Worte schnitt ihm ins Herz. „Mein armer Liebling!" murmelte er ein um das andere Mal — „mein armer Liebling! werd' ich Dich je entschädigen können für Alles, was Du damals durchgemacht hast?!"

„Nie!" sagte sie heiser, und es war etwas Stieres in ihrem Blick — etwas Böses, Anklagendes. Gleich darauf schlang sie beide Arme um seinen Hals und schluchzte.

„Hm! hm!" hörten die beiden Verliebten Jemanden hinter ihnen. Aufsehend, erblickten sie Lydia, die ein Telegramm in der Hand hielt.

„Dick Grant hat sich angekündigt," meldete sie. „Er bittet um Pferde zum Vier-Uhr-Zug."

Und jetzt war Dick Grant angekommen, um eine Viertelstunde früher als man erwartet hatte. Das rührte daher, daß er dem alten, in Ehren ergrauten Kutscher eine Lection im Kutschiren gegeben hatte. Die Pferde waren unter den Umständen zweimal so rasch gelaufen als sonst. „Du weißt, ich bin immer vor meiner Zeit voraus," erklärte er seiner Base und bewies dies auch sofort, indem er in der Conversation herum sauste wie ein kecker, junger Frühlingswind, der nichts respectirt und den ehrwürdigsten Persönlichkeiten die Hüte von den Köpfen herunter reißt. Er war guter Laune und hatte momentan gar keinen Spleen. In der Halle, in welcher man ihn wie alle der Hausfrau befreundeten Gäste empfing, waren bei seiner Ankunft nur Lydia, Bill und Gertrud anwesend. Diese beiden Letzteren hatte er nicht in Lindenheim zu finden erwartet. Er äußerte seine Ueberraschung in der schmeichelhaftesten Weise, schüttelte Stolzing kräftig die Hand und küßte die Hände der Damen, wozu er lachend bemerkte, daß er sich gerne fremde Sitten aneigne, wenn sie ihm zusagten. Die Verlobung errieth er auf den ersten Blick und gratulirte beiden Theilen dazu ausgiebig.

„Und ihr drei Glücklichen wohnt allein in diesem verwunschenen Schloß!" rief er aus. „Doch nein," und mit einer leichten Kopfwendung horchte er nach der Richtung hin, aus der jetzt: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich," ertönte — gesungen von einem schwachen Sopran und von einer mit gefühlvollem Gaumenansatz behafteten Tenorstimme.

„Was ist denn das?"

„Unser zweites Verlobungspaar, Herr Sonnenberger und Fräulein Lindner, die sich gestern die Hand gereicht haben zum Bunde durchs Leben," erklärte Lydia.

„Sapristi! — das ist ja eine Epidemie," rief Dick.

„Was willst Du? — die Stimme der Natur!" sagte achselzuckend Lydia.

„Schade, daß die Stimme der Natur mitunter so häßlich klingt!"

„Ja, es ist schade," gestand Dick — „die Civilisation hat zwar ihr Möglichstes gethan, ihre Neuheiten zu mildern und ihr das bel conto beizubringen. Aber leider — leider!" er legte die Hand auf das Herz — „ist die Natur bisher noch immer stärker als ihre Meisterin — und im gegebenen Fall spottet sie der Dressur und schreit: ‚Woher — woher tönt dieser Mißklang durch die Welt'?"

„Nach Deiner soeben kundgegebenen Theorie thäte die Civilisation ihr Möglichstes, den Mißklang zu lösen," bemerkte Lydia — „meiner Ansicht nach verschärft sie ihn."

„O Gott, nein! — sie verschärft nur unser Gehör," stöhnte Dick, indem er sich mit einer ausdrucksvollen Geste beide Ohren zuhielt. Dann fuhr man noch ein Weilchen so fort, munter zu plänkeln und Witze zu machen, bis ein Wagen vor dem Schlosse hielt und gleich darauf Anna Marie von Hohleisen erschien. Sie war verdrießlich, weil sie etwas in dem Eisenbahnwaggon vergessen hatte. Uebrigens gestand sie es gleich, daß sie noch etwas Anderes präoccupire — sehr unangenehm präoccupire. Sie wolle es den Herrschaften mittheilen, sagte sie, sobald sie sich ihrer Sachen entledigt haben würde in ihrem Schlafgemach.

Als sie herunter kam, lächelte sie erst alle Anwesenden verbindlich an, setzte sich an den Kamin, streckte die Füße fast ins Feuer, rieb sich die Hände — dann sich plötzlich Gertrud zuwendend, bemerkte sie:

„Sie kannten die Lindner doch in Paris, wenigstens sagte sie mir, sie hätten beide zusammen längere Zeit im selben Hôtel gewohnt. Hatte die Lindner einen guten Ruf?"

Gertrud zuckte zusammen, als ob der Blitz vor ihr in den Boden gefahren wäre. „Ich ... ich habe nie etwas gehört, was dagegen spräche," murmelte sie.

„Ach, die Sache ist mir sehr unangenehm," erklärte Anna Marie, „ich werde nämlich in der dümmsten Weise von der Welt in Mitleidenschaft gezogen. Der gute Sonnenberger scheint ja mörderisch in die Lindner verschossen. Es ist recht merkwürdig, aber solche Sachen kommen vor. Er hat auch bereits brieflich seinen Leuten von der Pianistin vorgeschwärmt und seiner Mutter mitgetheilt: entweder die oder keine. Nun ist er der Sohn sehr braver Leute — seine Mutter ist eine Jugendfreundin von mir, und gestern erhielt ich einen Brief von ihr, mit der Bitte, ich möge Erkundigungen einziehen über die Vergangenheit der Pianistin."

Anna Marie seufzte ärgerlich, dann verstummte sie.

„Eine leidige Geschichte," meinte mit gerunzelten Brauen Lydia — „Niemand spielt gern den Angeber."

„Das ist allerdings richtig," bemerkte Bill nachdenklich, und Dick Grant fügte mit Entschiedenheit hinzu: „Ich kenne Fräulein Lindner nicht — nicht näher wenigstens, aber das Eine weiß ich: ich an Ihrer Stelle, gnädiges Fräulein, würde keine Erkundigungen einziehen. Wenn mich die Menschen in

solchen Fällen bitten, Erkundigungen einzuziehen, thue ich einfach mein Mögliches, nichts zu erfahren."

„Das ist auch mein System," erklärte Anna Marie, „darum wollte ich die Sache einfach auf sich beruhen lassen. Das Traurige ist, daß ich durch einen Zufall mehr erfahren habe, als mir zu wissen irgend angenehm ist. Meine Freundin Brock — Du weißt, Lydia, sie ist die Mutter des armen, kleinen Geigers, der sich die Hand verspielt, aber glücklicher Weise unlängst einen musikalischen Gesellschafterposten bei einem russischen Prinzen erhalten hat — also meine Freundin Brock fragte mich natürlich alles Mögliche, auch wer gerade in Lindenheim sei. Als ich Fräulein Gertrud's erwähnte, leuchtete ihr Gesicht auf — sie bat mich, dieselbe vielmals herzlich zu grüßen — und als ich von der Lindner anfing, verfinsterte sich ihr Blick, und sie räusperte sich und zuckte mit den Achseln und rieth mir schließlich, nicht zu intim zu werden mit ihr, denn . . . nun, hübsch ist die Geschichte nicht . . . die Brock und die Lindner lebten eine Zeit lang im selben Garni, und einmal, als der kleine Brock in der Nacht, d. h. so gegen vier Uhr Morgens, Herzkrämpfe bekam, und die Mutter nach Hülfe suchte, begegnete ihr auf der Treppe ein Mann, der offenbar aus dem Zimmer der Lindner trat . . ."

Gertrud war feuerroth geworden. „Aber gnädiges Fräulein!" rief etwas vorwurfsvoll Bill, den es verdroß, daß man eine derartige Geschichte vor seiner Braut erzählt hatte; dann, lachend die Hand vor das heiße Antlitz des jungen Mädchens haltend, rief er: „Na, mein Engel, für eine Künstlerin bist Du herzlich empfindlich — ich freu' mich darüber — mir sind junge Damen, die nach dieser Richtung hin zu philosophisch denken, beinahe so zuwider wie Damen, die ohne eigentliche Berechtigung prüde thun!"

„Aber es ist ja Alles ein dummes Geklatsch," ereiferte sich Gertrud; ihre Stimme klang rauh, und ihre Lippen hatten Mühe, die Worte zu formen — „ob früher oder später etwas gegen die arme Lindner einzuwenden war, weiß ich natürlich nicht, aber damals, im Hôtel du Vatican, hat sie keinen Anlaß zu übler Nachrede gegeben!"

Eine etwas drückende Pause folgte diesen mit großer Erregung gesprochenen Worten; Bill fuhr seiner Braut liebkosend und beruhigend über das Haar, Lydia klapperte mit den Theetassen herum, und Anna Marie schnäuzte sich. Nach einer Weile bemerkte Dick Grant, welcher als der Kaltblütigste auch der Schlagfertigste unter den Versammelten war, zu Anna Marie: „Ich kann nur wiederholen, näher untersuchen würde ich die Sache nicht und der neugierigen Mutter des Herrn Sonnenberger nur im Allgemeinen das Beste sagen über die Braut. Dieser Nachtwandler in einem vielbewohnten Pariser Garni bedeutet nichts. Aber auf meine, leider nur flüchtige Bekanntschaft mit der obgenannten liebenswürdigen Pianistin hin, möchte ich fast behaupten, daß sie nicht, ohne nützliche Erfahrungen gesammelt zu haben, durchs Leben gegangen ist. Vierzig ist sie mindestens, und sie ist viel zu sentimental, als daß sie hätte vierzig Jahre alt werden können ohne ein kleines Abenteuer. Da sie aber offenbar nicht im mindesten von Gewissensbissen behelligt wird, sondern fest davon überzeugt ist, immer gut, edel und . . . streng uneigennützig gehandelt

zu haben — so kann sie doch noch eine ganz tüchtige Lebensgefährtin für den armen Sonnenberger abgeben. Die Hauptsache ist, daß er nichts davon erfährt!"

„Also Sie finden, daß dies die Hauptsache ist?" seufzte Anna Marie.

„Entschieden! Ich bitte Sie — ich sah einmal, wie einer Engländerin in Zürich im Hôtel X * * * plötzlich schlecht wurde, weil sie eine Fliege in ihrem Kaffee entdeckte, nachdem sie davon getrunken hatte. Dieselbe Engländerin hatte ich Tags zuvor einen Teller Suppe verzehren sehen, aus dem der Kellner eine viel größere Fliege eben erst heimlich entfernt hatte, und noch obendrein mit seinen eigenen unsauberen Fingern. Die Suppe ist ihr ganz gut bekommen!"

„Bleibt noch immer die Gefahr, daß sie später von der appetitlichen Episode erfahren hätte!" entgegnet Bill.

„Du meinst, das hätte eine nachträgliche Ohnmacht zur Folge haben können," bemerkte, sich humoristisch den Kopf kraunend, Dick. „Solche Sachen sind allerdings vorgekommen — aber es gibt Geheimnisse, die sehr tief in der Vergangenheit begraben liegen — und Kellner, die nie bei ihrer Fliegenvertilgung beobachtet worden sind!"

„Ich muß gestehen, daß ich Dich ein wenig arg fin de siècle finde, Dick," sagte Lydia — „Du fertigst die ernstesten Lebensfragen doch etwas zu leichtfertig ab!"

„Ernsteste Lebensfragen! . . ." Dick zuckte mit den Achseln — „wenn man älter wird, denkt man diesen Dingen gegenüber sehr philosophisch!"

„Ja, wenn man älter wird, und auf das Heirathen verzichtet hat . . ." schob mit gutmüthiger Ironie Bill ein.

„Natürlich! Nur diese Verzichtleistung sichert uns in der Frage die vollständige Objectivität," erklärte Dick. — „Aber Spaß bei Seite — die verschiedenen Maßstäbe, mit denen man die sittlichen Unregelmäßigkeiten im Leben eines Mannes und in dem einer Frau mißt, sind eine colossale Ungerechtigkeit. Und nichts für ungut, meine Damen — der schwerfällige Werth, den man auf die Reinheit des Mädchens legt, das in die Ehe tritt, ist eigentlich eine sociale Pose — im besten Fall ein sociales Raffinement!"

„Jetzt quäl' mir die Gertrud nicht weiter!" rief geradezu empört Bill, der den beständigen Farbenwechsel auf dem Gesicht seiner Braut im Laufe dieses Gesprächs aufmerksam und mit Bewunderung beobachtet hatte. „Du siehst, wie unangenehm ihr Deine socialen Lebensansichten sind;" dann sich zu Gertrud wendend, nahm er ihre Hand in die seine, und sie leise an seine Lippen ziehend, meinte er: „Laß' ihn nur reden und behaupten, daß nichts an weiblicher Reinheit liegt. Wir wissen's doch besser. Praktisch nachweisbaren Werth hat sie allerdings nicht, aber ich möcht' in keiner Zeit leben, in der man sich nicht mehr, wenn's gerade gilt, todtschlagen ließe für Dinge, die man nicht fassen, nicht greifen, nicht sehen und nicht beweisen kann. Ein Leben ohne Heiligthümer ist sehr arm, und das Heiligste unter all' unsern Heiligthümern ist immer unser Heim. Mein Heim ist für mich eine Kirche, und wenn ich ein . . . entweihtes Mädchen zum Oberhaupt dieser Kirche

machen sollte, so käme mir das gerade so vor, wie wenn ich als Priester beim Abendmahl einen Kelch erheben sollte, der früher bei einer Orgie einem Wüstling dazu gedient hätte, seinen Durst zu löschen!"

„Nun, etwas für sich hat ja das, was Du da sagst," meinte, sich die Hände reibend, Dick — „und wenn ich einmal heirathe, so . . ."

„Um Gotteswillen!" rief in diesem Augenblick Anna Marie; die Anderen sahen sich um.

Gertrud war ohnmächtig in ihren Sessel zurückgesunken.

Man hatte sie in ihr Zimmer gebracht. Sie war ziemlich bald zu sich gekommen, aber sie fühlte sich zu unwohl, um beim Diner zu erscheinen.

„Ich hab's von einem Augenblick zum andern erwartet, daß sie zusammenbricht," erklärte Bill. „Sie ist ja total überarbeitet, überreizt — sie braucht Ruhe — absolute Ruhe! . . . Die vermaledeite Kunst! 's ist nichts für ein Mädchen wie Gertrud — selbst im besten Fall nicht!"

Dick verhielt sich schweigsam, und Anna Marie gab ein weitläufiges Recept zum Besten gegen Ohnmachten.

Sie waren Alle hinauf gekommen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen — Lydia, Anna Marie und Fräulein Lindner. Sie hatten ihr erzählt, daß Dick in Lindenheim über Nacht bleibe, und daß Bill beabsichtige, den nächsten Morgen mit ihm nach Frankfurt zu fahren, denn Bill hatte in Frankfurt zu thun. Er hatte wichtige Geschäfte abzuwickeln mit Herrn Zoller.

Gertrud errieth, welcher Art diese Geschäfte waren. Armer Bill! Er hatte es ihr ja versprochen, daß er die Heimath zurück erobern würde für sie. Da Herr Zoller sich nicht viel aus Lindenheim machte, so wollte er es ihm abkaufen für seine Braut. Es rührte sie noch, aber es interessirte sie nicht mehr — sie wußte, daß ihre Existenz nicht mehr davon berührt werden würde. Sie fühlte, daß das Ende nahe sei.

Den nächsten Morgen schickte Bill zu ihr hinauf, um zu fragen, wie es ihr ginge. Sie sei noch sehr schwach, ließ sie ihm sagen, fühle sich aber wohler. — Hierauf sandte er ihr ein kleines Briefchen mit vielen zärtlichen Aufforderungen, sich nur recht zu schonen, damit er sie bei seiner Rückkehr frisch und munter fände. Sie ließ ihm sagen, daß sie ihn vielmals grüße und seinen Wünschen nachkommen werde. Sie empfand es erst als Erleichterung, daß sie liegen bleiben durfte — dann wieder wurde sie unruhig. Es zog sie mit Gewalt nach ihm, sie mußte ihn noch sehen, Abschied nehmen von ihm, ehe er nach Frankfurt fuhr.

Sehr müde, in einem losen Morgenkleide, schlich sie die teppichbelegte Treppe hinab, die aus dem Oberstockwerk in die Halle führte. Von unten herauf tönten Stimmen. Ueber das braune Treppengeländer hinunter spähend, erblickte sie Lydia, die, zwischen ihren beiden Vettern und Anna Marie gegenüber an einem Tisch sitzend, etwas aus der Zeitung vorlas; und Anna Marie fragte plötzlich, von ihrer ewigen dicken, braunen Wollhäkelei aufsehend: „Wer ist's, der gestorben ist?"

„Lozonczyi," antwortete Lydia.

„Ach, der Maler," sagte Anna Marie und wickelte gleichmüthig den braunen Wollfaden, der sich lang abgerollt hatte, auf ihren Knäuel.

„Ja — Telegramm aus Paris," las Lydia, „der berühmte Maler Paul Lozonczyi ist nach kurzem, qualvollen Leiden in einer Nervenheilanstalt in der Auvergne gestorben." Dann, von der Zeitung aufblickend — „er kann noch nicht alt gewesen sein — welch' ein Verlust für die Kunst!"

„Findest Du wirklich?" bemerkte in etwas gereizter Stimme Anna Marie, eifrig häkelnd — „ich habe ja öfters Bilder von ihm gesehen in Wien — aber ich muß gestehen, daß sie mich eher abgestoßen haben — es war — wie soll ich mich ausdrücken — etwas Rohes, Cynisches darin."

„Nun, als Künstler wüßte ich ihm kaum einen zweiten zur Seite zu stellen," mischte sich an diesem Punkt Bill ins Gespräch — „ich war ganz über den Haufen geworfen von seiner Ausstellung in New York — als Mensch" — Bill runzelte die Brauen — „als Mensch hatte er seine unangenehmen Seiten."

Gertrud stand still, wie festgewachsen, und fuhr fort, über das Treppengeländer zu spähen und zu horchen.

„Ja, als Mensch muß er unmöglich gewesen sein," nahm Anna Marie das Gespräch wieder auf — „wenigstens nach Allem, was man mir erzählt hat."

„Unmöglich für Damen, allerdings," gab Bill zur Antwort, indem er sich gedankenvoll eine Cigarrette drehte. „Aber ungemein interessant war er immer. Jemand, der anregender gewesen wäre im Gespräch, ist mir nie begegnet, nur war, als ich ihn kennen lernte, sein Gedankengang bereits im höchsten Grade sprunghaft, man hatte Mühe, ihm zu folgen. Aber er riß einen immer wieder mit. Seine Aeußerungen waren abwechselnd hochpoetisch und widerlich unfläthig — Letzteres besonders, wenn er ein Glas Cognac zu viel getrunken hatte, dann kam er auf das Thema seiner Selbstbekenntnisse, und was er da vorbrachte, konnte mitunter auch einem Manne zuwider werden."

„Wo hast Du ihn denn so genau kennen gelernt?" fragte Lydia.

„Wir haben einmal mit einander die Ueberfahrt gemacht von St. Franzisco nach Jeddo, und er schien sein besonderes Wohlgefallen an mir gefunden zu haben. Ich bedauerte ihn manches Mal tief — großer Künstler, der er, und armer Teufel, der ich damals war. Es ist schrecklich, das Leben so ausschließlich nur von seinen Nachtseiten zu kennen. Er behauptete, daß er etwas darum gegeben hätte, einmal einem weiblichen Wesen zu begegnen, das er bis zum Schluß hätte achten können, ohne daß er es einfach von Anfang an wegen unzulänglichen Liebreizes und allgemeiner körperlicher Armseligkeit hätte bemitleiden müssen. Ohne im Geringsten zu renommiren, erzählte er nach dieser Richtung hin geradezu haarsträubende Dinge." Bill sah sich im Kreise um — Gertrud erblickte er nicht, und die grauen Scheitel Anna Marie's bürgten für ihre philosophische Gleichgültigkeit. Leiser sprechend, fuhr er fort: „Er erzählte, wie er einmal eine seiner Schülerinnen in die Oper ‚Faust und Margarethe' begleitet habe. Es war ein Mädchen aus gutem Hause, von aus-

gezeichneter Erziehung — eine, vor der er sich noch kurz zuvor genirt hätte, einen starken Ausdruck in den Mund zu nehmen — und . . . nach dem Theater . . ."

„Nun, was geschah nach dem Theater?" fragte Lydia.

„Er begleitete das Mädchen nach Hause — das Weitere kannst Du Dir denken . . ." erklärte Bill trocken — „es würde Dich, tapfer wie Du scheinst, doch kaum angenehm berühren, wenn ich Dir die Sache so ausführlich schildern wollte, wie er sie mir geschildert hat."

„Na, die Geschichte ist nicht weit her," meinte Lydia; „ähnliche Sachen haben alle berühmten Männer zu erzählen. Es gibt auch leichtsinnige Mädchen aus guten Familien."

„Aber das ist es ja eben," entgegnet Bill, „sie soll ganz und gar nicht leichtsinnig gewesen sein. Man braucht nicht einmal ein berühmter Mann zu sein, um mit solchen Abenteuern prahlen zu können. Was mich an der ganzen Sache interessirte, war seine Beschreibung des Mädchens — eine weiße Lilie — ein Engel! Er zitterte am ganzen Leibe, während er mir sein unheimliches Abenteuer schilderte, und versicherte mir, daß er bereit wäre, sich die linke Hand abschneiden zu lassen, um den Blick der Unglücklichen zu vergessen, mit dem sie von ihm wegsah, als er ihr zum ersten Mal nach der Katastrophe begegnete! Der Wunsch, ihr auszuweichen, scheint ihn schließlich aus Paris vertrieben zu haben."

„Deine Geschichte imponirt mir gar nicht," erklärte Lydia — „es ist eine recht aufgebauschte, geschmacklose Künstlergeschichte, und die ganze prahlerische Reue dieses Herrn Lozonczyi ist nichts als eine raffinirte Form von Eitelkeit. Er ist nicht der erste Mann, der ein Mädchen in ähnlichem Falle auf ein hohes ethisches Piedestal stellt, nur um seine dämonische Unwiderstehlichkeit in ein besonders grelles Licht zu setzen. Erstens thut ein anständiges Mädchen so etwas überhaupt nicht, so etwas kommt nicht vor . . ." erklärte sie apodiktisch — „und dann möchte ich das anständige Mädchen sehen, das mit Lozonczyi allein in die Oper ginge!"

„Sie soll verarmt und unbeschützt gewesen sein," vertheidigte an diesem Punkt Bill seine Erzählung — „aber Lozonczyi behauptete fest, sie sei ein Mädchen von exquisiter Erziehung gewesen und von einem solchen Prestige umgeben, daß sie ihm Stunden lang in seinem Atelier allein mit ihm posirt, ohne daß er nur gewagt hätte, die Hand nach ihr auszustrecken. Damals, auf dem Heimweg aus der Oper, behauptete er, habe er's plötzlich gemerkt, wie's über sie gekommen sei . . ."

„So, also posirt hat sie ihm auch, und ohne Chaperon — ein merkwürdiges Mädchen aus guter Familie; was sagst Du dazu, Dick?" wendet sich Lydia an ihren zweiten Vetter, an Dick, der, in strengem Gegensatz zu seiner sonst üblichen Geschwätzigkeit, sich während der ganzen Conversation stumm verhalten hat.

„Ach, was weiß ich," erklärt etwas übellaunig Dick.

„Nun, ich habe Lozonczyi auch einmal gesehen," erzählt Lydia — „in einer Soirée bei dem berühmten Bildhauer Jessendy — Du warst ja auch dabei,

Dick — Du und . . ." Lydia verstummte plötzlich — ein warnender Blick aus den Augen Bill's hatte sie getroffen — sie wechselte die Farbe, als ob sie vor einer plötzlichen Erleuchtung erschrocken sei. Gertrud, welche die ganze Zeit über wie verzaubert im Schatten am Anfang der Treppe oben stehen geblieben war, machte eine Bewegung, um nach ihrem Zimmer zurück zu flüchten, aber schon hatte Bill sie erspäht.

„Doch aufgestanden, mein Engel?" rief er zärtlich, indem er aufsprang und ihr entgegen eilte.

In ihrem Fluchtversuch unterbrochen, schlich sie, die Hand an der braunen Holzrampe, jetzt langsam die Treppe hinab.

„Aber wie bleich Du bist, mein Liebling!" er küßte ihr beide Hände und wurde ganz roth im Gesicht vor Ueberwindung, weil er nicht wagte, ihr vor den Andern die Lippen zu küssen. „Du hättest nicht aufstehen sollen."

„Ich wollte Dir doch noch Adieu sagen, ehe Du fortfuhrst," murmelte sie matt. „Mußt Du heute fort?"

„Ja, mein Engel — gerade heute muß ich fort — 's ist nämlich der einzige Tag, an dem ich sicher bin, Herrn Zoller in seinem Comptoir zu finden — bis Anfang October kommt er nur einmal die Woche in die Stadt, um seine Geschäfte zu erledigen."

Er blickte sie lächelnd an; ob sie wohl errieth, was er in Frankfurt wollte? — Er war wie ein Kind, das zugleich ein Geheimniß haben und es von aller Welt errathen lassen möchte. — Errathen haben mochte sie ihn wohl, aber sie sagte nichts, und Anna Marie rief zu ihm hinüber: „Wenn Sie schon bei Zoller sind, so lassen Sie sich seine Galerie zeigen. Da wir so viel von Lozonczyi gesprochen haben, wird Sie die Sammlung gewiß interessiren. Sie enthält eines von Lozonczyi's besten Bildern, die ‚Sehnsucht' heißt's — gestern in Homburg hat man davon gesprochen. Gesehen hat es noch Niemand; es ist erst vor wenigen Tagen angekommen."

„Der Wagen ist vorgefahren," meldete der Diener.

„Ich bitte Dich, laß' mir ein Glas Cognac bringen," wendete sich Dick Grant an Lydia — „ich weiß nicht, was das ist — aber mich hat der Spleen plötzlich wieder am Kragen gepackt."

Gertrud hatte ihren Bräutigam noch bis an die Thüre begleitet. Ganz entsetzt über ihre Blässe, hatte er sie zum Schluß noch in seine Arme gezogen und einen Augenblick an sich gehalten, fest und warm, aber doch sehr lind und rücksichtsvoll, als ein liebes, wundervolles, gebrechliches Heiligthum.

Und nun war der Wagen fort. Sie blickte noch einen Augenblick nach der Richtung, in der er verschwunden war, dann wandte sie sich in den Saal zurück. Sie begegnete dem Blick Lydia's. Es war etwas Eigenthümliches in diesem Blick, zugleich eine Art Neugier und eine Art . . . Grauen.

„Sie hat errathen . . . sie weiß . . ." sagte Gertrud. Unter dem Vorwand, sich noch ein wenig nieder zu legen, schleppte sie sich in ihr Zimmer zurück: dort schloß sie die Thüre hinter sich zu, dann warf sie sich auf ihr Bett,

flach auf den Rücken, die Hände über der Brust gefaltet, wie die Todten liegen im Sarg.

Wenn sie sich früher gefragt hatte: Werde ich es über mich bringen, zu schweigen, so sagte sie sich jetzt, es wird mir nichts mehr nützen zu schweigen! — Sie wußte, daß die Bewahrung ihres Geheimnisses nicht mehr ausschließlich in ihren Händen lag, daß der Zufall es ihr von einem Augenblick zum andern entreißen konnte.

Sie fürchtete sich nicht vor diesem Zufall — im Gegentheil sehnte sie ihn herbei. Stunden lang blieb sie liegen mit der fatalistischen Apathie einer sich aussichtslos in einer Sackgasse herumschlagenden Verzweiflung, die vom Schicksal nichts mehr verlangt, als eine letzte Veränderung ihrer Lage — eine Veränderung, die ihr Marthyrium zu irgend einem Abschluß bringen muß.

Von Allem, was sie bereits ausgestanden — von Allem, was sie noch auszustehen hatte, war dieser Tag der ärgste! Immerfort sagte sie sich, jetzt hat er das Bild gesehen, jetzt muß er's errathen haben! Von Zeit zu Zeit sah sie auf die Uhr und fragte sich, wie viel Zeit muß noch verfließen, ehe er zurück kommt — ehe er eine Erklärung von mir verlangt. Sie hatte die Empfindung, das über den Moment hinaus ihr Leben ausgelöscht war — sie konnte sich nicht vorstellen, was dann noch kommen würde. Aber wenigstens würde die Qual dieser gespannten Angst zu Ende sein.

Man erwartete Bill mit dem Sechs-Uhr-Zug zurück. Um die Zeit, um welche er kommen sollte, stellte sich Gertrud ans Fenster und horchte. — Der Wagen blieb ungewöhnlich lange aus, endlich hörte sie Räder knarren, ganz leise, wie eine kaum vernehmbare Unruhe in der Luft spürte sie ihn herannahen. Sie eilte von der Thüre zum Fenster, vom Fenster zu der Thüre. Ihr Athem kam jetzt so schwer, daß sie wähnte, ersticken zu müssen. Da merkte sie, daß die Räder langsam rollten. Offenbar war der Wagen leer. Er war nicht gekommen! — Von nun an schlug ihre Besorgniß eine andere Richtung ein. Sie fragte sich, ob ihm etwas zugestoßen sei, ob er nur den Zug versäumt habe oder ob er überhaupt nicht mehr heimkehren würde.

Zum ersten Mal im Laufe des ganzen Tages klopfte Lydia an ihre Thür. Mit einer fremden, kalten Stimme, hinter der sich eine große Unruhe verbarg, meldete sie ihr, daß Bill nicht gekommen sei. Was meine Gertrud, daß geschehen sein könne? — hatte er einfach den Zug versäumt — oder — oder . . .

Gertrud's Gedanken waren alle wie erstarrt, sie konnte gar keine Meinung äußern.

Und Lydia erinnerte sich jetzt, daß noch ein Zug ankäme gegen neun Uhr, zu dem wolle sie den Wagen ein zweites Mal schicken.

Indeß mußte man sich zum Essen setzen wie alle Tage — und so setzte man sich denn zum Essen.

Eine schweigsamere Mahlzeit hatte man noch nie abgehalten in Lindenheim. Weder Gertrud noch Lydia sagten ein Wort, auch Anna Marie schwieg, sie schien mit der Lösung eines sehr tiefen Problems beschäftigt zu sein. Die milden Witze Herrn Sonnenberger's fielen aus Mangel an einem sympathischen

Widerhall alle zu Boden. Die Einzige, welche von Zeit zu Zeit etwas sprach, war Fräulein Lindner. Sie sagte immer dasselbe: „Die Damen scheinen besorgt zu sein — aber es ist wirklich ganz und gar nicht nöthig."

Nach dem Diner setzte sich Gertrud mit Lydia und Anna Marie in die Halle an den Kamin. Das Künstlerpaar hatte sich in ein Nebengemach zurückgezogen. Fräulein Lindner spielte ihrem Verehrer Reminiscenzen aus seiner Lieblingsoper Faust. „Süße Lust" — klang's in das Knattern des lodernden Holzfeuers im Kamin, in das Toben des Sturms, der an Fenstern und Thüren rüttelte.

Das Wetter war fürchterlich — es regnete in Strömen.

Von Zeit zu Zeit wendete Gertrud den Kopf und horchte. Lydia und Anna Marie schwiegen beide, über ihre Handarbeiten gebeugt. Nach einer Weile begann Anna Marie nachdenklich:

„Ich habe mir's genau überlegt," flüsterte sie geheimnißvoll — „nach Allem, was mir die Brock gesagt hat, möchte ich glauben, daß das Mädchen, welches Lozonczyi damals aus dem Theater nach Hause geführt hat, die Lindner war. Glaubst Du nicht auch?"

„Nein," erwiderte Lydia trocken.

„Aber es stimmt ja doch Alles wunderbar," fuhr Anna Marie immer in demselben geheimnißvollen Flüsterton fort — „sie ist aus sehr geachteter Familie, ihr Vater war Oberstabsarzt — sie hat mir's erzählt — und Schülerin von Lozonczyi war sie auch, wenigstens eine Zeit lang hat sie neben der Musik auch noch die Malerei studirt, und zwar im Atelier Hudry Menos, unter seiner Leitung. Aber mein Gott, ist das kalt!" Anna Marie rieb sich eifrig die Hände.

Ein eisiger Luftzug drang in die Halle — die drei Damen sahen sich um. Die Thüre hatte sich geöffnet, ein Mann war eingetreten, ein Mann mit schmutzigen Stiefeln und durchnäßten Kleidern — Bill Stolzing.

Auf den ersten Blick merkte Gertrud, daß der Schlag gefallen war.

Ohne sich nach rechts und links umzusehen, ging er gerade auf die Treppe zu.

„Bill!" rief Lydia ihm nach.

Er fuhr zusammen, blieb stehen, sah sich um.

„Woher kommst Du?" fragte sie.

„Ich . . . ich hatte den Fünf-Uhr-Zug in Frankfurt versäumt — da ich nicht bis Abend warten wollte, bin ich zu Fuß gegangen."

„Zu Fuß drei Stunden lang . . . soll ich Dir Dein Essen nachserviren lassen?"

„Essen?" er sprach das Wort mit Abscheu aus und schüttelte den Kopf — „nein — ich habe keinen Hunger — ich bin müde, gute Nacht!" Einen Augenblick später war er verschwunden.

„Was hat er nur?" fragte Anna Marie, zu Tode erschrocken.

Lydia regte sich nicht.

Da erhob sich Gertrud, die Hand auf dem Herzen — sie öffnete die Lippen um irgend eine Entschuldigung für ihr Vorgehen heraus zu stammeln. Aber kein Laut drang zwischen diesen trockenen, von Verzweiflung verzerrten Lippen hervor. Ein letztes Mal heftete sie die Augen auf Lydia — dann ging sie.

„Merkwürdig!" murmelte Anna Marie. „Hast Du den Blick bemerkt, mit dem Dich die Gertrud angesehen hat? — mir war er unheimlich — ganz und gar unheimlich. Ich denke, das Mädchen wird irrsinnig. Die ganzen Tage her war ihr Benehmen schon so sonderbar. Merkwürdig — wirklich merkwürdig!"

Als Gertrud die Thüre von Bill's Zimmer erreicht hatte, klopfte sie kurz und heftig. Erst erfolgte keine Antwort, dann, als sie ein zweites Mal klopfte, fragte Bill kurz: „Wer ist's?"

„Ich," rief sie.

Da riß er die Thür auf. „Was willst Du?" fragte er.

Sie hatte erwartet, daß seine Stimme hart, sein Blick drohend sein würde. Aber sein Blick war starr und die Stimme nur heiser.

Ein Schrecken durchfuhr sie — sie merkte, daß er noch immer nicht Alles wußte — daß er noch immer hoffte — daß sie noch immer etwas zu tödten hatte in ihm.

Aber es konnte so nicht weiter gehen, diese Spannung konnte sie nicht länger ertragen — es mußte klar werden zwischen ihnen.

„Was ist vorgefallen, Bill?" fragte sie.

„Ich habe mich geärgert," murmelte er, mit gerunzelten Brauen auf die Erde stierend.

„So . . . nur geärgert?"

„Nur geärgert," wiederholte er, „aber so . . . so, daß ich glaubte, der Schlag müsse mich treffen" — er zerrte heftig an seinem Hemdkragen. Er vermied es noch immer, Gertrud anzusehen.

Eine schreckliche Pause folgte, dann, schwer athmend, brachte es Gertrud hervor: „Aus welchem Anlasse?"

Er fuhr sich unruhig über die Stirn. — „Ich kann Dir's nicht sagen," murmelte er, „es ist zu häßlich — ich wollt's herunter würgen, drum bin ich davon gelaufen — ich hätte mich besser beherrschen sollen. Aber ich . . . bin die Civilisation nicht mehr gewöhnt . . ." und plötzlich sich mit beiden Fäusten vor die Stirne schlagend, ächzte er: „Großer Gott! wenn es wahr wäre! — aber es kann ja nicht wahr sein!"

„Was?"

„Willst Du's wirklich wissen?"

Sie zitterte so, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Sie legte die Hand auf eine Stuhllehne, um sich zu stützen.

Er schöpfte tief Athem, dann, sehr mühsam und gepreßt, begann er: „Ich war bei Zoller, um mich wegen des Ankaufs von Lindenheim mit ihm zu besprechen. Als wir so ziemlich im Reinen waren, sagte er mir: Nun, werfen

Sie doch einen Blick in meine Galerie — ein Lozonczyi! — ich bitte — ein echter Lozonczyi — die viel besprochene ‚Sehnsucht'. — Ich war bereit. Er führte mich zu dem Bild . . . und da . . . da fror mir das Blut in den Adern — denn das Bild . . . das warst Du . . . und warst es wieder nicht. Es stellt ein Mädchen dar, das Bild — ein Mädchen mit bloßen Armen und bloßem Hals — in einem losen Gewand und mit einem Ausdruck im Gesicht . . . einem Ausdruck, der ein Gefühl verräth, das Du nie geahnt haben kannst — ‚die Sehnsucht' — ja, aber die Sehnsucht eines Weibes, dessen Natur in ihrem tiefsten Bodensatz aufgewühlt worden ist. — Ich hätte das Bild von der Wand herunterreißen und zertreten mögen, besonders als Zoller sich zu mir umwendete mit der Frage: ‚Finden Sie nicht eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen diesem herrlichen Werk und Ihrer berühmten Braut? Ich traf Fräulein Gertrud, kurz ehe er die ‚Sehnsucht' entwarf, einmal in Lozonczyi's Atelier, und ich möchte fast glauben, sie habe ihn direct zu dem Bilde inspirirt. Sie kann sehr stolz sein darauf!' — Mit einem ganz unbefangenen Gesicht sagte er das — der Schuft! Stolz sein! . . . stolz . . . in den Boden hätt' ich sinken mögen! Aber seine Frau war uns nachgekommen — die Frauen scheinen anderer Ansicht, als ich armer Philister — denn die Zoller, die offenbar von ihres Mannes ehemaliger Verehrung für Dich gehört hatte und eifersüchtig war auf Dich, gönnte es Dir nicht, daß Du einem so berühmten Maler zu seiner größten Schöpfung begeistert haben solltest und sagte: ‚Davon kann keine Rede und die Aehnlichkeit kann nur eine zufällige sein. Es war in Paris allgemein bekannt, welche von den Schülerinnen Lozonczyi's ihm zu dem Bilde posirt hat — ein Herr hat sie mir einmal in der Oper gezeigt. Die war freilich sehr schön. Sie saß neben Lozonczyi im Amphitheater — es wurde ‚Faust' gegeben — man sagte mir, daß das Mädchen eine Russin und bekanntermaßen die Maitresse von Lozonczyi sei. Sie sah allerdings der Glimm, die ich nur einmal flüchtig und bei schlechter Beleuchtung erblickt habe, sehr ähnlich,' setzte sie hinzu, und Zoller stand daneben und murmelte nur: ‚So, so, eine Russin,' und dann lächelte er und schwieg. — Wenn Du wüßtest, wie ich mich überwinden mußte, ihm nicht an die Gurgel zu springen. — Ich hab's nicht gethan, um Dich nicht noch mehr ins Gerede zu bringen — — — er durfte gar nicht glauben, daß ich nur vermuthen könnte — daß Du — und . . . jene Russin am Ende doch . . . ein und dieselbe. Verzeih' mir . . . Gertrud — ich weiß ja, daß es nicht sein kann — aber, da Du selbst gekommen bist — Gertrud, sei nicht böse, beruhige mich . . . wer war die Russin, die Lozonczyi zu seiner ‚Sehnsucht' gestanden hat?"

Auch jetzt noch könnte sie ihn belügen, wenn ihr die Kraft übrig bliebe dazu. Aber sie hat keine Kraft mehr. Die Liebe ist todt in ihr — die Fähigkeit, Glück zu empfinden, ist todt in ihr — die Scham ist todt — das Einzige, was ihr das Leben noch fühlbar macht, ist ein dringender Wunsch, die schwere Last, an der sie so mühsam schleppt, von sich abzuwerfen.

Und sie streift sie ab. . . .

„Es war keine Russin, Bill!“ sagt sie — „das Mädchen, das Lozonczyi zu seiner ‚Sehnsucht‘ gestanden hat, das Mädchen . . . welches er aus dem ‚Faust‘ nach Hause geführt hat — war ich!“

Einen Moment blieb er bewegungslos stehen und sah sie mit unruhigen, hülflosen Augen an — dann, in einem Stuhl zusammensinkend, stieß er einen kaum hörbaren kurzen, heiseren Laut aus und versteckte das Gesicht in beide Hände.

Ohne sich nach ihm umzusehen, schritt Gertrud der Ausgangsthür zu. Da fühlte sie seine kalte, schwere Hand auf ihrem Arm — er war ihr nachgeeilt und hielt sie zurück.

„Wie . . . wie war das möglich?“ stammelte er — „wie . . . wie ist das gekommen — wie wahnsinnig mußt Du ihn geliebt haben!“

Da schüttelte sie den Kopf — „ich habe ihn nie geliebt,“ murmelte sie — „das war das Entsetzlichste dabei!“

„Nie geliebt? . . .“ er begriff gar nicht, er blinzelte, wie Einer, der es versucht, sich im Dunkeln zurecht zu finden. „Also wie kam's? . . . wie? . . .“

„Wie's kam? . . .“ Sie legte die Hand an die Stirn — „ich weiß es nicht mehr — ich hab's vergessen — verlangst Du wirklich, daß ich mich erinnern soll — es ist mir schrecklich!“

Aber seine Blicke ließen sie nicht los. Es war, als ob er noch immer einen Trost aus ihrem Geständniß schöpfen zu können erwartete. Da murmelte sie: „Ich war ein armes, verlassenes Ding — mein Zartgefühl hatte ich abgestreift — meinen Halt hatte ich verloren — ich hatte nichts im Leben mehr, auf das ich mich stützen konnte, und Niemanden, vor dem ich mich zu schämen brauchte. — Er leitete mein Talent, bemächtigte sich meines Willens und bespöttelte meine letzten kümmerlichen Bedenken. Ich war eitel und fühlte, daß mein bißchen Schönheit im Verblühen stand. Er bewunderte mich. Ich richtete mich an seiner Bewunderung auf — sie wurde mir Bedürfniß. Um sie festzuhalten, zahlte ich täglich einen höheren Preis, und zuletzt . . .“ (sie kehrte das Gesicht von ihm ab) — „den allerhöchsten!“ Sie zögerte einen Augenblick, dann „leb' wohl, Gott behüte Dich,“ murmelte sie und wendete sich zum Gehen.

Aber als sie die Thüre erreicht hatte, da fühlte sie die Hand auf ihrem Arm, und eine Stimme neben ihr rief: „Bleib! . . . wir . . . müssen ja noch überlegen . . .“

„Ueberlegen! — was ist da zu überlegen!“ hauchte sie. „Es versteht sich von selbst, daß Alles aus ist zwischen uns — daß Du mich nicht heirathen kannst!“

„Dich nicht heirathen . . . jetzt, wo alle Menschen mit Fingern auf Dich deuten, sich alle bösen Zungen regen möchten, wenn wir von einander gingen — Gertrud! . . . natürlich werde ich Dich heirathen, so schnell als es irgend angeht werde ich Dich heirathen. Was hab' denn übrigens ich für ein Recht, Dir Deine Vergangenheit vorzuwerfen — ich — der ich Dich geradezu in Dein Unglück hinein gestoßen habe — Gertrud — meine arme Gertrud!“

„Bill! Du könntest wirklich verzeihen — vergessen?“ Wie ein Jubelschrei rang sich's von ihren Lippen — sie streckte die Arme aus — sank an seine Brust.

Er zog sie an sich, wollte sie festhalten, sie und ihre Schwäche bis in die Ewigkeit an seinem Herzen bergen. Aber mit einem Male fielen seine Arme bleischwer an seinen Seiten nieder, und ein schwüler, quälender Ekel glühte in seinen Augen — der Ekel, den er nicht mehr tödten konnte.

„Es bleibt dabei,“ sagte er tonlos, „ich werde Dich heirathen. Was weiter geschieht, das weiß ich selber noch nicht. Vielleicht werd' ich vergessen . . . wahrscheinlich werd' ich vergessen und mich . . . hinein finden . . . hinein finden!“ — er wiederholte das Wort mit entsetzlicher Bitterkeit — „aber jetzt geh',“ drang er in sie — „geh'!“ — —

Sie ging, und wie sie die Thüre hinter sich geschlossen hatte, hörte sie etwas wie das Stürzen eines schweren Körpers. Unwillkürlich blieb sie stehen und horchte. Er hatte sich auf den Boden geworfen und schlug röchelnd die Stirn gegen die Diele.

Wenn sie klüger und niedriger denkend gewesen wäre, so hätte sie sich nach dieser Unterredung einigermaßen beruhigt niedergelegt und sich gesagt: da Bill überhaupt noch daran denkt, mich zu heirathen, ist Alles gewonnen.

Aber klug war sie nie gewesen und niedrig denkend trotz ihrer großen Schwäche auch nicht. Das Opfer, welches er ihr bringen wollte, von ihm anzunehmen, widerstrebte ihr, und der Gedanke, neben ihm hinzuleben mit der Angst, er könne sie noch einmal so ansehen mit diesem starren Abscheu in den Augen, von ihr wegschaudern mit diesen zitternden Händen, flößte ihr geradezu Entsetzen ein. Freilich sagte sie sich, es wird anders werden mit der Zeit — sein Entsetzen, sein Ekel wird sich abmüden, und . . . dann wird er sich hinein finden — wie er selber sagt. Aber vor dem Gedanken graute ihr — am allermeisten graute ihr davor. Sie begriff den entsetzlichen Ausdruck, den sein Gesicht angenommen hatte, als er das Wort ausgesprochen hatte: „sich hineinfinden!“ Das bedeutete, daß er es lernen werde, sich in eine niedrigere Lebensauffassung zu fügen, sich mit einer beschmutzten Liebe zu begnügen.

Was früher eine himmelanstrebende Begeisterung gewesen, das würde jetzt höchstens noch ein erschlaffender Rausch für ihn sein — die Liebe, ihrer heiligen Verklärung beraubt, würde nichts mehr sein, als der thierische Naturdrang, der, seiner Niedrigkeit voll bewußt, aber von der Leidenschaft hingerissen, an einer getrübten Quelle Befriedigung sucht.

„Ach, wenn er sie nur noch einmal in die Arme schließen würde mit der alten Zärtlichkeit, mit der alten, innigen Liebe! — Aber damit war's vorbei — für immer vorbei!“

Sie war kein Kind mehr — das Leben hatte alle seine Geheimnisse vor ihr enthüllt. Sie wußte, was ihr an seiner Seite bevorstand. Sie wußte, daß von nun an seine Küsse immer zu kalt sein würden . . . oder . . . zu heiß! — —

„Ich muß fort!“ sagte sie sich — „aber wohin? — nach Paris — zu meiner Kunst zurück!“

Ihr graute jetzt vor der Kunst — sie fürchtete sich vor der großen Chimära. Es war die große Chimära, die sie ins Unglück gebracht.

Also wohin? — Nur irgend wohin, wo sie ausruhen konnte — wo sie geborgen wäre! — Es war Alles so wirr um sie herum, sie fand sich nicht mehr zurecht! Sie dachte an Louise Moreau. — Wenn sie noch gelebt, so hätte sie doch noch einen Halt gefunden im Leben, aber Louise war todt. Immerhin — fort mußte sie in jedem Fall. — So fing sie denn an, ein paar nothwendige Gegenstände in ihre Reisetasche zu stopfen. Sie fiel um vor Müdigkeit, und zugleich brannten ihr die Augen aus dem Kopf wach und trocken, und bald da, bald dort tauchte ein häßlicher Gedanke in ihr auf, vergeblich lockend — nutzlos drohend.

Ach, vergessen, schlafen — schlafen — nur noch einmal schlafen — das Brennen in ihren Augen los werden — das Feuer in ihren Gliedern. Sie riß das Fenster auf, um Luft herein zu lassen. Draußen sauste der Sturm, die Bäume wanden sich hin und her — es war, als schrie die ganze, vom Herbstfieber geschüttelte Natur nach Schlaf.

Während sie zwischen ihren Sachen herum kramte, fand sie das Schächtelchen Sulphonal, das sie in den vorhergehenden Tagen vergeblich gesucht. Sie nahm eine dreifache Dosis — dann, ohne sich auch nur der Kleider zu entledigen, streckte sie sich auf ihrem Bette aus.

Der Schlaf kam lange nicht, und als endlich die ersten Schleier auf ihr wundes Bewußtsein niederschwebten, fühlte sie's zugleich schwül und schwer an sich heran schleichen ... eine Erinnerung, die durch den Traum zu heißem Leben geweckt wurde, mit Einzelheiten, an die sie im wachen Zustande längst nicht mehr gedacht, und die jetzt mit grausamer Deutlichkeit aus ihrer Seele auftauchten — das Furchtbare, das, was sie am allermeisten zu vergessen strebte — jene schreckliche Nacht! Und der Traum ersparte ihr nichts.

Dumpf schreiend, rang sie sich wach, richtete sich empor. Auf dieser Erde gab's kein Mittel, das stark genug war, um ihr den Schlaf zu erzwingen, nach dem sie sich sehnte — den Schlaf, der die Vergessenheit in sich barg.

Eine eisige Kälte erfüllte ihr Zimmer. Die erste weißliche Unruhe der Morgendämmerung mischte sich in das Dunkel der Nacht. Die Kälte um sie wurde stärker. Da merkte sie, daß sie das Fenster offen gelassen. Sie blickte hinaus. Kein Blatt regte sich mehr, kein Zweig krachte, rings herum war Alles weiß — der Schnee fiel weich, lautlos, dicht.

Eine seltsame Beruhigung überkam sie. Sie griff sich an die Stirn — ja ... und schnell, damit sie den Muth nicht verlöre — schnell — schnell! ...

Sie schlich die Treppe hinab — durch eine der hinteren Thüren schlüpfte sie hinaus. Die Kälte strich ihr über das Gesicht wie ein bewillkommender Freundschaftsgruß. Sie setzte die Füße ruhig in den weichen Schnee, in das feierliche Leichentuch, daß der Himmel barmherzig über das häßliche Sterben der Erde breitete. Ihre kleinen Füße ließen schmutzige Spuren zurück in dem dünnen Octoberschnee. Eine Art Widerwillen überkam sie, als sie das bemerkte.

Aber der Schnee fiel dicht, er verwischte die Spur — hinter ihr war von Neuem Alles rein, und vor ihr schimmerten goldig die ersten verklärenden Strahlen der Morgenröthe.

Durch ihre müde Seele klang's von fern, fern, wie der Gesang, der sie bei ihrer Wiederkehr in die Heimath begrüßt, und durch die frostknisternden Blätter hörte sie's leise, kaum vernehmlich:

„Bist Du bleich, so bist Du rein! . . ."

Fast bis in den Morgen hinein war Bill rastlos in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Endlich hatte er sich in den Kleidern auf sein Bett geworfen und war von dem schweren, bleiernen Schlaf übermannt worden, der auf große Gemüthserschütterungen folgt.

Gegen neun Uhr weckte ihn ein lautes Pochen an seiner Thür. Er fuhr auf mit einer dumpfen Unglücksempfindung im ganzen Leib, aber ohne ein deutliches Bewußtsein seines Elends.

„Was gibt's?" rief er.

Es war Lydia's Stimme, die ihm antwortete: „Wir wissen nicht . . . wir fürchten . . . wir . . . wir . . . können Gertrud nicht finden," erwiderte sie ihm — „sie ist fort!"

„Gertrud . . . fort!" Er war indessen hinaus geeilt auf den Corridor — Lydia stand vor ihm todtenbleich. „Sie war doch gestern sehr matt . . ." stotterte sie, „und ich . . . ich weiß nicht, was mir dazwischen kam, aber ich . . ." (von ihm wegblickend) — „ich unterließ es, vor dem Schlafengehen nach ihr zu sehen. Da hielt ich mich heute früh bei ihr auf . . . und als keine Antwort auf mein Klopfen kam, drückte ich schließlich die Klinke nieder. Das Zimmer war leer, auf dem Tische stand ihre halb voll gepackte Reisetasche."

Eine unruhige Angst, die fast sofort zur verzweifelten Gewißheit erstarrte, ergriff Bill.

„Es ist Schnee gefallen in der Nacht, man wird ihre Fußspuren verfolgen können," sagte er rasch. Er eilte hinaus. Etwa handhoch, blendend weiß lag der weiche Schnee am Boden, vor der Thür des Gartensalons sah man kleine, halb von neuem Schnee verwischte Vertiefungen, die Fußspuren gewesen sein mußten.

Diesen Fußspuren folgte Bill — er wußte, wohin sie ihn führen würden . . .

Unter der Linde — dort, wo sie ihm den ersten Kuß gegeben, hörten sie auf.

Aber in der weißen Fläche der mit dünnem, verschneitem Eis bedeckten Ridder war ein schwarzer Fleck . . .

Sie fanden sie dort. — Sie schlief fest . . . sie war eingegangen in die Heimath der Heimathlosen.

Ihr letzter Wunsch wurde erfüllt. Er nahm sie noch einmal in seinen Arm mit der alten, innigen Zärtlichkeit — mit der alten, großen, heiligen Liebe.

Er trug sie in ihr Zimmer und legte sie auf ihr Bett — dann wiesen sie ihn hinaus. Man rüttelte an der Leiche mit Belebungsversuchen. Bill horchte an der Thür — er hatte keine Hoffnung, er wartete nur, bis sie fertig sein würden, damit er wieder hinein könne zu ihr.

Endlich traten sie heraus — Anna Marie, die Haushälterin und Lydia. Lydia war's, die ganz verweint an ihn heran kam und sagte: „Es ist umsonst!"

Er gab ihr keine Antwort; sie bei Seite schiebend, schritt er über die Schwelle in das Zimmer und kniete nieder neben seiner todten Braut, die, auf ihrem Bette hingestreckt, ausruhte. Das nasse Haar lag auf dem Kissen, dunkel und schwer um das blasse, schmale Gesicht, dem ein Ausdruck entsetzlichen Schmerzes anhaftete.

Erst jetzt faßte er es ganz, wie rasend sie gelitten. Eine wahnsinnige Reue überkam ihn — ihre Sünde war weit — nur ihr grenzenloses Leiden und ihre innige Liebe standen ihm vor der Seele. Er küßte ihre kalten Händchen wieder, immer wieder, warf sich vor, daß er sie durch seine Härte in den Tod getrieben. Ach, wenn sie noch einmal die lieben Augen aufschlagen und die Arme um seinen Hals schlingen wollte!

Er würde Alles vergessen — Alles! . . . Mitten in seinem Schmerz trat der Schweiß auf seine Stirn! . . . Alles? . . . Eine nörgelnde Unruhe wachte in ihm auf — selbst jetzt, neben der Leiche.

Indessen saß Lydia in ihrem Zimmer, bleich und starr vor Schrecken — vor Schmerz. Während er weinte, dachte sie nach. Mitten aus ihrer lebenslangen, raffinirt reinen Lebensanschauung heraus bäumte sich etwas in ihr gegen die gräßliche Ungerechtigkeit unserer ganzen Denk- und Gefühlsgewohnheiten. Sie kam dazu, sich zu fragen, ob es nicht wirklich — wie's so vielfach behauptet wurde — eine ungerechtfertigte Grausamkeit unserer verkünstelten socialen Anschauungen sei, ein Weib wegen etwas unbarmherzig zu verurtheilen, was bei einem Mann nicht viel mehr Belang hat, als jeder andere Rausch, so daß eine vernünftige Frau einfach mit verächtlich geschlossenen Augen daran vorbeigeht, weil sie zu hoch darüber steht, um auch nur nach derlei zu fragen.

„Zu hoch darüber steht!" . . . In Gedanken wiederholte sie die Worte. Woher kam dieses „Hoch-darüber-stehen?"

Die Stellung, durch welche die Gesellschaft die Frau auszeichnet, stammt aus derselben Quelle, wie die Strenge, mit welcher die Gesellschaft sie beurtheilt.

Und Lydia wurde sich mit einem Male klar über Dinge, die ihr bis dahin sehr dunkel gewesen waren. Sie wunderte sich, warum sie sich noch nie früher klar darüber geworden war. Sie sagte sich, daß die Stellung der Frau in der Familie, wie sie, durch das Christenthum angebahnt, sich nach und nach entwickelt hat, den größten Sieg bedeutet, welcher von der Civilisation

über die rohe Natur errungen worden ist. — Die Natur hat die Frau zum Leiden verdammt — die Civilisation hat ihre Leiden zu einem geheiligten Martyrium verklärt — sie hat der Frau ein Diadem in die Dornenkrone hineingesetzt. Die Frau ist die Priesterin im Tempel der Familie; um sie herum ist ein geweihter Zauberkreis, an den sich die Begierde des brutalsten Mannes nicht heranwagt.

Daß eine solche Stellung Pflichten auferlegt und Opfer erheischt, ist selbstverständlich, aber nur durch ernste Pflichterfüllung und willig dargebrachte Opfer kann diese hohe Stellung aufrecht erhalten werden — die Stellung der Frau — der Glaube an die Frau, die Ehrfurcht vor der Frau, auf die sich das Beste in unseren ethischen Errungenschaften stützt.

Es ist etwas Mystisches in dem Nimbus, der sie umgibt. Sie ist der verkörperte Beweis des angeborenen und entwicklungsfähigen Idealismus der menschlichen Natur — eine Art Allerheiligstes der Civilisation, wie Carlyle sich ausdrückt: „Woman is a symbol of higher things!“

Die heutigen Griechen.

Von

Professor Dr. **A. Thumb** (Freiburg i. Br.).

[Nachdruck untersagt.]

Die jüngsten Ereignisse im Orient haben das moderne Griechenland wieder einmal in den Brennpunkt des europäischen Interesses gestellt. Das kühne Eintreten des griechischen Staates für seine Stammesgenossen auf Kreta ruft jedoch gerade in Deutschland so abfällige Urtheile über die heutigen Griechen hervor, daß ich nicht zögere, mit meiner persönlichen Anschauung hervorzutreten, die ich durch Studien und wiederholte Reisen gewonnen habe. Ich darf vielleicht hoffen, manches durch Unkenntniß entstandene Vorurtheil zu beseitigen und einer gerechten Beurtheilung des kleinen (aber deshalb doch nicht tadelnswerthen!) Volkes die Wege zu bahnen[1]).

I.

Gar ungleich hat das Geschick die beiden Centren der alten Geschichte, Athen und Rom, behandelt. Rom, die stolze Beherrscherin der alten Welt, ist immer eine Stätte reichen geschichtlichen Lebens geblieben, ist noch heute in gewisser Beziehung ein Mittelpunkt der Welt. Athen, das auch in den Zeiten seiner politischen Blüthe eine mehr intensive als extensive Machtentfaltung besaß, ist zwar als Schöpferin einer bis auf den heutigen Tag wirkenden Cultur Gegenstand der höchsten Bewunderung — aber grundverschieden sind Athens Schicksale von denen des ewigen Roms. Während die Stadt der Römer im Uebergang zu neuen Zeiten ihre Weltstellung behauptete, sank Athen zur unbedeutenden Provinzialstadt herab: denn als der Osten Europa's, innerlich vom Westen immer getrennt, auch äußerlich sich von Rom löste und ein neues Reich, eine neue Cultur schuf, da wurde die Hauptstadt dieses neuen Reiches nicht Athen, sondern Byzanz, eine Gründung des Kaisers Konstantin, indem er der Stadt, entsprechend ihrer weltbeherrschenden Lage, auch die gebührende politische Stellung anwies. Athen verlor selbst den alten

[1]) Die folgenden Bemerkungen sind im Wesentlichen schon Ende 1892 niedergeschrieben und einem kleineren Publicum vorgetragen worden.

Glanz einer Lehrstätte der gebildeten Welt, als Justinian im Jahre 529 die alten Philosophenschulen schloß, die freilich seit der Herrschaft neuer Ideen nur noch ein kümmerliches Dasein gefristet hatten. Athen hörte fast auf, etwas Reales in der Welt zu sein; höchstens spricht der oder jener Chronist einmal ehrfurchtsvoll den Namen der Stadt aus, wie in dunkler Erinnerung an die geistige Größe längst entschwundener Zeiten, und bis auf heute genießt Athen meist nur eine platonische Liebe, ohne daß man sich dabei einer modernen Stadt gleichen Namens recht erinnert. Und der Reisende, der flüchtig die Straßen Athens durcheilt, um die Akropolis zu erreichen, fühlt sich zurückversetzt nur in jene Zeiten, wo ein unvergleichliches Volk jene unvergleichlichen Denkmäler schuf, bei deren Anblick es Entweihung wäre, sich um das Alltagsgetriebe der Gegenwart zu kümmern.

Athen weist seit dem Absterben des antiken Lebens kein Denkmal auf, das eine neue geschichtliche Epoche verkündete: denn die wenigen, unansehnlichen Capellen aus byzantinischer Zeit oder die letzten Zeugen türkischer Herrschaft — Reste einer Moschee, eines Minarets — können höchstens die Vorstellung öder, geschichtsloser Jahrhunderte verstärken, in denen Athen kaum mehr war als ein Dorf von jenem Gepräge, wie es heute die armseligen, von Albanesen bewohnten Hütten am Nordabhang der Akropolis zeigen.

Gregorovius, der classische Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Rom, hat den Versuch gemacht, auch die Geschichte des mittelalterlichen Athen darzustellen, aber des Gregorovius „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" (zwei Bände, Stuttgart 1889) ist alles eher als eine Geschichte der Stadt selbst, und der Versuch dieses Historikers zeigt eben recht eindringlich, wie arm an geschichtlichem Leben Athen war. Die zwei Jahrhunderte vom Erlöschen der griechischen Freiheit bis in unser Jahrhundert hinein sind eine Kluft, die nicht durch die Continuität geschichtlicher Entwicklung ausgefüllt ist, deren Oede auch nicht das glänzende Talent eines Gregorovius mit geschichtlichem Inhalt zu beleben vermochte. Neben den Resten der antiken Stadt steht unvermittelt die Residenz des heutigen griechischen Königreiches, eine Stadt, die in der kurzen Zeit von kaum zwei Menschenaltern mit fast amerikanischer Geschwindigkeit aus dem Boden gewachsen ist. Es ist freilich keine Großstadt des 19. Jahrhunderts, denn dazu fehlt die Großartigkeit modernen Lebens und modernen Verkehrs; doch beweist das Leben, das im heutigen Athen pulsirt, den regen Sinn der Bewohner. Der Grieche ist stolz auf seine Hauptstadt mit ihren wohlgepflegten Straßen und Plätzen, ihren stattlichen Gebäuden und bemüht sich eifrig, die Errungenschaften der Neuzeit, elektrische Beleuchtung nicht ausgeschlossen, ihr zu gute kommen zu lassen, wobei es jedoch nichts verschlägt, daß die elektrischen Lampen nicht functioniren, und die elektrischen Uhren einen ewigen Stillstand der Zeit verkünden. Es steckt eben noch mancher Rest jener orientalischen Gleichgültigkeit im Griechen, die nach einem plötzlichen Anlauf zu Neuem — Alles beim Alten läßt. Mit einem ruhigen *οὐδὲν πειράζει* („es schadet nichts") hilft sich der Grieche leicht über solche Dinge hinweg. Sonst erinnert in der modernen Stadt nur wenig an orientalische Eigenart: diese zieht sich immer mehr in die Altstadt zurück, wo sich der Bazar, die

Kaufstätten, Wohnsitze und Kneipen des gewöhnlichen Volkes befinden. Dort sind die Träger der Fustanella', des kurzen weißen Faltenrocks der Männer, der dem Röckchen unserer Ballerinen gleicht, oder Männer in der weiten Pluderhose, wie sie auf den Inseln getragen wird, noch nicht eine auffallende Erscheinung. Aber in den eleganten Straßen der oberen Kreise, in der Stadion- und Universitätsstraße, auf dem Schloßplatze herrscht das moderne Europa oder vielmehr derjenige Theil des griechischen Volkes, der sich das moderne Europa zum Muster nimmt. Damen, die ihre Toiletten aus Paris beziehen oder Pariser Mode wenigstens zu copiren suchen, eine Jeunesse dorée, deren Ideal der Pariser Flaneur ist, zieren die Straßen der Νεάπολις, des modernen Stadttheiles, wo nur hin und wieder eine biedere Altathenerin mit dem altmodischen Fez auf dem Haupt — etwa als Gardedame der moderneren Tochter — oder ein Soldat der phantastisch mit der Fustanella uniformirten königlichen Leibwache uns verrathen, daß wir uns in Griechenland und nicht in einer beliebigen Stadt Europas befinden. Erst wenn wir uns von einem der Jungen, die laut schreiend die neuesten Zeitungen anbieten, ein Erzeugniß der neugriechischen Journalistik erstehen, dann erinnern uns wieder die altgriechischen Sprachformen und Sätze eines Leitartikels daran, daß die Leute, die in der Stadionstraße auf- und abwandeln, sich rühmen, Nachkommen des Miltiades, Perikles, Alkibiades zu sein, und daß sie ihren Zusammenhang mit dem Alterthum gerne durch Nachahmung altgriechischer Wortformen und Wendungen zu documentiren suchen. Wir wundern uns vielleicht über den merkwürdigen Contrast zwischen dem möglichst classischen Gewand und dem Inhalt eines Leitartikels, der die Finanzpolitik eines Ministers herunterreißt, einer Reclame, die uns von den Vorzügen der Nähmaschine unterrichtet; wir müssen uns aber in Griechenland daran gewöhnen, das Antike unmittelbar neben dem Erzeugniß aus dem Jahrhundert des Dampfes und der Elektricität zu sehen.

II.

Wenn man die heutigen Griechen und die Zustände ihres Landes gerecht beurtheilen will, so müssen wir uns der Geschicke erinnern, welche Griechenland seit dem Ende des antiken Lebens betroffen haben. Wer schlankweg ein abfälliges Urtheil spricht — die Griechen sorgen auch in unseren Tagen bei ihren geschädigten Gläubigern dafür, daß man möglichst schlecht von ihnen denkt —, der handelt ungerecht, weil er nicht bedenkt, daß es leicht ist, Fehler zu finden, Unvollkommenes und Unreifes bei einem Volke zu entdecken, das sich erst seit sechzig Jahren selbständigen Lebens erfreut, nachdem es Jahrhunderte hindurch von den grausamsten Schicksalsschlägen niedergebeugt war.

Fürchterliche Stürme sind über das classische Land hinweggegangen. Noch erfreute sich der Westen der Ruhe, als die Gothen (im 3. Jahrhundert) in Griechenland einbrachen und den Anfang einer langen Reihe von Verheerungen machten. Alarich's Name ist mit diesen Einfällen verknüpft, doch war Griechenland für die einbrechenden Germanen nichts als ein Beutefeld, das sie nach ihren Raubzügen seinem Schicksale überließen, um erst in dem vom

Geschick mehr begünstigten Westen Gesittung anzunehmen. Den Gothen folgten Avaren, Bulgaren und Slaven, Völker, denen keine höhere geschichtliche Aufgabe zukam, als zu vernichten. Eine furchtbare Pest in der Mitte des 8. Jahrhunderts vollendete das Unglück: die Widerstandskraft der Griechen schien gebrochen; die Slaven überflutheten Griechenland und begannen sich dauernd im Peloponnes niederzulassen, besonders in den fruchtbaren Ebenen von Arkadien, Elis, Messenien und Lakonien; slavische Ortsnamen bezeugen bis auf den heutigen Tag die einstige Anwesenheit der slavischen Bauern. Aber es war doch nur das flache Land, wo die Slaven Fuß faßten, und es waren ungeordnete Scharen ohne staatsbildende Kraft. So sehr das eigentliche Griechenland bis dahin von Byzanz vernachlässigt worden war, so besann sich jetzt die Kaiserstadt doch wieder auf ihre Pflichten: die Slaven des Peloponnes, deren Macht ihren Höhe- und Wendepunkt in der Belagerung von Patras (806) erreichte, wurden von Byzanz aus im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts unterjocht und zum Christenthum bekehrt; damit war der Anfang zur Auffaugung des eingedrungenen slavischen Elements gemacht, und es gibt schon seit Jahrhunderten keinen einzigen Slaven mehr im eigentlichen Hellas.

Die Verhältnisse gestalteten sich wieder günstiger; das byzantinische Reich war mächtig genug, um die anstürmenden Saracenen, Bulgaren und Normannen in Schranken zu halten, wenn auch diese fortgesetzten Beunruhigungen im Einzelnen manchen schweren Verlust brachten. Nicht nur Byzanz, sondern auch andere Städte, so Theben, Korinth, Patras zeichneten sich durch eine blühende Industrie (besonders in Seide) aus. Schlimmes Unheil und den Keim des Untergangs brachte erst der vierte Kreuzzug, der statt des heiligen Landes sich das christliche Konstantinopel zum Ziele wählte. Es ist bekannt, wie Verrath und Aufruhr in Byzanz schließlich zur Errichtung eines fränkischen Lehnsstaates, des „lateinischen Kaiserthums", führten (1204): der europäische Osten wurde eine Beute der fränkischen Kreuzfahrer, die sich allenthalben, in Byzanz, in Thessalien, in Athen, Theben, im Peloponnes und auf den Inseln, gemüthlich einrichteten. Das fränkische Lehnswesen wurde nach Osten verpflanzt: es entstand ein Herzogthum Athen, ein Fürstenthum Achaia; Markgrafen, Herzöge, Vasallen, Ritter erschienen sammt dem ganzen Apparat abendländischen Ritterthums auf classischem Boden; auf antiken Stätten bauen sich die fränkischen Dynasten ihre Paläste und Zwingburgen. Die Republik Venedig, der vor Allem das Aegäische Meer zugefallen war, gestattet ihren Nobili, überall auf den Inseln (Naxos, Euböa, Astypaläa u. s. w.) kleine Lehnsstaaten zu gründen, und sichert sich selbst außer dem unmittelbaren Besitz Kreta's den Levantehandel.

Aber diese enge Berührung mit dem Abendlande ergab keine Verschmelzung östlicher und westlicher Kultur; die Franken kamen nur, um Geschäfte zu machen, und blieben von den zu Leibeigenen herabgedrückten Griechen geschieden: die Gasmulen, Mischlinge von Griechen und Franken, waren eine ephemere Erscheinung.

Das lateinische Kaiserthum hatte nur kurzen Bestand; 1261 zog wieder ein griechischer Kaiser in seine Hauptstadt ein; die romanischen Herrschaften

im eigentlichen Griechenland und im Aegäischen Meere blieben jedoch bestehen. Dem byzantinischen Reich war durch die selbstsüchtige Politik des Westens der Todesstoß versetzt; noch zwei Jahrhunderte vermochte es sich zwar zu halten, aber ein Stück um das andere fiel dem in Kleinasien erstehenden Türkenreich in die Hände, bis am 29. Mai 1453 Mohammed II. Konstantinopel eroberte und dem altrömischen Reiche ein Ende machte. Der letzte Kaiser, ein Konstantinos aus dem Hause der Paläologen, gleichen Namens mit dem Gründer der Stadt, fiel tapfer kämpfend und endigte sein Leben mit dem Ende seines Reiches. Unfaßbar, unmöglich schien dem Griechen das Ereigniß; im neugriechischen Volkslied wird der Fall Konstantinopels in charakteristischer Weise erzählt. Eine Nonne, so meldet die Volkssage, briet eben Fische in der Pfanne, als sie über sich eine Stimme hörte: „Laß das Kochen, die Stadt wird türkisch werden." Sie glaubt das nicht. „Wenn die Fische in der Pfanne auffliegen und lebendig werden, dann wird der Türke seinen Einzug in die Stadt halten." Die Fische flogen auf, die Fische wurden wieder lebendig — und hoch zu Roß hielt der Osmane seinen Einzug. Gerade findet, so berichtet ein anderes Volkslied, in der Hagia Sophia mit allem Gepränge der orientalischen Kirche der Gottesdienst statt; eilig packen die erschreckten Priester die heiligen Geräthe zusammen, um sie bei den Franken in Sicherheit zu bringen. Auf der Kuppel der Hagia Sophia wird der Halbmond aufgepflanzt, doch eine Stimme vom Himmel verkündet den Griechen an jenem Unglückstage, daß ihnen nach langen Jahren das Verlorene wieder zufallen wird. Dann wird der Gottesdienst zu Ende geführt werden können, der so jäh unterbrochen wurde.

Die Errichtung eines griechischen Staates am goldenen Horn ist der Traum des griechischen Volkes, ist die großgriechische Idee; die Erinnerung an Byzanz hat sich verklärt und hält die Sehnsucht nach einer Verwirklichung jener Idee lebendig.

Doch wie urtheilt man im Westen über das byzantinische Reich? Die Bedeutung, die wir dem Worte Byzantinismus beilegen, sagt schon genug. Wir sind gewohnt, im oströmischen Kaiserreich ein Staatswesen zu sehen, das ohne historische Mission weitervegetirte, in dem Bildung, Kunst und Literatur gänzlich verknöchert waren, wo allein niedrige Leidenschaften und Laster eine raffinirte Originalität erreicht haben. Aber man hat in den letzten Jahren gelernt, objectiver über Byzanz zu denken. Immer mehr wird die Bedeutung dieser eigenartigen Culturwelt erkannt; ja, es könnte fast scheinen, als ob nun eine Ueberschätzung eintreten wollte: es wäre dies eine bei „Rettungen" nicht auffällige Erscheinung. Aber dies kann nichts schaden, weil so allein alte Vorurtheile ausgerottet werden können.

Nur drei Momente seien hervorgehoben, um die geschichtliche Stellung von Byzanz zu kennzeichnen: es war Hüterin und Vermittlerin der classischen Literatur, es gewann den slavischen Osten für Christenthum und Cultur, und es bildete einige Jahrhunderte hindurch den Schutzwall Europa's gegen den Islam, eine Feste, welche Franken selbst frivoler Weise zerstörten. Daß Byzanz mehr war als ein bloßes „Anhängsel des Alterthums", mehr als ein Schutzwall, daß es eine selbständige Cultur erzeugte, sei nur beiläufig erwähnt;

auch hier beginnt eine neue Erkenntniß sich Bahn zu brechen, seit Professor Krumbacher in München den byzantinischen Studien seine unermüdliche Arbeitskraft widmet.

III.

Als Konstantinopel gefallen war, brauchten die Türken nur kurze Zeit, um alle griechischen Länder in ihren Besitz zu bringen. Nur Venedig vermochte seine orientalischen Besitzungen länger zu behaupten: erst 1669 fiel den Türken die venezianische Colonie Kreta zu, wo eine eben aufgehende neugriechische Literaturblüthe durch den eisigen Hauch türkischer Barbarei geknickt wurde.

Es war ein grausames Schicksal, von dem das classische Land betroffen wurde. Ein altes Sprichwort hat Recht: „Wo der Türke hinkommt, wächst kein Gras". Was nützte es dem Griechen, daß ihm seine Gemeindeverfassung gelassen wurde, wenn der türkische Druck in anderer Weise nur um so schwerer auf seinem Nacken lastete? Freie Bürgertugend, geistige Regsamkeit waren unmöglich: nur Knechtessinn, Verschlagenheit und andere Eigenschaften des Sklaven ermöglichten dem Griechen die nothdürftige Existenz. Wir brauchen nur Reiseberichte noch aus dem Anfang unseres Jahrhunderts durchzublättern, um zu begreifen, wie die fast vierhundertjährige Sklaverei ein Volk ruiniren mußte; wir müssen uns billig wundern, daß ein Volk, das schon Jahrhunderte vorher das Härteste durchgemacht hatte, überhaupt noch sein Selbst bewahrte und nicht vom Erdboden verschwand. Daß freilich das griechische Volk mit dem Türken nicht verschmolz, ist nicht auffallend: Geschichte und Cultur stellten es zu hoch über den Türken, der überdies — ganz im Gegensatz zu seinem arabischen Glaubensgenossen — nirgends die Fähigkeit bewies und nie den Versuch machte, eine fremde Cultur organisch in sich aufzunehmen.

So drückend die türkische Herrschaft auf der breiten Masse lastete, so konnte doch nicht jeder Freiheitssinn, jegliche geistige Regung erstickt werden; im Gegentheil, die Keime einer Umgestaltung finden sich schon zur Zeit der schlimmsten Knechtung.

Es sind die Armatolen und Klephten, deren trotziger, freiheitsliebender Sinn sich nicht fremdem Joche zu beugen vermochte. Während die große Menge nicht anders konnte, als alle Leiden der Sklaverei in dumpfer Resignation über sich ergehen zu lassen, zogen andere Wenige es vor, in den unwirthlichen, unwegsamen Bergen als freie Männer zu leben und mit dem türkischen Erbfeind auf Tod und Leben einen ewigen Kleinkrieg zu führen.

Hör', Mutter, ich ertrag's nicht mehr, dem Türken mich zu beugen,
Ich kann es nicht, vermag es nicht, es widerstrebt das Herz mir.
Mit meiner Flinte zieh' ich aus, ich will ein Klefte werden,
Will wohnen auf den hohen Bergen und in den Felsenklüften.
Die Wälder will ich zu Gefahrten, die Thiere zu Genossen,
Der Felsen sei mein Bettgestell, der Schnee sei meine Decke.

So singt ein Jüngling, der sich von der Mutter losreißt, um in die Berge zu eilen und „Klefte" zu werden, ein Wort, das wir mit „Räuber" nicht ganz richtig übersetzen: die Klephten sind Freischärler, in denen der Un-

abhängigkeitssinn des geknechteten Volkes zum Durchbruch kam. Das Volk wird nicht müde, diese Helden im Liede zu feiern, von ihrer fast unglaublichen Tollkühnheit, ihrem Muth, ihrer Todesverachtung, ihrer Ausdauer im Ertragen der unerhörtesten Strapazen Wunderbares zu erzählen, den unauslöschlichen Türkenhaß des Kleften zu preisen.

So lang' es auf den Bergen schneit, so lang' die Wiesen blühen,
So lang' am Hange springt der Quell, beugt er sich nicht dem Türken.
Dort in der Eb'ne wohnt der Sklav', der sich dem Türken beugt;
Wir schlagen unsere Wohnung auf in öder Felsenwildniß,
Denn besser als mit Türken ist's, mit wilden Thieren leben[1]).

Eine Handvoll der verwegenen Männer wagte den Kampf mit Tausenden, und wunderbar klingt die Erzählung von dem tollkühnen Rückzug des Andrutsos, der im Jahre 1770 mit wenigen Leuten sich durch den von türkischen Waffen starrenden Peloponnes in seine heimathlichen Berge in Mittelgriechenland durchschlug. Einzelne Führer (*καπετάνιοι*) sind besonders gefeiert: zahlreiche Volkslieder preisen immer wieder Namen und Thaten wie die des genannten Andrutsos oder eines Diakos, Dimos, Katsantonis, Nikotsaras.

Den Türken blieb nichts übrig, als zum Schutze ihres Landes einzelne solcher mächtigen *καπετάνιοι* oder Kleftenhäuptlinge für sich zu gewinnen und aus deren Banden Schutztruppen zu bilden: das sind die „Armatolen", die, zu einzelnen Abtheilungen (Armatolik) organisirt, an verschiedenen Stellen des Landes ihre Quartiere hatten. Aber zwischen Armatolen und Kleften ist die Grenze eine fließende; für die türkische Regierung und ihre Paschas waren die Armatolen ein Gegenstand fortwährenden Mißtrauens und beständiger Unruhe. Der hinterlistige Mordanschlag irgend eines Paschas trieb manchen Häuptling wieder in die Berge, wo er an der Spitze seiner todesmuthigen Pallikaren den Kampf gegen die Türken fortsetzte. Wehe, wenn einmal ein so gefürchteter Kleftenführer lebendig in die Hände des Feindes fiel! Ein qualvoller Tod war ihm sicher, denn die einzige Rettung, Uebertritt zum Islam, wies der glühende Patriot mit Hohn zurück. Man lese nur, wie ein Volkslied den Tod des Diakos (1821) erzählt:

Omer Vrionis ist mit 18,000 Mann gegen ihn heran gerückt; bei Alamana, in der Nähe der Thermopylen, stellt sich Diakos entgegen, und während seine Landsleute den Kampf aufgeben, führt er mit achtzehn seiner Getreuen gegen achtzehntausend Türken drei Stunden lang den Kampf fort.

(V. 21 ff.) Die Flinte barst ihm und zersprang in tausend Stücke,
Da zieht er denn sein leichtes Schwert und stürzt sich in das Feuer;
Und schlachtet Türken ohne Zahl und sieben Türkenführer.
Doch auch das Schwert zerbarst ihm da, das seine Faust umklammert,
Und lebend fiel der Diakos drauf den Türken in die Hände;
Denn Tausend faßten ihn von vorn, Zweitausend ihn im Rücken,
Und unterwegs da flüstert ihm der Pascha in die Ohren:
„Mein Diakos, werd' ein Türke doch und wechs'le Deinen Glauben,

[1]) Aus einem Volkslied nach der Uebersetzung von Gustav Meyer.

Und bete doch in der Moschee, verlaß die eig'ne Kirche."
Doch er entflammt in grimmem Zorn und weiß sogleich die Antwort:
„Packt Euch hinweg, es hole Euch und Euren Glauben der Teufel.
Als Grieche bin ich einst geboren, als Grieche will ich sterben."

Der Pascha schäumt vor Wuth und gibt den Befehl, den Diakos zum qualvollen Tode des Pfahls zu führen. Aber Diakos lächelt unter den Qualen des Todes und fährt fort, den Glauben der Türken zu verhöhnen.

Ihr Hunde, wenn Ihr auch mich pfählt, ist's nur um Einen Griechen,
Wenn's nur dem Capitän Niketas und dem Odysseus gut geht,
Die werden schon die Türken fressen, die Pforte niederbrennen.

So stirbt ein Märtyrer der Freiheit, der von dem Sieg seiner Sache überzeugt ist. Einer der bedeutendsten Dichter des neuen Griechenland, der Epirote Valaoritis (1824—1879) hat den Helden Diakos zum Mittelpunkt eines patriotischen Epos gemacht.

Freilich, einzelne solcher Freiheitskämpfer konnten die Freiheit für Alle nicht bringen: erst mußte das ganze Volk mitgerissen werden, und damit das Volk aus seiner dumpfen Resignation aufgerüttelt werde, bedurfte es einer geistigen Wiedergeburt. Sie wurde gefördert und herbeigeführt von jenen Kreisen, die gerade durch ihre Unterwürfigkeit Einfluß auf die Pforte gewonnen hatten, von den Phanarioten, so genannt nach dem Phanar, dem Stadttheil Konstantinopels, welcher der Mittelpunkt der griechischen Bevölkerung geblieben war. Die Phanarioten sind jene vornehmen byzantinischen Familien, welche in geschicktem Opportunismus dem türkischen Eroberer ihre Fähigkeiten zur Verfügung stellten und sich vermöge ihrer überlegenen Bildung als Dolmetscher und Diplomaten unentbehrlich machten. Sie gelangten in einflußreiche Staatsstellen und waren als Minister oder als Hospodare der Moldau und Walachei in der Lage, sich ihrer Stammesgenossen anzunehmen. Manche dieser Namen — Maurokordatos, Stourdza, Ypsilanti — sind allgemein bekannt. Zwar hielten die Phanarioten mit übereilten Thaten kluger Weise zurück, aber durch Gründung von Schulen in den griechischen Ländern wie im Ausland (Wien, Triest, Odessa), durch Förderung griechischer Gelehrter und Dichter, denen die fürstlichen Familien der Phanarioten Heimstätten an ihren Höfen gaben, sorgten sie dafür, daß die Bildung, die sich nur in kleinen Kreisen erhalten hatte, in weitere Schichten des Volkes hinausgetragen wurde, daß die Griechen an ihre Stellung in der Geschichte erinnert wurden. Es fanden sich genug gebildete Männer, welche mit Eifer für die Wiedergeburt ihres Volkes thätig waren. Adamantios Korais um die Wende des Jahrhunderts ist der Größte unter ihnen, der, Arzt und Philosoph, Schriftsteller und Gelehrter, dazu ein glühender Patriot, sein Leben seinem Volke weihte und unermüdlich bestrebt war, seine Landsleute zu belehren und ihr Nationalgefühl zu wecken, endlich das Ausland über sein Volk zu unterrichten.

Um die Wende des Jahrhunderts bereitete sich der äußere Umschwung der Dinge vor. Ein Versuch, mit Hülfe Rußlands die Freiheit zu erkämpfen (1768—1774), war an der Treulosigkeit der Russen gescheitert; die Pelo-

ponnesier, welche nach einer Landung Orlow's an der Küste der tapferen Maniaten sich erhoben hatten, wurden bald schmählich im Stich gelassen und der brutalen Mordlust ungezügelter Albanesenhorden preisgegeben. Der Freiheitsdichter Rigas, der seinen Landsleuten eine Nationalhymne schenkte, war von den Oesterreichern an die Türken ausgeliefert und als Märtyrer der griechischen Freiheit hingerichtet worden (1798). Aber ein griechischer Geheimbund, die 1814 in Odessa gegründete Hetärie, begann die Unabhängigkeitsbewegung zu organisiren, und am 4. April 1821 pflanzte Erzbischof Germanos von Patras die Fahne des Aufstandes auf. Kleften und Phanarioten, Clerus und Volk waren zur Stelle, um diesen Kampf auf Tod und Leben auszukämpfen. Mit welch' fürchterlicher Erbitterung der Krieg geführt wurde, zeigen gleich die ersten Ereignisse: unter dem Beifall des christenfeindlichen Pöbels wurde am Ostertag des Jahres 1821 der griechische Patriarch in Konstantinopel aufgeknüpft, und überall, wo Griechen wohnten, werden furchtbare Metzeleien veranstaltet. Mit unerhörter Grausamkeit wird die Insel Chios verheert; Ibrahim Pascha überschwemmt seit 1825 den Peloponnes mit wilden Horden, deren Lebensaufgabe Raub und Mord bildet. Rache und Haß treiben auch die Griechen zu Repressalien, so z. B. nach der Eroberung von Tripolitsa in Arkadien (1821), wo man alle Türken, auch die Wehrlosen, über die Klinge springen ließ.

Im Anfang begleitet Glück die griechischen Waffen, aber es wendet sich bald zu ihren Ungunsten. Innere Zwietracht, die zu einer Spaltung der provisorischen Regierung in eine Kleften- und Bürgerpartei, ja zum Bürgerkrieg führt, hemmt eine einheitliche Leitung des Krieges. Die europäischen Mächte, unter dem Einfluß von Metternich's Politik, sehen theilnahmlos oder feindselig dem Todeskampfe einer „aufrührerischen" Nation zu, welche es wagt, das Legitimitätsprincip zu brechen. Da zeigt sich in Europa die Macht der öffentlichen Meinung und wird eine Bundesgenossin der Griechen. Byron hatte noch 1809 im „Childe Harold" (II, 73) verzweifelnd ausgerufen:

Du schönes Hellas! einst'ger Würde Mal!
Unsterblich, ob auch todt, im Falle groß!
Wer sammelt der zerstreuten Kinder Zahl?
Wer tilgt Dein lang' gewohntes Sklavenlos?
Nicht so der Söhne Schar, die hoffnungslos
Dem Kriegergrab freiwillig sich geweiht,
Das einst erschloß der Thermopylen Schoß,
Ha! wird der edle Geist Dir je erneut,
Der aus dem Grab' auch Dich mit Sparta's Muth befreit?

(Lord Byron's Sämmtliche Werke. Uebersetzt von Mehreren. Stuttgart 1855.)

Der alte Geist der Freiheit war wieder erwacht. Einzelne Heldenthaten der griechischen Freiheitskämpfer, wie der verwegene, doch glückliche Angriff des Admirals Kanaris auf die türkische Flotte bei Chios (1822) oder die Vertheidigung des Chani von Gravia (südlich der Thermopylen), wo Odysseus Andrutsos mit etwa 200 Leuten sich gegen eine große Truppenmacht mit Erfolg wehrte, und ähnliche Kleftenstreiche erinnerten das gebildete Europa an

die Helden der Thermopylen und von Salamis. Byron und andere Dichter, wie Béranger, Voß und Wilhelm Müller, der Sänger der Griechenlieder, Schriftsteller und Gelehrte wie Fauriel und Tiersch begeisterten sich für die Nachkommen jener alten Helden, deren das fast vergessene Volk würdig schien; aus Uebersetzungen neugriechischer Kleften- und anderer Volkslieder, aus Reisebeschreibungen und zahlreichen Broschüren lernte Europa das griechische Volk und seine Verhältnisse kennen. „Philhellenismus" wurde so sehr Mode, daß er bisweilen zur Satire herausforderte — man lese nur in Hauff's „Memoiren des Satan" die köstliche Scene nach, wie ein Schwindler einen entlaufenen deutschen Taugenichts zu einem „Griechen" abrichtet, ihn für Geld in Deutschland zeigt und dabei ein gutes Geschäft macht, etwa wie es heute mit den Matabelekriegern u. dgl. geschieht. Aber diese philhellenische Begeisterung Europa's bleibt nicht bei Worten stehen, sondern schreitet zur That: die Philhellenenvereine in Deutschland, England, Frankreich, in der Schweiz unterstützen die Griechen mit Geld und entsenden Freiwillige nach Hellas. Byron selbst stirbt auf griechischem Boden im Dienst für die griechische Sache.

Am wirksamsten war jedoch die griechenfreundliche Stimmung in anderer Weise: die Regierungen werden durch den Druck der öffentlichen Meinung genöthigt, sich um das Geschick des kleinen Volkes zu kümmern und aus ihrer feindseligen Neutralität herauszutreten. Die Großmächte Rußland, England und Frankreich greifen seit 1827 in die Regelung der griechischen Frage thatkräftig ein. Diese Thatsachen sind allgemein bekannt; durch das „Londoner Protokoll" vom 3. Februar 1830 wird Griechenland als ein souveränes Königreich proclamirt; am 7. Februar 1833 hält der achtzehnjährige Prinz Otto von Bayern, der zweite Sohn des königlichen Philhellenen Ludwig I. von Bayern, seinen Einzug in die Residenz des neuen Königreichs, an dessen Spitze ihn das griechische Volk mit Zustimmung der Mächte gerufen hatte. Die argolische Festung Nauplia war die erste Residenz, aber schon 1835 wurde der Sitz der Regierung nach Athen verlegt. Es ist begreiflich, daß der Name Athen eine unbezwingliche Gewalt übte, daß man mit Hintansetzung banausischer Bedenken nur die Stadt des Perikles als den Mittelpunkt des jungen Staates sich denken konnte. Das armselige Albanesendorf, gegen das manche commerciellen Gründe zu sprechen schienen, hat rasch seine damals bedeutenderen Rivalen, Patras, Nauplia, Syra, eingeholt und überflügelt; seine heutige Bevölkerungszahl (welche schon die Hunderttausend beträchtlich überschritten hat) wird bei Weitem nicht von einer andern freien griechischen Stadt erreicht.

IV.

In der hochgehenden Fluth philhellenischer Begeisterung erwartete man von dem wiedererstandenen Volk eine neue Glanzzeit hellenischer Geschichte. Aber was müssen wir statt dessen sehen? Die Führer des Volkes, die schon während des Freiheitskampfes ihre ehrgeizigen Sonderinteressen verfolgt hatten, fuhren fort, sich wüthend zu bekämpfen; ein Parteihader ohne Gleichen zerwühlte das arme, der Erholung bedürftige Land. Was Wunder, daß auf die übergroßen Erwartungen der Griechenfreunde eine herbe Enttäuschung folgte!

Griechenfreundschaft schlug in grimmigen Griechenhaß um. Als nun gar ein deutscher Gelehrter, Fallmerayer, die These ausführlich zu begründen suchte, daß die heutigen Griechen eher alles Andere als Nachkommen der Alten, daß sie vielmehr Slaven seien, da war man trotz des heftigen Widerspruchs der Griechen und ihrer Fürsprecher leicht geneigt, dem gelehrten Fragmentisten, der überdies seine These in ein so glänzendes Gewand der Darstellung zu hüllen vermochte, zuzustimmen. Man glaubte um eine schöne Illusion ärmer zu sein; man bedauerte, sich für ein Volk erwärmt zu haben, das man fälschlicher Weise für den Sprößling vornehmer Ahnen gehalten hatte. Das Interesse der Gebildeten erkaltete immer mehr. Politische Ereignisse wie die Verfassungskämpfe von 1844 oder die Revolution von 1862, der König Otto weichen mußte, oder die Kunde von finanziellen Nöthen erinnerten von Zeit zu Zeit an jenes Volk und schienen die gefaßte Meinung über dasselbe zu bestätigen. Das freundliche Interesse, welches in Deutschland durch die Reise unseres Kaisers und die Vermählung seiner Schwester mit dem griechischen Thronerben erregt wurde, war von kurzer Dauer; die Finanzkrise hat zwar von Neuem die Augen nach jenem Lande gelenkt, aber zugleich einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen, unter dem eine gerechte Beurtheilung des ganzen Volkes leiden muß.

Wenn man von den heutigen Griechen spricht, kann man oft die erstaunte Frage hören: „Sprechen denn die Leute noch Griechisch? sind es nicht Slaven?“ Vor Kurzem noch las ich in einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“, daß man in manchen Orten des Peloponnes ein „wunderliches Gemisch von Slavisch und Griechisch“ hören könne. Die Hypothese Fallmerayer's hat weite Kreise gezogen, und ich muß ihr auch an dieser Stelle einige Worte widmen, obschon ich bei anderer Gelegenheit auf sie etwas genauer einzugehen wünsche. Daß Fallmerayer's Satz nur durch die Uebertreibung einzelner Thatsachen eine gewisse Berechtigung erhielt, darüber herrscht heute unter den Kundigen kein Zweifel mehr. Wohl haben Slaven lange Zeit im Peleponnes gewohnt, aber falsch ist die Behauptung, daß das griechische Element von ihnen erdrückt worden sei; das Gegentheil ist eingetreten: die Griechen haben die Slaven völlig absorbirt, ebenso wie sie in nicht zu ferner Zeit die innerhalb des Peloponnes und Mittelgriechenlands wohnenden Albanesen sich assimiliren werden. Das griechische Volk zeigt eine unverwüstliche Lebenskraft, die allen Stürmen getrotzt hat und noch dazu eine Reihe fremder Elemente aufzusaugen im Stande war. Politische Größe und Macht ist nicht unbedingt ein Factor für die Ausbreitung eines Stammes: sehen wir doch, wie leider das deutsche Element im Kampfe mit fremden Stämmen oft den Kürzeren zieht, während z. B. in Kleinasien das Griechenthum Schritt für Schritt den numerisch überlegenen Türken zurückdrängt. Nur an der Nordküste des Aegäischen Meeres scheinen der Ausbreitung des griechischen Elementes größere Schwierigkeiten entgegenzutreten, weil dort die Griechen einem andern aufstrebenden Volke, den Bulgaren, begegnen. Unteritalien und Sicilien — die Magna Graecia der Alten — ausgenommen entspricht die räumliche Ausdehnung der heutigen Griechen im Ganzen derjenigen der classischen Epoche.

Vom Standpunkte der physischen Anthropologie finden wir natürlich in vielen Gebieten des Orients so wenig eine reine griechische Rasse als im Süden oder Nordosten unseres Vaterlandes eine Bevölkerung rein germanischer Abkunft: aber das Wesen der Nationalität ist doch durch feinere Factoren bedingt, als da sind Farbe der Haare und Schädelform. Und von den heutigen Griechen läßt sich durch das Mittelalter hindurch ein ununterbrochener Weg zu den alten Griechen finden; die Aeußerungen der Volksseele, das Volksleben und die Sprache bezeichnen diesen Weg. Zahllos sind die Beziehungen zwischen antikem und modernem Volksleben in Aberglaube, Sitten und Gebräuchen, und sie zeigen auf Schritt und Tritt, daß das alte Volksthum im neuen fortlebt, wenn auch, wie anderwärts, oft unter den Formen des Christenthums versteckt. Fremde Einflüsse ganz leugnen zu wollen, wird keinem Verständigen einfallen; wer aber kann den Untergang eines Volkes behaupten, wenn die psychische Grundlage sich erhalten hat, wenn der Volksgeist, wie er sich in der Sprache offenbart, derselbe geblieben ist? Die natürliche Sprache der heutigen Griechen ist ein echtes Kind des Altgriechischen, die innere Weiterentwicklung derjenigen Sprache, die seit Alexander dem Großen sich die Welt eroberte, also in letzter Linie die neueste Phase des Attischen, jenes wunderbaren Werkzeuges menschlichen Geistes, dessen sich ein Plato und Aristoteles zu schwerer Gedankenarbeit, ein Xenophon zu leichtem Gedankenfluß bedient haben.

Diese Sprache hat allerdings mannigfache Schicksale erlitten, aber wie sich das Lateinische oder das Althochdeutsche durch lautlichen „Verfall" und Vereinfachung der grammatischen Formen zum Italienischen und Neuhochdeutschen fortentwickelt haben, so unterlag auch das Griechische den unaufhörlich wirkenden Kräften der Sprachveränderung — nur daß hier die zersetzende Wirkung etwas langsamer eingetreten ist, als sonst: Declination und Conjugation haben sich vereinfacht, ohne in der Auflösung der Formen so weit vorgeschritten zu sein, wie die germanischen und romanischen Sprachen. Nur die lautliche Umbildung, die Veränderung der Aussprache — die sich jedoch vollzog, bevor fremde Völker in Griechenland einbrachen — hat dem Neugriechischen ein so verändertes Aussehen gegeben, daß es ausländischen Philologenohren gar so fremdartig klingt, wenn man altgriechische Worte in moderner Aussprache hört. Daran nicht gewöhnt, wird es schwer, etwa aus den Worten: en spési ghlafirísi lilcoméni pósin ine den bekannten Vers der Odyssee *ἐν σπέσσι γλαφυροῖσι λιλαιομένῃ πόσιν εἶναι* herauszuhören. Beiläufig zeigen die acht i-Laute des so gelesenen Verses, wie geschmacklos es wäre, auf unseren Schulen die alten Classiker in neugriechischer Aussprache zu lesen und deutschen oder exotischen Dilettanten zu folgen, die den Alten solche Monstra in ihrer Sprache zutrauen! Aber wenn ein deutscher Populärschriftsteller in einer Familienzeitschrift meint, das Neugriechische werde fast zum „Gequietsche", indem der „i-Laut förmliche Orgien feiere", so verräth er damit uns seine oberflächliche Kenntniß der neugriechischen Volkssprache, denn in ihr treten i-Laute nicht stärker hervor als im Altgriechischen nach der wissenschaftlich erwiesenen Aussprache; das Neugriechische hat die Harmonie des Vocalsystems in anderer Weise wieder hergestellt. Neben der

Aussprache hat der Wortschatz bedeutende Veränderungen erfahren durch Aufnahme zahlreicher Lehnwörter aus dem Italienischen und Türkischen — ein Vorgang, der jedoch für das innere Wesen hier ebenso wenig von Belang ist, wie bei den anderen europäischen Culturssprachen.

V.

Geschichte und ethnologische Stellung der heutigen Griechen zeigen deutlich, welche Elemente die Gestaltung des neugriechischen Volksthums bedingt haben und weiterhin bedingen werden: zunächst hat das byzantinische Mittelalter aus dem antiken Kern die neugriechische Nationalität geschaffen. Das griechische Mittelalter reicht bis 1821; erst mit der Erhebung der Nation beginnt, wie der Grieche Bikelas feinsinnig bemerkt, die neugriechische Zeit. Indem Griechenland als selbständiges Staatswesen mitten in die europäische Culturwelt hineingestellt wird, erwächst ihm die Aufgabe, die Entwicklung von dreihundert Jahren nachzuholen, um die Westeuropa inzwischen vorausgeeilt ist. Auch die Antike tritt wieder in den Vordergrund, und so wirken zwei entgegengesetzte Strömungen, Alterthum und Westeuropa, auf das heutige Griechenthum ein, um dessen neueste Phase, die eines modern-europäischen Culturvolkes, zu gestalten. Heute befindet sich Griechenland noch durchaus im Stadium der Entwicklung. Der Gegensatz und Kampf der gestaltenden Kräfte läßt sich am besten in der Sprache und Literatur beobachten. Der Volkssprache, deren natürlicher Entwicklung wir oben gedacht haben, steht die Schriftsprache gegenüber. Während die Culturvölker Europa's ihre Schriftsprache aus dem Borne der lebenden Volkssprache geschöpft haben und daraus fortwährend ergänzen, halten die heutigen Griechen in der Mehrheit ihre Muttersprache für so arm und unfähig zu hoher Ausdrucksweise, daß sie zum Altgriechischen ihre Zuflucht nehmen und eine jenem möglichst genäherte Sprachform für die schriftliche Darstellung ihrer Gedanken wählen, womit nicht nur ein strenger Purismus, d. h. Verpönung der zahlreichen italienischen und türkischen Lehnwörter und Ersetzung durch altgriechische oder doch dem Altgriechischen analog gebildete Wörter, sondern sogar, wenn möglich, die Ausscheidung aller derjenigen Wörter verbunden ist, die, obwohl echt griechisch, sich doch nicht altgriechischen Adels erfreuen. Diese Sprache findet sich, mehr oder weniger streng angewendet, in wissenschaftlichen Werken, in Zeitungen, fast in der ganzen Prosaliteratur, sowie im schriftlichen Verkehr, in Gesetzen, Verordnungen, Erlassen, Briefen, ja selbst im mündlichen Verkehr der Gebildeten, wenn auch hier in einer wesentlich gemilderten, der Volkssprache angenäherten Form. Aber dieser Sprache steht doch das Volk innerlich fremd gegenüber. Und wenn auch diese Tendenz der „Zwiesprachigkeit", d. h. eines tief einschneidenden Gegensatzes zwischen der Volkssprache und einer archaisirenden Schriftsprache, in Griechenland nichts Neues, sondern ein Erbstück von Byzanz, ja des nachclassischen Alterthums ist, so regten sich doch immer und regen sich heute mehr als je die Bestrebungen, welche die natürliche Redeweise des Volkes zur Grundlage auch des schriftlichen Gedankenaustausches machen wollen, zumal da die Volkssprache in einem nicht kleinen Theil der schönen Literatur immer im

Gebrauch war und ist, nämlich überall da, wo die Sprache des Herzens redet, vor Allem in der lyrischen Poesie, dann aber auch im Lustspiel und häufig im Dialog der erzählenden Prosa. Die Vertreter der Volkssprache räumen natürlich auch dem vom Gegner verpönten Fremdwort größere Berechtigung ein, indem sie nicht darauf ausgehen, die fremden Namen von Gegenständen und Begriffen, welche der Verkehr mit dem Ausland brachte, durch geschraubte Neubildungen zu ersetzen, denen man oft in Klammern die ausländische Bezeichnung beifügt, ... damit die „einheimische" verstanden wird. Und wie illusorisch trotz alledem der Purismus ist, muß gerade die archaisirende Schriftsprache sehr oft an sich erfahren, zwar nicht in der Auswahl der Wörter, die etwas ziemlich Aeußerliches ist, als vielmehr in der tiefer ins Sprachgefühl einschneidenden inneren Gestaltung der ganzen Ausdrucksweise, die sich fremden Idiotismen, besonders Gallicismen, nicht verschließen konnte. Das wird besonders durch die zahlreichen, oft nachlässig gemachten Uebersetzungen französischer Romane begünstigt, da die einheimische Romanschriftstellerei noch eine geringe Rolle spielt oder meist den Stempel nachgemachter ausländischer Waare trägt.

Die Antike tritt — abgesehen von Aeußerlichkeiten der Sprache und des Metrums — in der Gestaltung der neugriechischen Literatur kaum nennenswerth hervor; diese zeigt einen durchaus modernen Charakter, ob es sich um Volks- oder Schriftsprache, um lyrische oder epische Poesie handelt. Bemerkenswerth ist das Mißlingen aller Versuche, ein nationales Drama zu schaffen. Zwar fehlt es nicht an gutem Willen — Athen besitzt, dank der Freigebigkeit seiner Wohlthäter, ein stattliches Theatergebäude —, aber es spielten darin bis vor Kurzem ausschließlich französische oder italienische Schauspieler ihre eigenen Dramen und Opern; es fehlen eben noch fast ganz Schauspieler, welche mit der Technik ihrer Kunst vertraut sind; es fehlen vor Allem volksthümliche Schauspieldichter; denn die Anstrengungen der letzten Jahre haben noch wenig Erfolg gehabt. Nur die „Fausta", eine Tragödie des Philologen und Historikers Vernardakis, hatte durch ihren der Geschichte Constantin's entnommenen Stoff und ihre Gestaltung einen dauernden literarischen und dramatischen Erfolg zu verzeichnen. Freilich ist für die kritische Unreife des großen Publicums charakteristisch, daß vor einigen Jahren das Erstlingswerk eines poetisch angehauchten — Barbiers ebenfalls einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Man könnte darnach glauben, daß die athenische Gesellschaft eben gar nicht Verständniß für dramatische Kunst habe, wenn sie ein Stück von ganz geringem inneren und poetischen Werth mit stürmischem Applaus begrüßt; aber das Stück besaß zwei Eigenschaften, die unwillkürlich einen gewissen Zauber ausübten: es behandelte einen echt nationalen Stoff in nationaler Form; die Sprache war nicht jene hochtrabende, künstliche Ausdrucksweise der Philologen, die, selbst wenn sie meisterhaft gehandhabt wird, doch ohne wirkliches Leben ist, sondern die natürliche Sprache der Volkslieder, die Jedem zum Herzen spricht, weil sie dem Herzen des Volkes entstammt. Mir scheint der Erfolg des poetischen Barbiers ein Symptom der Auflehnung des Volksgeistes gegen die Herrschaft einer Geistesrichtung, welche das natürliche Leben der

Sprache unterdrückt und die todten Formen längst entschwundener Zeiten einem lebenden Körper aufzwingt. Wenn ich die frische Lebendigkeit und Anmuth volksthümlicher Kunstpoesie mit den meist langweiligen, zum Mindesten kalten Versen der Schriftsprache vergleiche, so sehe ich dort allein den Weg zu einer neuen Literaturblüthe. Glücklicher Weise ist wenigstens für die lyrische Poesie jene Zeit vorüber, wo es Mode, ja durch Preisrichter sanctionirtes Gesetz war, seine Empfindungen in der καθαρεύουσα (der Schriftsprache) auszudrücken. Die heutige poetische Literatur lehnt sich an die Volkspoesie an, deren reicher Schatz das kostbarste Erzeugniß des neugriechischen Geisteslebens ist. Das Lied begleitet den Griechen überall, von der Wiege bis zur Bahre; der Säugling schläft ein unter dem süßen Klang der Wiegenlieder; im Liede singen Jungfrau und Jüngling von der Liebe Lust und Leid; Hochzeitsgesänge begleiten das junge Paar in ihr Heim; der Schmerz des Abschiedes, das einsame Leben in der Fremde finden rührenden Ausdruck: der Scheidende versichert die Zurückbleibenden seiner ewigen Anhänglichkeit — diese warnen ihn vor den Verlockungen der Welt, die leicht die Erinnerung an die Heimath, die Mutter, die Geliebte verwischen. Der Klefte, der Hirte, der Matrose hat seinen eigenen Liederschatz; jedes Fest ist im Liede gefeiert; das Schwalbenlied verkündet die Ankunft des Frühlings, der wie überall mit Freuden begrüßt wird. Und wenn der unerbittliche Tod eine Lücke reißt, dann jammern die Frauen in leidenschaftlichen Todtenklagen (Myrologien) um den theuren Hingeschiedenen. In düsterer Ballade wird der unheimliche Leonorenritt geschildert, ein Stoff, der uns durch Bürger's Bearbeitung wohl bekannt ist; vom Reiche der Unterwelt, vom Zug des Todes, vom Ringkampf des Todesgottes Charos mit dem jugendkräftigen Hirten erzählen wieder andere Lieder; am mannigfaltigsten und anmuthigsten ist aber das Lied, welches das ewig menschliche Thema der Liebe in immer neuen Variationen behandelt, bald scherzhaft, bald ernsthaft, bald in breitem Fluß, bald in epigrammatischer Kürze. Zahllos und immerfort wachsend sind weizeilen, die in wenigen Worten, in anschaulichen Gleichnissen, charakteristischen Zeichnungen gewissermaßen poetische Momentbilder aus dem Liebesleben vorführen; unter diesen Liedchen, die man am treffendsten mit den Schnadahüpfeln verglichen hat, sind Perlen, die an poetischem Werth das Höchste leisten. Denn selbst Homer vermochte weibliche Schönheit nicht wirkungsvoller zu schildern, als der Dichter der folgenden Verse:

Wandelt mein Liebchen über die Flur,
Wundert mich immer das Eine nur,
Daß nicht im Sande Blumen erblüh'n,
Felsen sich überziehen mit Grün.
(Nach G. Meyer.)

Die neugriechische Volkspoesie verdient die Aufmerksamkeit aller Gebildeten; darf doch als classischer Zeuge Goethe angeführt werden, der sein Interesse für diese Poesie durch Uebersetzen einiger Lieder (so des stimmungsvollen Liedes vom Zuge des Todes) bewies. Die letzten Jahre haben es auch einem größeren Kreis von Gebildeten möglich gemacht, die neugriechische Volkspoesie in guter Uebersetzung kennen zu lernen. So hat Professor Gustav Meyer in Graz in

einem zierlichen Bändchen eine Auswahl erotischer Lieder der heutigen Griechen in geradezu classischer Nachdichtung herausgegeben, und ein jüngerer Archäologe, Hermann Lübke, hat ferner eine größere Auswahl von Volksliedern in wohl gelungener deutscher Wiedergabe veröffentlicht[1]).

VI.

Das griechische Alterthum, welches in der Schriftsprache und Literatur mit dem neugriechischen Volksthum ringt, spielt im Gebiet des realen Lebens — glücklicher Weise — keine Rolle, um hier etwa einer natürlichen Culturentwicklung hemmend entgegenzutreten. In das Volk ist Altgriechenland nur künstlich durch die Schule wieder eingeführt; das Nationalbewußtsein geht über Byzanz nicht hinaus; der Kaiser Constantin ist die älteste historische Persönlichkeit, welche im Volksmunde als nationale Größe weiterlebt. Denn wenn sich die Griechen heute Ἕλληνες nennen, so ist das nur eine Wiederbelebung des alten Namens, die durch die Gebildeten der Nation hervorgerufen wurde; der Name, mit dem sich das Volk selbst bezeichnet, ist Romjós = Ῥωμαῖος, Römer; die officielle Bezeichnung des byzantinischen Reiches als des „römischen" ist also die allgemeine Benennung des Volkes geworden (womit z. B. auch der Türke den Griechen bezeichnet), während unter Ἕλληνες in der Volkssprache „Heiden" oder „Riesen der Vorzeit" verstanden werden.

Mehr als Altgriechenland und Byzanz greift in das heutige öffentliche Leben ein anderer Factor ein, das Ausland. Der Concurrenzkampf zwischen Westeuropa und nationalgriechischem Volksthum und der allmälige Ausgleich dieser Gegensätze ist für die Entwicklung des Landes von einschneidender Bedeutung; dabei darf aber einheimische Art nicht beseitigt werden, sondern muß das Substrat für die Aufnahme westeuropäischer Cultur bleiben. Von einer harmonischen Verschmelzung der Gegensätze kann auch hier noch nicht geredet werden: Ῥωμιοσύνη und. Φραγκισμός — Griechenart und Frankenbewunderung — stehen sich oft feindlich gegenüber. Auf dem politischen Gebiet verkörpern in mancher Beziehung die beiden einflußreichsten Parteihäupter der letzten Jahre, Trikupis und Delijannis, jenen Gegensatz: Delijannis, der Vertreter der von den übrigen Griechen für etwas beschränkt gehaltenen Moreoten, als das Haupt einer Pallikarenpartei, Trikupis, der in England erzogene Diplomat und Advocat, als Vertreter eines mehr kosmopolitischen Liberalismus. Seit dem Tode von Trikupis (1896) scheint Delijannis der einzige bedeutende Parteiführer; ihm ist es vielleicht beschieden, die Hoffnung seines Volkes ihrer Verwirklichung ein Stück näher zu bringen.

Das Parteiwesen und die Politik sind die unerquicklichste Seite neugriechischen Lebens: Parteileidenschaft ist geradezu ein Erbfehler aus alter Zeit; wenn wir journalistische Proben aus der Zeit eines Kleon hätten — Aristophanes muß uns als Ersatz dienen — so würden wir wohl Aehnliches lesen, wie in heutigen Zeitungen. Selbst in den Zeiten des Freiheitskampfes,

[1]) G. Meyer, Neugriechische Volkslieder. Stuttgart, Cotta. 1890. — H. Lübke, Neugriechische Volks- und Liebeslieder. Berlin, Calvary. 1895.

wo doch Anderes noth that, stand der Parteihader in üppigster Blüthe; es ist daher nicht verwunderlich, daß es später nicht besser wurde. Zu früh bekam Griechenland eine liberale Verfassung. Die Regierung des Königs Otto und seiner Bayern war, dank mancher Mißgriffe, bald so verhaßt, daß die Griechen in einer unblutigen Revolution eine Verfassung erzwangen und zugleich jedes Dreinreden nichtgriechischer Beamten sich gründlich verbaten. Bald blühte aber unter den Fittigen einer freien Verfassung ein schrankenloser Parlamentarismus. Dazu fuhren die fremden Mächte — England, Frankreich, Rußland — fort, das Parteileben durch ihren Einfluß noch mehr zu verwirren, um ihre eigenen Interessen zu fördern. Die Griechen haben von Natur die Neigung zu politisiren; man braucht nicht lange unter ihnen zu weilen, um von Politik zu hören, von Einem gefragt zu werden, ob Trikupis der bessere Staatsmann sei, vom Andern, ob Delijannis es besser mache. Das ganze öffentliche Leben dreht sich um die Frage, ob dieses oder jenes Parteihaupt Minister ist; denn das ist zugleich nicht nur für die Berufspolitiker, sondern für fast sämmtliche Beamte eine Existenzfrage: mit dem Minister wechseln jeweils auch die Beamten bis zum Elementarlehrer und Briefboten herab; das parlamentarische System zwingt die Minister, für die Schützlinge der ihnen ergebenen Abgeordneten zu sorgen. Das Verhältniß der Abgeordneten zum Minister oder Parteiführer ist mehr oder weniger eine rein persönliche Gefolgschaft und beruht nicht auf einem bestimmten Parteiprogramm, in dem es sich etwa um die Scheidung politischer Ideen handelte: denn selbst in den Finanzfragen sind die verschiedenen Parteien principiell kaum von einander verschieden.

Und wie Parteihaupt und Abgeordneter, ebenso oder in noch höherem Grade sind die Abgeordneten mit ihren Wählern verbunden; es sind auf dem Lande die oft seit Jahrhunderten durch Einfluß und Ansehen hervorragenden Familien (ἄρχοντες, ἀρχοντόσπιτα), aus denen die Abgeordneten hervorgehen. Ein beliebtes Mittel, die Gefolgschaft zu erweitern, ist die Annahme von Pathenschaften; denn damit tritt die ganze Verwandtschaft des Pathenkindes auf die Seite des „Kumparos" (Pathen), der freilich seinerseits die Pflicht hat, seiner Leute sich anzunehmen — daher jener ewige Wechsel der Beamten, dem durch die Verfassung kein Hinderniß in den Weg gelegt ist.

Besonders flott arbeiten die Parteien selbstverständlich zur Zeit der Wahlen; der ganze Beamtenstand, für den ja das Ergebniß der Wahlen eine Brotfrage ist, setzt all' seine erlaubte und unerlaubte Macht ein, um die ministeriellen Candidaten durchzubringen; ich weiß nicht, ob das Gesetz einen Paragraphen gegen „Wahlbeeinflussung" kennt: jedenfalls besteht er nicht für die Praxis. Der Steuererheber und der Gensdarm haben genug Mittel, den Gegner zu chikaniren, dem Anhänger irgend eine Erleichterung zu verschaffen. Die Soldaten, welche Anhänger der Regierungspartei sind, werden zur Ausübung ihres Wahlrechts beurlaubt, ja ich hörte sogar, daß selbst Gefangene entlassen werden, wenn sie ministeriell stimmten — wiewohl ich dies kaum zu glauben vermag. Dem Gegner steht nur der persönliche Einfluß, die Macht des Wortes und der Presse, zur Seite; in der Anwendung dieser

Macht leistet man Großes; Athen verfügt über die Presse einer wirklichen Großstadt; fast jedes Provinzialstädtchen rühmt sich des Besitzes eines politischen Organs. In der Presse spiegelt sich natürlich das Parteileben am deutlichsten ab; die Opposition gibt gewöhnlich den Ton an, und der ist keineswegs fein: keine Beschimpfung und Verleumdung wird verschmäht, um den Gegner herunter zu reißen; nach der Lectüre der führenden oppositionellen Zeitungen müßte man glauben, in einem von Dieben, Räubern und Mördern regierten Lande zu leben. Die Tendenzberichte über öffentliche Unsicherheit könnten gruseln machen, ja im Ausland wird leicht die Kunde solch' schauriger Zustände geglaubt, die glücklicher Weise meist nur in den Köpfen oppositionswüthiger Journalisten hausen.

Es ist nicht verwunderlich, wenn unter solchen Umständen das Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein des Volkes nicht gerade gefördert wird. Die Politik ist zu sehr maßgebend; auf sie wird leicht Alles bezogen; selbst der vagabundirende Strolch beruft sich darauf; so hörte ich einmal, wie Vagabunden, welche von der Gensdarmerie in ihre Heimath abgeschoben wurden, ihrer Begleitung zuriefen: „Ihr seid eben Trikupisten, und wir sind Delijannisten; darum geht es uns so schlecht." Es ist so bequem, sich als politischen Märtyrer zu fühlen. Und wenn es wahr sein sollte, daß z. B. Begnadigungen nach Parteigesichtspunkten stattfinden, so stärkt das ebenfalls nicht die Achtung vor dem Gesetz; dazu kommt, daß die Strafrechtspflege, besonders das Gefängnißwesen, sich in sehr schlechtem Zustande befinden; nach dem Urtheil der Griechen steht jeder Gefangene mit einem Fuße außerhalb des Gefängnisses, und, was noch schlimmer ist, der Aufenthalt im Gefängniß — wo nicht Einzelhaft, sondern Collectivhaft besteht — demoralisirt so vollständig, daß die Redensart: „Ich habe meinen Rock im Gefängniß hängen," im Munde eines entlassenen Sträflings für die ärgste Drohung gilt; denn die Redensart bedeutet: „Wer einmal im Gefängniß war, schreckt vor dem Schlimmsten nicht zurück." Auch die Polizei war bis vor einigen Jahren nicht geeignet, besonderes Zutrauen zu erwecken, weil sie sich oft aus recht zweifelhaften Elementen recrutirte; man machte daher neuerdings den Versuch, eine militärische Polizei einzuführen, nur fragt es sich, ob diese nützliche Organisation im Getriebe des ewigen Parteikampfes Bestand haben wird.

Aber trotz alledem läßt die Sicherheit des Landes, dank der friedfertigen Gesinnung der Bewohner, durchaus nichts zu wünschen übrig, seit das Klephtenwesen unterdrückt worden ist. Ich habe schon oben auf die nationale Bedeutung der Klephten hingewiesen: während der Türkenherrschaft waren sie die Todfeinde des Unterdrückers, den sie in fortwährendem Kleinkrieg bekämpften; bei der Erhebung des Volkes waren sie der tapfere Kern des griechischen Insurgentenheeres. Als aber Griechenland ein geordnetes Staatswesen geworden war oder vielmehr werden sollte, war die Organisation der Klephten überflüssig, ja schädlich geworden. Es war schwer, sie zu verwenden, noch schwerer, sie unschädlich zu machen. Manche Klephtenführer traten zwar in die Reihen des regulären Militärs ein, andere aber blieben ungebändigte Elemente, so vor Allem die tapferen Maniaten, mit denen die junge Regierung viel zu

schaffen hatte. Dazu kam, daß die Kleftenscharen gelegentlich von den politischen Parteien oder sogar von den auswärtigen Mächten in ihre Dienste genommen wurden, obwohl sie immer mehr zu gewöhnlichen Räuberbanden herabsanken. Das Räuberwesen nahm schließlich so überhand, daß selbst die nächste Umgebung Athens nicht sicher war. Da die Landbevölkerung nicht selten zu den Räuberbanden in verwandtschaftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen stand, so begreift man die Schwierigkeiten, mit diesem Unwesen aufzuräumen. Die Balkanhalbinsel war eben von jeher eine Heimath des Räuberhandwerks, das nichts Entehrendes an sich hatte[1]); wenn weder die römische noch die byzantinische Herrschaft vermocht hat, es auszurotten, so erwartet man es schon gar nicht von den Türken. Die Natur des Landes begünstigt diesen Zustand; besonders in den unwirthlichen Berglandschaften von Epirus, Albanien, Macedonien fühlen sich die Räuberbanden nicht gestört durch das Eingreifen der Staatsgewalt. Erfordert auch das Räuberhandwerk wetterharte Männer, so entbehrt es doch nicht einer gewissen Romantik. Der griechische Räuber ist nicht blutgierig; er tödtet nur, wenn es nothwendig ist, oder wenn es sich um Ausführung eines Racheactes handelt. Der „Räubercomment" gestattet, nur von Reichen und Mächtigen Geld zu nehmen oder Lösegeld zu fordern, nur Demjenigen Nase und Ohren abzuschneiden, der zum Verräther wird. Ueberaus bezeichnend ist die Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlecht: wer sich an einem Mädchen vergreift, wird aus der Bande gestoßen; denn es herrscht der Glaube, daß der Räuber, welcher das Gebot der Keuschheit verletzt, vom Schicksal zur Gefangennahme bestimmt sei. Der Aberglaube spielt auch sonst beim Räuber eine große Rolle: so oft ein Lamm geschlachtet wird, prüfen die Räuber aufmerksam dessen Schulterblatt, da sie in dessen Aussehen Vorzeichen für Gelingen oder Mißlingen eines Unternehmens zu erkennen glauben.

Es ist schwer, einem durch die Geschichte „geheiligten" Brauch ein plötzliches Ende zu machen, und doch ist es der griechischen Regierung schon seit mehr denn zwanzig Jahren gelungen, das Land vom Räubergesindel zu befreien. Im Jahre 1870 waren einige Engländer und Italiener bei Marathon überfallen und in die Berge geschleppt worden, wobei man jedoch nicht unterlassen hatte, die Damen unter sicherer Escorte nach Athen zurück zu geleiten. Als aber die Fremden von den hart verfolgten Räubern ermordet worden waren, da ging die Regierung unter dem Druck des Auslandes mit wirklich staunenswerther Energie daran, die Räuber und ihre Bundesgenossen zu Paaren zu treiben, und es gelang ihr die Ausrottung des Räuberwesens so vortrefflich, daß ein Zustand der Sicherheit eintrat, der durchaus nicht hinter dem Westen Europa's zurücksteht. In der öden Gegend am Parnaß, am berüchtigten Dreiweg, wo Oedipus einst seinen Vater erschlug, und wo noch in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts eine regelrechte Schlacht zwischen Soldaten und Räubern stattfand, dort fühlte ich mich als einsamer Reisender

[1]) Den folgenden Bemerkungen liegt der hübsche Aufsatz von G. Meyer „Das Räuberwesen auf der Balkan-Halbinsel" (in Essays und Studien. Bd. II, S. 184 ff.) zu Grunde.

ebenso sicher wie in unseren heimathlichen Bergen. Diese Sicherheit gilt, wie ich ausdrücklich bemerke, nur von den alten Gebieten des Königreichs, denn Thessalien und die griechisch-türkische Grenze bilden eine Ausnahme. Hier ist es vor einigen Jahren wieder schlimmer geworden; einige Banden machten die Gegend von Lamia und Arta unsicher. Der Chef der einen Bande trieb seine Keckheit so weit, daß er in der Stadt Lamia eine Conditorei besuchte und beim Weggehen seinen Namen angab mit der Bemerkung, daß der Polizeicommissär der Stadt die Bezahlung regeln werde! So las ich wenigstens in einer griechischen Zeitung. Wie verwegen diese Gesellen waren, zeigten die Berichte über deren Niederwerfung: zehn Mann stark kämpften sie zehn Stunden lang gegen ein militärisches Detachement, und nur mit schweren Opfern gelang die Gefangennahme der Bande.

Wie es in der Türkei bestellt ist, das hat der wohlgelungene Eisenbahnüberfall des berühmten Athanasios recht deutlich vor Augen geführt. Daß der Räuber Athanasios sich streng an die Traditionen seines Berufes hielt, konnte man seiner Zeit aus den Zeitungsberichten sehen, und Gaston Deschamps hat in seinem Buche über das heutige Griechenland einige launige Anekdoten über jenen „Kapetanios" gesammelt.

Doch ich kehre von diesen irregulären gesellschaftlichen Verhältnissen wieder zu denjenigen des geordneten bürgerlichen Lebens zurück. Griechenland besitzt vor dem übrigen Europa einen Vorzug, um den wir es wohl beneiden können: es hat keine sociale Frage; Socialdemokratie und Anarchismus sind nur vom Hörensagen bekannt. Allerdings hat Griechenland auch nur eine sehr beschränkte Industrie; die Maschinenkraft tritt überdies in der einheimischen Industrie, wie z. B. in den großen Seidenspinnereien, gegenüber der Handarbeit sehr zurück. Es fehlen große Arbeitermassen; auch der Großgrundbesitz spielt mit Ausnahme von Thessalien keine Rolle. Jeder hat seine Scholle Landes; ist sie noch so klein, und muß der Bauer noch so mühsam sein tägliches Brot erarbeiten, so hängt er doch treu an seinem Boden. Der Grieche ist mit Wenigem zufrieden und so genügsam, daß er mit Brot und einem Stückchen Käse oder einer Zwiebel, ein paar Oliven vorlieb nimmt und den Fleischgenuß, der ihm außerdem durch kirchliche Fastengebote während der größeren Hälfte des Jahres verboten ist, nicht für etwas Nothwendiges, sondern für einen Luxus hält, den er sich etwa an hohen Feiertagen gönnen darf. Seine Festtage feiert der griechische Bauernbursche nicht mit Trinken und Raufen; er hat seine Freude an Gesang und Saitenspiel oder an einem feierlichen Tanzreigen. Dabei spielt das Getränke fast gar keine Rolle. Bei einem so nüchternen und genügsamen Volke kann sociale Nothlage schwer eintreten. Darum fühlt sich auch der Grieche geistig frei, und der Niederste aus dem Volk hat das frohe Gefühl bürgerlicher Gleichheit mit dem Höchsten gemein; ein armer Agojat (Maulthiertreiber) würde es dem Fremden sehr übel nehmen, wenn er ihn von oben herab behandeln wollte. Auch seinem König gegenüber fühlt sich der Grieche als gleichberechtigter Bürger: die Loyalität des Griechen ist von ganz anderer Art als in den alten Erbmonarchien; sie ist nicht ererbt, sondern beruht einzig auf der persönlichen Hingebung an die Person des

Fürsten. Sie ist aber darum nicht werthlos, weil der Grieche durchaus monarchisch gesinnt ist und die Monarchie als nothwendig erkennt für die Wohlfahrt seines Vaterlandes.

Bei einem Volk von so ausgeprägt demokratischer Gesinnung ist natürlich jede Bevorzugung eines Standes undenkbar. So fehlt auch der Adel: als nach dem Freiheitskriege der Plan auftauchte, den eingewanderten Phanarioten oder hervorragenden Freiheitskämpfern und ihren Familien Adelsrechte zu verleihen (z. B. den Mauromichalis, die durch ihre Stellung in der Maina fürstlichen Rang beanspruchen konnten), wurde der Vorschlag abgewiesen. Die gräflichen Familien auf den einst venetianischen Inseln sind nicht befugt, von ihrem Adelstitel irgend welchen Gebrauch zu machen, wenn auch deren Inhabern Niemand das harmlose Vergnügen stört, sich gelegentlich „Herr Graf" anreden zu lassen oder im Auslande auf ihren Visitenkarten mit wohlklingenden Titeln zu prunken.

Reich und Arm gibt es auf dem classischem Boden wie überall, aber der Reichthum hat beim armen Volk keinen gehässigen Beigeschmack. Aus mehreren Gründen. Der Grieche fühlt neben der Liebe zur Heimath in seiner Jugend einen energischen Drang in die Welt zu wandern und draußen sein Glück zu versuchen; das Meer, das er überall vor Augen hat, lockt ihn hinaus, besonders dort, wo der kärgliche Boden versagt. Die Griechen sind das gewandteste Schiffervolk des Mittelmeeres; das kleine Land hat eine Handelsflotte, deren Tonnengehalt nicht viel weniger als ein Drittel der deutschen Handelsflotte beträgt. Handel und Schiffahrt bilden daher für das griechische Volk eine Quelle des Reichthums; in allen Centren des Handels, nicht nur in Konstantinopel und Smyrna, sondern auch in Odessa, Triest, Marseille, Wien, London, New York, Bombay, finden wir griechische Bankiers und Kaufleute. Kaufmännisches Geschick und Unternehmungslust hat viele Griechen im Auslande zu Wohlstand, ja zu riesigen Vermögen gebracht. Und wenn sie dieses Ziel erreicht haben, kehren sie in ihre Heimath zurück, bringen ihr Geld ins Land und spenden es bereitwillig für nationale Zwecke. So ist der im Ausland erworbene Reichthum nicht eine Quelle des Neides und der Unzufriedenheit, sondern des Segens. In diesem Sinne wirkten schon im vorigen Jahrhundert die griechischen Kaufleute und Rheder, welche unter fremder Flagge reich geworden waren: sie ermöglichten die geistige Wiedergeburt ihres Volkes. Dank der Opferwilligkeit seiner großen „Wohlthäter" erfreut sich Griechenland heute mancher Einrichtungen, welche der in finanziellen Nöthen steckende Staat sich nicht hätte leisten können. So unterhalten die reichen Wohlthäter viele Schulen innerhalb und außerhalb des Königreiches, sie nehmen sich verwahrloster Kinder an, errichten Findel- und Waisenhäuser, sie haben Gymnasien und Töchterschulen gegründet und ausgestattet, schicken zahlreiche Studenten zu ihrer Ausbildung nach Deutschland und Frankreich, fördern Literatur, Kunst und Wissenschaft durch Stiftung von Preisen, Unterstützung gelehrter Gesellschaften. Das Polytechnicum und die 1837 gegründete Universität sind von den Wohlthätern der Nation reich dotirt; in dem Vermögen der Universität stecken auch zahlreiche Legate und Spenden wenig bemittelter Hand-

werker und Kleinbürger. Eine kleine Schrift von Professor Lampros in Athen[1]) erzählt Proben der trefflichen Gesinnung, von welcher solche Stifter beseelt sind. „Für die Bildung meines Volkes" — so sagt einer derselben — „gebe ich Alles hin, da ich weiß, daß die Bildung im Volk jenen Ehrgeiz entfachte, der es für seine Freiheit und Wiedergeburt sich rüsten und muthig kämpfen ließ; ich habe das Vertrauen, daß Bildung auch in Zukunft zu Macht, Wohlfahrt und Ruhm führen wird." Einzelne Männer ragen durch riesige Spenden besonders hervor; so hat der Wiener Bankier Baron Sina ein prächtiges Akademiegebäude für fünf Millionen Francs aufführen lassen und eine Sternwarte erbaut und ausgerüstet; ein Anderer, Zappas, schenkte dem Staat ein Ausstellungsgebäude und vermachte ihm sein Vermögen von zwanzig Millionen; ein griechisches Handelshaus in Marseille ließ ein Bibliotheksgebäude für zwei Millionen bauen, und jüngst hat der Grieche Averof in Aegypten eine halbe Million für die Veranstaltung der „olympischen Spiele" (Frühjahr 1896) beigesteuert, nachdem er schon vorher ein Cadettenhaus gestiftet hatte. Kurz, es wetteifern die Reichen, ihrem Vaterlande und ihrem Volke sich nützlich zu erweisen, und man begreift, daß solche Verwendung des Reichthums sociale Mißstimmung nicht aufkommen läßt.

VII.

Die Beurtheilung des griechischen Volkes ist sehr erschwert, weil Europa entweder viel zu sehr unter der Einwirkung eines nicht vorurtheilsfreien Griechenhasses steht oder (was aber seltener ist) sich durch kritiklosen Philhellenismus das Auge getrübt hat. Doch haben in den letzten Jahren auch Stimmen gerechten und gesunden Urtheils sich vernehmen lassen. Die pikanten und boshaften Schilderungen des Franzosen About („La Grèce contemporaine", „Le Roi des Montagnes") hat vor einigen Jahren Gaston Deschamps durch eine ebenso amüsante, aber gerechtere Darstellung des heutigen Griechenland ersetzt[2]); den idyllischen, aber oberflächlichen Augenblicksbildern von Eduard Engel („Griechische Frühlingstage") ist das gediegenere Buch eines Oesterreichers, P. v. Melingo, gefolgt, der in maßvoller Sympathie das heutige Griechenland schildert[3]).

Wer gerecht sein will, darf den griechischen Volkscharakter nicht nach der einen oder andern schlimmen Erfahrung beurtheilen, die man etwa mit einem spitzbübischen Barkenführer oder geriebenen Wirth oder unreellen Kaufmann gemacht hat; dies geschieht aber leider sehr oft, und doch würden wir Deutsche und andere Nationen es uns entschieden verbitten, wenn ein Fremder über uns auf Grund seines Verkehrs mit Droschkenkutschern ein Urtheil fällen wollte. Wir dürfen überhaupt nicht die Bevölkerung der größeren Städte wie Patras, Athen, Smyrna, Konstantinopel, nicht die Handelswelt in ihrem

[1]) *Οἱ εὐεργέται καὶ καθηγηταὶ τοῦ Ἐθνικοῦ πανεπιστημίου.* Athen 1896.

[2]) G. Deschamps, La Grèce d'aujourd'hui. Paris, Armand Colin et Cie. 1892. Vor Kurzem auch ins Deutsche übersetzt von Paul Markus. Großenhain und Leipzig, Verlag von H. Starke. 1896.

[3]) P. v. Melingo, Griechenland in unseren Tagen. Wien, W. Braumüller. 1892.

internationalen Gepräge zum Maßstab eines allgemeinen Urtheils nehmen, sondern haben die Pflicht, im Verkehr mit dem einfachen Landbewohner den Charakter des Volkes zu studieren. Und dort finden wir einen gesunden Kern: ein nüchternes, genügsames und dabei geistig reges Volk, das von der Natur seines Landes keineswegs zu Müßiggang verführt wird. Bei manchen äußerlichen Mängeln, die den oberflächlichen Fremden abstoßen, schmücken dies Volk vor Allem zwei Tugenden: gastlicher Sinn und lebhaftes Familiengefühl. Von der Gastfreundschaft und dem herzlichen Entgegenkommen gerade des einfachen Mannes fühlt sich der Fremde angenehm berührt, um so mehr, als die Gastlichkeit in der Regel durchaus uneigennützig geübt wird. Wer freilich mit dem Volk nicht in dessen Sprache verkehren kann und auf Leute angewiesen ist, die den Reisenden zum Gegenstande des Geschäftes machen, wird von jener Tugend des Volkes weniger bemerken, hat aber auch nicht das Recht, ein Urtheil zu fällen. Wichtiger als die gastfreundliche Gesinnung des Griechen ist die Reinheit seines Familienlebens, das feste und treue Zusammenhalten der Glieder einer Familie. Der Eltern größte Sorge ist das Fortkommen der Kinder, der Kinder erste Pflicht die Sorge um die alternden Eltern, und nirgends sonst als in Griechenland kenne ich eine so hohe sittliche Verpflichtung des Bruders, seinen Schwestern Stütze und Halt zu sein: der Bruder heirathet nicht, solange er unversorgte Schwestern hat. Verwundert fragte mich einmal ein Grieche, wie es komme, daß so viele deutsche Mädchen als Gouvernanten ihr Brot verdienen müßten; ob sie denn keine Brüder hätten, die sich ihrer annähmen! Wie ernst der Grieche diese Verpflichtung nimmt, zeigt z. B. eine Anekdote, die der Philologe Thierich irgendwo erzählt: ein fünfzehnjähriger Bursche, der auf einem russischen Schiffe dient, erhält für die Rettung des Schiffes aus Feuersgefahr ein Geschenk von dreihundert Thalern; das ist für den armen Jungen unverhoffter Reichthum, aber er verwendet das Geld nicht zur Besserung seiner eigenen Lage, sondern eilt in seine Heimath, um seine Schwester auszustatten und zu verheirathen, und kehrt arm wie vorher in den Dienst seines Schiffes zurück. Ich bemerke nebenbei, daß die Ehen nach recht realen Grundsätzen geschlossen werden: die Frage der Mitgift wird gründlich erörtert — wie sie übrigens auch bei unserem Landvolk eine sehr wesentliche Rolle spielt. Eine „Frauenfrage" in unserem Sinn ist in Griechenland unbekannt; zwar fand in diesem Jahre ein „Frauencongreß" in Athen statt, aber das Programm desselben (Abschaffung des Luxus in Kleidern und Schmuck, Beschränkung der weiblichen Thätigkeit auf Haus und Familie) zeigt so recht, wie verschieden die griechische Frau von ihrer europäischen Genossin „fin de siècle" ist.

Von der Opferwilligkeit und dem Patriotismus des Griechen habe ich schon gesprochen; ihr reger und kluger Geist, ihr Bildungseifer, ihre Unternehmungslust erinnern uns an jene berühmte Charakteristik der Athener, die Thukydides einem Korinther in den Mund legt (I, 70): „Die Athener sind neuerungssüchtig und rasch im Anschlage und in der Ausführung der Sache ... kühn über ihre Kräfte, gefahrtrotzend selbst wider ihre Einsicht und im Unglück immer voll Hoffnung. ... Wenn ihnen auch einmal ein Versuch miß-

glückt, so richten sie ihre Hoffnung auf etwas Anderes und ersetzen den Verlust . . . Daher, wenn Jemand behauptete, sie seien von Natur so beschaffen, weder selbst Ruhe zu haben noch anderen Menschen Ruhe zu lassen, so würde er sagen, was wahr ist." Auch sonst hat der heutige Grieche Manches mit den alten Athenern gemein, so die Gewandtheit der Rede, aber auch gewisse Schattenseiten, die gerade aus den Vorzügen sich erklären: Neigung zu oberflächlichem Denken, woher wohl auch der geringe Sinn für Pünktlichkeit, politische Streitsucht und Selbstüberhebung, listiges Handeln im geschäftlichen Leben. Aber diese Schattenseiten finden sich viel mehr in den von europäischer Cultur berührten Gebieten als im Hause des armen und friedfertigen Bauern.

So ist zwar das heutige griechische Volk ebensowenig vollkommen wie irgend ein anderes, aber es ist mit Vorzügen ausgestattet, die es unseres Interesses würdig zeigen. Demjenigen aber, der leichthin dieses Volk verurtheilt, muß immer wieder vor Augen geführt werden, welch schwere Schicksalsschläge es erduldet hat: den Stürmen der Jahrhunderte haben die Griechen getrotzt; sie sind nicht untergegangen in den Wogen der Sklaverei, die über ihnen zusammenzuschlagen drohten, und haben bei alledem in kurzer Zeit frische Kräfte erlangt zur Wettfahrt mit den übrigen Nationen Europa's. Die Griechen sind selbst zur Zeit ihrer schlimmsten Knechtschaft ein Culturfactor im Orient gewesen; sie sind es heute wieder mehr als je; unter allen Stämmen des osmanischen Reiches nehmen sie durch Geschichte, Cultur und geistige Fähigkeiten die erste Stelle ein. Haben sie daher nicht das meiste Recht, das Erbe des dem Tod verfallenen türkischen Reiches anzutreten?[1])

[1]) Wir haben einem so vorzüglichen Kenner des griechischen Volkes, wie der Verfasser es ist, gern das Wort verstattet, glauben aber den obigen Schlußsatz dahin modificiren oder ergänzen zu sollen, daß wir den gegenwärtigen Moment nicht für geeignet halten, die politischen Consequenzen daraus zu ziehen. Die Redaction.

François Sabatier und Caroline Sabatier-Unger.

Von

Otto Hartwig.

[Nachdruck untersagt.]

In dem „letzten" Capitel, das Moritz Hartmann als „erstes" seinem „Tagebuch aus Languedoc und Provence" vorausgeschickt hat, beschreibt er das Schloß La Tour de Farges, in welchem er, der heimathlose Flüchtling, gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Auf einem der letzten südlichen Ausläufer der Cevennen gelegen, welcher sich in die gesegnete Ebene von Niederlanguedoc hineinzieht, sind jetzt seine Wallgräben von einer südlichen Vegetation überwachsen und die Ringmauern bis auf ein kleines Stück gefallen; doch ragen noch drei Thürme in die Luft. Das eigentliche Schloß, mit weiten gewölbten Hallen und tiefliegenden Fenstern, ist von Epheu und anderen zahllosen Kletterpflanzen umsponnen. In dem Parke ringsherum gedeihen üppig alle Gewächse des Südens. Pinien breiten ihre Kronen aus, und Terebinthen und andere Balsamsträucher, Feigen und Orangenbäume, Agaven und Maulbeerstämme wachsen durcheinander. In dem Gezweige des dunkelnden Parks nisten unzählige Nachtigallen, die in lauen Frühlingsnächten die vom Blüthenduft durchsättigte Atmosphäre mit ihren weichen Liedern in eine noch stärker erzitternde Bewegung setzen.

Tritt man auf der Südostseite des Baues auf einen Balkon hinaus, so liegt die Ebene von Lunel zu Füßen des Beschauers. Links ragen die kahlen Häupter der Cevennen empor. Rechts erglänzt am Abend über der Strandlinie des Meeres das hellschimmernde, bewegliche Licht des Leuchtthurmes der Crou. Zwischen ihm und dem Schloß breiten sich die Lagunen aus, in denen die wohlerhaltenen Mauern von Aigues-Mortes uns ein mittelalterliches Pompeji aufbewahrt haben. Rohrdickicht und Tamariskenbüsche erfüllen diese Sümpfe, die, im Herbst in Brand gesteckt, die ganze Gegend mit ihrer Lohe verzehren zu müssen scheinen. Aber das grünende, blühende Leben behauptet hier doch stets sein Recht, und ein fröhliches, heiteres, gesangreiches und doch auch wieder ernstgesinntes Volk hat, seitdem uns die geschichtliche Kunde von ihm zugekommen ist, des Lebens Freude und Noth getragen.

M. Hartmann, der uns alles dieses in lebendiger Rede schildert, fährt dann fort: „Ich steige vom Balkon herab ins Schloß zu meinen lieben Gastfreunden. Durch die Bibliothek, wo französische, deutsche, englische, spanische, griechische und lateinische Classiker über und neben einander aufgestellt sind, ja wo sogar geheimnißvolle Sanskritzeichen wie indische Schlingpflanzen den Studiertisch bedecken, gelange ich hinab in den Saal des ersten Stockes. Er ist in ein Atelier verwandelt. Der Schloßherr, der dort oben Sanskrit studirt und sich an Nal und Damajanti entzückt, malt hier unten die Porträts seiner Freunde; neben ihm sitzt seine siebzehnjährige Tochter und studirt anspruchslose Schönheit an einem Bettelkinde, das, wenn sein Porträt vollendet, in wenigen Tagen reich beschenkt entlassen wird. An den Wänden hängen Zeichnungen und Cartons, Meisterstücke des früh verblichenen Papety. Unwillkürlich haftet das Auge am restaurirten Panteon (Parthenon?), dem Inbegriff aller Schönheit, das Papety mit Künstlerliebe aus tausend Bruchstücken zusammengetragen und wieder hergestellt hat. Indessen klingen aus dem Saale im Parterre Lieder von Gluck, Mozart, Beethoven oder irgend einem uralten Italiener herauf. Wenn sie schweigen, erbraust der Erard in Beethoven'schen Sonaten, in Bach'schen Fugen oder lispelt graziöse Melodien von Couperin. Denn Schloß und Umgegend gehören einem Künstler, der, horribile dictu, ein Socialist und, admirabile dictu, dabei ein reicher Mann ist, der es versteht, sich mit dem Schönen aller Zeiten und aller Völker zu umgeben. Seine Gattin ist eine weltberühmte, deutsche Künstlerin, die hier in Languedoc'scher Einsamkeit, auf Lorbeeren ruhend, ihr schönes Künstlerleben weiter träumt. Sie ist die Sängerin, welche sang. Die Musikerin aber, die Beethoven'sche Sonaten zum Lispeln der Cypresse spielt, ist ihre Ziehtochter, eine verlassene junge Künstlerseele, deren sie sich gütig angenommen. So wandere ich hinauf und herunter, von Poesie zu Malerei, von Malerei zu Gesang, von Gesang zu Musik. Ein schönes Leben, schön eingerahmt."

Darf ich hier das Leben dieses Schloßherrn und seiner Frau, deren Namen M. Hartmann gar nicht nennt, die wir aber oben an die Spitze gestellt haben, etwas ausführlicher erzählen? Alle, welche ihre Freude an dem Wesen und den Geschicken eigenartiger Menschen haben, die schon allein durch das, was sie sind, auf die Mitwelt wirken, müssen sich für beide interessiren. Beide waren aber auch noch mehr als nur sich selbst darstellende Naturen. Hervorragende geistige Gaben waren ihnen verliehen, und sie haben sie nicht nur benutzt sich selbst zur Freude, sondern auch zur Freude, ihrer Mitmenschen, ihnen hohe künstlerische Genüsse schaffend und minder Glücklichen durch ihre Wohlthaten das Leben beglückend und erhellend. Ich habe sie freilich nicht kennen gelernt. Ein unglücklicher Zufall, der dann leicht für die Folgezeit entscheidend wird, hat mich vor mehr als dreißig Jahren um diesen Genuß gebracht. Auch habe ich keine Einsicht gewinnen können in die Tagebücher, welche François Sabatier geführt hat, und die sich jetzt, ich weiß nicht, wo befinden. Vielleicht sind sie mit einer Büchersammlung, die er für die Universitätsbibliothek von Montpellier bestimmt hatte, dort hingekommen. Dafür aber habe ich viele Leute gekannt, die dem Ehepaare nahe gestanden. Es

liegen Aufzeichnungen, von vertrautester Seite für mich gemacht, vor mir. Auch die gedruckte Literatur über das Paar, namentlich über die berühmte Sängerin, von deren Ruhme Deutschland und Italien voll waren, ist nicht gering. Sie muß nur aus verschiedenen Werken zusammengesucht und kritisch gesichtet werden. Wird doch der Name Sabatier bald Sabbatier, bald Sabathier u. s. w. in allen möglichen Variationen geschrieben, ebenso wie der Name der Frau, die allerdings dazu selbst Veranlassung gegeben hat, indem sie ihren Geburtsnamen, um ihn vor einer falschen italienischen Aussprache zu bewahren, aus Unger in Ungher verwandelte. Auch die mit Bewußtsein und bewußtlos dichtende Phantasie ihrer Zeitgenossen hat sich des Lebens der Beiden bemächtigt und sie zu Romanfiguren gemacht, die wenig gelungen erscheinen. Denn nur Aeußerlichkeiten ihres Lebens und ihrer Umgebung sind hier richtig gezeichnet.

Erzählen wir also zuerst, wie billig, das Leben des Fräuleins Caroline Unger und dann das ihres späteren Gemahls François Sabatier, bis die gefeierte Sängerin von der blauen Donau mit dem Provençalen 1841 in Rom zusammen traf.

I.

Caroline Unger ist geboren zu Wien am 28. October 1803. Ihr Vater, Johann Karl, aus der Zips in Ungarn stammend, hatte ursprünglich katholischer Geistlicher werden wollen, sich dann aber eines Andern besonnen und Jura studirt. Nachdem er mehrere Jahre die Erziehung eines jungen Freiherrn von Forgács geleitet, trat er als Wirthschaftsrath in die Dienste eines Freiherrn von Hackelberg-Landau und verheirathete sich mit Anna Cavarese Baronin Karmisky. Als ein vielseitig begabter und poetisch angelegter Mann kam er in Verbindung mit den literarischen und musikalischen Größen Wiens. Er war u. A. mit Beethoven bekannt und mit Caroline Pichler, deren in sechzig Bänden erschienene Werke jetzt allerdings kaum Jemand noch kennt, so nah befreundet, daß, als ihm sein erstes und einzig gebliebenes Kind geboren wurde, sie Pathenstelle bei diesem vertrat und es nach ihr Caroline genannt wurde. Da die Kleine frühzeitig eine große musikalische Begabung verrieth, fehlte ihr in dem damaligen Wien nicht der beste Unterricht. Noch als Greisin gedenkt Caroline in einem Briefe mit Freuden ihrer ersten Musikstunden und schreibt: „Wie sollte ich aber auch nicht erfüllt sein von wahrer Musik? Mozart's Schwägerin, Madame Lange, war meine Singmeisterin, Mozart's Sohn mein Clavierlehrer, Vogl, für den Schubert den Erlkönig schrieb, mein Lehrer im musikalischen Vortrag; ich lebte in einer Zeit, wo in Wien jede Gelegenheit, das Beste zu hören und zu üben, geboten war." Aber damit nicht genug: in dieser Zeit, wo in Wien in jedem Winter eine ausgesuchte italienische Operntruppe zu einer Stagione eintraf und der Bel canto in höchstem Ansehen stand, mußte auch eine angehende deutsche Gesangskünstlerin die Finessen der italienischen Schule sich erworben haben. So erhielt denn auch Caroline in Wien bei Mozatti und in Mailand bei Domenico Ronconi ihre letzte technische Ausbildung. Bedenkt man nun noch, daß

Beethoven es war, der das junge Mädchen anfeuerte, „in der Musik fortzuschreiten", so wird man nicht bezweifeln, daß selten eine junge Künstlerin unter günstigeren Bedingungen heranwuchs. Schon als fünfzehnjähriges Mädchen war Caroline eine vielgesuchte Sängerin bei kirchlichen Aufführungen und in Privatconcerten. Nachdem sie in einem solchen bei Frau von Geymüller sich ausgezeichnet hatte, suchte die Hoftheaterdirection sie für das Kaiserliche Institut zu gewinnen. Aber erst 1821 willigte der Vater ein, und sie wurde als k. k. Hofopernsängerin am Kärnthner-Thortheater engagirt. Obwohl sie bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten am 24. Februar 1821 als Dorabella in Mozart's „cosi fan tutte" wegen ihrer Befangenheit nicht den Beifall errang, den man erwartet hatte, und neben Theresa Fodor und Henriette Sonntag etwas zurückstand, wuchs ihr Ruf wegen ihrer ausgezeichneten Gesangsleistungen und ihrer trefflichen dramatischen Darstellungsgabe immer mehr. Ohne wirklich schön zu sein, machte doch die Künstlerin mit ihrem sanften deutschen Gesicht, durch ihre ganze vornehme Haltung und ihr schlichtes, einfaches Wesen den vortheilhaftesten Eindruck, und dabei wußte sie mit vollkommen künstlerischer Sicherheit an den rechten Stellen die leidenschaftlichsten Accente so selbständig aufzusetzen, daß sie das italienische Publicum nicht nur, sondern auch die feinsten Kunstkenner zur Bewunderung hinriß. Nicht geringer waren ihre Leistungen in der komischen Oper. Friesen, der Caroline erst 1839 kennen lernte, schreibt in seiner bekannten Biographie Ludwig Tieck's (I, 249) über sie: „Es wird mir schwer werden, ein Bild von dem Eindruck ihrer dramatisch-musikalischen Größe zu geben, ohne den Schein der Voreingenommenheit oder der Uebertreibung auf mich zu laden. Denn ich bin allerdings der Meinung, niemals eine vollendetere Künstlerin gehört zu haben. Kein blendendes Aeußere, nicht einmal eine besondere Schönheit des von der Natur ihr verliehenen Instrumentes stand ihr zur Seite. Wer hätte sie in dieser Beziehung mit der hochgefeierten Schröder-Devrient vergleichen wollen! Aber man lernte an ihr eine Sicherheit und feine Gewandtheit in der Beherrschung der Töne, einen Reichthum der verschiedensten Nuancen vom Weichen und Rührenden, von dem Heroisch-Imposanten, von der glühenden Leidenschaft, mit einem Worte eine Tiefe und Mannigfaltigkeit der Empfindung im Bereiche des dramatischen Gesangs kennen, wie sie, wenigstens meinem laienhaften Ohr, völlig neu war .... Eine der größten Ueberraschungen war für mich und wahrscheinlich für viele Andere mehr ihre Darstellung der Rosine im „Barbier von Sevilla". Ich hatte mit meinen Freunden gestritten, als sie den Wunsch aussprachen, diese Rolle von ihr zu sehen. Nach ihren Darstellungen der tragischen Rollen, Parisina, Desdemona, Anna Bolena, hatte ich keinen Glauben an ihre gleiche Befähigung für diese heitere Rolle, von der ich mir nach häufiger Betrachtung einbildete, sie fast auswendig zu wissen. Aber ich sah und hörte etwas Neues. Diese Feinheit einer reizenden Coquetterie, bald zur anmuthigen Sehnsucht, bald zur jubilirenden Freude übergehend, hier schelmisch, dort liebenswürdig schmachtend, das alles hatte ich in dieser Rolle noch nicht geahnt .... War es tiefe und unerschöpfliche Begeisterung, durch welche die Unger zu dieser Vollkommenheit

emporgetragen wurde, oder erreichte sie dieselbe auf dem Wege einer künstlerisch ausgebildeten Manier? Diese Frage habe ich damals oft mit Tieck besprochen, und wir mußten uns darüber verständigen, daß beides in einem Brennpunkt zusammenwirke." In der That, so war es nach allen Zeugnissen und nach dem Selbstzeugniß von Caroline über sich, das sie z. B. gegen Genast aussprach, der an einer Stelle seines Tagebuches sagt, Jenny Lind habe wie die Unger selbst in die Coloraturen Wärme gebracht.

Friesen, der sich wunderte, daß Caroline auch in der komischen Oper sich auszeichnete, hat sie offenbar persönlich sehr wenig gekannt. Denn sie war von Haus aus ein sehr heiteres, neckisches Wesen. Sie hatte es sogar gewagt, mit dem Altmeister Beethoven ihre Scherze zu treiben, und zwar zu einer Zeit, wo er an seiner neunten Symphonie und der Missa solemnis arbeitete. Der biedere Schindler gibt ihr daher auch eine schlechte Censur, indem er schreibt: „Sie wissen ohnehin, daß die Unger ein närrisches Ding ist, voll Spaß und Neckerei auch an jenem Orte, wo es sich doch nicht geziemt." Aber der sonst so brummige Künstler ließ sich doch diese Scherze, welche Caroline im Verein mit Henriette Sonntag trieb, gern gefallen. Er schrieb daher unter Anderem an seinen Bruder (am 8. September 1822): „Zwei Sängerinnen besuchten uns heute, und da sie mir durchaus die Hände küssen wollten und recht hübsch waren, so trug ich ihnen lieber an, den Mund zu küssen; dies ist beiläufig das Kürzeste, was wir Dir sagen können." Damit begann ein Verkehr des Meisters mit den beiden „Hexen", über den uns die Conversationshefte des Harthörigen Aufschluß geben, und welcher damit endete, daß die beiden schönen Hexen bei der ersten Aufführung der neunten Symphonie und der Hauptsätze der Missa solemnis in D-dur am 1. Mai 1824 die schwierigsten Stimmen übernahmen. In diesem Concerte hatte der taube Componist dem Publicum den Rücken zugekehrt, und er hörte daher nichts von dem frenetischen Jubel am Schlusse desselben. Da faßte sich Caroline Unger ein Herz und drehte Beethoven einfach herum. „Durch eine Verbeugung gab er seinen Dank zu erkennen. Dies war das Signal zum Losbrechen eines kaum erhörten, lange nicht endenwollenden Jubels und freudigen Dankgefühls für den gehabten Hochgenuß." So erzählt der anwesende Schindler[1]).

In den Jahren von 1821—1825 war der Ruf Carolinens ein so festbegründeter geworden, daß der Pächter des Theaters von San Carlo in Neapel sich entschloß, sie für diese Bühne zu engagiren. Es war ein Wagniß für die deutsche Sängerin, in der Heimath des Bel canto als Primadonna aufzutreten. Aber sie hat es glücklich bestanden. Caroline hat von 1825—1838, einen kurzen Aufenthalt in Paris abgerechnet, in allen Hauptstädten Italiens gesungen und sich neben einer Grisi, Pasta und Malibran auf die Dauer siegreich behauptet. In verschiedenen Städten wurden ihr die größten Ovationen dargebracht, Medaillen, mit ihrem Bildniß geschlagen, kostbare Ringe durch Deputationen überreicht u. dergl. mehr. Hatte doch auch der berühmteste der

[1]) Ueber diese Episode aus dem Leben Carolinens sehe man Kalischer in Westermann's Monatsheften, Band 74, S. 822 ff.

italienischen Componisten, Rossini, von ihr gesagt, sie besitze „l'ardeur du Sud, l'énergie du Nord, une poitrine de bronze, une voix d'argent et un talent d'or."

Erst im Jahre 1839 entschloß sich Caroline, in Wien wieder aufzutreten. Sie wurde mit stürmischem Beifall begrüßt und konnte mit dem hier errungenen Erfolge ebenso zufrieden sein, wie mit dem in Italien gewonnenen. Und doch wäre dieses Gastspiel fast verhängnißvoll für sie geworden.

Es ist begreiflich, daß eine so gefeierte Künstlerin zahlreiche Anbeter und Verehrer fand. Auch solche fehlten nicht, die ihr die Hand für das Leben anboten. Sie hat auch wohl manchen Korb ausgetheilt, so z. B. an den Bühnendichter und langjährigen Director des Hofburgtheaters F. J. v. Holbein, der einst mit der berüchtigten Gräfin Lichtenau verheirathet gewesen war. Jetzt aber nahte ihr ein Landsmann, der ein wirklicher Dichter war und von ihr gesagt hat: „Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes; sie ließ in ihrem Gesange ein singendes Gewitter von Leidenschaften auf mein Herz los." Im Sommer 1839 verlobte sich Caroline Unger in Ischl mit Nicolaus Lenau. Aber der schon damals seiner selbst nicht ganz mächtige Dichter lag seit 1836 in den Banden von Frau Sophie von Löwenthal. Ihr galt der Vers in dem Lied „Der schwere Abend":

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Obwohl Lenau ebenso bestimmt wußte wie die Frau des österreichischen Generalpostdirectors, daß sie nie ein Paar werden würden, konnten sie doch nicht von einander lassen, und Sophie verfolgte ihren Freund mit Eifersuchtsscenen wegen seiner neuen Liebe. Krankhaft und wandelbar, wie Lenau war, beschloß er bald, wieder mit Caroline zu brechen, drang eines Morgens, wie er selbst später erzählte, unangemeldet und sich wild gebärdend in das Zimmer seiner Braut und verlangte laut schreiend die an sie gerichteten Briefe zurück. Die erschrockene Braut lieferte alle Schriftstücke aus, und er verließ grußlos das Zimmer und tanzte, — nach seiner eigenen Mittheilung — über den gelungenen, Wahnsinn simulirenden Ueberfall erfreut, die Treppe hinab. Man wird es begreiflich finden, daß nach einer solchen furchtbaren Erfahrung Caroline Unger gern wieder nach Italien und Rom für den Winter 1840 zurückkehrte. Aber ebenso begreiflich wird man es auch finden, daß sie, als nicht lange Zeit nachher ihr ein junger Mann seine Hand bot, sich lange besann, ehe sie zum Entschluß kam. Und das um so mehr, als ihr Freier fünfzehn Jahre jünger war. Obendrein gehörte der leidenschaftliche Bewerber einer Nation an, die ihr bis dahin fast ganz fremd geblieben war, und dessen Bekanntschaft sie nur einem Zufalle verdankte. Der zum Franzosen gewordene Maler Heinrich Lehmann hatte der Künstlerin von der damals berechtigtes Aufsehen machenden Entdeckung Daguerre's erzählt und hinzugefügt, es halte sich augenblicklich in Rom ein junger Franzose auf, welcher einen Apparat

besitze, der Lichtbilder herstelle. Caroline, die sich lebhaft für die neue Entdeckung interessirte, bat Lehmann, ihr den Apparat zu demonstriren. Das konnte nicht ohne den Besitzer und alleinigen Sachverständigen in Rom geschehen. Dieser ließ sich bereit finden, der berühmten Sängerin sein Instrument zu produciren. So lernte François Sabatier seine langjährige, bis zu seinem Tode inniggeliebte Gattin kennen.

II.

Wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, eines reichen Grundbesitzers, war François Sabatier am 2. Juli 1818 in der altberühmten Universitätsstadt Montpellier geboren. Da Frau Sabatier eine zweite Ehe, mit einem Herrn de La Salle, einging, ruhte die Erziehung des Verwaisten in den Händen eines Onkels, eines Geistlichen, der, ein braver, stiller Mann, nicht besser für François und dessen beide ältere Brüder sorgen zu können glaubte, als wenn er seine Mündel einem Jesuitencolleg anvertraute. Aber der wilde Knabe that nicht gut in dem Institut der frommen Väter. Sie verzichteten auf die Erziehung des Hitzkopfs und schickten ihn seinem Onkel zurück. Auch in die starren Formen anderer Erziehungsanstalten konnte er sich nicht finden. Mittlerweile starb sein Onkel-Vormund, und man zahlte dem fünfzehnjährigen Jüngling sein Vermögen aus, der nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als nach Paris abzureisen, aber nicht, um in dem Strudel der Großstadt unterzugehen, sondern um sich vielseitig auszubilden und frühreif eigene schriftstellerische Versuche zu machen. Durch diese kam er rasch in Verbindung mit namhaften Schriftstellern und Dichtern. So nahm sich namentlich Alfred de Vigny des ernstlich nach hohen Zielen strebenden jungen Literaten an und ermunterte ihn zu rüstiger Arbeit. Da warf ihn ein Unglücksfall aus dieser kaum betretenen Bahn. François besaß eine einzige, heißgeliebte Schwester, Marie de la Salle. Sie starb plötzlich. Um das Bild der Verstorbenen in seiner idealen Schönheit festzuhalten, suchte er die Ateliers verschiedener jüngerer Maler auf, welche ihm nach einer Skizze deren Porträt malen sollten. Bei diesen seinen Rundgängen durch die Ateliers lernte er den Maler und Radirer Auguste Bouquet kennen, der bald sein vertrautester Freund wurde. Das Leben, welches diese jungen Künstler führten, voll Entbehrungen, aber doch getragen von hohem idealem Streben, muthete den jugendlichen Provençalen sehr an. Er beschloß, ein Künstler zu werden. Warmherzig und freigebig schloß er sich seinen neuen Freunden an, kleidete sich in deren phantastisches Malerkostüm und wurde ein echtes Mitglied der „cambuse“, wie diese Malergenossenschaft auf dem Montmartre sein Freund, der Maler Chenavard, getauft hatte. Sei es nun, daß er doch bald fand, sein künstlerisches Talent sei nicht ausreichend, um sich dem Malerberufe ausschließlich zu widmen, oder daß das Bedürfniß, sich theoretisch mit der Kunst auseinander zu setzen, zu stark in ihm vorhanden war, er warf sich auf das Studium der Kunstgeschichte und beschloß, mit einigen seiner Freunde eine Kunstreise nach Italien und Griechenland zu machen, die im Jahre 1838 angetreten ward. Sabatier, der die Kosten der Reise fast ausschließlich trug, wanderte aus Zartgefühl gegen seine Freunde

mit ihnen zu Fuße oder lud sie stellenweise auf ein landesübliches Wägelchen. So zogen sie von Verona nach Venedig und Bologna und von Bologna über den Apennin nach Florenz. Als sie an der Stelle der uralten Straße angekommen waren, von der aus sie Florenz in dem Kranze seiner Villen und von kühnen Thürmen und schön geschwungenen Kuppeln überragt in dem engen, nur nach Westen sich weit öffnenden Arnothale zu ihren Füßen liegen sahen, da ergriff dieses Bild die Künstlerseele Sabatier's so lebhaft, daß er ausrief: „Hier möchte ich für immer leben." In der That hat er dann später hier in Trespiano die Villa La Concezione erworben und sie Jahrzehnte hindurch als seinen Lieblingssitz, namentlich im Frühjahr und Herbst, bewohnt. Dieses Mal verließ er, nachdem die Kunstschätze von Florenz eifrig studirt worden waren, mit seinen Freunden die Stadt, um über Rom nach Neapel zu ziehen. Es war ein sonderbares Trifolium, diese Reisenden. Der Eine von ihnen war ein himmellanger, hagerer Mensch; der Andere, von niedriger Statur, hatte sein Haar so kurz geschoren, daß der ewig Gesticulirende fast kahlköpfig erschien. Auf der anderen Seite schritt der gedrungene Sabatier, dessen Gestalt man später mit der des berühmten Erzgießers Peter Vischer verglichen hat, jetzt das dunkle Gesicht mit langen, bis auf die Schulter herabfallenden Locken umrahmt, so daß die Genossen fast wie ein wandelndes Dreieck aussahen. Eine solche sonderbare Gruppe konnten sich die lachlustigen Neapolitaner nicht lange entgehen lassen, und bald wurden sie der Gegenstand einer Farce, die auf dem Volkstheater von San Carlino gespielt wurde. Das machte Sabatier unendlichen Spaß, der seinen Gipfel erreichte, als er und seine Freunde eines schönen Tages sich selbst dort ihre Caricaturen ansahen.

Von Neapel zurückgekehrt, blieb Sabatier zunächst in Rom, wo der erst zweiundzwanzigjährige, nach seinen Künstlerlaunen lebende Dilettant um die schon siebenunddreißig Lenze zählende gefeierte Sängerin anhielt. Unter solchen Umständen wird man es, selbst wenn nach dem Urtheil aller Augenzeugen der Altersunterschied zwischen beiden nicht so stark hervortrat, als man hätte erwarten sollen, nur richtig und verständig finden, wenn die welterfahrene Caroline dem stürmischen Drängen des heißblütigen Franzosen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Und das um so mehr, als auch die Mutter Sabatier's sich gegen die Verbindung aussprach[1]). Aber der junge Freier ließ nicht nach; am 18. März 1841 fand die Trauung statt — und die Ehe wurde eine überaus glückliche. Als Sabatier in La Tour de Farges sein Ende herankommen fühlte, wollte er in demselben Bette, in dem seine geliebte Caroline schon vor Jahren gestorben war, seinen letzten Athemzug aushauchen, ließ es deshalb von Florenz kommen und verordnete in seinem Testament, daß er neben seiner Frau auf San Miniato's Friedhof (über Florenz) beigesetzt werde.

---

[1]) Nachdem sie Caroline kennen gelernt hatte, söhnten sie und die ganze Familie sich mit der Heirath aus und gewannen Caroline aufrichtig lieb.

III.

Da Caroline zur Zeit, als Sabatier in Rom um sie warb, verschiedene Contracte auf Gastspiele mit deutschen Bühnenleitungen abgeschlossen hatte, die nicht kurzer Hand aufzulösen waren, reiste das junge Ehepaar nach Deutschland. Wie Sabatier sich der gründlichen Erlernung der italienischen Sprache vor einigen Jahren befleißigt hatte, so warf er sich jetzt auf das Studium des Deutschen. Da seine Frau ihn in Wien, Dresden und Berlin bei hervorragenden Künstlern und Schriftstellern, alten Bekannten und Freunden, einführen konnte, wollte er der Belehrung und Unterhaltung mit diesen Männern nicht verlustig gehen. Rasch erwarb er sich eine vollkommene Kenntniß unserer Sprache, so daß er nicht nur die hervorragendsten Werke der deutschen Literatur lesen, sondern sich auch mündlich über alle Gegenstände sicher und correct ausdrücken konnte. Fühlte seine Frau sich vor Allem zu musikalischen Größen, wie Meyerbeer, Schumann, Liszt[1]), hingezogen, so pflegte er den Umgang mit Malern wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Kaulbach, Förster u. s. w. In der Verehrung von Grillparzer, Halm, Tieck u. s. w. begegneten sich beide. Insbesondere bewunderte er Tieck wegen seiner genialen Recitationen[2]). War doch Sabatier selbst ein ausgezeichneter, unermüdlicher Vorleser, der auf Reisen in Gasthöfen seinen Nachbarn gelegentlich wohl beschwerlich fiel. Als er einmal in Karlsbad einem ganzen Kreis friedlicher, strümpfestrickender Damen die Lucrezia von Victor Hugo vorlas, meinte sein Hauswirth, seinem Miether müsse etwas zugestoßen sein, bewaffnete sich mit einem Säbel, stieg die Treppe hinauf, schaute jedoch, ehe er zu weiteren Thaten schritt, durch das Schlüsselloch und zog dann, eines Besseren belehrt, lachend wieder ab.

Nachdem Sabatier die Kunstschätze Deutschlands in Wien, Dresden, Berlin und München sorgfältigst studirt, hierauf Weimar, wo er die Gastfreundschaft der Frau Ottilie von Goethe genoß, und Nürnberg besucht hatte, zog das Ehepaar nach Florenz, um sich dort dauernd niederzulassen. So ging Sabatier's Jugendtraum in Erfüllung. Frau Caroline erwarb in der Via Renai im Oltrarno unterhalb San Miniatos einen Palazzo und auf der entgegengesetzten Seite auf luftiger Höhe die Villa La Concezione. Einer seiner Freunde, Lafuel, der unter Napoleon III. Baumeister des Louvre war, restaurirte den Palazzo und machte ihn wohnlicher.

Hatte Sabatier auf seinen Reisen seine Mappen mit zahlreichen Zeichnungen der durchzogenen Gegenden und bewunderten Kunstwerke gefüllt, hatte er in seinen Tagebüchern alles ihm Bemerkenswerthe sorgfältig eingetragen und sich der modernen Literaturen bemächtigt, so beschloß er jetzt, da er zu behaglicher Ruhe gekommen zu sein schien, allen seinen Studien erst das rechte Fundament zu geben, sich eine selbständige Kenntniß des classischen Alterthums zu erwerben. Er begann die Lectüre der hervorragenden Schriftsteller der Griechen und Römer in der Ursprache und vertiefte sich in archäologische

[1]) Liszt schenkte Sabatier sein Handexemplar von Goethe's „Faust", das dieser dann stets mit sich führte und seiner Uebersetzung zu Grunde legte.

[2]) Ueber die Vorlesungskunst Tieck's spricht sich Sabatier in seinem Tagebuche ausführlich aus; die Stelle findet sich abgedruckt im Vorwort seiner Faust-Uebersetzung, S. X.

Forschungen. Aber alles das sollten doch nur Vorstudien sein zu der schon lange geplanten Reise nach Griechenland und Kleinasien. Ein junger Künstler, Dominique Papety, der schon einmal im Auftrage eines orleanistischen Prinzen in Griechenland gewesen war, um ein Bild von dessen Empfang durch König Otto vor einem griechischen Tempel zu malen, und der dann treffliche Copien der Gemälde des Peruselinos auf dem Berge Athos heimgebracht hatte, begleitete das Ehepaar, das am 18. April 1846 von Florenz aus seine Reise über Corfu nach Athen und Konstantinopel antrat. Frau Caroline betheiligte sich nicht an all' den Kreuz- und Querzügen in Attika, dem Peloponnes und Kleinasien, sondern blieb in den cultivirteren Hauptstädten. Um so eifriger zeichneten Sabatier und Papety, der dreihundert Skizzen entwarf, welche Sabatier dem früh verstorbenen Künstler abkaufte, um sie in seinem Testamente der Galerie des Louvre zu vermachen. Nach einer Dauer von vier Monaten wurde die Reise auf schmerzliche Weise unterbrochen. Sabatier erhielt Nachricht von der tödlichen Erkrankung seines liebsten Freundes, Auguste Bouquet, den er in Florenz zurückgelassen hatte, damit er während seiner Abwesenheit Bilder, welche die Wände des Salons seiner Frau schmücken sollten, vollende: Dante, Goethe, Michelangelo und Raffael mit Scenen im Hintergrunde bilden die Hauptfiguren der vier Wände. Hinter Goethe steht Mephisto, der Faust und Gretchen lächelnd betrachtet. Das Porträt Goethe's ist nach einer Zeichnung gemacht, die Sabatier nach einem ihm von Ottilie von Goethe geliehenen Bilde ihres Schwiegervaters angefertigt hatte. Ueber den Thüren des Salons sind Bilder von Molière, Shakespeare, Schiller, Mozart, Tasso, Petrarca, Ariost angebracht. Dem Künstler zu Liebe, der alle diese Bilder schaffen sollte, brach Sabatier seine Orientreise ab. Er traf den Freund noch am Leben und erleichterte dem Sterbenden die letzten Augenblicke seines Daseins durch das Versprechen, für die Erziehung und das Fortkommen von dessen kleiner Tochter sorgen zu wollen. Dieses Versprechen hat das kinderlose Ehepaar treulichst gehalten. Louise Bouquet gedieh in der Pflege von Frau Caroline, die sich der musikalischen Talente ihres Mündels freute. Nur durfte sie aus Gesundheitsrücksichten ihre schöne Stimme nicht allzu stark anstrengen. Um so ausgiebiger wurde ihr Talent zum Malen ausgebildet. Ary Scheffer hatte sie in seine Schule genommen. Ich habe in einer Ausstellung von Frauenarbeiten in Rom treffliche Porträts von ihrer Hand gesehen. Das Beste war das ihres Gemahls, des berühmten patriotischen Historikers und Arabisten Michele Amari, mit dem sie sich 1865 verbunden hatte. Gern hätte Sabatier diese Pflegebefohlene vollständig adoptirt, aber die in Frankreich sowohl als in Italien geltenden gesetzlichen Bestimmungen ließen das nicht zu.

Treue Freundesliebe hatte Sabatier dieses Kind zugeführt. Doch er und seine Frau erstreckten ihre Menschenfreundlichkeit auf noch weitere Kreise. Wo Frau Caroline ein junges Wesen fand, das sich durch hervorragende musikalische Talente auszeichnete und nicht in der Lage war, sie künstlerisch zu entwickeln, da nahm sie es in ihr Haus auf, ertheilte ihm selbst unermüdlich Unterricht und unterstützte es in seinem Fortkommen. So verdanken ihr z. B.

die ausgezeichnete Clavierspielerin Wilhelmine Claus und die Sängerin Emmy La Grua den besten Theil ihrer Ausbildung.

Noch nach einer ganz andern Seite hin erstreckte sich die Mildthätigkeit dieses feinsinnigen Paares. Daß Sabatiers, wo sie sich auch aufhalten mochten, in Florenz oder in La Tour de Farges oder bei länger dauerndem Aufenthalt in Paris, die liebenswürdigste Gastfreundschaft übten und um sich her rasch einen Kreis hervorragender Menschen aus allen Ständen sammelten, könnte man leicht aus einem mehr selbstsüchtigen Bedürfniß ihres Wesens ableiten. Aber so stand es doch nicht bei ihm. Sabatier, der bedürftigen Künstlern ein hochherziger Mäcen war, hatte vor Allem ein warmes Mitgefühl für die, welche er in irgend einer Weise als social und politisch unterdrückt und verfolgt ansah. „Die Gerechtigkeit geht über die Liebe," pflegte er zu sagen, vielleicht in Verkennung seiner eigenen Natur. Aber aus seinem Gerechtigkeitsgefühl, das wohl nicht immer ganz gerecht und unbefangen blieb, erklärt sich doch am einfachsten seine aufopferungsfähige Theilnahme für alle politisch Verfolgten. Durch und durch Individualist, war er republicanisch gesinnt und seiner ganzen Bildung nach ein Kosmopolit. In der „Cambuse" war er durch seine Freunde mit socialistischen Ideen bekannt geworden; namentlich hatte er sich in die Gedankenkreise Fourier's so hineingelebt, daß er von der Durchführung der menschenbeglückenden Pläne dieses Schwärmgeistes das Heil für Alle sicher erwartete. Wenn man diesen selbstherrlichen, nur nach seinen eigenen geistigen Neigungen und künstlerischen Bedürfnissen lebenden Menschen sich vorstellt und dann im Hintergrunde sich ein nach Fourier'schen Vorschlägen aufgebautes Phalanstère, in dem an zweitausend Menschen hausen sollten, als den Wohnsitz Sabatier's denkt, so erscheint es fast unmöglich, daß ein solcher Widerspruch zwischen der thatsächlichen Existenz und diesem für die Menschheit zu erstrebendem Ziele in einem hochgebildeten Manne dauernd Platz finden konnte. Aber es ist ja eine, in unseren Tagen namentlich, häufig gemachte Beobachtung, daß extremer Individualismus in freiheitsmörderischen Socialismus übergeht. Bei Sabatier, der wohl einmal ernstlich daran gedacht hat, sich an einem praktischen fourieristischen Experimente in Texas zu betheiligen und nur durch Frau und Tochter hiervon mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit abgehalten werden konnte, trat dieser Widerspruch nur in seiner liebenswürdigsten Weise hervor, indem er geneigt war, alle irgendwie von den politischen Gewalten Verfolgten als von der Ungerechtigkeit der gegebenen socialen Verhältnisse Unterdrückte und daher der Beihülfe Würdige anzusehen. Er mag wohl auch hierbei zuweilen innerlich in arges Gedränge gekommen sein, wie ihm auch, namentlich später, der Conflict zwischen seinen kosmopolitischen Ueberzeugungen und seinem lebhaften, durchaus französischen Patriotismus sein Alter verbittert hat. Undank von Seiten der von ihm mit Wohlthaten Bedachten hat er wohl auch oft erfahren. Aber das focht ihn nicht an; wenn man ihn auf einen solchen Fall hinwies, pflegte er zu sagen: „Das ist seine Sache." Sicher hat er den Widerspruch nicht empfunden, in den das Leben, wie er es gewohnt war, mit jeder auch nur annähernden Verwirk-

lichung des Fourier'schen Idealzustandes ihn hätte führen müssen. Er blieb ein großer Verehrer des Meisters und ließ durch seinen Freund, den Bildhauer Ottin, in dem mit anderen Kunstwerken geschmückten Salon seiner Frau in Verbindung mit dem Kamin ein großes Marmorwerk anfertigen, das die Verdienste dieses Wohlthäters der Menschheit symbolisch darstellte und von einer Büste Fourier's gekrönt war.

Wenn hiernach der Mann, der rastlos an der Ausbildung seines Geistes arbeitete, sich stets mit hohen und ernsten Problemen beschäftigte, zu deren Lösung er schließlich Werke in vierzehn Sprachen zu lesen im Stande war, als ein Träumer erscheinen könnte, so beweist doch kaum etwas so sehr den großen Reichthum dieser wirklich vielseitig angelegten Natur wie die Thatsache, daß er gleich seiner Frau auch für das praktische Leben großes Geschick zeigte und es durchaus nicht verschmähte, dieses in seinem eigenen Interesse wie dem seiner Mitmenschen zu bethätigen. Als das Ehepaar im Winter 1850 in Paris lebte, schrieb Frau Caroline an Fanny Lewald[1]), daß sie trotz ihrer „mondanen Künstlerlaufbahn eine deutsche Hausfrau geblieben sei, die ihren Gänsebraten wie in der Heimath auf den Tisch zu bringen wisse"; und ihrer alten Freundin, der genialen Schröder-Devrient, die schließlich einen Baron Bock geheirathet hatte, ließ sie sagen, sie hoffe, Wilhelmine werde ebenso wie sie eine passionirte Landwirthin werden, obwohl man in dem livländischen Dorfe eben keine Agaven vor dem Haus haben werde, wie hier in La Tour de Farges. M. Hartmann hat uns das Treiben auf dem südfranzösischen Gutshof namentlich zur Zeit der Entwicklung der Seidenraupe und der Weinernte sehr ausführlich und ergötzlich geschildert. Wie Caroline sich's nicht verdrießen ließ, begabte Schülerinnen selbst zu unterrichten, so leitete sie auch mit ihrem Manne allein die Erziehung ihrer Pflegetochter. Um so größer war ihre Freude, daß diese sich ganz nach ihrer Neigung entwickelte. „Louise," so schrieb sie an eine Freundin, „ist ein großes, talent- und herzvolles Mädchen geworden, das Ihnen gewiß gefallen wird. Sie ist unsere Freude und unser Stolz — denn wir haben sie allein erzogen und ein tüchtiges Menschenkind aus ihr gemacht. Zu meiner Freude hat sie eine wunderliebliche Stimme." Aber auch Sabatier beschäftigte sich erfolgreich mit wichtigen Fragen seiner Gutsverwaltung. Gegen Ende der sechziger Jahre begann die Phyloxera seine Rebenpflanzungen gründlich zu verwüsten. Man kann sich denken, welchen Schaden der große Weingutsbesitzer in der Ebene von Lunel Viel hierdurch erlitt. Als alle Mittel, das Schwefeln der Weinstöcke u. s. w., nichts gegen die Verwüstungen des Gewürms ausrichteten, beschloß Sabatier, diese Lebensfrage für die Cultur Südfrankreichs sorgfältig zu studiren. Er zog kräftigere Weinsenker, die er aus dem Samen amerikanischer Reben gewonnen hatte. Auf die widerstandsfähigeren Pflanzen wurden dann edlere Reben fortan mit der von ihm erfundenen Maschine gepfropft. Auf verschiedenen Ausstellungen Frankreichs und Italiens, auf denen er die Handhabung seiner Maschinen zum allgemeinen Besten zeigen ließ, ist er dafür mit goldenen Medaillen ausgezeichnet worden.

[1]) Fanny Lewald, Zwölf Bilder nach dem Leben, S. 85.

Doch wir haben hier unserer Erzählung in der Chronologie schon weit vorgegriffen.

IV.

War Sabatier nach Beendigung der griechischen Reise in Florenz geblieben, so hatten ihn die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 aus Florenz in sein Vaterland zurückgerufen. Republicaner aus tiefster Ueberzeugung, hoffte er jetzt auf den Anbruch einer glücklichen Zeit für Frankreich und die Welt. Sein politisches Interesse wuchs so stark, daß er die Scheu, öffentlich aufzutreten, überwand und einen längeren Brief an Lamartine im „Conseiller du peuple" erscheinen ließ. Vielleicht würde er aber doch, die Entwicklung der Dinge voraussehend, sich schon jetzt nach Italien zurückgewendet haben, wenn nicht die Expedition der Franzosen gegen Rom ihn in ein übles Dilemma gebracht hätte. Seine italienischen Freunde waren empört über die französische Politik, und er mochte doch nicht gern die Vorwürfe hören, die man deshalb gegen sein Vaterland schleuderte. Er blieb deshalb in La Tour de Farges, besuchte im Herbst 1850 Paris, wo jeden Donnerstag seine Frau zahlreiche Gäste empfing, und brachte den Winter wieder in Südfrankreich zu. Obwohl er auch hier stets Gäste für längere oder kürzere Zeit bei sich sah, und Frau Caroline sich gern um die Gutswirthschaft bekümmerte, so konnte ihnen doch das Leben fern von einem Centrum der Cultur auf die Dauer nicht behagen. Obendrein war, nach dem Staatsstreiche Louis Napoleon's, der leidenschaftliche Republicaner seiner Ruhe in Frankreich nicht mehr ganz sicher. Verkehrte er auch mit Männern, die anderer politischer Ueberzeugung waren, als er, und war er gewiß ein gutmüthiger Mensch, so konnte er doch außerordentlich schroff werden. Als er eines Tages mit seiner Frau in den Cascinen von Florenz spazieren ging, kam ihnen der bekannte österreichische Feldmarschallieutenant von Haynau entgegen, begrüßte Frau Caroline und reichte ihr die Hand, da er sie von Wien her kannte. „Wage es nicht, diesem Blutmenschen Deine Hand zu geben," [1]) rief er zornig aus und trat zwischen beide. Sabatier wird sich wohl auch dieses Zornausbruches bald geschämt haben, wie er wegen jeder Aufwallung seines leicht erregbaren Gemüthes die von ihr Betroffenen gern um Verzeihung bat. Es begreift sich aber, daß für einen solchen Mann unter der Herrschaft des napoleonischen Empire Frankreich kein bequemer Aufenthalt war. Doch ist er noch mehrfach in La Tour gewesen und hat französische Badeorte, später auch Karlsbad besucht, wohin seine seit 1850 erschütterte Gesundheit ihn führte.

Indessen litten darunter seine Arbeiten und die Reiselust noch nicht allzu sehr. Immer weiter zog er die Kreise, deren sein nimmersatter Wissenstrieb sich zu bemächtigen suchte. Zu den literarischen und kunsthistorischen Forschungen kamen linguistische, philosophische und nationalökonomische hinzu. Auch die Geschichte Italiens zog ihn natürlich in Florenz an. Er übersetzte das Büchlein seines Freundes Gregorovius „Die Grabmäler der Päpste", das in epigrammatischer Kürze eine Geschichte des Papstthums enthält, und gab es mit einer

[1]) Non ardire dare la mano a quell' uomo sanguinario.

Vorrede von J. J. Ampère heraus. Aber noch an ganz anderen Werken der von ihm sehr hoch gestellten deutschen Literatur versuchte er seine Uebersetzungskunst. 1859 ließ er, merkwürdiger Weise in Königsberg, den Schiller'schen „Wilhelm Tell", „poème dramatique traduit dans le mètre de l'original par F. S. U." erscheinen. Auch eine Sabatier'sche Uebersetzung von Grillparzer's „Sappho" soll existiren, aber ich weiß nicht, ob sie je gedruckt worden; ebenso wenig ist mir die des Wilhelm Tell zu Gesicht gekommen; sie scheint vergriffen zu sein, denn sie wird nicht mehr in dem Bon'schen Verlagskatalog aufgeführt. Dagegen liegt vor mir „Le Faust de Goethe traduit en Français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par F. S. U." [1]). Es ist begreiflich, daß ein Mann wie Sabatier, der selbst mehr als einen Faust'schen Zug in seinem Wesen hatte und in die Geheimnisse der deutschen Sprache tief eingedrungen war, dieses höchste Product moderner deutscher Dichtkunst seinen Landsleuten nahe zu bringen suchte. Jahrzehnte hat er sich an dieser Aufgabe abgemüht, da er die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegenstellten, keinen Augenblick verkannte. Denn er wußte wohl, „daß wir, die wir für das revolutionärste Volk der Erde gelten, die größte Mühe haben, das Joch des Verjährten abzuschütteln. Es ist zu bedauern, daß Victor Hugo mit seiner mächtigen Hand das nicht vollbracht hat." Kein Wunder, daß auch Sabatier die metrischen Regeln von Malherbe und Boileau nicht hat beseitigen können. Denn diese jedenfalls tüchtigste und dem Original am nächsten kommende französische Uebersetzung des Faust scheint in Frankreich ziemlich allgemein abgelehnt worden zu sein. Man hat wohl gemeint, einen großen, wenn nicht den größten Theil der Schuld trage die geringe Liebe, welche das französische Publicum nach 1870 der deutschen Literatur entgegen bringe. Es mag sein, daß dieser Umstand dazu beigetragen hat, dieser Uebersetzung keine günstige Aufnahme zu verschaffen. Ich bescheide mich gern, ein Urtheil zur Sache abzugeben. Man müßte dazu nicht nur in die Feinheiten der französischen Sprache und Metrik tiefer eingeweiht sein, sondern auch für das poetische Nationalempfinden des französischen Volkes ein besseres Verständniß haben, als ich es besitze. Einer der feinsinnigsten Kenner der deutschen Sprache, dem sicher auch das Verständniß für den Geist des französischen Idioms nicht fremd war, Rudolf Hildebrand, der Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuches, hat der Uebersetzung große Anerkennung zu Theil werden lassen und gemeint: „daß der außerordentliche Fortschritt, den Sabatier über alle seine Vorgänger hinaus gethan hat, die einigermaßen Verständnißvollen und Empfänglichen seiner Landsleute mit großer Genugthuung erfüllen müßte" [2]). Aehnlich haben andere berufene Männer in Deutschland geurtheilt [3]). Aber auf die Stimmen Solcher, aus deren Sprache übersetzt wird, kommt es nicht an, sondern auf den Beifall Jener, deren Literatur durch das Geistesproduct einer andern Nation bereichert werden

[1]) Paris 1893, C. H. Delagrave.

[2]) Die Grenzboten 1893, Bd. II, S. 606.

[3]) Auch die „Deutsche Rundschau", 1894 Bd. LXXXI, S. 157.

soll. Sind die Franzosen nicht einverstanden mit der Uebersetzung Sabatier's — eines Mannes von feinstem künstlerischem Empfinden, der von sich sagen durfte, er habe oft Wochen lang nach einem dem deutschen Ausdruck vollkommen adäquaten Worte der französischen Sprache gesucht, und dem diese Arbeit immer mehr zum Lebenswerke ward —, dann werden sie wohl noch lange, wenn nicht für immer, auf eine bessere Uebersetzung warten müssen. In der That wird es wohl kaum möglich sein, die höchste poetische Schöpfung des modernen deutschen Geistes so wiederzugeben, daß ein Franzose bei der Lectüre einer Uebersetzung einen ähnlichen höchsten Genuß empfindet, wie wir bei dem Lesen des Originals. Die Formen der französischen Poesie sind einmal so fest abgesteckt, wie das französische Nationalbewußtsein anderen Völkern gegenüber. Davon sollte Sabatier selber noch in seinen späteren Tagen ein beredtes Zeugniß ablegen.

Seitdem das Ehepaar sich wieder in Florenz niedergelassen hatte, unterbrachen nur längere oder kürzere Reisen seine Arbeiten. Sabatier besuchte die kleineren Städte Italiens seiner Kunststudien halber und machte hierbei einige nicht unbedeutende Entdeckungen. So fand er 1857 in Perugia ein bisher nicht erkanntes Gemälde Raffael's. Zwei Reisen unternahm er nach Sicilien, wo er vor Allem die Mosaikbildnerei in den normannischen Domen und Capellen studirte. Ein größeres Werk über die Entwicklung der Kunst in Sicilien, das geplant war, führte er wie so vieles Andere nicht zu Ende. Außerordentlich empfindlich gegen jede Kritik und ängstlich im Abwägen seiner Gründe bei strittigen Fragen, konnte er sich selbst nicht genug thun und kam nie zu einem festen Abschlusse. In Palermo, wo er den Winter von 1860 zubrachte, bildete seine Wohnung einen vielgesuchten Zusammenkunftsort sicilischer Patrioten. Denn er war ein begeisterter Freund der Einheit Italiens. Und doch brachte diese ihm mittelbar und unmittelbar schweres Ungemach.

Gewiß hätte der warme Freund der deutschen Literatur und Kunst auch gegen die Einigung der deutschen Nation nichts einzuwenden gehabt, wenn dieselbe nicht auf Kosten Frankreichs hätte stattfinden müssen. Da er ein Feind des napoleonischen Kaiserreichs war, beklagte er auch den Sturz desselben nicht. Als aber die Heere Deutschlands sich siegreich über Frankreich ergossen, und er voraussehen mußte, daß der Krieg nicht ohne eine dauernde Schädigung seines Vaterlandes ablaufen werde, da loderte der französische Stolz in dem Manne, der wie kaum ein Anderer Kosmopolit gewesen war, mit elementarer Gewalt auf. Wie so viele seiner beschränkteren Landsleute fand er es ganz unerhört, daß die Deutschen, nachdem sie den angeblich einzigen Anstifter des Krieges darnieder geworfen hatten, nicht mit einer höflichen Verbeugung aus Frankreich wieder abzögen. Und nicht geringer war seine Aufregung gegen Italien, das, undankbar, seinem Befreier nicht beigesprungen sei. Der zweiundfünfzigjährige Mann wollte noch als Freiwilliger mit in den Krieg ziehen. Man wies jedoch den Kränklichen ab, der nun nach Florenz zurückkehrte, um andere französische Flüchtlinge bei sich aufzunehmen. Damals schrieb der greise Historiker Michelet unter seinem Dache die bekannte Broschüre

„La France devant l'Europe". Als Thiers auf seiner diplomatischen Rundreise nach Florenz kam, sprach er dem großen Patrioten Muth ein. Er bedurfte desselben bald mehr als der Staatsmann. Denn er verfiel in eine tiefe Melancholie, und seine nächsten Angehörigen hatten es schwer, mit ihm zu leben. Erst ganz allmälig konnte er sich von dem furchtbaren Schlag, der ihn mit der Niederlage seines Vaterlandes getroffen hatte, erholen, sich entschließen, den deutschen Boden wieder zu betreten und an seiner Faustübersetzung fortzuarbeiten. Kaum hatte sich sein Zustand gebessert, da traf ihn ein neuer herber Verlust. Seine treue und heißgeliebte Lebensgefährtin verschied am 23. März 1877. Mit ihr begrub er den besten Theil seines eigenen Lebens. Er war immer, je mehr er utopistischen Idealen nachgestrebt hatte, ja vielleicht gerade deshalb, schwarzseherisch im praktischen Leben gewesen; stärker als je zuvor trat jetzt diese pessimistische, menschenfeindliche Seelenstimmung hervor, zumal seitdem er sich wieder dauernd in La Tour de Farges aufhielt. Von seinen zwei älteren Brüdern Friedrich und Felix lebte nur noch der jüngere mit einem Sohne, Guillaume Sabatier d'Espeyran, dem einzigen Nachkommen der drei Brüder. Es scheint fast so, als habe er die Einsamkeit, die ihn umgab, nicht mehr ertragen können, und er beschloß daher, elf Jahre nach dem Tode seiner Frau, sich mit einer Elsässerin, Marie Boll, verwittweten Jung, im December 1888 zu verheirathen. Die Frau, welche Leiterin eines Privatinstituts gewesen war und das Ehepaar Sabatier in Karlsbad kennen gelernt hatte, scheint nicht viel dazu beigetragen zu haben, dem Greise seine letzten Lebensjahre leichter zu machen. Sie isolirte ihn womöglich noch mehr. Er ließ sich seine Bücher von Florenz kommen, aber er, der sonst nur in Büchern gelebt hatte, öffnete nicht einmal mehr die Kisten. So war ihm der Tod, der am 1. December 1891 über ihn kam — man weiß nicht recht, wie — eine Erlösung. Seinem Neffen ist La Tour de Farges zugefallen, während die Besitzungen in Florenz, die Carolinen gehört hatten, an Frau Louise Amari kamen. Zahlreiche Legate hatte er Denen ausgesetzt, die seinem Herzen theuer waren. Eine nicht unbedeutende Summe bestimmte er einem französischen Institut für verarmte Schriftsteller, und eine seiner letzten Anordnungen war, daß seine Faustübersetzung mit gegenüberstehendem deutschem Texte und erklärenden Anmerkungen in anständigster Form erscheinen solle. —

François Sabatier und Caroline Unger waren ein seltenes Paar. Was ein gütiges Geschick den Menschen bieten kann, war ihnen in Fülle zu Theil geworden. Reiche Gaben des Geistes und Herzens, äußere Lebensgüter und die Energie, Beides nicht nur nicht zu mißbrauchen, sondern sich und den Mitmenschen zum Besten auszunützen. Sabatier hielt, wie jener deutsche Philosoph, seinen Reichthum für ein ihm anvertrautes Gut, und Frau Caroline hat als begnadigte Künstlerin die Herzen Vieler erfreut und gehoben. Sie war die Glücklichere von Beiden. Sabatier's Leben hat einen bitteren Kern. Ganz abgesehen von der Verstimmung und der Melancholie der letzten Jahre, die wohl ihren Ursprung zum Theil in körperlichen Leiden hatten, wird er sich bei der Bilanz seines Lebens doch haben sagen müssen, daß er nicht geleistet habe, was er bei seinen Gaben hätte leisten können. Von Geburt an einer

festen väterlichen Führung entbehrend und daher in wechselnden Bahnen durch den Zufall hin- und hergeworfen, hat er das Glück des Müssens zeitlebens nicht erfahren. Er war, ohne festumgrenztes und bestimmtes Ziel, von einer Aufgabe an eine andere, größere herangetreten, ohne mit der früheren gründlich abzuschließen. Von einem wahrhaft faustischen Wissensdrange getrieben, war er doch wohl zur Ueberzeugung gekommen, daß wir nichts Rechtes wissen können; und daß dieses ihm aus dem hehren deutschen Gedicht, wie kaum etwas Anderes, entgegen geklungen war, erklärt es wohl, warum er mit zäher und rührender Ausdauer bemüht war, es seinen geliebten Landsleuten zu vermitteln. Und in diesem warmherzigen, in den höchsten Tendenzen seines Lebens sich bewegenden Streben traf ihn der Schicksalsschlag, daß die beiden Nationen durch furchtbare Kämpfe auf nicht absehbare Zeiten hin auseinander gerissen wurden. Wie aber unsere herrliche Sprache es uns leichter macht, die poetischen Formen aller fremden Nationen in ihr nachzubilden, so wird es uns auch leichter, Gerechtigkeit und Billigkeit gegen fremdes Wesen überhaupt und unsere nationalen Gegner zu üben, und darum wollen wir das Andenken eines Mannes in Ehren halten, der an den humanen Aufgaben der Welt redlich und im großen Stile mitgearbeitet hat.

Der Entwicklungsgang der deutsch-niederländischen Malerei im 16. und 17. Jahrhundert.

Von

K. Lamprecht.

[Nachdruck untersagt.]

Ein Ueberblick über die innere Geschichte der Malerei auf deutschem Boden während des Mittelalters ergibt verhältnißmäßig sehr einfache Entwicklungszüge[1]). Wir lernen in der Ornamentik des ersten Jahrtausends etwa unserer beglaubigten Geschichte eine Kunst kennen, die sich, bei allem Raffinement ihrer theilweise sehr schwierigen Techniken, ästhetisch dennoch mit einer rohen Wiedergabe nur der Umrisse der Erscheinungswelt begnügt: so daß schließlich, welchen Gegenstand auch immer sie darstelle, sei es ein Mensch, ein Thier, eine Pflanze, dieser nur in den wesentlich charakterisirenden Umrißtheilen, d. h. ornamental wiedergegeben erscheint. Im Laufe der fünf Jahrhunderte des eigentlichen Mittelalters können wir dann eine zunehmend genauere Wiedergabe des Umrisses verfolgen, bis im Ausgang dieses Mittelalters der volle Naturalismus des Conturs erreicht ist.

Inzwischen aber war schon ein zweites Element der äußeren Erscheinungswelt in der Malerei künstlerisch ergriffen worden: die Farbe. Hatte man sie noch bis ins elfte Jahrhundert nur als einen ornamentalen Werth gekannt, so daß die Umrisse von Pferden blau, von Bäumen gelb, des Himmels golden, der Erde roth ausgetuscht werden konnten, so stellte sich doch um diese Zeit der Sinn für die natürlichen Farbenwerthe ein, und hat seitdem, unter der Ausbildung besonderer Paletten für die einzelnen Zeitalter, z. B. der Palette der einfachen Complementärfarben für das 14. und 15. Jahrhundert, bis ins 16. Jahrhundert stetig zugenommen.

[1]) Man vergleiche hierzu Band IV meiner Deutschen Geschichte, zweite Auflage, S. 288 f. — Die hier vorgelegte Studie beruht, so weit die leitende entwicklungsgeschichtliche Auffassung in Betracht kommt, auf fortgesetzten Studien des Verfassers in den einschlägigen Galerien der Niederlande und Centraleuropa's seit dem Jahre 1881; für das Biographische, hier und da auch zur Charakteristik einzelner Meister ist die wichtigste deutsche und niederländische Specialliteratur herangezogen worden. Zur Auffassung vergleiche man auch A. Schmarsow, „Zur Frage nach dem Malerischen" (Beiträge zur Aesthetik der bildenden Künste, Bd. I). Leipzig 1896.

Und schon kündigte sich gegen Schluß des Mittelalters in der Malerei ein neues, drittes Element künstlerischer Aneignungsweise der Außenwelt an: das Licht; wir werden davon bald genauer zu reden haben.

Sucht man nun die allgemeine Tendenz auf, welche diesem Entwicklungsgange der Malerei zu Grunde liegt, so kann man sie in dem Bestreben finden, die Körperlichkeit der Außenwelt immer intensiver auf die Malfläche zu bannen. Nun ist diese Fläche bekanntlich zweidimensional; einfacher Umriß und einfache Farben, die sich in den beiden Dimensionen der Höhe und Breite halten, waren ihr also nicht allzu schwer einzuverleiben. Eine weit schwierigere Aufgabe dagegen ergab sich, sobald es darauf ankam, die dritte, die Tiefendimension, zur Anschauung zu bringen. Zwei Mittel konnten hierfür in Anspruch genommen werden, von denen aber nach Anwendung des ersten schließlich doch erst das zweite völlig befriedigende Resultate ergeben konnte: eine genaue Reduction des Größenmaßstabes der Umrisse im Sinne der unserem Auge geläufigen Tiefenverjüngung, und eine genügende Wiedergabe der mit der Zunahme der Tiefendimension sich wandelnden Belichtung.

Nun ist klar, daß man der ersten Erscheinung noch innerhalb des Gebietes einer erweiterten Umrißkunst gerecht werden konnte. So wurde denn dies Mittel schon früh ergriffen; seit dem 13. Jahrhundert läßt sich deutlich bemerken, wie die Kunst der Verkürzung verständnißvoll geübt, die Lehre der Linearperspective praktisch gefunden und theoretisch verbreitet wird. Zur ausreichenden Kenntniß der wichtigsten Handhaben auf diesen Gebieten gelangte man freilich erst mit dem vollen naturalistischen Erfassen der Conture überhaupt, also im 15. Jahrhundert — in Italien liegen hier namentlich die Verdienste des großen Architekten Brunelleschi, sowie Alberti's — und die volle Virtuosität in der Bewältigung schwierigster Verkürzungs- und Perspectivenprobleme war gar erst dem 18. Jahrhundert, dem Zeitalter des entwickelten Rococos, vorbehalten.

Inzwischen aber war man schon sehr energisch dem zweiten, fast noch wichtigeren Problem nachgegangen, das mit der Veränderung der Belichtung entfernterer Gegenstände gegeben war. Wie konnte man diese malerisch, zweidimensional zur Darstellung bringen?

Das Problem enthielt in sich wiederum zwei für die Gesammtlösung zunächst getrennt zu behandelnde Aufgaben: es handelte sich um die Wiedergabe der Belichtung, welche körperliche Gegenstände direct erfahren, und um die Wiedergabe der zwischen ihnen webenden freien Belichtung. Von ihnen war die erste Aufgabe bei Weitem leichter zu bewältigen, denn hier half ganz anders deutlich als für die freie Belichtung ein Element, das inzwischen in die Entwicklung frisch eingeschoben worden war und von uns schon erwähnt worden ist: die natürliche Farbe.

Es ist klar, daß schon die bloße Ausfüllung der von den Umrissen umschlossenen Räume durch diejenigen Farben, welche der Färbung der umrissenen Gegenstände entsprachen, der Darstellung für unsere Auffassung etwas ungleich mehr Körperhaftes gibt, als die beste Umrißzeichnung dies zu thun vermag. Und so kann als der erste Schritt auf dem Wege zur körperlichen

Darstellung der Außenwelt außerhalb des perspectivischen Zeichnens bis auf einen gewissen Grad schon das einfache Austuschen gelten. Es war seit dem hohen Mittelalter völlig entwickelt.

Doch fehlte diesen Tuschfarben noch zunächst jede Modellirung. Es wurde also durch ihren Gebrauch im Grunde doch nur das Flächenhafte hervorgehoben; das Körperhafte, Plastische war noch immer der Ergänzung der Phantasie überlassen, wenn diese auch durch die Localfarbe einen starken Anreiz zur plastischen Auffassung erhielt. Dieser Anreiz wirkte nun weiter, und eine wirkliche, wenn auch noch sehr rohe Modellirung wurde versucht, indem man die in sich noch gleichmäßige Localfarbe differenzirte, ihr weiße Töne zusetzte, ja sie wohl gar bis ins reine Weiß übergehen ließ, da, wo der dargestellte Gegenstand dem betrachtenden Auge näher war, ihr Schwarz zumischte, wo das Gegentheil vorlag. So entstand eine Modellirung einerseits von weißen auch wohl grauen und gelblichen Lichtern, gelegentlich im Sinne der modernen Changeantstoffe auch von Lichtern in den Complementärfarben, und andererseits von dunklen, bis ins Tiefschwarze gehenden Schatten. Es ist die Modellirung, die schon das ganze 15. Jahrhundert in steigender Vervollkommnung angewandt hat, und deren sich noch Rafael und Michelangelo, Holbein und Dürer, überhaupt die Idealisten der Renaissancemalerei bedient haben.

Aber war hier nun bloß noch von Farbe die Rede? War nicht mit der Modellirung, mochte sie selbst noch so roh sein, alsbald das Problem der Bewältigung des Lichtes in Angriff genommen? Kein Zweifel: indem man ins Weiße und in verwandte Farben modellirte, setzte man Lichter auf, brachte man die körperhaften Erscheinungen des Bildes unter Beleuchtung. Und da mußte sich denn, bei intensiverer Betrachtung der natürlich-malerischen Phänomene, sehr bald ergeben, daß das Licht nicht auf die Körper begrenzt sei, daß es sich auch zwischen diesen, ein Alles verbindendes Element, in der Luft befinde und in ihr strahlend leuchte, daß mithin auf seiner außerkörperlichen Gegenwart vor Allem der malerische Zusammenhang der Dinge beruhe.

Es war eine Erkenntniß, die zur Aufnahme des Tones, eines gemeinsamen goldigen oder silbrigen, klaren oder duftigen Lichtcharakters für alle Farben eines Gemäldes führte. In diesem Sinne ist der Ton, wenn auch unvollkommen, zunächst von den Niederländern des 15. Jahrhunderts, vornweg von den van Eycks, geschaffen worden; braungoldig, entsprechend einer in der vlämischen Landschaft auch heute nicht seltenen Stimmung, und silbern-duftig, ja weißlich, ist er eine seit dem landschaftlichen Theile des Genter Altarbildes nicht seltene, wenngleich nicht allgemein eingeführte Erscheinung. Vollendet entwickelt aber wird der Ton nicht so sehr in den Niederlanden, im Küstenland der Nordsee, wie an den Gestaden der Adria, in Venedig. Hier verband der alternde Gianbellini die Einzelpartien seiner Gemälde zuerst durch eine dem sonnigen Duft der Lagune nachgebildete hellgoldige Tönung, und in seiner Weise fuhren Giorgione und Tizian wie fast alle späteren Venetianer fort.

War aber damit schon der volle Zauber der belichteten Luft in die Malerei eingeführt? War die Luft schon zur Durchführung der Raumtiefe

des Dargestellten ausgenutzt? Offenbar nicht; sie war ja selbst bisher nicht als mit Tiefendimension ausgestattet angesehen und demgemäß nachgeahmt worden; wie ein feiner, über dem Gemälde lagernder, an dessen Tiefenwirkung aber grundsätzlich unbetheiligter Schleier vielmehr, wie ein mechanisch verbindendes Pigment ward sie empfunden.

In Wirklichkeit ist sie aber nicht so beschaffen. Vielmehr besteht sie aus Luftschichten, die sich in die Tiefe hinein auf einander folgen, und deren jede nicht bloß direct beleuchtet oder beschattet, sondern außerdem mit den Widerscheinen angefüllt ist, in denen das Licht von den begrenzenden farbigen Körpern in den Raum hin ausstrahlt. Demgemäß wächst die Summe dieser Widerscheine nach der Tiefe zu, und sie gibt daher der Luft, je mehr diese der Tiefe angehört, um so mehr einen besonderen farbigen Charakter, der sich aus dem Effect aller vorhandenen Widerscheine zusammensetzt.

Und für diesen Charakter sind nun zwei Möglichkeiten denkbar. Nämlich entweder gehören die Luftschichten, die sich in die Tiefe ausdehnen, einem geschlossenen Raume an, oder sie erstrecken sich in die ungemessenen Weiten des Himmels. Im letzteren Falle sind sie ganz von den, je weiter die Ausdehnung sich erstreckt, um so mehr summirten Reflexen der in der Luft suspendirten Gase, namentlich des Wasserdampfes, erfüllt und erscheinen darum, je tiefer und gesättigter, um so blauer. Es ist der einfachere, schon sehr früh von den Malern beobachtete Fall; eine primitive Luftperspective hat ihm mindestens seit dem 15. Jahrhundert gerecht zu werden gesucht, ohne daß es doch bis zum Ausgange der altniederländischen Malerei wie bis zum Verfall der großen binnendeutschen Idealkunst der Reformationszeit (Holbein und Dürer) zu einer befriedigenden Lösung des Problems gekommen wäre.

Daneben steht dann aber der auf den ersten Blick anscheinend verwickeltere Fall, daß die Luft die des geschlossenen Raumes ist. In diesem Falle wird sie nach der Tiefe zu dunkler und ist doch zugleich von den Lichtreflexen erfüllt, die, von den Körpern ausgehend, in ihr sich kreuzen, und so entsteht ein geheimnißvolles Helldunkel, dessen volles Verständniß, ja dessen bloße einfache Wahrnehmung schon eine sehr intensive Betrachtung und ein malerisch besonders geschultes Auge voraussetzt. Dies Alles selbst dann, wenn die Lichtquelle, von der die Reflexe ausgehen, im Sinne der ganzen älteren Malerei vor der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht als unendlich weit entfernt, ihre einzelnen Strahlen mithin nicht als völlig parallel einfallend und darum als allumspielend angeschaut werden, sondern vielmehr im Sinne des 16. bis 18. Jahrhunderts als von einer nahen Lichtquelle ausgehend, somit als kegelförmig in irgend welchem Winkel zu einander einfallend, und deshalb nur einseitig und grell beleuchtend erscheinen.

Die Ahnung dieses Helldunkels ist die letzte entwicklungsgeschichtliche Thatsache der Malerei der deutschen Reformationszeit, sein genaueres Verständniß aber und seine geniale Wiedergabe die letzte genetische Thatsache der gleichzeitigen italienischen Malerei gewesen. In Deutschland waren es Mathias Grünewald, der Meister des Thomasaltares, Lucas Cranach in seiner früheren Zeit und Hans Baldung, die in phantastischen Versuchen auf die Entdeckung

des Helldunkels ausgingen[1]); in Italien eroberte Correggio († 1534) in klarem Verständniß wenigstens die wichtigsten Theile des neuen Gebietes.

In Correggio's Bildern lebt die Erscheinungswelt in einem vornehmlich durch Lasirung aufs Feinste abgestuften Wechsel von reflexreichen Schatten, die nur hier und da, in leisem Uebergang vom Dunkeln zum Hellen, durch in weiser Composition vertheilte Partien hellen, gelblichen, aber in sich wiederum nicht völlig schattenlosen, stark impastirten Lichtes unterbrochen sind, eines Lichtes, das freilich nicht das der Natur schlechthin ist, sondern auf einer vom Maler willkürlich gewählten Anordnung von Lichtquellen zu beruhen pflegt, so daß vornehmlich in Folge dieser künstlichen Lichtführung ein Stil harmonisch beleuchteter oder beschatteter Flächen, überhaupt ein idealer Wechsel des Lichtes und des Schattens und eine künstliche Tiefe und Verbreitung des Helldunkels geschaffen wird[2]).

Es ist ein Verfahren, das die spätere italienische Malerei dann zum Theil vergröbert und übertrieben hat; so gab z. B. Caravaggio den Licht- und Schattenpartien seiner Gemälde nie zuvor gesehene Contraststärken, indem er das Licht in einem einzigen Strahl von sehr hoch einfallen ließ und dadurch ungemein ausgedehnte und wirksame Schatten erzeugte, aus denen die beleuchteten Partien fast aufdringlich hervortreten.

Sehen wir aber von den späteren Zeiten der italienischen Malerei jetzt rückwärts auf die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, jene unendlich fruchtbare classische Zeit der italienischen Kunst, so finden wir damals in Italien drei Malweisen neben einander in Gebrauch: einmal die Rafael's und Michelangelo's, die die Tiefenwirkung noch durch Belichtung und Beschattung der Localfarben zu erreichen suchte, dann diejenige der Venetianer, welche die Localfarbengruppen im Sinne Rafael's und Michelangelo's noch durch einen gemeinsamen Ton verbanden, und endlich die Correggio's, der die Tiefenwirkungen in der Behandlung des Helldunkels zu erreichen suchte.

Bezeichnend ist bei dieser Lage zweierlei: daß Correggio nicht wichtigster Repräsentant seiner Zeit war oder wurde, sondern vielmehr Rafael und Michelangelo dies auf lange hinaus blieben, und daß weder von Correggio noch von sonstwem, auf die Dauer auch nicht von den Venetianern, aus dem Standpunkte sei es des Tones oder sei es des Helldunkels heraus die Probleme der Luftperspective gefördert worden sind. Warum nicht? Weil der italienischen Malerei, wie sie von statuarischen Anschauungen aus entwickelt war, auch in dieser Höhezeit noch immer ein speciell plastischer Charakter erhalten blieb. Zwar wurden Landschaften und Genrebilder, Bildnisse und Stillleben oder Verwandtes nebenher gepflegt, aber das Hauptinteresse blieb doch der Darstellung des menschlichen Körpers in den engen Beziehungen einer heiligen oder geschichtlichen Handlung zugewandt — Vorgängen mithin, welche einen plastischen Auf- und Ausbau des Gemäldes erforderten.

---

[1]) Siehe meine Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 203 ff.

[2]) Das Princip ist schon deutlich erkannt von Mengs, Betrachtungen über die drei großen Maler Rafael, Correggio, Tizian und die Alten, Cap. III, § 3. Vergl. auch Goethe, Zur Farbenlehre (Werke, Weimarer Ausgabe, II, 3, S. 363, 364).

Einer solchen Malerei aber war die Förderung der Luftperspective ziemlich gleichgültig und die Kenntniß des Helldunkels zumeist fast ebenso wenig erwünscht, wie die allzu weitgehende Anwendung eines Tones; wessen sie bedurfte, das fand sie bei Rafael und den Meistern verwandter Auffassungsweise aufs Reichlichste vor: die isolirte Behandlung des Körperlichen im Sinne plastischer Auffassung. Nicht umsonst hat darum Mengs einmal von Rafael bemerkt: „Er trieb das Licht jeder Farbe seiner vorderen Figuren bis auf das Weiße und alle Schatten bis auf das Schwarze ... Daher gewöhnte er sich, seine Bilder so in Licht und Schatten zu zeigen, als wären sie alle nach Statuen schattirt."

War dies die Lage, war die in erster Linie classische Malerei der Italiener statuarisch auf den Standpunkt bloßer Modellirung in Weiß und Schwarz eingestellt, so versteht es sich, von wie großer Bedeutung dieser Zustand für die deutsche und niederländische Malerei werden mußte, sobald mit dem Uebergewicht der allgemeinen, vornehmlich durch Italien vermittelten Renaissancecultur die Meinung durchdrang, es sei nun auch die italienische Malerei als Vorbild anzunehmen, und es müsse nach ihrem ästhetischen Canon geschaffen werden.

In diesem Zusammenhange war es selbstverständlich, daß im inneren Deutschland die in frühem Aufblühen begriffene Schule der Coloristen sehr bald verfiel und dagegen die mit Rafael auf gleicher entwicklungsgeschichtlicher Stufe stehenden Idealisten das Feld behaupteten, und daß in den Niederlanden ebenfalls die alte, schon umfassend auf die Probleme der Beleuchtung ausgehende Entwicklung des 15. Jahrhunderts abgebrochen ward, ohne tiefere Spuren zu hinterlassen. An die Stelle trat dort, nach Dürer's Tode, eine letzte Periode der idealistischen Richtung, freilich stark von Italien her beeinflußt und in sich dem Verfall zugeneigt, und hier eine fast blinde und beinahe ausnahmslose Verehrung der Italiener.

Im inneren Deutschland wird die Verfallsperiode des Dürer'schen Idealismus durch die sogenannten Kleinmeister bezeichnet, die Behams, Georg Pencz und Andere. Der Führer der Gruppe ist Bartel Beham; mit seiner ganz italienisirenden Kreuzauffindung in der Münchener Pinakothek vom Jahre 1530 kann man den Sieg der neuen Richtung als entschieden ansehen. Das Ergebniß ist eine äußerliche Nachahmung namentlich Rafael's und Marcanton's: saubere, glatte Ausdrucksweise bei trockenem Einerlei der Linienführung; abnehmende Herrschaft in der Charakteristik des Männlichen, üppige, ja lascive und bei einer gewissen Schwerfälligkeit doppelt unangenehme Betonung der weiblichen Formen, in Summa: kalte Eleganz und formale Schönheit.

Für die weitere Entwicklung der Malerei war damit das Gegentheil alles Wünschenswerthen erreicht; auch Meister, die noch mit einiger Originalität begannen, die Versuche selbständigen Colorits machten oder wenigstens auf homogene Dämpfung der Leuchtkraft ihrer Farben ausgingen, strandeten nun schließlich doch in haltlosem Rafaelischem Manierismus und damit auf der dem Fortschritt abgewandten Seite der Malerei. Niemand zeigt das in der

Entwicklung seiner Schaffenskraft vielleicht klarer als Georg Pencz. Er ist der am meisten italienische dieser Kleinmeister; dreimal mindestens war er in Italien; die Einflüsse Rafael's, Marcanton's, Giulio Romano's und Sculturi's, Giorgione's und Michelangelo's spiegeln sich nach einander in seinen Schöpfungen ab, so lange bis er sich schließlich gänzlich selbst verloren hatte und in schematischem Manierismus unterging.

Pencz führt damit für das engere Deutschland aus dem Kreise der Kleinmeister hinüber zu jener großen Anzahl vollkommen italisirter und barocker Meister, einem Stimmer, Boxberger, Christoph Schwarz, Hans von Aachen und deren Nachfolgern, Meistern, deren Technik, wenigstens Anfangs, keineswegs gering war, die aber den von der nationalen Entwicklung gewiesenen Weg gänzlich verlassen hatten und, wie sie zuerst die Italiener nachahmten, so später die Niederländer nachgeahmt haben, eine Schar bedauernswerther Copisten.

Trotzdem haben sie aber das Leben der binnendeutschen Malerei bis tief ins 18. Jahrhundert beherrscht, und nur wenige Meister gab es neben ihnen, die wenigstens in der Weise der alten deutschen Malerei weiter schufen, wie z. B. J. Heinz (circa 1565—1609), freilich auch sie, ohne die Entwicklung zu fördern. Nur auf einem Gebiete erhielt sich schließlich doch einigermaßen die alte Höhe, ja wurden sogar noch einige selbständige Fortschritte gemacht: auf dem Gebiete des Bildnisses. Nicht bloß der jüngere Cranach, ein Amberger, ein Hans Brosam, ein Bartel Bruyn haben hier bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus Gutes geschaffen; ihnen folgten auch noch Generationen tüchtiger Porträtisten bis weit über den Beginn des 18. Jahrhunderts hinaus.

Inzwischen aber war in den Niederlanden eine Entwicklung angebahnt worden, welche nach anfänglichem Zaudern rasch den freiesten Zielen der Kunst zustrebte und eine Höhe erreichte, die ihrer entwicklungsgeschichtlichen Bedeutung nach über die großen Ziele der Italiener hinaus ging, und deren Charakter sich unübertroffen erhalten hat bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Entwicklung der deutschen Tafelmalerei hatte um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts am verheißungsreichsten zu Köln am Niederrhein eingesetzt. Aber schon nach dem Meister des Kölner Dombildes, spätestens um die Mitte des 15. Jahrhunderts, hatte Köln die Führung verloren, war diese auf die Niederlande übergegangen. Dann hat freilich die niederrheinische Schule, von den niederländischen dauernd beeinflußt, um die Wende des 15. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts noch eine glänzende Nachblüthe erlebt; allein die Verfallserscheinungen der alten Kunsthöhe, wie sie damals allgemein eintraten, zeigten ihr leuchtendstes Abendroth doch wieder in den Niederlanden, vor Allem in den vlämischen Gegenden, in Antwerpen.

Hier war, wie in Holland Lucas von Leiden (1492—1533), Quentin Massijs (1460—1531) der letzte große Meister. Beide charakterisirt, und zwar Lucas sowohl in seinen kleinen Bildern wie auch in dem großen Jüngsten Gericht zu Leiden, gegenüber ihren Vorgängern ein besonders heller, frischer Ton, den sie aus den Landschaften der alten Niederländer nun in den Vorder-

grund ziehen, während allerdings Massijs den Hintergrund gern dunkler hält; es ist als sollte damit durch ein äußeres Mittel die fehlende innere Jugendlichkeit ersetzt werden[1]). Denn bei genauerem Eingehen auf die reiche Production namentlich des Massijs zeigen sich freilich alle Spuren einer ausklingenden Richtung: eine raffinirte Technik, die bis zu atlasartigen Reflexen im Fleische geht und sich in kleinen Künsten, z. B. in dem Experiment Schleier über dem Nackten zu malen, gefällt; eine virtuose Beherrschung der hergebrachten Tradition des Figürlichen wie des Landschaftlichen und dennoch, bei aller Fähigkeit, Jegliches im Charakter der einmal erreichten Ausdrucksmittel zu malen, eine innere Leere, eine inhaltliche Gemachtheit. So war es klar: auf dem alten Wege war im Grunde nicht mehr weiter zu gelangen.

Aber gleichzeitig hatten die Italiener den neuen Pfad intensiverer Wiedergabe der Körperlichkeit schon mit Erfolg beschritten! Und man lebte in den Jahrzehnten des unaufhaltsamen Vordringens der südlichen Renaissance nach Centraleuropa! Da war denn keine Wahl: wollte man in den Niederlanden vorwärts, so konnte man sich weder dem Einflusse der allgemeinen Culturbedingungen noch der Wirkung der neuen Darstellungsmittel der Italiener entziehen.

Freilich nicht auf einmal wurde beides aufgenommen. Bei Lucas von Leiden finden sich wohl in späteren Jahren zunehmende Spuren der Renaissance: Putten, Bevorzugung des Nackten überhaupt, italienische Architektur, aber den malerischen Ausdrucksmitteln der Italiener ist der Meister gleichwohl gänzlich fern geblieben. Hierauf ging, neben der Aufnahme der allgemeinen Renaissancecultur, erst eine etwas spätere Generation niederländischer Maler seit etwa 1520 einigermaßen ein; Gossaert (ca. 1470—1532) vornehmlich im Süden, im Norden vor Allem der kunstbegabte Utrechter Domherr Jan van Scorel (1495—1562). Von ihnen ist Gossaert der Liebenswürdigere; er verläßt auch keineswegs schon ganz die niederländischen Traditionen, macht im Gegentheil in einer später von ihm eingeschlagenen Richtung zu deren weiterer Entwicklung einige, wenn auch schüchterne und verfrüht bleibende Schritte, drängt das Zeichnerische der alten Schulen zurück, nähert sich durch Vertreibung der scharfen Conture einem allgemeinen Ton und erreicht diesen Eindruck fast noch mehr durch ungemein weiche Pinselführung[2]). Demgegenüber lehnt sich Scorel, abgesehen von seinen Porträts, im Allgemeinen enger an die Italiener, vor Allem Rafael an, freilich auch nicht, ohne in der Darstellung des Nackten immer wieder Versuchen zur Schattenmodellirung nachzugehen.

Nach diesen Meistern bezeichnet dann eine weitere Generation den vollen Sieg der Italiener: es sind Maler, die jetzt ihre Ausbildung direct in Italien erhalten, sich Schüler dieses oder jenes großen Meisters jenseits der Berge zu sein rühmen und mit tausend fremden Erinnerungen und voller akademischer Haltung in die Heimath zurückkehren. So zunächst in den nördlichen Nieder-

---

[1]) Vergl. meine Deutsche Geschichte, Bd. IV², S. 292.

[2]) Man vergl. z. B. sein Bild „Lucas die Jungfrau mit dem Jesukind malend" im Haager Museum.

landen die Haarlemer Marten van Heemskerk (1498—1574), Hendrik Goltzius (1558—1617) und Cornelis Corneliszen (1562—1638) und die Utrechter Abraham Bloemaert (1565—1657), Gerard van Honthorst († 1654), Cornelis van Poelenburgh († 1667) und Andere.

Von ihnen sind die Haarlemer mehr von der idealistischen Malerei der Italiener abhängig, während die Utrechter mehr von Caravaggio und jenem merkwürdigen Maler deutscher Nation in Rom, dem Frankfurter Elsheimer (1578 bis ca. 1620), gelernt haben, der früh von den Niederländern an die Geheimnisse der Licht- und Schattenbildung, der Halbschatten und des Helldunkels herangeführt worden war, deren Bedeutung selbständig erfaßt hatte und nun von sich aus wieder seine niederdeutschen Landsleute befruchtete. Aus diesen Zusammenhängen erklärt es sich, wenn die Utrechter Schule später noch lange in einer ziemlich selbständigen Weise neben den großen Schulen Haarlems und Amsterdams, Halsens und Rembrandt's fortblühte: sie hatte deren Errungenschaften, wenn auch unvollkommen, vorweg genommen.

Im Allgemeinen aber wurde der italienische Einfluß in den nördlichen Niederlanden längst nicht so ausschließlich wirksam wie auf vlamischem Boden. Die Vlamen hatten vor dem Norden bis ins letzte Viertel des 16. Jahrhunderts, also fast während der ganzen uns hier zunächst beschäftigenden Periode, den Vortheil einer ungleich großartiger entwickelten Cultur und eines viel ausgeprägteren Stadtlebens: schon das brachte sie den allgemeinen Daseinsbedingungen der italienischen Malerei näher. Vor Allem aber erfreuten sie sich des Glanzes einer seit drei bis vier Generationen herrlich entwickelten Architektur, und nur in großen geschlossenen Räumen konnte die Figurenmalerei der Italiener völlige Nachahmung finden. So bahnen sich hier schon die Unterschiede an, aus deren weiterer Entwicklung so verschiedene Söhne ursprünglich fast gleichen Bodens, wie Rubens und Rembrandt, hervorgegangen sind.

Im Vlamland war Antwerpen der Mittelpunkt der Entwicklung. Und der Hauptmeister, von dem sie hier ausging, war Michiel Coxcie (1499—1592) aus Mecheln. Nirgends aber lernt man Coxcie besser kennen, als in den dämmerigen Schiffen der Brüsseler Hauptkirche zu St. Gudula. Für dies Gotteshaus sind von ihm die Cartons zu den herrlichen Glasmalereien des nördlichen Querschiffs und der Sacramentscapelle, angeblich in Gemeinschaft mit seinem alten Lehrer Barend van Orley († 1541), entworfen worden: in meisterhafter Anwendung des italienischen großen Frescostiles auf die anders geartete und doch in der gothischen Kirche das Fresco ersetzende Technik des Glasmalens. In den Bahnen Coxcie's, theilweise von Rafael und Michelangelo, theilweise von den Venezianern, seltener von Correggio beeinflußt, sind dann weiter Jan Massijs, ein Sohn Quentin's, Frans Floris (ca. 1517—1570) mit der außerordentlichen Zahl seiner Schüler, z. B. den beiden Brüdern Brancken, Frans Pourbus dem Aelteren und Martin de Vos, sowie eine ganze Anzahl anderer Maler gewandelt. Ihr Verdienst ist es, was auch immer die Italiener von neuen technischen Errungenschaften und ästhetischen Anschauungen erreicht hatten, nach den Niederlanden gebracht und in selbständigem Ringen erprobt

und angeeignet zu haben. Sie haben damit eine Reception vollzogen, deren die alte niederländische Malerei vielleicht bedurfte. Mit wunderbarer Folgerichtigkeit aus den alsbald in seltener Weise vollendeten Anfängen der Gebrüder van Eyck durch ein Jahrhundert bis auf Quentin Massijs fortentwickelt, war sie in Technik wie Auffassung so einseitig geworden, daß von der schmalen Grundlage ihrer Kunstübung aus das Erreichen weiterer, wesentlicher Fortschritte kaum noch zu erwarten schien. Jetzt nun war diese Grundlage durch Aufnahme der italienischen Erfahrungen verbreitert; sie trug die Keime neuen Aufschwungs in sich, sobald man sich aus der Nachahmung der Vorgänger, der akademischen Manier, wiederum der Natur zuzuwenden lernte, ohne doch der künstlerischen Vergangenheit zu vergessen. Und da ist es denn einer der Ruhmestitel der niederländischen Geschichte, daß diese glückliche Combination die rechten Männer fand: wir stehen vor den Anfängen der vlamischen Kunst eines Rubens, der holländischen eines Rembrandt.

Otto van Veen und Adam van Noort waren die Lehrer des jungen Peter Paul Rubens, der 1577 in Siegen geboren war, und dessen Mutter, durch die niederländischen Religionsunruhen aus Antwerpen vertrieben, im Jahre 1589 nach der Vaterstadt heimgekehrt war.

Von diesen Lehrern war van Noort (1562—1641) zwar aus der akademischen Richtung hervorgegangen, hatte sich aber, einem Zuge der Gegenwirkung folgend, der auch schon in den früheren Generationen der vlamischen Maler hier und da bemerkbar ist, bald einem entschiedenen, aber rohen Naturalismus hingegeben. Hier war also die Befreiung von den akademischen Fesseln der italienischen Renaissance gewaltsam vollzogen worden.

Van Veen dagegen (1558—1629), der zweite Lehrer des jungen Rubens, kann als einer der correctesten Akademiker bezeichnet werden, deren Fuß je auf niederländischem Boden gewandelt ist; sieht man in der Capelle des heiligen Bavo zu Gent seine Malereien neben denen seines großen Schülers, so können sie auf vlamischem Boden beinahe fremdartig, als italienische Originalarbeiten erscheinen.

In dem freudigen, repräsentativen und doch wieder der Natur sich intensiv nähernden Temperament des Rubens aber durchdrangen sich die Lehren der beiden Niederländer auf der Grundlage eines unversieglichen Farbenfrohsinns mit unmittelbaren italienischen Einflüssen. Noch nicht dreiundzwanzigjährig, im Jahre 1600, ging Rubens nach dem Lande der großen monumentalen Kunst; reif, in der Blüthe des Schaffens und der Jahre, kehrte er nach etwa neunjährigem Aufenthalt dauernd in die Heimath zurück, in der er von da ab in steigendem Reichthum, weit gesucht und geachtet, als Diplomat seines Fürsten ebenso thätig wie als Künstler, unendlich beschäftigt und unendlich fruchtbar, bis zu seinem Tode im Jahre 1640 gewirkt hat. Was er aus Italien mitbrachte, das war vor Allem die freie Entwicklung des eingeborenen Sinnes für die große Figurenmalerei; diesen Sinn hatte er durch eingehendes Studium der antiken Plastik gekräftigt und veredelt; ihn malerisch vollendeter zu gestalten, hatte ihn weiter die Beschäftigung mit den großen Figurenmalern der nächsten Vergangenheit, von Tizian und Michelangelo bis auf Veronese,

gelehrt. Diesen Malern entnahm Rubens auch das Gesetz der Composition, das von nun ab seine Schöpfungen beherrscht; der alte, architektonischer Anregung entsprungene Gruppenaufbau von centraler, am liebsten pyramidal gegebener und von vorn gesehener Anordnung wurde abgelöst durch eine freiere Art des Zusammenfassens, die dem dargestellten Gegenstand mehr von der Seite her nahe kommt, ihn bei aller Concentration auseinanderzieht und an Stelle des hergebrachten Statuarischen ein fließenderes dramatisches Leben setzt.

Es ist eine Auffassung, die ohne Weiteres erhöhten coloristischen Wirkungen zudrängt. Und hier ging Rubens alsbald, wenn auch unter ihrer Anleitung, über die Italiener hinaus: der freudige goldige Ton der Venetianer, von denen er in diesem Gebiete besonders lernte, ward von ihm übertroffen, indem er durch flüssigeren Farbenauftrag und noch mehr durch meisterhafte Anwendung der Lasuren einen heiteren, fast überirdischen Glanz, eine Farbenverklärung seiner Bilder erreichte, die vor ihm niemals gesehen worden war.

Und hier nun war der Punkt, wo der Künstler durch seine erstaunliche Beobachtungsgabe und sein intensives Lebensgefühl hinausgetragen ward über die Meisterschaft des bloßen Gesammttons hinein in die Probleme der Belichtung. Nicht die gleichmäßig vertheilte Wohligkeit irgend welches gemeinsamen Farbenmediums erschien ihm noch als das Ideal künstlerischer Farben- und Körperharmonie im Bilde, sondern vielmehr der wechselnde, hervorhebende, zurückdrängende Erguß reinen Lichtes. So erschloß sich ihm das Problem zwar nicht der natürlichen Lichtführung, wie es heute die Freilichtmalerei verfolgt, wohl aber das der künstlichen, idealischen Beleuchtung, und indem er es wenigstens für die Figurenmalerei auf eine bestimmte Weise löste, fand er den Zugang zu den Pforten eines neuen Zeitalters der Kunst.

Das Licht der Rubens'schen Bilder ist nicht das natürliche der für unser Anschauen parallelen, alldurchdringenden und allumfließenden Sonnenstrahlen, sondern das meist in Streukegel ausgehende Strahlenlicht nahe gedachter Lichtquellen. Derartige Quellen scheint Rubens vielfach außerhalb des Bildes und dann gelegentlich mehrere für ein Bild angenommen zu haben[1]); am einfachsten aber löste sich ihm wohl das Lichtproblem, wenn er die Quelle der Belichtung ins Bild selbst verlegte. Sie konnte dann concentrirt sein, so wenn in einem Dreikönigsbilde der Körper des Jesuskindes in der Krippe selbst als einzige oder wenigstens hauptsächlichste Lichtquelle angenommen erscheint. Sie konnte aber auch vertheilt in mannigfachen Strömen den dargestellten Gegenständen, namentlich den nackten Körpern des Bildes, entfliehen, wobei deren secundäre Beleuchtung von außen, sei es von vorn, sei es namentlich von der Seite her, angenommen wird. Dies ist die Rubens besonders geläufige Lösung: in ihr erscheinen die Lichter der Hauptmassen seiner Bilder gleichsam wie in magischem Lichte lebend und verbreiten von sich aus dies Licht in das nachbarliche Dunkel[2]).

---

[1]) Z. B. in der Himmelfahrt Mariä der Liechtensteiner Galerie (Nr. 80), Wien.

[2]) Man vergl. hierzu schon Winckelmann, Erläuterungen d. Ged., § 43. Auch Mengs hat schon das Geheimniß der Rubens'schen Belichtung erläutert.

Es war ein Verfahren, das natürlich in ganz anderem Sinne als die bloße Tonmalerei den festen Umriß der Körper, das Zeichnerische der früheren Malweise aufhob. Und so ging denn die Intimität des Nachlebens der bloßen Form, wie man sie bisher gekannt hatte, verloren; nicht die conturenhaften Einzelheiten, sondern das Körperhafte der Gegenstände, den Masseneffect zu bewältigen, war jetzt die Aufgabe. Indem Rubens der Erste war, der aus der tieferen Erkenntniß der Beschattung und Belichtung heraus darnach rang, dieses Problems Herr zu werden, ward er zum Maler der großen Gegensätze des Körperlichen, ward er leidenschaftlich, dramatisch, ließ er an Stelle des ruhigen Rhythmus der Conture das Pathos des Helldunkels, der belichteten und beschatteten Körper sprechen, hob er das Plastische auf zu Gunsten des Malerischen.

Es war zugleich der letzte Schritt zur vollen Emancipation der Malerei aus den Stilgesetzen der Architektur, und bald genug hat die Malerei dann ihrerseits der Architektur etwas von ihrem Empfindungskreis und damit auch von ihrem Stile aufgedrängt. Freilich ist mit alledem keineswegs gesagt, daß die neue Malerei die Architektur hätte missen können. Im Gegentheil: in ihrem fluthenden dramatischen Leben war sie recht eigentlich auf tektonischen Abschluß, bindende Umrahmung angewiesen. Nirgends in unseren Museen, die ja der ursprünglichen tektonischen Umgebung der Bilder fast durchweg entbehren, wird man daher Rubens recht verstehen lernen — an ihrem ursprünglichen Standort, am besten im Innern der zahlreichen Kirchen, für die der Meister so unermüdlich geschaffen hat, muß man seine Gemälde aufsuchen. Leuchten und leben sie hier herab aus dem schweren Barockrahmen des Altars, umspielt von dem Dämmerlicht alter Glasmalereien, steigt Weihrauchduft vor ihnen empor, entfaltet sich der festliche Pomp des katholischen Cultus, und brausen drüberher triumphirend die Töne eines mächtigen Orgelwerks, dann ist der rechte Augenblick gekommen, um aus ihnen die Sprache eines großen Künstlers in unvergeßlichen Lauten zu vernehmen.

Dem geistigen Gehalt seiner Bilder nach war Rubens vor Allem der Maler der Gegenreformation. Was die reorganisirte alte Kirche Großes in sich barg, ihre Vergangenheit und ihre Hoffnungen, das spricht sich in seinen Gemälden aus: weniger frommes Gefühl der auch dem Katholicismus nicht fehlenden, aber ihn nicht beherrschenden pietistischen Kreise als Triumph objectiver Seligkeit und Beruf zur Herrschaft über die Geister. Das Objective, wie es der katholische Gottesdienst in seiner Messe gegenüber der Subjectivität der protestantischen Predigt ausgebildet zeigt, das Objective zugleich einer anderthalbtausendjährigen Kirchengeschichte mit ihren Martyrien und Heiligengeschichten — das hat Rubens gemalt.

Ins Ideale hinein werden seine Andachtsbilder damit weniger durch eine besondere innige Auffassung des Inhalts gehoben, als durch die überirdischen Wirkungen der Beleuchtung. Rubens zuerst hat, und vor Allem in seinen religiösen Bildern, gezeigt, daß das Licht ein Zauberer ist, der Alles zu idealisiren und Alles zu harmonisiren vermag. Da sehen wir auf den Seiten-

flügeln des Altars des heiligen Ildefons zu Wien die Gestalten des Erzherzogs Albert und der Erzherzogin Isabella wie die ihrer heiligen Patrone. Es ist ein Gegenstand, bei dessen Darstellung frühere Zeiten den Abstand zwischen den fürstlichen Sündern und den Heiligen durch Wiedergabe des erzherzoglichen Paares in bei Weitem kleinerem Maßstab ausgedrückt haben würden. Bei Rubens dagegen erscheinen die fürstlichen Personen ganz in den Vordergrund gerückt, in den Vordergrund der Anordnung wie der Beleuchtung. Und wohlwollend, in gleicher Größe, als fromme Förderer stehen ihnen die heiligen Patrone zur Seite. Dennoch wirkt die Auffassung nicht befremdend: was sie uns nahe bringt, was sie in sich versöhnt, das ist die gleichmäßige Idealisirung des ganzen Bildes in demselben, harmonisch alle Theile der Scene erfüllenden Lichte. Und nun gar die Mitteltafel dieses Altars! Die heilige Jungfrau, von einem Kranze heiliger Frauen umgeben, überstrahlt von gelblichem, durch Engel belebtem Lichte, reicht dem heiligen Ildefons, der vor ihr kniet, ein Meßgewand. Himmlisches, Evangelisches, Legendarisches ist hier mit der sehr wirklich und irdisch wesenhaft gestalteten Person des heiligen Ildefons verknüpft, und die heiligen Frauen erscheinen, theilweise halb entblößten Busens, in der reichen Tracht des 17. Jahrhunderts. Gleichwohl empfindet man nicht die Wirkung der inneren Gegensätze, denn Alles versöhnt und beherrscht die eine übernatürliche Beleuchtung.

Freilich: bei einer solchen Auffassung der Religion war der Weg aus dem Heiligenhimmel des Katholicismus zum Olymp der Alten nicht weit. Was Wunder also, daß Rubens seiner Kunst auch im Reiche der classischen Mythologie eine Stätte schuf? Und weiter ging es von hier hinein in die Welt des Allegorischen und des allegorisirten Historienbildes: Götter und Heroen, Helden und Heilige verschmolzen in den Gluthen der neuen Kunst zu einem einzigen Dasein.

So konnte Unterscheidung, Individualisirung, Charakteristik nicht die starke Seite des Künstlers sein. Ein repräsentativer, theatralischer, ja decorativer Zug durchweht sie; die dargestellten Personen sind stilisirt, sind wohl gar Typen, und oft genügt für ihre Kennzeichnung ein sehr äußerliches Motiv; eine Schattirung des Tones der Haut, ein Wechsel in der Farbe des Haupthaares, einige einfachste Züge der Körperhaltung und des Geberdenspiels. Im Uebrigen pflegen alle Greise Rubens' würdig, alle Männer ritterlich, alle Frauen klug, frisch, heiter, ein wenig kokett und aus guter Gesellschaft zu sein, und nur ungern unterbricht der Maler durch störende Zwischenzüge die frohe Festeslaune seiner Beleuchtung. So nimmt Kaiser Theodosius, dem der heilige Ambrosius den Eintritt in den Mailänder Dom weigert, das mit gutem Anstand hin, Niemand von dem Gefolge zeigt sich in außergewöhnlicher Erregung: und Personen, die in rosigstem Gleichmuth Thränen auf den Wangen zeigen, fallen in Rubens' Bildern nicht weiter auf.

Vor Allem aber ist klar, daß diese Kunst, so herrlich sie war und wirkt, doch nach ihrer Auffassung und noch mehr nach ihren ästhetischen und technischen Mitteln eigentlich auf die Figurenmalerei beschränkt bleiben mußte.

In der That hat sie über diese wenig hinaus getragen. Zwar besitzen wir Landschaften von Rubens, und sie geben an kühner und complicirter Lichtführung und hinreißendem Pathos seinen Figurenbildern wenig nach. Aber das Princip der künstlichen Belichtung versagt hier; die Wirklichkeit ist nicht oder nur wenig studirt, und so bleibt schließlich ein unbefriedigender Eindruck.

Was aber von Rubens gilt, das gilt auch fast durchaus von der großen Zahl der Nachfolger, die seine Kunst auf vlamischem Boden mit ihm gleichzeitig oder nach ihm fortsetzten. Denn selten hat ein Künstler so schulbildend aus dem eigenen Genius wie aus der besonderen, in ihm verkörperten Anlage seines Stammes heraus gewirkt, wie Rubens: wie anders frei halten sich doch gegenüber dieser Unselbständigkeit der späteren Vlamen die Holländer, die neben und nach Rembrandt gewirkt haben! Schon die Thatsache, daß Rubens eine außerordentliche Zahl von Hülfsmalern in seiner Werkstatt beschäftigte, wirkt hier nach; dazu die Eigenthümlichkeit, daß seine besten Zeitgenossen mit ihm verwandter Anlage waren. Sie haben darum Ton und Belichtung des Meisters in vereinfachten Formen angewandt und weiter geführt und sind zunächst Figurenmaler gewesen, wie er: ein De Craeijer, dessen große Gemälde die bilderstürmberaubten Kirchen Belgiens noch heute trotz Allem zahlreich füllen; ein Jordaens mit seiner Anlage für blühendes Colorit und derbe Gegenstände, aus den mythologischen Satyrdarstellungen, wie sie auch Rubens liebte, heraus einer der ersten ausgesprochenen Pfleger des späteren vlamischen Sittenbilds; ferner ein Frans Snijders und Paul de Vos, die großen Thiermaler, oder ein Zeeghers und Rombouts, Anderer nicht zu gedenken.

Besonders aus ihnen hervor ragt eigentlich nur ein Meister, van Dijk (1599—1641). Er ist Rubens nicht ebenbürtig, aber er hat bei im Uebrigen fast gleichen Grundlinien der Technik und der ästhetischen Anschauung doch einige Eigenschaften, in denen er den Meister übertrifft. Er ist in seinen großen Andachtsbildern und verwandten Figurenmalereien ernster, geschlossener und eingehender. Und für die Bildnißmalerei mag es wohl einen Geschmack geben, von dem aus van Dijk höher eingeschätzt werden kann, als Rubens. In der Wiener Galerie hat man das feurige Bildniß der halbnackten Helene Fourment, der zweiten Gemahlin Rubens', zwischen zwei kühle, ruhige, fast kalte Jünglingsgestalten van Dijk's gehängt — eine der stärksten Aufforderungen zum Nachsinnen über die Gegensätze der Kunst beider Meister. Van Dijk besitzt nicht das übersprudelnde Temperament des Rubens, aber dafür ist er ein besserer Menschenkenner. Seine Charakteristik greift tiefer. Seine Palette liebt zahlreichere Nuancen. Sein Sinn zieht vor Allem das Vornehme, Zarte, Feine bis zum gesellschaftlich Schalkhaften hervor. So war er der Bildnißmaler der guten Gesellschaft und in dieser wiederum vornehmlich der Frauen. Ein Bildniß wie das der Antwerpnerin Maria Luise von Tassis zeigt fast alle seine Vorzüge: wie sie dasteht in ihrer reichen Tracht von Sammet mit durch Mieder und Rock hin eingesetzter Seide, mit dem wolkigen Spitzenkragen und den Filigranmanschetten, ein wenig links aus dem Bilde gewandt, den

Fächer mit der Rechten leise vor sich haltend, das geistvolle, zarte, von dunklen Augen belebte Antlitz umrahmt von braunwelligem Haar, geschlossenen Mundes dennoch bereit, auf jedes Scherzwort scherzend zu antworten, so bietet ihr Porträt nicht nur eine herrliche Schöpfung vollendeter Technik, sondern zugleich einen unmittelbar wahren Gesellschaftstypus des 17. Jahrhunderts. Aber freilich, auch diesem Porträt fehlt nicht ein klein wenig von jener Stilisirung, die van Dijk wie auch Rubens als Bildnißmaler niemals vermissen lassen: die dargestellten Personen geben sich noch nicht ganz unbewußt; noch weht über ihren Bildern ein letzter Hauch der repräsentativen Monumentalität der Italiener.

Abgestreift wurde dieser Rest von Stilgefühl im Sinne der Renaissance allerdings im vlamischen Sittenbild. Kann man seine Anfänge bis auf Quentin Massijs, wenn nicht gar weiter zurückführen, findet es sich dann schon in der nächsten Generation, z. B. bei dem jüngeren Brueghel, gern derb-phantastisch entwickelt, so wird es ganz frei doch eigentlich erst bei den jüngeren Zeitgenossen des Rubens, einem Jordaens, den Rijckaerts, den Teniers und Anderen. Aber indem es sich so ganz auf sich stellt, unterliegt es wiederum bald dem holländischen Einfluß; deutlich bemerkbar ist dieser bei den beiden Teniers, Vater und Sohn (1582—1649 und 1610—1690), aber auch schon Adrian Brouwer (ca. 1606—1638) läßt ihn nicht verkennen; auf diesem Gebiete eben wurde das vlamische Können weitaus überholt von der in sich klareren und folgerichtigeren Entwicklung Hollands.

Noch mehr gilt dies für die Landschaft. Hier stehen Jan Wildens und Lucas van Uden trotz Rubens noch ganz auf dem vorrubens'schen Standpuncte, und die später lebenden Meister, Jacques d'Arthois etwa (1613 bis nach 1683) oder Cornelis Huysmans (1648—1727), bringen es zwar in großen Landschaften zu geschlossenen Wirkungen, sind aber ganz italienisch und ganz heroisch gestimmt; höchstens daß gelegentlich Baumwuchs und Bodenconfiguration an den vlamischen Norden erinnern. Was hilft es da, daß Rombouts als Landschafter bisweilen an Rubens heranreicht, daß auch d'Arthois wohl einmal etwas von der Lichtführung des großen Meisters aufweist[1]), daß wir vom jüngeren Teniers echt vlamisch charakterisirte Landschaften in dem gelblichen Ton etwa eines Goijen besitzen? Es waren Ausnahmen: da, wo es die heimische Welt intim zu schildern galt, sei es in deren Sitten, sei es in dem Grün ihrer Auen oder dem geblichen Wasserton ihrer See, da versagte die vlamische Kunst mehr, als man hätte erwarten sollen.

Gerade auf diesem Gebiete aber lag die Stärke ihrer jüngeren holländischen Schwester. Freilich ist damit der Unterschied der süd- und nordniederländischen Malerei auch nicht entfernt schon in seiner ganzen Weite beschrieben. Denn selten sind Zwillingsentwicklungen von im Ganzen gemeinsamem Boden aus so verschieden verlaufen, wie die Malkunst Vlamlands und Hollands: ihr beiderseitiges Dasein ist einer der glänzendsten Belege für die Behauptung, daß sich aus gemeinsamen entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen unter

[1]) Z. B. Frankfurt, Städel'sches Institut, Nr. 161.

speciellen Einflüssen Erscheinungen entwickeln können, deren Aussehen bei oberflächlicher Betrachtung ganz von einander abweicht. Gemeinsam war beiden Richtungen das ästhetische Niveau kunstgeschichtlicher Entwicklung: beiderseits empfand und schaute man in harmonisirendem Tone und strebte nach intimeren Lichtwirkungen. Wesentlich gemeinsam waren ferner Volkscharakter und äußere Lebensbedingungen, waren Land und Leute. Aber daneben fanden sich doch trennende Momente von größter Gewalt, und unter ihrem Einfluß wurden auch die kleineren Unterschiede stärker betont, die im Bereiche der beiden Seiten gemeinsamen Grundlage verborgen lagen.

Vor Allem war Vlamland ein Land viel älterer Cultur. Eine heldenhafte Vergangenheit hatte reiche Erfahrung und schwunghafte Ritterlichkeit erzeugt und damit den ursprünglich derben Volkscharakter gemildert, ohne ihn zu brechen. So war erquickende, auch äußerer Repräsentation nicht abgeneigte Lebensfreude, die aber ihre wenn auch weitgezogenen Grenzen kannte, ein wesentliches Element des vlamischen Charakters geworden. Und mit ihr ging eine gewisse Lebenskunst, der Sinn für formale Schönheit, das Interesse am Spannenden, den Alltag Erheiternden Hand in Hand. Und diese ganzen Neigungen waren durch die jüngsten Ereignisse noch verstärkt worden: durch den Sieg einer monarchisch-aristokratischen, dem Adel Raum lassenden Staatsform, die seit etwa 1600 auf mehr als eine Generation hin eine frohe Pracht entfaltete, sowie durch das Uebergewicht eines lebensfreudigen, prunkenden Katholicismus.

Ganz anders in den nördlichen Niederlanden. In Holland, dem wichtigsten ihrer westlichen Theile, der jetzt eben von Tag zu Tag mehr der führende zu werden begann, wies nichts fast in Leben und Sitte auf eine alte Vergangenheit; eine gewisse junge coloniale Nüchternheit charakterisirte die Bevölkerung, und das Ueberwiegen verstandesmäßiger Betrachtung ward noch verstärkt durch die Annahme des reformirten Glaubens und die Entwicklung eines Staates, der die Herrschaft des bürgerlichen, des rechnenden Standes bedeutete. So blieb das Leben sehr real, sehr derb und sehr trocken, und nur durch einen Humor der Vernunft, der Geschmacklosigkeiten nicht ausschloß, ward es vergoldet. So darf man sich nicht wundern, daß Rembrandt seinen bekannten Ganymed geschaffen hat, daß Wouwermann eine nicht geringe Anzahl stallender Pferde auf seine Bilder brachte, und daß die vlamischen Bauernkirmessen etwa des jüngeren Teniers Muster von Wohlanständigkeit sind gegenüber den entsprechenden holländischen Schilderungen eines Jan Steen und Anderer.

Aber freilich: der holländische Realismus führte zugleich zu einem viel intensiveren Verständniß des Lebens auch auf ästhetischem Gebiete, als es die Vlamen errungen hatten. Alles, was in den vlamischen Bildern noch Phantasie, Stil oder Convention heißt, das trat in der holländischen Malerei zurück; die Allegorie und der mythologische Stoff wurde erst gegen Ende der Blüthezeit wieder gepflanzt; das Heiligenbild lag dem protestantischen Lande von vornherein fern, und auch das biblische Bild fand keine besondere Aufnahme; fast nur Rembrandt und dessen Nachfolger haben es gemalt, aber auch sie nur in durchaus nationaler Auffassung, unter Nichtachtung der kirchlichen

Tradition und unter ausgesprochener Vorliebe für die Stoffe des alten Testamentes. Und nicht minder wie jeder Sinn für hergebrachten Stil fehlte der Sinn für formale Schönheit. Und das traf nicht bloß für den Umriß zu, es galt auch für die Farbe. Wie noch die heutigen holländischen Volkstrachten bizarre Farben lieben, so stand dem Holländer des 16. und 17. Jahrhunderts der Sinn von Natur auf das Bunte, die Palette etwa eines sommerlichen Feldblumenstraußes; noch die Blumenstücke sogar eines R. Saverij beweisen es. Aber dasselbe Volk, das so der ästhetischen Schulung durch die Jahrhunderte, durch Sitte, Religion und Kennerschaft entbehrte, sah mit dem ungetrübten scharfen Auge der Jugend und entdeckte in seinem Lande die Geheimnisse eines neuen Realismus und einer natürlicheren, noch ungekannten Belichtung.

Noch heute studiert sich das holländische Volksleben ungleich leichter als das vlamische, denn es ist ungleich stärker an Wind und Wetter und See und Fluß, an die Factoren öffentlicher Arbeit gebunden. Der Schiffer, der mit diesen Kräften arbeitet, lebt auf der Gracht wie im freien Kanal wie auch am Seestrand ein Leben vor Aller Augen; er gleicht darin dem Italiener, dem Bewohner südlicher Himmelsstriche überhaupt, und so weckt er den Sinn für's Malerische wie dieser. Wer wäre zum ersten und oft wiederholten Male gleichgültig an dem Verkehr eines holländischen Hafens, an den bewegten Bildern einer Fischhalle, an den Familienscenen der Schifferwohnungen in den Schuiten vorübergegangen? Und was sich hier von intimen Vorgängen unter freiem Himmel abspielt, das wird von dem wunderbaren Rahmen der holländischen Städtebauten umschlossen, den stillen Grachten mit ihren grünen Baumzeilen, mit ihren in hellem Theerbraun leuchtenden Schiffen, den gewundenen Straßen mit ihren Häusern ungleich hoher Stockwerke, ihrem Wechsel bunter Fensterläden und rothen Backsteins, der Plätze endlich mit der beherrschenden großen Kirche, dem Rathhaus und dem ewig summenden, beweglichen Marktgewühl.

Die tausend Anregungen aber, die hier auf das Auge einstürmen, werden harmonisch gestaltet durch Luft und Licht. Holland kennt in Stadt und Land nicht die südliche Gluth der Sonne, unter der die Luft erregt emporwallt; weit mehr als im Vlamland, mit Ausnahme etwa weniger Theile im Nordwesten, bleiben die Töne kühl und silbrig, die Stimmungen zart und fein. So wird alle Aufdringlichkeit der Farben und Formen gemildert und versöhnt; in dem geheimnißvollen Medium eines dunstigen und doch klaren Helldunkels weben die Dinge wie zum ersten Male gleichsam geschaffen am frühen Morgen, fester und freudiger in den Stunden abendlicher Dämmerung.

So erzieht das Land an den atmosphärischen Vorgängen selbst das Auge des Malers zum Aufnehmen harmonisirenden Lichts; bei aller Energie der Auffassung des Alltagslebens im Sittenbild und in der Darstellung des Einzellebens wird er sich immer in der Zucht der heimathlichen Luft fühlen, und wo er das große Problem der Landschaft angreift, da wird seine Heimath ihm tiefere Geheimnisse der Belichtung enthüllen, als dem Vlamen.

Das sind einige der wesentlichen Vorbedingungen, unter denen die holländische Kunst des 16. Jahrhunderts erstand, groß ward und in Rembrandt hinauswuchs über alle Errungenschaften des Südens.

Man kann es versuchen, in der Geschichte des großen Zeitalters der holländischen Malerei zwei Perioden zu unterscheiden: eine solche mehr des derben, äußerlichen Realismus, und eine andere der realistischen Wiedergabe des feineren Seelenlebens, der Stimmung, der Selbstvertiefung, die dann aus sich heraus zugleich eine idealisirende Strömung zu entwickeln im Stande war. Die erste Periode würde die des Frans Hals (ca. 1580—1666) sein, die zweite die Rembrandt's (1606—1699); die erste würde in Haarlem ihren Ausgangspunkt und ihren hauptsächlichen Schauplatz finden, und es würde ihr insofern ein gewisser Anschluß an die vlamische Malerei nicht fehlen, als nach dem Falle Antwerpen's (1585) gerade nach Haarlem zahlreiche vlamische Auswanderer ihre Schritte gerichtet und mannigfach in die bauliche und sonstige künstlerische Entwicklung der Stadt eingegriffen hatten; die zweite Periode aber würde räumlich an Amsterdam anknüpfen, das dann Haarlem auf holländischem Boden ebenso abgelöst haben würde, wie einst auf vlamischem Boden an Stelle des mittelalterlichen Gent Antwerpen, die stolze Stadt der Renaissance, getreten war.

Allein eine solche Eintheilung, an sich für eine Betrachtung nur der holländischen Malerei gewiß geeignet, würde doch dem allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Zuge der gesammten niederländischen Malerei weniger gerecht werden. Von ihrem Standpunkt aus erscheinen auch die besten Holländer um Franz Hals nur als auf dem Niveau der vlamischen Malerei angelangt, und über dieses erhebt sich erst Rembrandt.

Freilich hatten inzwischen die Holländer den Weg zu den Problemen, welche Rubens löste, schon selbständig gefunden. Schon bei Pieter Aertszen (1507—1572), wenn nicht früher, sind die Anfänge einer ausgesprochenen harmonischen Farbenstimmung wahrzunehmen; durch alle Farben, auch durch die Schatten seiner Bilder geht ein bräunlicher Gesammtton und hält die Localtöne zusammen. Weiter gehen dann diesen Weg selbst auf dem schwierigen Gebiete des Porträts Aert Pietersen (1550—1662)[1] und noch mehr Nicolaus Elias (1590—1646), vermuthlich der Lehrer des Bartholomeus van der Helst. Dicht aber bis an die Pforte der Beleuchtungsprobleme Rembrandt's führt dessen Lehrer Pieter Lastman (1583—1633); er ist schon gänzlich im Besitze aller vlamischen Errungenschaften und geht darüber hinaus, indem er, namentlich in seinen späteren Bildern, das Licht hoch von einer Seite, meist von links, einfallen läßt, mit ihm nur den mittleren Theil der Darstellung scharf beleuchtet und alles Uebrige in Schatten, Halbschatten und reichstem Tonwechsel zu halten pflegt. Selbstverständlich war bei diesen Versuchen die alte Conturmalerei längst aufgegeben; selbst so weit war man, wenigstens vereinzelt, bald vorgeschritten, daß man die Farben nicht mehr vertrieb, sondern unvermittelt Farbenklex neben Farbenklex setzte; Franz Hals hat in seinem Alter sogar Porträts in dieser Art gemalt.

Aber alledem gegenüber blieb noch ein letzter großer Schritt zu thun: das Licht, der Allbeherrscher unserer Farben- und Körpereindrücke, mußte in

[1] Man vergl. z. B. das Bild 1111 des Rijks-Museums zu Amsterdam.

seine vollen Rechte eingesetzt und damit zum centralen Vermittler unserer Eindrücke auf malerischem Gebiete überhaupt gemacht werden. Diesen Schritt, freilich nur von künstlich gedachten Lichtquellen, bestimmt regulirtem, nicht frei flatterndem Lichte ausgehend, hat Rembrandt gethan. In seinen Bildern schwimmt das Licht gleichsam in der Luft und heftet sich als etwas Wesenhaftes an alles Körperliche und Farbige wie an die dunklen Tiefen des Hintergrunds, ein Geist gleichsam, der über dem Chaos der Farben, Töne, Schatten, der Erscheinungswelt brütet, es lebendig umfaßt, durchdringt und gliedert.

Rembrandt hat sich der Lösung der außerordentlichen, in dieser Richtung gelegenen Probleme einer Stilisirung — und damit zugleich Idealisirung — des Lichtes als des eigentlich Wesenhaften der Erscheinungswelt nicht in dem Sinne der Italiener und auch der Vlamen dadurch genähert, daß er von vornherein breite und einfache Effecte zu gewinnen suchte: indem die Maler der Welt des nackten menschlichen Körpers diesen Weg eingeschlagen hatten, waren sie auf den Abweg einer Auffassung des Nackten als des mehr oder minder Selbstleuchtenden gerathen. Er ging vielmehr von den einfachsten und intimsten Wirkungen des unsicher flimmernden, tausend Reflexe bergenden Lichtes auf gleichviel welche Gegenstände aus; und so werden ihm diese Gegenstände an sich, für sein Hauptvorhaben, fast gleichgültig, und in der bloßen Darstellung der von ihm begrenzten einfachen Lichtwirkung findet er sein Genüge.

Es war ein Verfahren, das ihn alsbald weit hinweg über die Errungenschaften der Italiener und der Vlamen zur malerischen Composition ganz allein mit Rücksicht auf die Lichtwirkung emporhob; vor dem neuen Princip traten nicht bloß die Umrisse, sondern auch die Farben zurück; rein aus den Gegensätzen des Lichtes und Schattens heraus hatte der Aufbau des Bildes zu erfolgen, ja das Bild konnte bis zu dem Grade in sie aufgehen, daß die Vermittlung der Farben und auch der Umrisse überhaupt hinwegfiel. Geschah dies, so war der Uebergang vom Gemälde zur Radirung vollzogen; und es kann zweifelhaft erscheinen, ob man diesem Vorgang entsprechend als das vorzüglichste Mittel der bildlichen Darstellung Rembrandt's nicht so sehr die Oelmalerei als vielmehr die Radirkunst zu betrachten hat. Jedenfalls ist Rembrandt der erste große und der größte Meister vielleicht überhaupt der Radirung gewesen, und erst hier ist er völlig schrankenlos aufgegangen in die Poesie des von ihm gemeisterten Lichtes. In der That erreichte er nun Wirkungen, die sich jeder färbenden Kunst entziehen: indem er im vollen Lichte stehende, kaum anders als leicht umschriebene Figuren einem voll und tief modellirten Hintergrund, einem Schattentheil mit durchgearbeiteten Figuren und detaillirtester Umgebung entgegenstellte, erreichte er den Eindruck des leuchtendsten Sonnenscheins, ja eines fast überirdischen Lichtes.

Und frei durfte sich nun die dichterische Kraft des Künstlers in die weiten Gefilde ergießen, welche die neue Technik eröffnete. Die Gestalten vieler Blätter der Rembrandt'schen Radirungen erscheinen als gleichsam nicht mehr von dieser Welt; sie besitzen kaum noch ein Substrat gemeiner Wirklichkeit, dessen Erinnerung die Einbildungskraft belastet; frei streben sie empor auf Flügeln der Phantasie; der darstellenden Kunst steht jetzt nicht mehr vermöge des Charak-

ters der von ihr dargestellten Welt, sondern vielmehr nur kraft der Mittel ihrer Darstellung selbst der Himmel offen. Ein neuer Höhepunkt der Entwicklung ist erreicht, in dem Realismus und Idealismus sich verschmelzen; in den folgenden zwei Jahrhunderten ist er nicht überschritten worden; noch unser Zeitalter hat von Rembrandt gelernt und an Rembrandt sich begeistert, und erst die Freilichtmalerei der Gegenwart bezeichnet entwicklungsgeschichtlich einen Schritt hinaus über die Errungenschaften des Meisters.

Die holländische Kunst aber nahm wenn auch in den verschiedensten Modificationen auf, was Rembrandt erreicht hatte, und Rembrandt's Bedeutung selbst ist im Einzelnen nur zu verstehen, wenn man seine Thätigkeit vollkommen einschreibt in den Kreis des vor und nach ihm Geschaffenen.

Im Vordergrunde steht da das Porträt, sei es als Einzelbildniß, sei es als Gruppenbildniß im Verband der Familie, der Genossenschaft, der Gemeinde. Denn kein Zeitalter ist bildnißfreudiger, keine Kunst bildnißfertiger gewesen, als die holländische des 16. und 17. Jahrhunderts; noch weit über das frohe Hervorheben des persönlichen Werthes in der italienischen Renaissance hinaus geht der unbewußte Stolz dieser Generationen auf sich und das von ihnen, sei es in Einzelthätigkeit, sei es in corporativem Zusammenwirken Geschaffene.

Und dieser Theil der Kunst ist zugleich fast ohne jeden Abzug national und von fremden Einflüssen unabhängig. So hat schon Jan van Scorel, der sonst so stark italienisirende Meister, in seinen Bildnissen von Pittfahrern nach dem heiligen Lande eine prächtige Galerie individualistischer Köpfe geschaffen. Freilich steckt er noch ganz in der zeichnenden Manier. Ueber ihn hinaus geht dann, namentlich in seinen späteren Werken, der Utrechter Antonis Mor (1512—1581). Er malt mit breiterem Pinsel, vertreibt die Farben mehr, legt die Schatten bisweilen in einem warmen Braun an und erreicht dadurch eine feinere Plastik der Züge. Einen ersten Höhepunkt bezeichnen dann die Porträts der Delfter und Haager Schule, vor Allem Miereveld's (1567—1641) und Jan van Ravesteyn's (ca. 1575—1657); in ihnen ist der Ton schon fast ganz gewonnen, vor Allem aber ein besonderer Vorzug des holländischen Porträts zum ersten Male völlig ausgeprägt: das unbewußte Leben, die reine Selbstverständlichkeit des Sichgebens Seitens der Dargestellten.

Ueber die Delfter und Haager führt erst der Haarlemer Frans Hals zu einer höheren Stufe; ja man kann zweifeln, ob er, durch und durch und fast ausschließlich Bildnißmaler, nicht auf die absolute Höhe des holländischen Könnens auf diesem Gebiete zu stellen ist. Die Porträts von Hals sind nicht mehr in gezwungenen Stellungen componirt, wie oft vor ihm; sie leiden nicht mehr an Buntheit der Farbe: in beiderlei Hinsicht athmen sie das volle Leben des Einfachen, Selbstverständlichen. Und doch sind sie nicht Augenblicksbilder. Hals zuerst hat ganz die schwere Kunst verstanden, Zeit und Nation, Charakterkern und ständige Haltung in den Gesichtszügen der dargestellten Person auszuprägen, er ist der erste große historische Porträtist.

Gegenüber diesen ersten Interessen an der Person hat dann Hals freilich alles Andere, Körperfigur, Tracht, Hintergrund, oftmals zurückgestellt. Sie richtig wiederzugeben, wird schließlich so sehr seine einzige Sorge, daß man sieht, wie es ihn gelangweilt hat, sich mit noch etwas Weiterem abzugeben. Dadurch erhalten seine späteren Arbeiten eine nicht selten brutale Zielsicherheit unter Vernachlässigung jedes Details; man versteht, daß sein Pinsel schließlich wenig gesucht war: in der Armenpflege seiner Adoptivvaterstadt ist er gestorben.

Wie anders war das Schicksal seines wichtigsten Rivalen unter den Zeitgenossen, des Bartholomeus van der Helst! Er war der Liebling der vornehmen Welt Amsterdam's, und reich ist er im Jahre 1670 dahin gegangen. Auch da, wo ihn seine höchsten Leistungen bis in die Nähe der genialen Kraft eines Hals tragen, bleibt er doch von einer etwas gesuchten Eleganz im Porträt nicht bloß, sondern nicht minder auch ein Maler von Sammt und Seide, von Spitzenkragen und prächtigen Kollern, und stets weiß er seinen Köpfen eine neutrale Beleuchtung zu sichern, die ihnen etwas Befriedigendes, aber auch Geleckes und gelegentlich Langweilendes gibt. Freilich das Alles im Vergleich mit den Porträts eines Hals; an sich betrachtet wird van der Helst immer den Namen eines der ersten Porträtisten aller Zeiten verdienen, hoch steht er noch über so tüchtigen Meistern wie einem de Keijser, und ohne Scheu mag man ihn dem Blamen van Dijk vergleichen.

Neben Hals und van der Helst aber steht Rembrandt. Er übertrifft sie an Intensität der Auffassung, an Temperament, an künstlerischem Charakter. Aber indem er auch das Porträt seiner idealisirenden Lichtführung unterwirft, ist er nicht in dem Grade wie Hals unerbittlicher Wirklichkeitsmaler mehr; seine Bildnisse sind zugleich in besonderem Maße Denkmäler seiner Phantasie, nicht bloß geschichtliche Monumente. So ist er von nie erreichter Gewalt, wo er Stimmungen geben kann, deren Ausdruck durch gleichmäßige Entschlossenheit der zeichnerischen und malerischen Anlage, vor Allem aber der Belichtung erreicht werden kann. Nichts herrlicher in dieser Hinsicht als die reiche Reihe seiner Selbstbildnisse. Neben den dauernden Formen des Antlitzes und den bleibenden Eigenschaften des Charakters tritt hier vor Allem doch die feinste Schattirung augenblicklicher Laune, Stimmung, Disposition hervor: bald erscheint der Meister stillvergnügt, bald ausgelassen, bald sinnend oder beschäftigt, bald ernst oder von grübelnder Melancholie. Es ist, als sähe man die Natur nicht an sich, sondern hindurch durch den Wechsel der Jahreszeiten.

Aber freilich trat auch im 17. Jahrhundert und selbst in Holland das Individuum noch nicht mit dem Subjectivismus der Gegenwart, dem ausschließlichen Verlangen, an sich zu gelten, hervor. Wurde es, von Rembrandt zur Darstellung gebracht, dem Spiel einer selbstsicheren künstlerischen Einbildungskraft unterworfen, so fand es sich in der Welt selbst meist in die Formen eines gesellschaftlichen Lebens eingeschrieben, dem mittelalterliche Gebundenheit noch keineswegs völlig fern stand. So überwog auch noch nicht das Bedürfniß des Einzelporträts. Vielmehr sind Gruppenbildnisse das eigentlich Bezeichnende der holländischen Kunst auch noch des 17. Jahrhunderts.

Auf diesem Boden entstehen die berühmten Doelenstücke; breite Porträtgruppen der Mitglieder militärischer, handwerklicher, wohlthätiger, auch wohl gelehrter Genossenschaften, wie sie noch jetzt vielfach an den Orten hängen, für die sie gestiftet wurden, in Schützenhäusern (Doelen) [1]), Zunftstuben, Hospitälern, oder wenigstens am Orte und im Lande selbst in Museen geblieben sind, so daß man sie auch heute noch, glücklich genug, nur in Verbindung mit Land und Leuten verstehen und genießen kann. In dieser Richtung liegen nun die bezeichnendsten Leistungen der holländischen Porträtmalerei überhaupt, und der reiche Kranz ihrer Schöpfungen zieht sich von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hinüber bis in die Zeiten Halsens, van der Helst's und Rembrandt's.

Die Meister der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gaben dem damals noch specifisch mittelalterlichen Bedürfniß gemeinsamer Porträts genossenschaftlicher Verbände zunächst in einfachster Weise Ausdruck, indem sie etwa, wie Jan van Scorel in einem schon erwähnten Bilde, seinen Jerusalemwallfahrern, Kopf neben Kopf setzten. Waren die Leistungen dieser Art an sich schon ausdrucksvoll genug, so ging man doch, vor Allem in den Schützenstücken, bald weiter. Man gab nicht bloß Köpfe, sondern Ganz- und Halbfiguren, und man stellte diese Figuren bald nicht mehr nach Art der heutigen Massenphotographien neben einander, sondern man suchte Beziehung und Leben zwischen ihnen herzustellen.

So wurde es in Haarlem seit dem Bilde des Cornelis van Haarlem vom Jahre 1583 Sitte, die Schützenbrüder bei der Mahlzeit darzustellen; und über vierzig Jahre hat sich diese Auffassung dort gehalten. Wir verdanken ihr die herrlichen Bilder von Frans Hals (seit 1616), in denen das Porträt zum Sittenbild erweitert ist, und aus denen dem Beschauer noch heute, wenn er das Haarlemer Museum durchwandelt, die Gesellschaft der Stadt aus den Jahren ihres höchsten Aufschwunges und frischesten Lebens leibend und lebend entgegentritt.

Welch' ein Gegensatz dieser Bilder zu der berühmten Mahlzeit der Amsterdamer Sanct Jorisschützen vom Jahre 1648, dem Meisterwerke des Bartholomeus van der Helst! Dort viel Gemeingefühl, lustige Derbheit und die Wohligkeit der allerjovialsten Laune, hier gemessene Haltung und eine Vornehmheit des Pinsels, die trotz Allem dem Einzelbildniß zum Rechte verhilft.

Mit der steigend patricischen und darum immer vornehmeren Haltung der Schützengesellschaften war es den Dargestellten anscheinend bald nicht mehr fein genug, sich beim lustigen Mahle schildern zu lassen; das Holland der Mitte des 17. Jahrhunderts wünschte neue Vorwürfe, die sich mit den geänderten Gesellschaftsbegriffen vertrugen. So hat schon Jan van Ravesteyn in seinen Doelenstücken von den Jahren 1616 und 1618 die Haager Schützenofficiere gemalt, wie sie nach jährlichem Brauche vom Rathe mit einem Becher Ehrenweins empfangen wurden; die Residenz ging mit der feineren Auffassung voran.

[1]) Doel heißt Ziel, dann abgeleitet Zielgraben, Schützengilde.

Im Verlaufe der auf diese Weise frei gewordenen Bahn ist dann das berühmteste Doelenstück überhaupt entstanden, die sogenannte Nachtwache Rembrandt's, der Auszug der Amsterdamer Schützencompagnie des Hauptmanns Frans Banning Cock. Durchschreitet man im Amsterdamer Reichs-Museum den Eingang des ersten Stockwerks, so erhält man von dem in einen Saal auslaufenden Hintergrunde her den magischen Eindruck eines Lichtes, das unwiderstehlich anzieht. Es ist die aus dem Rahmen der Nachtwache heraus brennende Spätabendsonne. Tritt man dem großen Bilde näher, so sieht man in lebhafter Bewegung eine Menge Fußvolks aus einem Portale hervorquellen und eine Stufe hinab schreiten zur Ordnung und Sammlung: Schützen, Trompeter, Fahnenträger, in der Mitte der Hauptmann, dem Lieutenant Befehle ertheilend. Es ist ein durchaus dramatischer Vorgang, der aus dem Persönlichen heraus ins Typische gehoben ist durch das Alles verklärende, gruppirende, Wichtiges wunderbar hervorhebende Licht. Der Eindruck so vieler verwirrender, lebendigst gegebener Einzelheiten bleibt deshalb trotz alles Durcheinanders dennoch harmonisch und einheitlich, und Niemand, der ihn gehabt, wird ihn jemals vergessen.

Freilich, das Interesse am Porträt kommt bei dieser Auffassung zu kurz; gesiegt hat das Historienbild. Es ist ein Wechsel, der nicht im Sinne der Besteller gelegen haben mag; Rembrandt hat keinen Schützenauszug mehr gemalt.

Wie die Schützen hatten aber auch andere, mehr oder minder geschlossene Kreise begonnen, sich in Gruppen malen zu lassen: die Gildenvorsteher, besonders die der höheren Berufsarten, der Aerzte, Goldschmiede u. s. w., die Spitzen städtischer Behörden, die Regenten von Hospitälern, Stiftungen, selbst Frauencollegien.

Es war eine Sitte, die auch den Vlamen nicht ganz fremd war; ihre höchste Ausbildung aber erreichte sie doch bei Weitem in Holland. Und wieder war es neben Frans Hals vor Allem Rembrandt, der hier dem volksthümlichen Brauche die höchste Weihe gab. Seine Anatomie vom Jahre 1632, eine Demonstration des Anatomieprofessors und Meisters der Amsterdamer Gilde der Wundärzte Tulp am Leichnam vor den anderen sieben Vorstehern dieser Gilde kann als das Meisterwerk aller dieser Stücke gelten.

Die ständige Schwierigkeit solcher Gemälde, das mechanische Neben-, nicht Zueinander einer Anzahl von Porträts, ist hier ebenso sehr vermieden, wie das Unangenehme des besonderen Stoffes. Man bemerkt den Leichnam kaum, so wird man von den lebhaften geistigen Beziehungen der acht Personen, des sprechenden Lehrenden und der zuhörenden Lernenden gefesselt. Es ist ein Meisterstück, das von keinem der späteren zahlreichen Stücke verwandter Art erreicht wurde, das auch nicht übertroffen wird von der Behandlung eines anderen Types der Regentenstücke durch Rembrandt selbst, durch die Staalmeesters vom Jahre 1661. Denn hier hat Rembrandt die Aufgabe nicht sittenbildlich und nicht historisch gefaßt, sondern ist, an sich freilich meisterhafter, Bildnißmaler geblieben. Er rückt damit für das Regentenstück im Allgemeinen in eine Reihe mit einem Thomas de Keijser, von dem namentlich

die sogenannten „Bürgermeister von Amsterdam" im Haager Museum in diesen Zusammenhang gehören, und mit Frans Hals, von dem das Haarlemer Museum die herrlichsten Bilder auch dieses Types enthält, wie sie Hals noch bis zu seinem achtundsiebzigsten Jahre, zuletzt mit unerhört breitem, ja zerfließenden Pinsel, und dennoch höchst charakteristisch, geschaffen hat.

In den Doelen- und den Regentenstücken hat das Bürgerthum Hollands, die regierende Classe, sich selbst verewigt: es sind Historienbilder, nicht bloß Summen von Porträts, die zu uns sprechen. Aber dem Leben der herrschenden Gesellschaftsschicht gemäß sind es doch zugleich auch Sittenbilder. Damit wiederholt sich für die holländischen Porträtisten eine Erscheinung, die sich, wenn auch aus anderen Gründen, zugleich auch in Spanien bei Velasquez, in Italien bei Giorgione und Palma beobachten läßt: sie sind zugleich Genremaler; mit der Entwicklung des Porträts hat zugleich das Sittenbild Fortschritte gemacht, und in Holland ist Frans Hals nicht bloß der erste classische Bildnißmaler, er ist zugleich auch der Schöpfer des classischen Genrebildes gewesen.

Wenn man will, kann man freilich das Sittenbild auch auf holländischem Boden schon weiter zurückdatiren; schon Geertgen von St. Jans aus Haarlem und der sogenannte Meister von 1480 zeigen Anfänge des Genrehaften, und eine erste Stufe der Vollendung hat bereits Lucas von Leiden erreicht. Allein es handelt sich da um Bilder, in denen das Sittenbildliche doch erst so zu sagen unbewußt, der allgemeinen Neigung zur gegenständlichen Darstellung entstammend, auftritt, in denen es mithin der Regel nach noch Beiwerk irgend eines anderen, moralischen, religiösen, historischen Bildinhaltes ist — nicht aber um Genrebilder an sich, die gar nichts geben wollen als eben das Genre selbst. Und von dieser Art sind auch noch die meisten Sittenbilder des 16. Jahrhunderts, wenn auch die Ausnahmen immer häufiger werden; ja in diese Kategorie gehören auch noch die Doelen- und Regentenstücke, insofern man sie als Sittenbilder auffaßt.

Das eigentliche Sittenbild aber entsteht demgegenüber erst dann, wenn irgend ein Vorgang genrehaften Charakters an sich, ohne weitere inhaltliche Zuthat, für interessant genug gehalten wird, um den Gegenstand eines Gemäldes zu bilden. Es kann das von zwei Gesichtspunkten her geschehen. Einmal kann das Malerische an sich fesseln, also ein ästhetisch-technisches Interesse vorwalten. Es ist vorhanden, sobald neben dem Genrebild auch Stillleben und Blumenmalerei auftreten; denn diese verdanken ja eben fast ausschließlich einem solchen Interesse ihre Entstehung; in Holland tritt dieser Zusammenhang im Laufe der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf. Daneben aber muß noch ein anderer, inhaltlicher Gesichtspunkt walten: das Genreleben muß an sich als würdiger Vorwurf der Malerei gelten. Hierfür ist die mindeste Voraussetzung eine Gesellschaft, die sich selbst gern im Bilde sieht, weit besser aber ein social getheiltes Volksthum, dessen obere Schichten das Leben der unteren Classen fremdartig und somit unter starker Einwirkung auf die Phantasie berührt. Beide Voraussetzungen trafen für das Holland der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu, und wie aus dem Dasein der ersteren die Doelen- und Regentenstücke hervorgingen, so aus dem Eintritt der zweiten das

häufig genug carikirte Sittenbild der niederen Volksschichten: die Kirmeß- und Kneipenscenen, die Dirnenbilder, die Darstellungen von Quacksalbern und Wahrsagerinnen, die Bilder des Lebens im Freien, des Krieges, der Hauderei, des straßenwärts betriebenen Handwerks u. s. w.

Indem aber das Interesse an allen diesen Bildern zunächst ein gegenständliches war, ja, vornehmlich bei dem Sittenbild der feineren Gesellschaft, den Briefscenen, Tanzbildern, Gastmählern, wie sie neben das niedere Genre treten, durch Zugrundelegung irgend welcher gegenseitiger Beziehungen der dargestellten Personen ins Psychologische, Novellistische, Romanhafte gesteigert ward, war die Genremalerei nicht eigentlich und in erster Linie dazu geschaffen, entwicklungsgeschichtliche Fortschritte zu zeitigen. Sie folgte vielmehr den von anderswoher kommenden Anregungen; so haben die früheren Genremaler den Ton aufgenommen, und die späteren Meister des Sittenbildes, der wunderbar kraftvolle Steen oder der übertrieben charakterisirende Ostade, schufen mit der ganzen Wucht der mittlerweile entwickelten künstlichen Belichtung. Aber die mit dieser Belichtung gegebenen Probleme zu weiterem Fortschritt haben sie nicht wesentlich gefördert. Sieht man auch davon ab, daß für ihre Bilder, die meist Innenräume darstellen, die künstliche Lichtführung von vornherein nur schwer zu übertreffende Vortheile bot, so lag es in der Richtung selbst mit ihrer Betonung des Gegenständlichen, daß ihre Malerei ein möglichst leicht zu verstehender Dolmetsch dieses Gegenständlichen, des Inhaltes, werden mußte. Und hierfür empfahl sich kein Experimentiren mit neuen malerischen Möglichkeiten, sondern die möglichst klare, glatte, ja geleckte Anwendung des Bekannten. So nimmt denn die Genremalerei einen Verlauf in dieser Richtung — man denke an die Bilder eines Don (1613—1675) oder Metsu († 1667) — und die Weiterführung der großen malerischen Probleme blieb Sache der Vertreter eines andern Zweiges der Malerei, der Landschaft.

Aus sehr einfachem Grunde aber drängte sich vor Allem hier das Unzulängliche der künstlichen Lichtführung auf: die Landschaft führte ins Freie, in die ungebundenen und unlenkbaren atmosphärischen Wirkungen des Lichtes; eine außerordentliche Summe neuer Probleme stieg damit empor: an die Stelle der Bewältigung des künstlichen hätte die Bewältigung des natürlichen Lichtes treten müssen. Ist sie den holländischen Landschaftern gelungen?

Das Mittelalter, ja im Großen und Ganzen auch die Zeit der Renaissance hatten eine selbständige Landschaft überhaupt noch nicht gekannt; ihnen bildete das Landschaftliche nur den Hintergrund irgend welcher figürlichen Scenen. Dementsprechend hatte man sich bis ins 15. Jahrhundert hinein mit sehr einfachen landschaftlichen Andeutungen fast symbolischer und ornamentaler Natur beholfen: grotesken Felsen, stilisirten Bäumen u. dgl. Die Tiefenwirkung als solche war dabei noch gar nicht beachtet worden, es sei denn in schwachen Versuchen, die wenigen landschaftlichen Requisiten coulissenartig zusammenzuschieben; und noch nicht einmal so weit war man in der Beobachtung gelangt, um zu erkennen, daß Gegenstände in der Ferne unserem Auge in minder scharf umrissenen Conturen erscheinen. Dementsprechend verfuhr man in der Wiedergabe der Umrisse scharf zeichnerisch: die Gegenstände des Hintergrundes

wurden so dargestellt, wie sie das Adlersauge erblicken mag oder sie etwa ein Fernrohr dem menschlichen Auge darbietet; von einer Vertreibung der Linien war keine Rede, selbst dann noch nicht, als man die Gesetze der Linearperspective kennen gelernt hatte und somit im Stande war, den Hintergrund durch Convergenz der Linien herauszuarbeiten; noch alle Vlamen bis auf Jan Brueghel (1569—1626) verfahren so, und nicht minder die Holländer, ein Koninxlo († 1607) und Andere[1]), welche anscheinend die Malerei Oudewater's und seiner Zeitgenossen durch Einführung vlamischen Einflusses verdrängt haben, ja selbst Elsheimer steht noch ganz auf dem Boden der Umrißmalerei.

Wie sollten nun in einer Zeit, die sogar den Umriß der Landschaft noch nicht bewältigt hatte, schon die Probleme der Luftperspective gelöst worden sein?

Im 15. Jahrhundert hatte man überhaupt erst, wenn auch nebensächlich, die Landschaft malerisch als Ganzes zu betrachten begonnen, indem man auf religiösen Bildern den Goldgrund in seinen unteren Theilen durch eine Landschaft ersetzte, später ihn auch nach oben zu Gunsten eines natürlichen Himmels wegfallen ließ. Die Landschaft, die auf solche Weise, als Ergänzung gleichsam des Figurenbildes im Vordergrund, entstand, wurde Anfangs fast stets im Sinne eines Fernblickes aufgefaßt, heiter, hell, ohne Mittelgrund, mit Vorliebe in einheitlichem, jeder feineren luftperspectivischen Wirkung entzogenem Sonnenglanz. So haben die Niederländer des 15. Jahrhunderts gemalt, so gelegentlich noch Lucas von Leiden, wie im inneren Deutschland Dürer.

Aber früh, sehr deutlich z. B. bei Roger von der Weiden, stellten sich doch schon leise Anfänge der Luftperspective ein, freilich sehr mechanisch, indem man die hinter einer gewissen Linie liegenden Parthien der Landschaft in blauen Nuancen hielt. Völlig entwickelt, bis zur sattesten Färbung in regenschwerem Ultramarin, nicht selten mit einem Zug ins Grünliche, findet sich dann dieses Blauen des Hintergrundes beim älteren Brueghel[2]).

Von dieser Stufe aus ging dann die Entwicklung, wohl unter Beihülfe italienischer Einflüsse, von dem Augenblicke an weiter, da sich die Landschaft im Verlaufe des 16. Jahrhunderts aus ihrer bloßen Ergänzungsstellung zum Figurenbild auslöste und selbständiger Vorwurf der Malerei wurde. Jetzt entstand die Nothwendigkeit, ihr zu den schon vorhandenen zwei Gründen einen eigenen Vordergrund landschaftlichen Charakters zu geben. Indem das geschah, entwickelte sich das Schema der drei Gründe: Vordergrund, Mittelgrund, Hintergrund, und indem für die drei Theile die Töne braun, grün und blau ständig angewandt wurden, erschien das Problem der Luftperspective mit Hülfe der damals entwickelten Tonmalerei zwar noch sehr roh, aber immerhin doch schon in einer bestimmten, conventionellen Form gelöst.

---

[1]) Vergl. Dresdener Galerie Nr. 857 (Koninxlo) und 1143 (der zum Holländer gewordene Vlame Kerrincx, † nach 1652).

[2]) Ueber die binnendeutsche Entwicklung (bis auf Altdorfer) vergl. meine Deutsche Geschichte, V², S. 206.

Nach dem Schema der drei Gründe haben dann fast alle Maler des 16. Jahrhunderts gemalt; noch Rubens hat es nicht ganz überwunden, und in mannigfachen Abwandlungen[1]) hat es vielfach noch fortgedauert bis weit ins 18., ja bis ins 19. Jahrhundert.

Allein bei der braunen, grünen, blauen Tonmalerei der drei Gründe konnte man nicht stehen bleiben. In der Zeit, da Rubens und Rembrandt über die bloße Harmonisirung der Localtöne durch ein gemeinsames farbiges Medium hinweg zu dem großen Problem wirklicher Belichtung vordrangen, mußte sich auch in der Landschaft das gleiche Problem erheben. Freilich im Süden, im Vlamland, ging man ihm, wie wir schon wissen, wenig nach. Wie aber stand es im Norden?

Die niederländische Landschaft und namentlich die niederländische See hat vielleicht ihre reizvollsten Augenblicke dann, wenn ein voller Sonnenglanz in tausend zarten Lichtern über ihr webt. Die Maler des 15. Jahrhunderts haben das wohl gewußt, eben diesen Moment haben sie mit ihren unvollkommenen Mitteln festzuhalten gesucht. Die Landschaften der großen holländischen Zeit dagegen bringen diese Stimmung nur äußerst selten zur Darstellung, und wo sie es versuchen, da mißlingt es, sie durchzuführen[2]). Warum? Sie fühlen sich noch nicht im Besitze des Geheimnisses der Wiedergabe des vollen natürlichen Lichtes.

Darum zeigt die Landschaft dieser Zeit selbst da, wo ihre Conturen schon verschwimmen und das Schema der drei Gründe weithin gelockert ist, doch der Regel nach bedeckten Himmel und damit eine sehr einfache, oft recht willkürliche Lichtführung: indem man den Himmel in unbestimmtem Lichte hält, wird ein Surrogat des natürlichen Lichtes für die unter ihm liegende Landschaft möglich. Ja, zumeist bleibt das Ganze überhaupt in der Farbe und gelangt nicht zum Dasein in Licht, und demgemäß ist die Tonmalerei weit verbreitet auch neben den drei Gründen, deren etwa noch festgehaltene Farben dann neben dem Gesammtton als weitverbreitete Localfarben erscheinen. So hat v. d. Velde seinen grauen, Goijen seinen gelbbraunen, bisweilen grünlichen, Berchem seinen gelblichen, Everdingen seinen Silberton gehabt. Poelenburg und seine Nachfolger arbeiteten gewöhnlich mit einem braunen Grundton; ein grüner Ton ist charakteristisch für Ruisdael und seine Schule, und Rembrandt endlich mit seinen Nachfolgern tauchte die Landschaft in dunkles Goldgelb.

Am höchsten aber steht die holländische Landschaft noch da, wo sie unbekümmert um das natürliche Licht auf der Höhe der von Rembrandt für geschlossene Räume entwickelten Lichtführung künstliche Belichtung auch für die Landschaft verwendet. Hier liegen die Ruhmestitel Ruisdael's, der seine Landschaften so oft, obwohl sie nicht in hellem Lichte liegen, doch innerlich durch-

[1]) Deren hat namentlich der jüngere Teniers († 1690) versucht.

[2]) Man vergl. z. B. Frankfurt, Städel'sches Institut, Nr. 320 (v. d. Velde), und ähnlich Nr. 320a; daneben zum Vergleich a. a. O. Nr. 255 (v. d. Neer); in Wien Galerie Liechtenstein Nr. 515 (Sachtleven) und, besonders interessant durch das Experiment der Abendstimmung, den nicht numerirten Everdingen derselben Galerie.

glüht und in ihren Wasserfällen alle Geheimnisse einer idealen Lichtführung spielen läßt, hier die Verdienste Hobbema's, dieses am meisten holländischen aller niederländischen Landschafter, der seine gelblichen Sommerabend- und Herbststimmungen durch größere Gegensätze von Licht und Schatten dramatisch zu beleben pflegt.

Indem aber so eine vollendete Tonmalerei bei stilisirter Lichtführung die entwicklungsgeschichtlich höchste Stufe der holländischen Landschaftskunst bleibt, war es klar, daß diese Kunst, wenn irgend eine, zur Wiedergabe von Stimmungen, d. h. zur idealen Steigerung der natürlichen Landschaftswerthe, geschaffen war. Hier konnten all' die Ueberraschungen einer künstlichen Belichtung angewandt, hier die geheimen Trümpfe des Rembrandt'schen Helldunkels ausgespielt werden, und kam noch eine besondere Stimmung an sich, etwa die der Mondscheinnacht, hinzu, so lag die Möglichkeit vor, Vollendetes zu schaffen: welch unvergeßlichen Eindruck macht z. B. die v. d. Neer'sche Mondlandschaft der Steengracht'schen Sammlung!

Nun trug aber der holländische Charakter auf diesem Gebiete vor Allem in das Idyllische und Lyrische und damit in eben jene Empfindungen hinein, denen die heimische Landschaft gerecht wurde. Deshalb gelang es, diesen Landschaften fast stets Stimmung zu geben, und selbst die Marinen erhielten sie, soweit nicht der heroische Charakter des Meeres in Frage kam. Freilich behielten dabei auch die Meeresidyllen noch etwas Todtes. Es gibt einen Augenblick, in dem die Wogen der Nordsee von fast metallener Schwere und Dichtigkeit zu sein scheinen, unmittelbar nach Sonnenuntergang, sie ziehen dann wie flüssige Bronze daher; im Sinne dieser Auffassung, aber die schweren Wogen unter Tageslicht gestellt, haben die Idylliker nur zu oft das Meer gemalt, und ihre Bilder haben dann etwas Lichtlos-Massives, Undurchsichtiges erhalten.

Ueber die Idyllik seiner Landsleute aber ragt einer empor: Ruisdael. Auch er hat wohl gelegentlich das Heroische ins Romantische, das Düstere ins Elegische gezogen, aber wo es darauf ankam, stand ihm doch auch der Heldenton zur Verfügung, und nie verlor er sich aus dem Erhabenen ins Monotone. So hat er in seinem brandenden Haarlemer Meer bei regendunkler Beleuchtung (Brüssel) die wilde Poesie der See, in seinem Judenkirchhof (Dresden) die erhabene Ruinenstimmung mit ergreifender Wahrheit zum Ausdruck gebracht, und er hat es für richtig gehalten, bei solchen Absichten bisweilen auch schon die Natur zu idealisiren, die Vedute zu verlassen und einem persönlichen Stil zu folgen. Mit all' diesen Eigenschaften weist er, wenn auch entwicklungsgeschichtlich in seiner Zeit stehend, doch über sein Jahrhundert ahnungsvoll hinaus in die heroisch-idealistische Malerei späterer Zeiten.

Wir aber stehen am Schlusse des Entwicklungsganges der großen niederländischen Kunst. In einfacher Stufenfolge vollzieht sich ihr Aufbau: von der noch zeichnenden Malerei des Localtons schreitet sie fort zur allgemeinen Tonmalerei und von dieser zu den Problemen der Belichtung. Aber an diesem Wege blühen tausend Blumen und spenden weitragende Bäume Jahrhunderte überdauernden Schatten. Eine außerordentliche Fülle von Künstlern, von denen viele hier nur gelegentlich und nur beispielsweise erwähnt worden sind, hat im Verlauf

dieser Kunst gewirkt, und an diesem Verlaufe selbst ist das niederländische Volk mehr als je ein deutscher Stamm zu einem Kunstvolk geworden.

So konnte der Verfall nicht allein technisch und ästhetisch, durch Erschöpfung des Kunstprincips, bedingt sein; er war zugleich mit veranlaßt durch den Verfall der Vlamen und Holländer selbst.

Gewiß führte die extreme Ausnutzung der neu gefundenen Lichtwirkungen, ohne daß man doch den Weg zur Freilichtmalerei fand, zu einer unerhörten Breite des Pinsels, zuletzt hier und da zu einer Klex- und Fleckenmanier, die die Malerei unter der Voraussetzung künstlicher Belichtung zur Selbstauflösung brachte. Wenn aber die Vorwürfe der Großmalerei hinwegfielen oder bombastischen, innerlich leeren Aufträgen wichen, so war das nicht minder die Schuld einer verfallenden Gesellschaft. Im Vlamland hatte schon die Mitte des 17. Jahrhunderts, nach kurzem Aufflackern einer künstlichen Erhebung, die schließlichen Consequenzen des fremden, katholischen Regimentes gebracht; im Norden ging die Republik in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück; um 1720 war ihr Verfall entschieden, und schon vor dem politischen Sturz sah man die sociale Zersetzung: eine Geldaristokratie ohne Traditionen, ohne nationalen Zug und sociales Gewissen stieg empor und unterwarf, was noch von Kunst vorhanden war, ihrem Bedürfniß.

Damit siegte der Salonton und, wenn es hoch kam, der kennerhafte Eklekticismus. Der Salonton brachte dem Sittenbild noch eine kurze Todesblüthe. Es ging nun ganz in Feinmalerei auf; schon Dou hat an einem Besenstiel wie ein Finger lang viele Tage gemalt; Andere trieben es später noch gewissenhafter, d. h. schlimmer. So kamen die geleckten kleinen Bildchen, die nach Porzellanmalerei aussehen, auf, und in ihnen saßen, gingen, ruhten kleine Persönchen in Sammet und Seide, aber schön und sauber gemalt von Specialisten in Küchenscenen und in Salonscenen, in Bauernscenen und in Kuppelscenen und in was weiß ich sonst, sagten aber im Grunde Niemandem etwas, sollten auch nichts sagen, denn ihr Zweck war Decoration der Wände.

Jener Eklekticismus aber, der es gut meinte, wirkte am Ende fast noch verderblicher. Auch er wollte freilich zumeist kleine Bilder, nicht aufregenden Inhalts, für den Salon, aber er war doch auch größeren Aufträgen nicht grundsätzlich abgeneigt. Eines aber erstrebte er unter allen Umständen: Befriedigung seiner Kennerschaft, vor Allem also raffinirteste Technik. So wurden unter seinem Einfluß die Maler zu überaus feinen Handwerkern, die schließlich, wie ihre Aufträge bei hochmögenden Mijnheeren, so ihre Seele bei Künstlern außer Landes suchen mußten. Es war der Grund, warum sie, aus anderen Motiven freilich als dereinst ihre Ahnen, von Neuem auf die Nachahmung der Italiener verfielen und damit dem Geiste ihres Volkes verloren gingen.

Ueber dem Grabe aber der niederländischen Kunst erhob sich auch für Vlamland und Holland drohend und siegreich der Einfluß der Franzosen.

Molière.

Von

Heinrich Morf.

[Nachdruck untersagt.]

Mit einem anderen großen Dramatiker der Neuzeit, mit Shakespeare, theilt Molière das Schicksal, daß so zu sagen nichts von seiner Hand Geschriebenes auf uns gekommen ist. Mangel an authentischen Documenten legt sich wie ein Schleier zwischen diese großen Menschen und die Nachwelt. Dazu sind die biographischen Nachrichten der Zeitgenossen über Molière sehr spärlich. Viele nennen ihn in freundlicher oder feindlicher Gesinnung, doch sprechen sie vom Dichter und seinen Werken, vom Schauspieler, kaum vom Menschen.

Neun Jahre nach seinem Tode veröffentlichten Freundeshände eine kurze Lebensnachricht von wenigen Seiten: das ist das bescheidene biographische Denkmal, welches das sogenannte classische Jahrhundert einem seiner Heroen gesetzt hat. Sonst finden wir da nur einige beiläufige Erwähnungen oder Schmähschriften in Versen (Elomire hypochondre ou Les médecins vengés, 1670) und in Prosa (Les intrigues de Molière et celles de sa femme ou La fameuse comédienne, 1680), welche des Dichters Privatleben mit scharfblickendem, aber auch entstellendem Hasse ans Licht zerren.

Das 18. Jahrhundert hat, nach Grimareſt's „Vie de Mr de Molière" (1705), hauptsächlich den Molièremythus, den roman de Molière gepflegt und gefördert, den unsere Zeit durch urkundliche Forschungen wieder zu zerstören bemüht ist. Sie hat eine Reihe von vergilbten Documenten zu Tage gebracht, Ehecontracte, Nachlaßaufnahmen, Schuldverschreibungen, Miethverträge u. s. w. Denen verdanken wir es, wenn wir heute die Verhältnisse, aus welchen Molière hervorgegangen, und die Wechselfälle seiner Schauspielerlaufbahn in vielen Punkten besser lernen, als die älteren Biographen. Aber wie viele Lücken lassen auch diese immerhin bescheidenen Entdeckungen unausgefüllt!

Molière heißt mit seinem Familiennamen Jean-Baptiste Poquelin. Die Poquelin sind eine aus dem Beauvaisis stammende, seit dem 16. Jahr-

hundert in Paris niedergelassene Familie. Der Großvater Molière's war ein wohlhabender Möbelhändler (marchand tapissier). Die Großmutter stammte aus Musikerkreisen. Sie hat der Krämerfamilie der Poquelin etwas Künstlerblut zugeführt. Vom Großmütterchen mag Molière die Lust zum Fabuliren gekommen sein.

Der Vater erwarb zum ererbten Möbelgeschäft das Amt eines der acht tapissiers ordinaires de la maison du Roy, eine Charge, welche ihn zum Hoflieferanten machte und ihm, wie seinen Collegen, die Hut des königlichen Mobiliars, besonders die Sorge für Seiner Majestät Bett auferlegte, dessen tägliche Zurüstung er jeweilen während dreier Monate des Jahres zu überwachen hatte.

Aus der Ehe dieses Jean Poquelin mit der Tochter eines Collegen, Marie Cressé, gingen sechs Kinder hervor, von welchen drei zu Jahren kamen: unser Dichter, der Erstgeborene, vom 15. Januar 1621, ein Bruder, der mit dreißig, und eine Schwester, welche mit vierzig Jahren starb. Die Kinder Poquelin haben eine schwache Constitution als Angebinde auf die Welt mitbekommen, wohl das Erbe der Mutter, welche nach elfjähriger Ehe mit vierunddreißig Jahren schied. Auch Molière war lange Jahre leidend.

Jean Poquelin, der Vater, war ein auf Erwerb bedachter Geschäftsmann, doch wohl weniger hart, als ihn das unsichere Auge der forschenden Nachwelt erkennen will. Das Inventar seiner Wohnung verräth das Walten einer sorgsamen Hausfrau, welche aus ihrem Wohlstande Nutzen für Schmuck und Behaglichkeit der häuslichen Einrichtung zu gewinnen verstand. Diesen Zug wird man beim Schauspieldirector Molière wiederfinden. Im Uebrigen ist ein Einfluß der Mutter auf den Sohn, der sie ja mit zehn Jahren verlor nicht erkennbar. In den Gemälden menschlichen Lebens, welche Molière's Dramen enthalten, fehlt die Mutter, fehlt das Bild eines innigen Verhältnisses zwischen Mutter und Kind.

Etwas spät, erst mit vierzehn Jahren, tritt der junge Poquelin 1635 in ein Jesuiten-Gymnasium, wo eifrig Latein und Scholastik, aber kein Griechisch getrieben wird, und die weltmännische Bildung der Schüler im Vordergrund steht. Das von den Jesuiten gepflegte Schultheater regte ihn gewiß ebenso an, wie es später den jungen Voltaire beeinflussen wird.

Im Jahre 1640 absolvirt er die Schule und wird Studiosus juris. Er erwirbt sich zu Orleans den Doctorhut. Daß er je als Anwalt thätig war, ist wenig wahrscheinlich.

In diesen Jahren hört er auch Vorlesungen bei dem Philosophen Pierre Gassendi. Während die Renaissance des 16. Jahrhunderts ihre naturalistische Freidenkerei auf Lucrez begründete, ging Gassendi direct auf Epikur zurück und wurde so zum Erneuerer der materialistischen Weltanschauung im Abendland. Libertinage nannte man damals diese Freidenkerei und Libertins Diejenigen, welche ihr anhingen. Der Nachdruck, mit welchem die Libertins der asketischen Kirchenlehre gegenüber die Ansprüche der irdischen Interessen und das Recht auf Lebensgenuß vertheidigten, führte sie leicht zur Ueppigkeit und Ausschweifung, und so ward ihr Name und derjenige ihrer Lehre bald zur Bezeichnung zuchtloser Lebensführung.

Gassendi hat bleibenden Einfluß auf Molière's Lebensanschauung gewonnen. Er hat den unkirchlichen Sinn, den Epikuräer in ihm erzogen und gebildet und die Ueberzeugung in ihm bestärkt, daß das Leben gut und des Genusses würdig sei, daß man pflücken solle, was es bietet: Ruhm, Geld, Vergnügen, Liebe; daß in der Natur die höchste Lebensweisheit liegt, wie Montaigne sagt, und daß wir ihrer süßen Führung, welche uns durch den Trieb zur Freude lenkt, uns überlassen dürfen.

Und zur theoretischen Schule des Libertinage im Hörsaal gesellte sich auch die praktische in der Gesellschaft lebenslustiger, zuchtloser Commilitonen, wie Chapelle's (Cénacle gassendiste).

Der Vater sandte 1642 den Sohn nach Südfrankreich, damit er an seiner Statt bei dem dort weilenden König den Dienst eines Hoftapezierers verrichte. Diese Reise sieht aus wie ein Versuch des Vaters, den Sohn seiner hauptstädtischen Gesellschaft zu entziehen, ja den entgleisenden Juristen für das ehrsame Tapezierergeschäft einzuheimsen.

Der Conflict hatte offenbar begonnen, und gewiß war die Leidenschaft für die Bühne, die sich im alternden und kränkelnden Molière noch in voller Unbezähmtheit zeigt, im jugendlichen Poquelin mit im Spiel.

Den Widerspruch des Vaters gegen die Schauspielerlaufbahn des Doctor juris werden wir um so mehr begreifen, wenn wir bedenken, daß damals die Schauspieler kirchlich geächtet, den Inhabern infamer Gewerbe gleichgestellt waren, und daß eben erst eine königliche Ordonnanz von 1641 die bürgerliche Ehrlosigkeit von ihnen genommen hatte, deren Erinnerung natürlich im Vorurtheil der Menge noch lange auf ihnen lastete.

Aber der Zug des Herzens, der ja des Schicksals Stimme ist, war stärker als die mahnenden und drohenden Worte des Vaters und die lockende Sicherheit einer bürgerlichen Existenz.

Wir sehen den jungen Poquelin am Pont-Neuf auf der Bühne von Quacksalbern thätig, welche durch prunkvoll inscenirte, marktschreierische Possen der gaffenden Menge ihre Heilmittel anpriesen. Von diesen bescheidenen Anfängen her schreibt sich wohl sein Spottname „Der Schlangenfresser" (le mangeur de vipères), der ihm unter seinen Collegen bleiben sollte.

Gegen eine Summe von 630 Livres verzichtete er Anfang 1643 zu Gunsten seiner Geschwister auf ein Stück Erstgeburtsrecht. Dann finden wir ihn im Juni als Mitunterzeichner eines Vertrages, laut welchem in Paris ein neues Theater, das den Namen „L'illustre théâtre" führen wird, gegründet werden soll. Zu den neun Mitunterzeichnern gehört die Wittwe eines kleinen Beamten, Madame Béjart, mit einem Sohn und zwei Töchtern. Die ältere der Töchter, die fünfundzwanzigjährige hübsche Madeleine Béjart, der „Star" der Truppe, war bereits eine Schauspielerin von Ruf. Zweifellos hat in des jungen Poquelin Entschluß, mit den Béjart zusammen zu gehen, die Liebe zu dieser schönen Magdalena mitgesprochen. Sie ist ihm drei Jahrzehnte hindurch eine treue Freundin geblieben, und wenn sie kein Muster von Sittlichkeit war, so hat ihr kluger Sinn und ihre energische Hand doch das Schiff seines Lebens durch Sturm und Brandung schließlich glücklich in den Port

einer sicheren Existenz geführt. Sie war das Haupt der Gesellschaft des Illustre Théâtre.

Jetzt legt sich, wie es üblich war, Poquelin einen Beinamen zu, der eigentlich ein Ortsname ist: Molière, und welcher mit der Adelspartikel (de Molière) scherzhaft die imaginären Herrschaftsrechte des besitzlosen Schauspielers bezeichnet. Warum er gerade auf diesen Ortsnamen verfiel — il ne l'a jamais voulu dire même à ses meilleurs amis, sagt Grimarest.

Bei der scharfen Concurrenz der anderen hauptstädtischen Bühnen, besonders des privilegirten königlichen Theaters, des „Hôtel de Bourgogne", nahm die Gründung der Béjart schon 1645, ihrem Namen zum Trotz, ein wenig illustres Ende. Wir sehen Molière in Schuldhaft; fremder Leute Bürgschaft hilft aus der dringendsten Verlegenheit. Zu Ende des Jahres verläßt er mit den Trümmern der Truppe das ungastliche Paris und beginnt in Noth und Elend eine dreizehnjährige Wanderung durch die Provinzen, ein verlorener Sohn, aufgegeben von seiner Familie, über welchen in diesen Jahren nicht, wie über den fahrenden Komödianten Ludwig Anzengruber, die begleitende Sorge der Mutter wachte und der wohl auch nicht, wie Anzengruber, von sich würde sagen können, daß er „das Gemeine, das sich an ihn zu drängen versuchte, in unbewußter Regung ferne hielt, wie ein Schlafender Fliegen scheucht".

Die ersten sieben Jahre der Wanderschaft sind eine Zeit unstetesten Herumziehens im lebenslustigen Südfrankreich. Seit 1653 finden wir die Truppe immer in Lyon. Ihre Wohlhabenheit und Molière's persönliches Ansehen steigt, während er bisher neben den Uebrigen kaum hervorgetreten war. Der Schauspieler wird zum Dichter. Als solcher geht er in die Schule der Italiener. Er liefert seiner Bühne kleine Possen, welche der sogenannten Commedia dell' arte, der italienischen Stegreifkomödie, nachgeahmt sind.

Seit mehr als einem Jahrhundert hatten die Italiener diese Stücke nach Frankreich gebracht: Possen, welche mit bestimmten typischen Figuren arbeiten, dem Dottore (dem gelehrten Pedanten), dem Capitano (dem Eisenfresser), den Arlecchino, Scaramuccia, Trivelino, und wie die verschlagenen, schurkischen, grobsinnlichen Dienerrollen alle heißen — Possen, deren Dialog nicht bis in das Einzelne ausgeführt ist, sondern zum großen Theil der Improvisation der Spielenden überlassen bleibt und in welchem der rohe Scherz, Prügel und Purzelbaum, eine große Rolle spielen.

Von den zehn Molière'schen Harlekinaden dieser Art, deren Titel wir kennen, sind nur zwei — unfeine — Specimina auf uns gekommen: „Der fliegende Arzt" und „Die Eifersucht des Beschmierten", deren Spuren in späteren Stücken, wie Georges Dandin, wieder zu finden sind.

Nebenher versucht sich Molière in der Nachahmung italienischer Renaissancekomödien (commedie sostenute). 1655 läßt er zu Lyon den „Unbesonnenen" (L'étourdi), 1656 vor den versammelten Landständen zu Béziers den „Liebeszwist" (Le dépit amoureux) aufführen, munter und in glänzenden Versen geschriebene, fünfactige Possen. Im ersten Stück folgt er einem italienischen Original (L'inavvertito von Beltrame, 1629) Schritt vor

Schritt. Im zweiten ist er selbständiger. Er schiebt in die Intriguen des italienischen Originals (L'interesse von Secchi, 1581) einige feine, duftige Scenen des Liebeszwistes eigener Erfindung hinein.

Diese paar scènes de brouillerie et de racommodement sind Molière's erste selbständige dichterische Leistung. Er ist, spät reif, vierunddreißig Jahre alt geworden, ehe er sie schrieb. Was wüßten wir heute von ihm, wenn er im Alter Byron's oder Heinrich's von Kleist gestorben wäre!

Mit der steigenden Bedeutung seiner Truppe und seiner Arbeit richtete sich Molière's Auge immer fester auf die schöne, spröde Hauptstadt Paris, um deren Hand er nun, wie einst Jacob um Rahel, in zweimal siebenjähriger harter Frohn geworben.

Im Herbst 1658 gelang es ihm, mit seiner elfköpfigen Truppe unter der — freilich lauen — Protection des Bruders des Königs, sich in Paris niederzulassen.

Die Gunst des jungen Königs selbst — Ludwig XIV. war damals zwanzig Jahre alt — erwarb er sich durch eine seiner Harlekinaden, „Der verliebte Pedant" (Le docteur amoureux) viel mehr als durch Aufführung der Corneille'schen Tragödie Nicomède. Molière hatte die Schwäche, sich für einen tragischen Schauspieler zu halten. Doch gebrach es ihm schon an der äußeren Erscheinung. Er war von kleiner, unproportionirter Figur; die dünnen Beine trugen einen untersetzten Rumpf, und der dicke Kopf schien direct auf den Schultern zu sitzen. Er hatte die Figur eines Scaramouche viel mehr als diejenige eines Tragödienhelden. Auch sein Gesicht war häßlich, von jener Häßlichkeit, welche durch ein lichtvolles, tiefes Auge, durch geistige Fülle und einen Zug des Leidens schön und lieb wird.

Nach einigen Kämpfen erhielt er zu Paris den Schauspielsaal des Palais Royal, den Saal der heutigen Comédie-Française, angewiesen: La maison de Molière.

Je mehr seine Bühne neben der modischen Tragödie die Komödie pflegte, um so leichter konnte er der Concurrenz der anderen Theater die Spitze bieten. Étourdi und Dépit amoureux führten Molière's erste Pariser Saison 1659 zu einer erfreulichen Bilanz.

Im Spätjahr errang er einen mächtigen Erfolg mit seinem Einacter „Les précieuses ridicules". Mit dieser Posse greift er zum ersten Mal ins wirkliche Leben hinein. Er verhöhnt in unübertrefflicher Weise Lebensanschauungen und Sprache gewisser bürgerlicher Kreise, welche er auf seinen Fahrten hatte kennen lernen, in der Figur zweier Gänse aus der Provinz (pecques provinciales), welche eben nach Paris, dem Sitze aller Eleganz, gekommen sind. Er stellt die Preciosität der beiden Närrinnen als eine Roman-Infection dar und deutet auf die Romane des Fräulein von Scudéry als Krankheitserreger hin. Er schiebt die Verantwortlichkeit für die ungesunden Thorheiten der bürgerlichen provinziellen Gesellschaft den vornehmen literarischen Kreisen der Hauptstadt und ihren Spielereien zu. „Ihr könnt lange protestiren," ruft er ihnen gleichsam zu; „diese bürgerlich provinziellen Zerrbilder bleiben doch an Euren Rockschößen hängen." Daß Molière in den beiden

kleinen Bürgermädchen aus der Provinz die damals siebzigjährige kranke Marquise de Rambouillet und das zweiundfünfzigjährige Fräulein von Scudéry verspottet habe, ist ein wenig glücklicher Einfall eines Literarhistorikers des 19. Jahrhunderts. Keinem Zeitgenossen ist er gekommen.

Molière hat übrigens selbst die Preciosität, d. h. die modische Eleganz, als eine in den vornehmen Kreisen zu Recht bestehende Form des Verkehrs anerkannt und in Leben und Schriften geübt. Die Intrigue der „Précieuses“ entlehnte er einer Komödie Scarron's (L'héritier ridicule). Er ist in der stofflichen Erfindung bekanntlich wenig originell. Eine eifrige Quellenforschung hat ihm die oft sehr ausgiebige Benutzung französischer, italienischer, lateinischer und auch spanischer Vorlagen nachgewiesen. Aber er hat die Entlehnung mit einem Leben erfüllt, welches den Stempel des eigenen, überlegenen Geistes trägt, und dadurch hat er sie zu seinem Eigenthum gemacht. Mit Meisterhand baut er die Expositionen und schürzt er die Knoten. Nachher scheint sein Interesse nicht selten zu erlahmen, und als ob er in der Ausführung des seelischen Problems sich ein Genüge gethan, bricht er die Handlung, namentlich in seinen größeren Stücken, oft nachlässig ab.

In den „Précieuses“ hatte Molière auch die vornehmen preciösen Kreise zur Rechenschaft gezogen. Diese wirkten ein Verbot der Aufführung aus, das den Erfolg des Schwankes um so sicherer vermehrte, als es nicht aufrecht erhalten werden konnte. Ein literarischer Streber suchte diesen Beifall für seine Machwerke auszubeuten. Molière schenkte ihm so wenig Aufmerksamkeit und lebte so sehr seinem Bühnenerfolg, daß er sein Stück erst drucken ließ (1660), als ein beutegieriger Verleger mit Raubdruck drohte.

Molière ist bis zu seinem achtunddreißigsten Jahre ungedruckt geblieben. Er war zu sehr Schauspieler, als daß die Drucklegung seiner Stücke ihm rechte Befriedigung geboten hätte. Er verlangte nach Zuschauern und Zuhörern und mißtraute den Lesern.

Auf einen lustigen Schwank, den „Sganarelle“, bei welchem für das Romanlesen auch wieder Einiges abfällt, folgt das Drama „Don Garcie de Navarre“, eine Tragikomödie der Eifersucht unter Personen vornehmsten Standes, rhetorisch, preciös, formgequält. Trümmer des verunglückten Stückes finden sich im „Misanthrope“ verwendet.

Die Männerschule (L'école des maris) vom Juni 1661 ist der Form nach die alte Posse, in Wirklichkeit ein feines Charakterlustspiel: neuer Wein in altem Schlauch. Zwei bejahrte Männer wollen sich in zwei lieblichen Mündeln zukünftige Frauen erziehen. Der vierzigjährige Sganarelle hält Isabelle unter strengem Verschluß. Der sechzigjährige Ariste läßt Léonore die ihrem Alter entsprechende Freiheit. Isabelle führt Sganarelle hinters Licht und reicht ihre Hand dem jungen Valère, Léonore aber die ihrige verehrungsvoll Ariste. In dieser dreiactigen Studie über weibliche Erziehung gibt Molière eine Studie über seine eigenen Verhältnisse. Seit Jahren sorgt er für die Erziehung der Armande Béjart, der jugendlichen Schwester Madeleine's. Das aufblühende Mädchen hat sein Herz gewonnen. 1662 hei-

rathet der vierzigjährige Dichter das neunzehnjährige Ding — zu seinem Unglück. Armande war wohl besser als ihr Ruf. Sicher ist, daß sie durch ihre Leichtfertigkeit und Gefallsucht den melancholischen, älteren Gatten unglücklich gemacht hat.

In hastiger Eile verfaßte Molière 1651 auf Fouquet's Bestellung seine „Fâcheux", eine Posse, in welcher an einem losen Faden eine Reihe von Bildern lästiger Menschen (Spieler, Jäger u. s. w.) aufgereiht werden. Unter dem Beifall, ja der directen Aufmunterung des Königs wählt Molière die Originale seiner komischen Figuren in eben der höfischen Welt (unter den „Marquis"), vor welcher das Stück gespielt werden soll.

Der König liefert dem Dichter Narren und Gecken seiner Umgebung aus.

In der Eile hat Molière zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die etwas magere dramatische Handlung der „Fâcheux" in den Zwischenacten nach italienischer Art durch das Ballet pantomimisch weiter zu führen. So hat er die ersten der so erfolgreichen französischen „Comédies-ballets" geschaffen.

In der Frauenschule (L'école des femmes) vom December 1662 nimmt Molière das beunruhigende Thema der „Männerschule" wieder auf und vertieft es. Isabelle, die jetzt Agnes heißt, wird von ihrem Vormund Arnolphe nicht nur eingeschlossen, sondern auch im Zustande völliger Unwissenheit erhalten. Sie wird auch geistig geknechtet; sehr gegen seinen Willen hat sie schreiben gelernt. Da erwacht Angesichts des jungen Horace die Liebe in ihrem Herzen und

„Il le faut avouer. l'amour est un grand maître!"

So wird in dieser Frauenschule aus dem einfältigen Kinde in wenigen Tagen ein sinn- und listenreiches Jungfräulein, das seinen Tyrannen Arnolphe nasführt. Zu seinem bitteren Leid erfährt dieser Arnolphe, daß die Stimme der Natur mächtiger als alle Bevormundung. Aber in der Ausmalung seines Schmerzes hat Molière jeden tragischen Zug vermieden. Wir bewegen uns in diesem Stück in der Welt der Posse, in jener imaginären Welt, wo die Handlung auf einem von Häusern eingeschlossenen Platze vor sich geht, wo auf der Straße die wichtigsten Geheimnisse besprochen werden, wo die Nachbarn sich wie fremde Menschen gegenüberstehen, wo die wunderbarsten Zusammentreffen und Täuschungen und am Schluß phantastische Hochzeiten stattfinden. Possenhafte Lustigkeit ist über das Ganze ausgegossen. Das ist die alte französische Farcentradition, der unser Dichter treu bleibt. „Du sollst lachen!" heißt da das erste Gebot.

Die „École des femmes" ist eines von Molière's Meisterwerken. Sie zeigt auch, wie in seinem Denken, das Gassendi geschult hat, der Natur gegenüber dem Zwang Recht und Sieg gebührt.

Das Stück erfuhr starke Anfechtung, und Molière brachte ein halbes Jahr später einen meisterlichen Einacter zur Aufführung: „La critique de l'école des femmes", in dessen Dialog er mit satirischer Feinheit seine dreifache Gegnerschaft der Preciösen, der höfischen Gigerl (der Marquis) und der neidischen Collegen kritisirt und mit überlegener Klarheit den Regelaberglauben be-

kämpft. Niemand hat während des 17. Jahrhunderts über Werth und Unwerth dramaturgischer Gesetze so klar und vorurtheilslos gesprochen, wie Molière.

Deutlich bezeichnet er die lächerlichen schriftstellerischen Neider als eine zukünftige Zielscheibe seiner Satire:

„Wenn man die Marquis verspottet, so hat man noch viel mehr Ursache, die Schriftsteller zu verhöhnen, und ein heiteres Stück wäre es, das sie auf die Bühne brächte mit ihren gelehrten Mätzchen, ihren lächerlichen Spitzfindigkeiten, ihrer schändlichen Gewohnheit des literarischen Meuchelmords, ihrem Schacher um guten Ruf, ihren Schutz- und Trutzbündnissen, ihren Kämpfen in Prosa und in Versen."

Das ist, acht Jahre zum Voraus formulirt, das Thema der „Femmes savantes".

Molière's siegreiche Abwehr entfesselte den Concurrenzneid der Kreise des Bourgogne-Theaters. Ihre Angriffe ergehen sich theils in einer gehässigen Kritik der Werke, theils in häßlichen Verleumdungen der Person des Dichters und seines Familienlebens. Insbesondere wird der doppelte Vorwurf gegen ihn erhoben, daß sein Spott weder vor der Religion noch vor dem gesellschaftlichen Rang Halt mache. Die Gegner gebärden sich als Hüter der Ordnung und denunciren Molière als Feind der Kirche und des Staates.

Noch einmal ergreift er in diesem Streite das Wort. In der „Stegreif-Komödie von Versailles" (L'impromptu de Versailles, October 1663) schildert er in origineller Weise ein Stückchen Leben seiner Schauspielertruppe — les étranges animaux à conduire que les comédiens — und verbindet damit eine neue, humorvolle Züchtigung seiner Gegner. Die Art, wie er dabei, während sein eheliches Unglück in Aller Mund ist, seine Frau auf die Bühne bringt, zeigt indessen auch, daß die feine Empfindung Molière's unter seinem Beruf gelitten hat.

Während dieses einjährigen bitteren Kampfes bewies ihm der König deutlich seine Gunst, indem er ihm eine Pension verlieh, bei seinem Erstgeborenen Pathenstelle vertrat und eine neue Comédie-ballet, den heiteren „Mariage forcé" (Januar 1664), in welchem außer Tanz auch Gesang die Zwischenacte füllt, im Louvre aufführen ließ.

Molière wird Hofdichter.

Im Mai 1664 fand zu Versailles ein siebentägiges Hoffest von verschwenderischer Pracht statt: Les plaisirs de l'île enchantée, der Zauberinsel Alcina's. Es ist die Zeit der jungen Liebe des Königs für die La Vallière. Zwei neue Stücke Molière's kamen dabei zur Aufführung. Die rasch hingeworfene und noch unfertige Comédie-ballet „La princesse d'Elide", eine Verherrlichung jener Leidenschaft des Königs, und ein erster, aus drei Acten bestehender Entwurf des „Tartuffe", dessen unkünstlerischer Schluß ja auch eine Huldigung an den König ist. Diese Huldigung verbindet der Dichter im Stück auf das Geschickteste mit einem scharfen Angriff auf seine neuesten Gegner, die kirchlichen Heißsporne, welche die naturalistische Lehre seiner „École des femmes" auf den Plan gerufen hatte. Molière war sicher, mit diesem Angriff dem König nicht zu mißfallen, der durch seine Lebensführung die wohlverdiente Mißbilligung der kirchlichen Kreise geweckt hatte. Dem König

gefiel, daß Molière in seinem Stück unbequeme kirchliche Gegnerschaft als der Heuchelei verdächtig darstellte.

Doch ließ er sich überreden, daß, was sich für die üppigen Hoffeste in Versailles schickte, nicht auch für die Darbietung im hauptstädtischen Theater geeignet sei, und verbot eine öffentliche Aufführung des „Tartuffe“. Der Sturm brach ohnedies los. Der Pfarrer Pierre Roullé fiel in einem Pamphlet über Molière her, den er einen Teufel in Menschengestalt nennt, der das heiligste Amt der katholischen Kirche, dasjenige eines Gewissensrathes (Directeur de conscience) verhöhnt und damit den Tod durch das Feuer verdient habe . . . le feu avant-coureur de celui de l'enfer.

Inzwischen liest und spielt Molière sein Stück in Privatkreisen. Zugleich arbeitete er es auf fünf Acte aus. Jahre gehen vorüber. Molière schafft den „Don Juan“ (1665), der ebenfalls einen Sturm entfesselt, den „Misanthrope“ (1666). Durch Hoffestspiele erwirbt er sich immer mehr die Gunst des Königs, der seiner Truppe den Titel Troupe du roy und Molière eine neue hohe Pension verleiht (August 1668). Der Wohlstand kehrte bei ihm und seinen Schauspielern ein.

1667 gibt der König den „Tartuffe“ frei, aber Parlament und Kirche schreiten ein. Molière wendet sich nicht nur in wiederholten Bittschriften an den Monarchen, er ist es wohl auch, der 1667 eine lange Vertheidigungsschrift des Stückes veröffentlichte, in welcher eine Lehre von Zweck und Wirkung des Lächerlichen in der Komödie vorgetragen wird, die ganz zu seiner Praxis stimmt. Der Komödiendichter, heißt es da, macht sich ernste und spröde Stoffe und Figuren dadurch dienstbar, daß er sie von Anfang an in Lächerlichkeit taucht, von der sie sich während des ganzen Stückes nicht mehr erholen. In der Komödie muß Alles Stoff zum Lachen werden.

Endlich, im Februar 1669, darf „Tartuffe“ im Palais Royal gespielt werden.

Tartuffe! Das Wort bedeutet Trüffel und findet sich in verschiedenen romanischen Idiomen. Wir sehen es in Frankreich vor Molière im Gebrauch zur Bezeichnung eines physisch und moralisch ekligen Menschen, eines Stänkers.

Molière's Tartuffe ist ein Spitzbube, dessen Scheinheiligkeit das unbegrenzte Vertrauen des beschränkten Herrn Orgon und seiner Mutter, Mme Pernelle, gewonnen hat, die ihn als frommen Berather in ihr Haus aufgenommen haben. Orgon und Pernelle bilden die Partei Tartuffe. Ihr steht im Hause gegenüber die jugendliche Hausfrau Elmire sammt ihrem Bruder Cléante, ihren Stiefkindern Damis und Marianne und der munteren Dienerin Dorine.

Wie meisterlich hat Molière diese Parteien im ersten Act gezeichnet! Der zweite Act ist ein reizvolles Intermezzo. Dann erscheint Tartuffe in Person. Er hüllt sein Wohlleben in heuchlerische ascetische Formen. Vom Vertrauen seiner Partei getragen und vom Mißtrauen seiner Gegner begleitet, strebt er nach der Hand der Tochter, nach den Küssen der jugendlichen Stiefmutter, nach dem Vermögen Orgon's. Seine gemeinen und verbrecherischen Absichten kleidet er in Worte, welche der Morale facile der jesuitischen Ethiker entlehnt sind.

Er kommt über Elmire's Klugheit und Anständigkeit zu Fall. Das ist von Molière im dritten und vierten Act mit unvergleichlicher Feinheit, kecker Lebenswahrheit und jener Heiterkeit ausgeführt, welche Alles mit dem Sonnenschein des Humors erfüllt und neben der lachenden Züchtigung die tiefe Tragik der Handlung zurücktreten läßt. Die geistige und sittliche Zerrüttung, von welcher wir das Haus Orgon's bedroht sehen, wird für den Künstler Molière kein Gegenstand pathetischer Declamationen, sondern eine Gelegenheit lächerlicher Situationen und humorvoller Zurechtweisung. Wie siegreich erscheint diese Komik z. B. in jenem tragischen Augenblick, da Orgon seinen eigenen Sohn Damis verflucht und enterbt, weil dieser Damis gegen Tartuffe Zeugniß ablegt. Orgon's Reden sind gemengt aus tiefer Rührung über den verkannten Tartuffe und aus Zorn über seinen Sohn: bald poltert er gegen diesen, bald wendet er sich kosend zu jenem; jetzt ruft er nach einem Stock, um Damis zu züchtigen, jetzt wirft er, der große Dummkopf, sich dem vor ihm knieenden großen Heuchler zu Füßen, und aus alledem entsteht eine Komik der Lage und der Rede, welche den Ernst, ja die Widerlichkeit des Sieges der Heuchelei überwindet, indem sie auf die schlechten und dummen Sieger den Spott des Spieles häuft. Diese Kunstübung ist das Erbe der alten Posse: „Du sollst lachen!" Die äußere Form der Posse aber ist im „Tartuffe" aufgegeben. Wir befinden uns im wirklichen Intérieur einer Familie, in einer wahren Welt. Doch ist die ganze Intrigue des „Tartuffe" einer bescheidenen italienischen Harlekinade, Il pedante, entlehnt, und einige possenhafte Züge sind aus diesem ärmlichen Original in das reiche Bild Molière's geflossen.

Im fünften Act erhebt sich Tartuffe von Neuem und drohender als je. Doch bricht der Dichter die Handlung rasch ab, indem er die strafende Hand des Königs — Rex ex machina — den Frevler treffen läßt.

In der ursprünglichen dreiactigen Fassung hatte Molière den Tartuffe zwar nicht geradezu als Geistlichen dargestellt, aber doch als einen Dévot de profession, der in Kleidung und Gehaben den Geistlichen nachahmte. Angesichts der heftigen Gegnerschaft gab der Dichter später seinem traurigen Helden rein weltlichen Charakter, kleidete ihn als Weltmann, entgeistlichte seine Rede, machte ihn zu einem Bewerber der Tochter des Hauses und wob so eine Herzensgeschichte in das Stück hinein, das damit an Fülle (fünf Acte) und Reiz gewann, aber an Strenge des Baues einbüßte.

Unter den Zeitgenossen Molière's nach Originalen des Tartuffe zu suchen, erscheint mir eitel.

„Tartuffe" ist gegen die Scheinheiligkeit, die Frömmelei gerichtet, die unter Molière's Gegnerschaft gewiß das laute Wort führte. Die wahre Kirchlichkeit wird von Molière wiederholt ausgenommen und belobt. Aber trotz dieser Lobsprüche fällt zu Ehren dieser wahren Kirchlichkeit im Stücke nichts ab. Man fühlt deutlich, daß Molière selbst nicht kirchlich ist. Da nun wahre und falsche Kirchlichkeit in den Aeußerlichkeiten sich gleichen — weil eben der Frömmler den Frommen nachahmt —, so mußte und muß noch durch Molière's Stück der aufrichtig kirchlich Gesinnte sich entschieden verletzt fühlen. Die Formen, die ihm heilig sind, wird er nur mit Schmerz dem Lachen der Komödie ausgesetzt sehen.

Molière's „Don Juan" ist der spanische Edelmann Don Juan Tenorio, der Allerweltsverführer, aus welchem der Dichter einen Freidenker und zugleich einen Heuchler macht. Molière will sich an den vornehmen Gegnern rächen, welche heuchlerisch seinen „Tartuffe" haben verbieten helfen.

Den spanischen Stoff kannte Molière nur durch stümperhafte italienische Bearbeitungen hindurch. Es ist ihm auch nicht gelungen, ein Kunstwerk zu schaffen. Er hat die spanische Romantik vermischt mit italienischer Hanswursterei, mit zeitgenössischer französischer Freidenkerei und hat, um seine Rache nehmen zu können, aus dem romantischen Helden einen abgeseimten Heuchler gemacht und zwar ohne besondere Feinheit, indem er die Figur damit äußerlich, wie mit einem häßlichen Verputz, versah. Den gespenstischen Schluß, der für ihn eine Verlegenheit bedeutete, hat er nur skizzirt. Mit Vorliebe hat er die possenhaften Einlagen ausgeführt. Dabei ist er der Gefahr, welche sein System der Komik in sich schließt, nicht entgangen. Das Lachen der Posse, das Lachen à tout prix, verletzt manchmal unsere feinere Empfindung, weil es mit dem Ernst des Hintergrundes zu peinlich contrastirt.

Molière hat mit dem „Don Juan" einen Fehlgriff gethan. Es ist trotz einzelner Schönheiten, ein unerfreuliches, mißlungenes Stück entstanden, das der Autor selbst rasch zurückzog.

Es folgt der berühmte „Misanthrope" oder, wie der ursprüngliche Titel lautet: „Der Schwarzgallige als Liebhaber" (L'atrabilaire amoureux).

Der Held, Alceste, ist ein braver, tüchtiger Mensch. Er gehört der vornehmen Welt an, deren Bildung die seine ist, deren Sprache er spricht. Aber seine Wahrhaftigkeit leidet unter der inneren Unaufrichtigkeit, der Heuchelei des gesellschaftlichen Verkehrs. Diese Heuchelei reizt ihn, macht ihn nervös. Zwei Umstände haben sie ihm in jüngster Zeit besonders schmerzlich und verbitternd zum Bewußtsein gebracht: ein Proceß, in welchem er sein Recht und seinen guten Ruf von den Künsten und Verleumdungen eines Unwürdigen bedroht sieht und seine Neigung zu Célimène.

Célimène ist eine junge, elegante, geistreiche, aber oberflächliche und medisante Weltdame, für welche tiefere Wahrhaftigkeit ein leeres Wort ist. Sie ist eine Virtuosin des Salons, deren frivoles Treiben Alceste aufs Tiefste verwundet. So ist er in einem Zustande der Gereiztheit angekommen, in welchem ein geringfügiger Anlaß genügt, eine Explosion hervorzurufen.

Mit dieser Explosion beginnt das Stück. Alceste gießt die Schale seines Zornes über seinen indolenten Freund Philinte, der soeben irgend einen gleichgültigen Menschen mit Liebenswürdigkeiten überschüttet hat. Alceste donnert gegen diese modischen Verkehrsformen, wie gegen todeswürdige Verbrechen, schickt seinen Freund zum Henker, weil dieser die Menschen nachsichtig nimmt, wie sie sind. Er weist alle Beschwichtigungen zurück:

> Moi, je veux me fâcher et ne veux point entendre . . .
> Je n'y puis plus tenir, j'enrage, et mon dessein
> Est de rompre en visière à tout le genre humain.

Er ist ein Polterer, der sich durch seine Maßlosigkeit gleich ins Unrecht versetzt. Molière hat auf diesen Wahrheitslieber von Anfang an einen Strahl

der Lächerlichkeit fallen lassen. Alceste wirkt in seinem furchtbaren Ernst komisch — seine Welt lacht mit uns über ihn, so daß er in zornigem Erstaunen sagt:

Messieurs, je ne croyais pas être si plaisant que je suis.

In diesem leidenschaftlichen Rigoristen, der das Menschengeschlecht haßt und verwünscht, spricht aber auch die Natur, welche nicht will, daß der Mensch allein sei. Der Menschenhasser liebt nicht nur ein Menschenkind, sondern er liebt in Célimène ein Menschenkind gerade von der Art, die ihm in der Theorie als besonders hassenswerth erscheint. Wie wird das enden?

So ist das Stück eine Studie über das Schicksal der Liebe, die ein von tiefer Wahrhaftigkeit erfüllter, zu düsterer Stimmung geneigter, nervöser Mann für ein begabtes, aber oberflächliches, kokettes Weib empfindet. Es ist, ich bin überzeugt, eine neue Studie über sein eigenes Lebens- und Liebesschicksal, mit gänzlich veränderten äußeren Umständen, ohne irgend welche handgreifliche Porträtwahrheit. Molière ist nicht Alceste, Armande ist nicht Célimène. Aber der Kampf zwischen gesellschaftlicher Flatterhaftigkeit des Weibes und ernster Wahrhaftigkeit des Mannes ist der Kampf seines eigenen Innern, seines Hauses. Doch muß ich jede Deutung ablehnen, welche mit roher Hand hier Dinge herausgreifen will, die der Dichter nur angedeutet hat.

Die Komödie bringt nun eine Reihe von Bildern aus Célimènes elegantem Salon, Scenen der Médisance, der Verstellung, der Entlarvung, die Klagen, Hoffnungen, Zornausbrüche des Alceste. Manche Züge sind possenhaft. Bei aller Tüchtigkeit der Gesinnung macht sich Alceste durch Maß- und Kopflosigkeit lächerlich, er weist des gutmüthigen Philinte Rathschläge verachtungsvoll zurück und muß schließlich der unverbesserlichen Célimène entsagen. Unglücklich, betrogen verläßt er die Scene mit den Worten:

Trahi de toutes parts, accablé d'injustices,
Je vais sortir d'un gouffre où triomphent les vices
Et chercher sur la terre un endroit écarté,
Où d'être homme d'honneur on ait la liberté.

Philinte aber nimmt sich vor

d'employer toute chose
Pour rompre le dessein que son cœur se propose.

Und ich glaube, er wird ihn wieder zurückbekommen, denn Alceste ist zu wenig grundsätzlich in seinem Entschluß, zu sehr Stimmungsmensch.

Aber auffallend ist, daß Molière hier kein Wort des Scherzes findet. Er, der sonst immer lacht, läßt das lustige Stück fast tragisch ausklingen. Das ist man an ihm nicht gewöhnt. Ihm scheint ernster zu Muth zu sein, als sonst.

Alceste, der rücksichtslose, ungesellschaftliche Wahrheitssager, und Philinte, der bequeme, verträgliche Lebenskünstler, stellen Molière's schwankende Stimmungen dar. Die Eine flüstert ihm zu: Lehne Dich auf gegen die gesellschaftliche Unwahrheit, revoltire wie Alceste! Die Andere: Laß der Welt den Lauf und sorge für Deine eigene Behaglichkeit, wie Philinte!

So Molière seiner Frau gegenüber. Grimarest spricht davon, wie Molière das gesellschaftliche Treiben und die Putzsucht seiner Frau eifersüchtig getadelt habe:

„Er konnte seiner Frau lange Vorstellungen darüber machen, wie ihr Zusammenleben ein glückliches werden könnte. Sie lehnte seine Unterweisungen ab. Es schien ihr, daß dieselben für ihre jungen Jahre allzu streng seien, um so mehr, als sie sich nichts vorzuwerfen hatte. So erlitt Molière viele häusliche Stürme" (*als er sich auflehnte wie Alceste*). „Schließlich zog er sich ganz auf seine Arbeit und seine Freunde zurück und kümmerte sich nicht mehr um die Lebensführung seiner Frau" (*er ergab sich wie Philinte*).

Molière objectivirt seine Stimmung in zwei verschiedene Personen, wie in der „Männerschule", doch nicht, wie das der grobschlächtige Corneille gethan hätte, in reinen Helden, die nicht schwanken. Er macht aus Alceste nicht einen Heroen der Wahrheitsliebe, sondern er gibt ihm — und dadurch macht er ihn menschlich wahr — auch ein naheliegendes Gebrechen mit auf den Weg: Alceste ist nicht nur wahrheitsliebend, sondern auch reizbar und unverträglich, und Philinte ist nicht nur ein Weltmann, sondern seine Verträglichkeit geht bis zur Schwäche, bis zur Charakterlosigkeit.

Jeder Mensch kennt diesen Kampf in seinem Innern zwischen Auflehnung gegen conventionelle Unwahrheit und zwischen Ergebung. Bald sagte er sich: Du bist ein Feigling wie Philinte. Bald aber auch: Du bist ein unverträglicher Nörgler, ein Quäler deiner Umgebung wie Alceste.

Nun ist der Weltlauf der, daß die menschliche Gesellschaft eher den Feigling Philinte duldet, der gefällig und umgänglich ist, als den unverträglichen Menschen Alceste. Der muß weichen. Und er muß denn auch in Molière's Stück weichen.

Der wackere Alceste muß weichen, nicht, weil man in der menschlichen Gesellschaft wirklich nicht die Freiheit hätte, ein anständiger Mensch zu sein, wie er in seinem Zorn sagt und J. J. Rousseau mit ihm wiederholt, sondern weil er ein unverträglicher Kerl ist. Man kann — von Alceste und Rousseau bitten wir uns das aus — Charakter haben und wahrheitsliebend sein, ohne solche Polterer und Zänker zu sein, wie sie.

Molière's Stück constatirt also die Lebenswahrheit: Die Gesellschaft bestraft unverträgliche Charakterfestigkeit strenger als verträgliche Schwäche. Und weil der Dichter das constatirt, soll sein Stück, wie Rousseau sagt, und so Viele ihm nachbeten, unsittlich sein! Molière habe die moralische Feigheit empfohlen und die moralische Kraft bestraft!

Das ist ein arges Mißverständniß. Der Poet empfiehlt gar nichts. Der Poet stellt Menschenschicksal dar. Das große Publicum aber — und zu dem gehört hier Rousseau — verlangt eben in einem Theaterstück handgreifliche Belohnung der Tugend und handgreifliche Bestrafung des Lasters. Das gibt Molière freilich nicht. Er wendet sich an feinere Art und gibt einfach eine psychologische Studie, die zum Tiefsten gehört, was er geschrieben.

Dramatisch wirksam ist das Stück allerdings nicht sehr; es ist zu arm an Handlung. Trotzdem hat es vor dem hauptstädtischen Publicum großen

Beifall gefunden. Der Hof Ludwig's XIV. hat es sich nicht vorspielen lassen. Molière's „Misanthrope" war Caviar — nicht fürs Volk, aber für den Hof.

Die Stücke, welche Molière nach dem „Misanthrope" in rascher Folge schrieb, sind vorzüglich für diesen Hof bestimmt. Es sind Comédies-ballets, neun an der Zahl. Dem Tanz und der Musik tritt das gesungene Wort zur Seite, das indessen noch nicht als eigentliche Sprache des dramatischen Dialogs, es sei denn im Munde von Hirten, erscheint. Molière ist nicht bis zur eigentlichen komischen Oper gelangt, sondern nur zu Komödien mit eingelegten Liedern und zu gesungenen Pastoralen.

Da ist der reizvolle „Sicilien ou l'amour peintre" (1667), ein Sang südlicher Liebe in rhythmischer Prosa. Da ist der unvergleichliche „Bourgeois gentilhomme" (1670), unvergleichlich wenigstens in seinen ersten Theilen, während er gegen den Schluß vom Dichter in großer Eile in das Gebiet toller Phantastik übergeführt wird. Da ist „Georges Dandin" (1668), die burleske Geschichte einer Mißheirath, welche seltsam contrastirt mit dem Idyll schäferlicher Liebe, das sie als Ballet umschließt. In „Georges Dandin" scheint mir Molière's Lustigkeit die Grenzen zu überschreiten, welche auch in der Posse dem Spotte gezogen sind.

Diese vom König bestellten Stücke sind meist leichte, in der Eile gelieferte Waare; sie dienen dem Tagesgeschmack und der Hofmoral. Doch enthalten sie im Einzelnen viel Schönes und Sinnreiches. Man fühlt deutlich, daß Molière mit Freude daran arbeitete. Er schwelgte in diesem von allen ökonomischen Fesseln freien Spiel. Es trug zu seiner Schaffensfreude bei.

Dazu gab der junge, lebenslustige, vornehm-elegante König Molière's Satire die unbequemen Frömmler und die Gigerl seiner Umgebung preis. Ludwig's Beifall sicherte also Molière ein Arbeitsfeld, indem er sich schützend über den Dichter und sein Werk breitete. Was über Molière's angebliche Intimität mit dem König berichtet wird, ist Fabel. Der Roy Soleil encanaillirte sich nicht mit einem Schauspieler.

Die Arbeit für den Hof ist der Preis, um den Molière die Gunst des Königs sich erwarb, die ihm eine glänzende Stellung schuf und ihm Mittel und Stimmung zu unvergänglicheren Schöpfungen gewährte.

Der König hat sich den „Misanthrope" also nicht vorspielen lassen, aber er hat ihn gleichsam bezahlt. Was der Capellmeister im „Bourgeois gentilhomme" vom Helden sagt: Il payera pour les autres, ce que les autres loueront pour lui, das gilt hier: Ludwig XIV. hat durch die Bestellung der leichten Waare auch den „Misanthrope" bezahlt, den wir für ihn loben.

Für sein eigenes Theater schrieb Molière in diesen Jahren die beiden Possen „Le médecin malgré lui" (1666), dem ein altfranzösischer Schwank zu Grunde liegt, und „Les Fourberies de Scapin" (1671), wo er, auf den Spuren des Terenz, uns einlädt, über die ausgelassenen Streiche zu lachen, mit welchen ein sinnreicher Spitzbube sich in den Dienst von Jugend und Lebenslust stellt. Weiter, zwei kunstvolle Nachbildungen plautinischer Stücke: den „Amphitryon", (1668), dessen melodische Sprache und dessen übersprudelnde Heiterkeit an einem Stoff von allzu verletzender Unsauberkeit sich übt, und den köstlichen „Avare" (1668).

Molière war in diesen Jahren wiederholt krank. Vergeblich mahnten die Freunde zur Schonung. Boileau meinte, er solle doch wenigstens auf die Ausübung seines Schauspielerberufes verzichten, und wir können die Empfindung begreifen. Molière, der Verfasser des „Tartuffe", des „Misanthrope", auf der Höhe seiner Schöpferkraft und auch auf der Höhe des Lebens angelangt, in seiner Gesundheit erschüttert, tritt, immer in den erniedrigenden Rollen der Possen, als Scapin, als Farceur auf. Wir müssen uns mit der Thatsache abfinden: Molière's Gefühl für persönliche Würde ist nicht das unsrige. Sein Beruf, sein Lebensgang, der ihn frühe den Demüthigungen des Elends überlieferte, mag dies erklären. Doch ist auch hervorzuheben, daß dieses Ausharren des berühmt und reich gewordenen Mannes bei seinen alten Genossen etwas menschlich Schönes und Rührendes hat.

Es kamen (1671) für Molière die Tage, von denen es heißt, daß sie Einem nicht gefallen. Zum häuslichen Kummer, den körperlichen Leiden, gesellte sich der Schmerz darüber, daß die Intriguen seines Mitarbeiters Lulli, des florentinischen Musikers, welcher seine Comédies-ballets componirt hatte, ihn mehr und mehr aus der Gunst des Königs verdrängten. Im Februar 1672 starb Madeleine Béjart, die Freundin seiner entbehrungsreichen Jugend.

Da brachten im März (1672) die „Femmes savantes" einen vollen Erfolg. Trissotin nannten die Zeitgenossen das Stück nach dem Helden, dem schöngeistigen Trissotin, in dessen Gebahren und Namen sie sofort Molière's Gegner, den Abbé Cotin, einen Bel esprit de profession, erkannten. Das heißt, die „Femmes savantes" sind in erster Linie eine persönliche Satire. Aber dieser persönliche Angriff, in welchen sich mit Cotin der Gelehrte Ménage theilt, ist von Molière kunstvoll in eine Sittencomödie hinein verwoben. Diese stellt eine neue, vertiefte Auflage der „Précieuses ridicules" dar, in welcher er das Thema der modischen Frauenbildung wieder aufnimmt. Für Molière's Zeit war die Frage der Frauenbildung kein soziales Problem, keine Existenzfrage wie heute. Molière steht ihr denn auch etwas kühl gegenüber. Alle Herrschaftsgelüste der Femmes savantes verspottet er unbarmherzig. Er will Mädchen, Hausfrauen, welche die Bildung schmücke, aber nicht denaturire. Der dramatische Bau des Ganzen ist vorzüglich. Possenhafte Elemente fehlen fast gänzlich. Die „Femmes savantes" sind Molière's dramatisches Meisterwerk. Es hat bis auf Pailleron's „Le monde où l'on s'ennuie" viele Nachahmer gefunden.

Gegen Ende des Jahres verlor Molière sein zweites Söhnchen kurz nach der Geburt. Er selbst wurde ernstlich krank. Und nun unternimmt es dieser seltsame Mann, noch einmal das Unglück seines Lebens zum Gegenstand heiterer, lachender Scenen zu machen: das Elend der Krankheit, welche seine Kräfte erbarmungslos untergräbt. Die Krankheit mit ihren unabläßigen Gedanken, welche die Seele peinigen, die Krankheit mit ihrem kleinen und großen Jammer im Innern der Familie, mit ihrem Kommen und Gehen von Aerzten und Apothekern, die muß ihm, dem großen Humoristen, ans Messer, ehe er selbst ihr erliegen wird. Und mit ihr sollen auch Diejenigen dran, die von Krankheit und Tod leben, die Aerzte seiner Zeit, für deren mittelalterliches hohles

Wortwissen, er, der klarblickende Schüler Lucrezens und Gassendi's, eine tiefe Mißachtung hat.

Aber die wahre Krankheit ist nicht Komödienstoff. Molière bringt also nicht den wahren, sondern den eingebildeten Kranken auf die Bühne, der sich von einem Heer von Krankheiten bestürmt wähnt und eine willkommene Beute klugschwätzender Doctoren und operationsbereiter Apotheker wird. Er schreibt auf den Carneval 1673 seinen „Malade imaginaire" als Comédie-ballet zum Amüsement des Hofes, der das Stück aber in Folge von Lulli's Machenschaften nicht annahm.

Den Schluß, welcher diese Scenen von unvergänglicher Lustigkeit krönt, bildet die sogenannte Cérémonie: Der eingebildete Kranke, Argan, läßt sich selbst zum Doctor medicinæ promoviren, um den Arzt immer im Hause zu haben. Die medicinische Facultät erscheint in Amtstracht; unter den Klängen der Balletmusik und in maccaronischem Latein geht die närrische Promotion vor sich.

Der Decan eröffnet das Examen:

Savantissimi doctores
Medicinæ professores
Qui hic assemblati estis
Et vos altri Messiores . . .

Was würdest du, frägt einer der Examinatoren den Candidaten Argan, in einem Falle von Wassersucht verordnen?

Clysterium donare,
Postea seignare,
Ensuita purgare

lautet die Antwort, und der Chor der Facultät ruft zustimmend:

Bene, bene, bene respondere,
Dignus, dignus est entrare
In nostro docto corpore.

Und dieselbe Antwort vom Allesheilenden Clysterium und Aderlaß, begleitet von demselben Chorgesang, folgt auf alle weitern Fragen nach der Heilung aller anderen Krankheiten. So besteht Argan sein Examen summa cum laude. Er wird medicinæ doctor und muß beschwören, immer den Facultätsstatuten gemäß zu prakticiren —

Maladus dût-il crevare.

Drei Male schwört er feierlich: Juro. Und nun erhält er

Virtutem et puissanciam
Medicandi, purgandi, seignandi,
Perçandi, taillandi, coupandi,
Et occidendi,
Impune per totam terram. —

Aber durch die tolle Laune dieses übermüthigen Spaßes klingt auch die tiefe Traurigkeit des kranken Poeten durch, der hier die Unfähigkeit ärztlicher Wissenschaft verspottet, die ihn selbst dem Tode überliefert.

Schon im Prolog singt ein Mädchen:

Votre plus haut savoir n'est que pure chimère,
Vains et peu sages médecins;
Vous ne pouvez guérir par vos grands mots latins
La douleur qui me désespère.

Und erst in der dritten Scene des dritten Actes! Béralde sucht seinen Bruder Argan von der Werthlosigkeit des ärztlichen Geschwätzes zu überzeugen. Umsonst. Schließlich sagt er zu ihm: Laß dich doch einmal in ein Lustspiel Molière's führen! Nun zieht Argan über diesen unverschämten Dummkopf Molière los, der so verehrungswürdige Leute wie die Aerzte verhöhne. „Beim Teufel, wäre ich Arzt, ich würde mich für diese Unverschämtheit rächen, und wenn er einmal krank sein wird, würde ich ihn ohne Hülfe sterben lassen. Er könnte mir dann lange zureden und schmeicheln, ich würde ihm nicht den bescheidensten Aderlaß, nicht das kleinste Clystierchen verordnen, sondern zu ihm sagen: „Crepir'! Crepir'! das wird Dich lehren, über die Facultät zu spotten!" — „Aber Molière wird die Hülfe der Aerzte gar nicht in Anspruch nehmen," erwiedert Béralde, „und er hat dafür seine guten Gründe. Er behauptet, daß nur starke und robuste Leute die ärztlichen Heilmittel nehmen dürfen, da nur sie genug überschüssige Kraft besitzen, um zu der Krankheit hinzu noch die Medicinen vertragen zu können. Er selbst habe nur gerade Kraft genug, um sein Leiden zu tragen."

Wie traurig klingt dieses: mais que, pour lui, il n'a justement de la force que pour porter son mal, als das Wort eines wahrhaft Kranken in das Gelächter des „Malade imaginaire" hinein, um, kaum gesprochen, vom Lachen des Spieles wieder übertönt zu werden.

In den Händen Molière's wandelt sich in eitel Scherz und herzerquickende Heiterkeit sogar die todbringende Krankheit. Auch sie wird eine Quelle, aus der lustiger Spaß der Komödie fließt. Sein physisches Elend wird dem Dichter zum Gegenstand des Humors gerade so wie sein Herzeleid, und nur selten dringt die Tragik seines Schicksals durch die lachenden Verse und schreckt uns durch eine flüchtige Mahnung an die bittere Wirklichkeit.

Und nicht genug, daß Molière als Dichter sich in heiterer Ironie über sich selbst erhebt — als Schauspieler zieht er die letzte Consequenz des Scherzes und spielt die Rolle des eingebildeten Kranken selbst. Der wahre Kranke trägt das Spottgedicht des eingebildeten Kranken vor.

Molière leert den bittern Kelch des Humors bis auf die Neige — und trinkt sich den Tod.

Als der „Malade imaginaire" zum vierten Male gespielt werden sollte, am 7. Februar 1673, fühlte sich der Dichter besonders krank, niedergeschlagen, von Todesahnungen erfüllt. „Ich weiß, daß es mit mir zu Ende geht," sagte er zu seiner Frau, aber ihren Rath, heute nicht zu spielen, lehnte er mit dem Hinweis auf seine Truppe ab, welche er nicht um die Tageseinnahmen bringen wolle. So spielte er denn. Als er das Juro der Schlußceremonie sprach, befiel ihn ein Hustenkrampf. Um die Zuschauer zu täuschen, zwang er sich zu einem Lächeln.

Nachdem der Vorhang gefallen, wurde Molière in seine benachbarte Wohnung geschafft. Noch nahm er einige Nahrung zu sich, umgeben von seiner Frau und den nächsten Freunden und gepflegt von zwei barmherzigen Schwestern, denen er über die Fastenzeit, als sie in Paris Almosen sammelten, gastlich sein Haus geöffnet hatte. Dann trat ein Blutsturz ein, und der Todeskampf begann.

Man schickte zu den Geistlichen der benachbarten Eustachiuskirche, denn Molière wünschte, wie wenigstens seine Frau erklärte, kirchlich zu sterben. Die Geistlichen weigerten sich wiederholt zu kommen, und als endlich einer sich bewegen ließ, da hatte Molière schon ausgelitten.

Die Wittwe bat um ein christliches Begräbniß im Eustachiuskirchhofe. Sie wurde von der geistlichen Behörde abgewiesen. Sie wandte sich an den Erzbischof von Paris und eilte nach Versailles, um auf alle Fälle vom König Gewährung zu erflehen.

Ueber die Audienz sind verschiedene Berichte auf uns gekommen. Folgendes scheint die einfache Wahrheit zu sein. Der König bezeigte der Familie Molière's seine Theilnahme und ließ den Erzbischof von Paris wissen, daß ein Scandal vermieden werden möge.

Es wurde ein christliches Begräbniß — mit Einschränkung — verfügt: Der Sarg sollte nächtlicherweile, von nur zwei Priestern begleitet, ohne irgend welchen Pomp und ohne geistliche Feier im Eustachiuskirchhofe beigesetzt werden. In Wirklichkeit wurde etwas mehr aufgewendet, was wohl der Zunft der Hoftapeziere zu danken ist, welcher Molière angehörte. Indessen scheint es doch nicht ohne eine pia fraus abgegangen zu sein. Verschiedene zeitgenössische Angaben lassen uns vermuthen, daß Molière schließlich nicht in geweihter Erde, sondern in jener Ecke des Kirchhofes beigesetzt worden ist, welche für die Leichen Todtgeborener bestimmt war.

Das ist, was Boileau in der siebenten Epistel un peu de terre obtenu par prière nennt.

Im Jahre 1792 wurden bei der Eustachiuskirche Ueberreste, die man für diejenigen Molière's und Lafontaine's hielt, ausgegraben. Fünfzehn Jahre später setzte man sie im Kirchhof Père-Lachaise bei, wo sich heute noch die Mausoleen der beiden Dichter über diesen fremden Gebeinen erheben. —

Das französische Lustspiel ist Molière's Werk.

Was er vorfand, war der dramatische Schwank, die Farce, welche, ohne tieferen Inhalt, ohne künstlerische Arbeit, es bloß auf meist unfeinen Scherz, ja häufig auf zuchtloses Amüsement abgesehen hatte.

Mit dieser überlieferten Form hat Molière lange gerungen. Er hat sie nie ganz überwunden und ist oft wieder zu ihr zurückgekehrt, da ihr seine erste Liebe gegolten. Auch seine besten Stücke haben possenartige Einlagen — aber er hat die Fesseln dieser Farcen-Form doch endgültig gesprengt und das Lustspiel dem wahren Leben geöffnet.

Aus den Trümmern der Farce hat er mit Künstlerhand einen neuen Bau errichtet, der die Jahrhunderte überdauert. Aus den hohen Fenstern dieses Baues strahlt und glänzt es vom Licht seines freien, in harter Lebensschule

gereiften und geklärten Geistes. Er hat aus dem Lustspiel ein Werkzeug des Gedankens gemacht. In seinen Werken perlt

Le vin de ma propre pensée,
Vierge de toute autre liqueur,
Et que, par la vie écrasée,
Répand la grappe de mon cœur. (Th. Gautier.)

Man hat seine Werke unmoralisch genannt und ihn dabei heftig angegriffen.

Die Philisterhaftigkeit hat überall in seinem Theater nach Morallehren gesucht und die Lösung seiner Stücke auf ihre Erbaulichkeit hin geprüft, wobei sie von der rohen Auffassung ausging, daß der Dichter in der Lösung jeweilen Strafen und Belohnungen an seine Helden vertheilt, wie der Schulmeister die Censuren. Der Dichter Molière ist ein Künstler, der nicht moralische Unterweisung geben, sondern Leben, künstlerisch geschautes Leben, complexe Charakter und Schicksale kämpfender Menschen darstellen will. Also schiebe man ihm keine Lehren unter, die er gar nicht hat geben wollen. Vollends grausam ist es, diesen Maßstab an seine kleinen, leichten Possen zu legen. Das sind Stücke, welche nur lachen machen sollen, weiter nichts — wie „Charley's Tante". Wer wird denn so grausam sein, nach der Morallehre von „Charley's Tante" zu forschen?

Das Leben betrachtet Molière mit dem Auge des Pessimisten, der neben dem Licht mehr Schatten sieht. Es sind ihm eben die Nachtseiten des Daseins in schweren Jahren vertraut geworden. Sein Theater enthält keine Figuren idealer Größe und Güte. So mag er manchen Idealisten verletzen. Er malte, wie er sah.

Ernster mag ihn der Vorwurf treffen, daß er Dinge lachend dargestellt habe, bei welchen wir nicht lachen können, auch im Schwank nicht, wo wir doch so Vieles lachend hinnehmen, was uns, ernst gemeint, verletzte. Gewiß hat Molière in seinen Possen und in seinen höheren Lustspielen mit dem Lachen die Grenzen dessen, was uns heute als lustig gilt, überschrittten. Sein Lachen, das uns so oft siegreich und herzerquickend über böse Stellen hinweghilft, ist auch nicht selten peinlich für uns.

Da mag aber einmal gesagt werden, daß er, wie Jeder, ein Kind seiner Zeit ist, und daß diese Zeit Vieles zuließ, was uns heute verletzt. Doch ist Molière damit nicht vollständig entlastet. Es besteht bei ihm unzweifelhaft ein Mangel an feinerer Empfindung und an Selbstgefühl. Der Dichter Molière ist zu sehr Farceur geblieben, der überall mit dem Witze der Posse zur Hand ist, wo der Ernst oder gar Pathos und Rührung an einer Stelle die Oberhand zu gewinnen drohen. So sehr er das Lustspiel veredelt hat, der Dichter Molière ist den Schauspieler Scaramouche oder Scapin nicht los geworden, und der trieb ihn, auf der Komödienbühne für Lachen um jeden Preis zu sorgen. Der Humorist Molière wurde vom Possenreißer der Bühne herabgezogen. Auf dem Humoristen, der zugleich Schauspieler war, lastete die Jahrhunderte alte Ehrlosigkeit dieses Standes. Sie hat manch' feineres Wesen in ihm abgestumpft. Molière hat zu viele Dinge und ins-

besondere zu viel von seinem eigenen intimen Leben dem Lachen der Bühne und den undelicaten Auslegungen des Publicums ausgeliefert, das oft den Eindruck haben mochte, als führe er zusammen mit der Schauspielerin Armande Béjart, seiner Frau, die Posse seines Unglücks vor ihm auf. —

Die Kirche hat in Molière mit Recht einen Gegner gesehen. Seine Philosophie ist unkirchlich. Durch seine Werke weht Renaissanceluft. Die Kirche hat denn auch nicht nur seine irdischen Ueberreste verfolgt, sie hat auch, durch den Mund ihres beredtesten Wortführers, Bossuet's, Molière's Seele der Hölle zugesprochen. „Dieser Dichter und Schauspieler," so hallt Bossuet's Wort über Molière's unbekanntes Grab, „gab seinen Geist so zu sagen inmitten des Gelächters der Bühne auf und trat so aus der Theaterheiterkeit vor den Richterstuhl Desjenigen, der gesagt hat: Wehe Euch, die Ihr jetzt lacht, denn Ihr werdet weinen!"

Derjenige, der dieses liebloſe Urtheil gesprochen, hat vergessen, daß im nämlichen sechsten Kapitel des Evangeliums Lukas, in welchem dieses Malheur à vous qui riez, car vous pleurerez steht, es auch heißt: Seid barmherzig, wie auch Euer Vater barmherzig ist, und: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.

Philemon und Baucis.

Aus Ovid's „Metamorphosen" (Buch VIII, 616—725).

Uebersetzt

von

Constantin Bulle[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Ovid hat sich in seinen „Metamorphosen" bekanntlich die Aufgabe gestellt, „die Wunder zu besingen, durch die Natur und Mensch Form und Gestalt geändert haben", und zwar will er diesen überreichen Stoff, der mit der Schöpfung der Welt beginnt und mit dem zeitgenössischen Ereigniß der Erhebung Cäsar's zum Gotte schließt, in einem zusammenhängenden Gedichte darstellen. Da es nun aber dieser bunten Fülle von mythologischen und naturwissenschaftlichen Fabeln an einem inneren Bande durchaus fehlt, so muß der Dichter einen künstlichen Faden schaffen, um sie zu verknüpfen. Mit viel Geist und Witz, wenn auch mit wechselndem Glück ersinnt er daher die mannigfaltigsten Motive, um den Uebergang von einer Verwandlung zur anderen zu vermitteln. Eines derselben, das er mit angemessenen Modificationen wiederholt angewandt, und das später bei Boccaccio, Chaucer und vielen Anderen Nachahmung gefunden hat, besteht darin, daß er eine Gesellschaft sich zusammenfinden läßt, in der man reihum Geschichten erzählt. So kehrt unter Anderen auch Theseus auf dem Heimwege von der kalydonischen Jagd mit seinem Freunde Peirithoos, dem Sohne des Frevlers Ixion, mit dem greisen Lelex aus Trözen und anderen Gefährten bei dem Flußgotte Acheloos ein, dessen geschwollene Fluthen ihm den Uebergang wehren. Freundlich aufgenommen und bewirthet, sieht er beim fröhlichen Gelage vor der Flußmündung die Inselgruppe der Echinaden liegen und erfährt auf seine Frage von dem Stromgotte, daß und weshalb diese aus Nymphen in Eilande verwandelt seien. Hier setzt nun die folgende Erzählung von Philemon und Baucis ein.

---

[1]) Herr Professor Constantin Bulle hat den interessanten Versuch gemacht, das unsterbliche Gedicht des Ovid, das wir Alle von der Schule her kennen, in moderne Stanzen zu übersetzen, so daß es uns, dem Inhalte nach vertraut, doch in einer ganz neuen Form entgegentritt. Wir sind erfreut, aus dieser fertig vorliegenden Uebersetzung hier die schöne Erzählung von „Philemon und Baucis" mittheilen zu können, die — wir zweifeln nicht daran — auch in dieser Fassung über die Kreise der Fachgelehrten hinaus jedes poetisch gestimmte Gemüth ansprechen wird.

Die Redaction.

100.

Der Stromgott schwieg, und Alles rings umher
War tief ergriffen von der Götter Walten.
Nur Einer glaubte nicht der Wundermär,
Ixions Sohn, dem nichts die Ew'gen galten —
So trotzig war er. Jetzt auch spottet' er:
„Mit Märchen hat der Wirth uns unterhalten!
Er übertreibt der Himmlischen Gewalt,
Als gäb' und nähme sie Form und Gestalt."

101.

Starr staunten All', als ihm das Wort entfahren.
Kein Beifall wurde laut, und mit Bedacht
Gab Lelex ihm, der Aelteste an Jahren
Und Weiseste, Bescheid: „Der Götter Macht
Ist grenzenlos und kann sich offenbaren,
Wie's ihr beliebt! Gedacht heißt da vollbracht!
Deß Zeugniß gibt, daß jeder Zweifel schwinde,
Auf Phrygiens Höh'n die Eiche bei der Linde.

102.

Ein nied'rer Steinwall zieht um beide sich.
Ich kenne selbst den Ort; denn in die Reiche,
Wo Pelops einst gebot, entsandte mich
Fürst Pitthens, Pelops' Sohn. Rings um die Eiche
War vormals üpp'gen Lands ein weiter Strich.
Jetzt ward die Gegend längst zum sumpf'gen Teiche,
Wo nur der Reiher fischelüstern schwebt,
Und den der Taucherenten Schwarm belebt.

103.

Einst war beim Wandern Zeus dorthin gerathen
In menschlicher Gestalt, mit ihm Mercur,
Der auch die Flügel abgelegt; so nahten
Sie tausend Pforten in der reichen Flur;
Doch als um Obdach sie und Ruhstatt baten,
Verschlossen tausend Pforten sich, und nur
Ein ärmlich Dach, mit Schilf gedeckt und Rohre,
Ließ gastlich sie herein zum niedern Thore.

104.

Dort lebte Baucis, fromm und hochbetagt,
Mit ihr Philemon, grau wie sie an Haaren;
Dort hatten sie sich Liebe zugesagt
In ihres Lebens Lenz; in Armuth waren
Sie dort ergraut, doch immer unverzagt
Und unbekümmert, sie zu offenbaren.
Nach Herr und Knecht sah man umsonst dort aus:
Sie waren Herr und Knecht, das ganze Haus.

105.

Zur niedern Thür, in der es tief sich bückte,
Trat ein das Götterpaar, vom Greis geführt,
Der sorglich schnell heran zwei Sessel rückte,
Indeß die Alte sich am Herde rührt,
Mit grobem Polster schnell die Stühle schmückte
Und emsig wieder dann das Feuer schürt,
Mit Laub und trocknen Rinden es bedeckend
Und schier von Athem hell die Flamme weckend.

106.

Dann steigt zum Boden sie hinauf und trägt
Mit dürrem Reisig Holz herbei in Stücken,
Die sie verkleinert um den Kessel legt.
Der Mann eilt unterdessen, Kohl zu pflücken,
Ins Gärtchen, wohl bewässert und gepflegt,
Langt mit der Forke dann den Schweinerücken,
Der lang geschont im Rauchfang hängt, herab
Und schneidet mit Bedacht ein Stückchen ab.

107.

Dieweil es kocht, kürzt ihr Gespräch den Gästen
Die Zeit, auch schütteln sie das Polster auf,
Das einst am Fluß voll weichen Schilfs sie preßten,
Des Sophas Zierde, das vom Fuß zum Knauf
Aus Weidenholz ist. Decken, die an Festen
Sie sonst nur brauchten, legen sie darauf,
Armsel'ge Decken, alt und halb verschlissen,
Des Weidensophas werth und seiner Kissen.

108.

Dort legen sich die Götter. Hochgeschürzt,
Vor Eifer zitternd, rückt sodann die Alte
Den Tisch zurecht. Zwar ist ein Fuß verkürzt,
Doch eine Scherbe hilft und dient zum Halte.
Mit frischer Minze, die die Luft durchwürzt,
Wird dann der Tisch geputzt, und mannigfalte
Vorkost, so viel nur Haus und Hof enthält,
In schlichtem Thongeschirr darauf gestellt.

109.

Zwiefarbig schillert da des Oelbaums Gabe,
Die Herbstcornelle schwimmt im klaren Saft;
Radieschen und Endivie bieten Labe,
Auch Käs' und weiche Eier sind beschafft.
Dann kommt der Krug, auch der bescheid'ne Habe,
Aus Thon gebildet, roh und mangelhaft.
Die Becher sind aus Buchenholz geschnitten
Und gelb mit Wachs gefirnißt in der Mitten.

110.

Bald schickt der Herd sein dampfendes Gericht,
Zu dem sie wieder jungen Wein credenzen,
Der dann dem Nachtisch Platz macht. Da gebricht
Es nicht an Nuß und Pflaum'; in Körben glänzen
Die duft'gen Aepfel; Trauben fehlen nicht,
Noch Datteln, die der Feigen Füll' umkränzen.
Auch Honig gab es; doch das Beste war
Mit seiner Gebelust das frohe Paar.

111.

Indeß war aus dem Krug so manche Spende
Schon dargebracht, und doch ward er nicht leer:
Es schien, stets füllt' er sich von selbst. Am Ende
Bemerkten Beid' es und erschraken sehr.
Fromm betend hoben sie empor die Hände,
Die Alte zaghaft und der Greis noch mehr,
Und flehten, weil sie nur gebracht, was grade
Zur Hand gewesen, demuthsvoll um Gnade.

112.

Die einz'ge Gans, die treu ihr armes Dach
Bei Nacht beschirmt, versprechen sie den Gästen.
Geschäftig setzen sie dem Thiere nach,
Allein es hindert sie des Leibs Gebresten.
Ermüdet folgen sie, von Alter schwach;
Der schnelle Vogel hat sie nur zum Besten,
Er fliegt zuletzt den Göttern in den Schoß,
Und ihr Gebot spricht ihn vom Tode los.

113.

„Wohl sind wir Götter," sprachen sie, „und freilich
Trifft unser Zorn all' eure Nachbarn hier,
Wie sie's verdient, weil ihnen nichts mehr heilig.
Euch aber retten vom Verderben wir.
Verlaßt nur euer Haus und folgt uns eilig
Dort auf den Berg; da seid geborgen ihr."
Und folgsam greifen sie zum Stab und schleichen
Den Hang hinan, die Kuppe zu erreichen.

114.

Noch einen Pfeilschuß haben sie zu geh'n,
Als sie den Blick zurück zu wenden wagen.
Da seh'n sie Alles unter Wasser steh'n
Und nur ihr Häuschen aus den Fluthen ragen.
Und während sie noch staunen, was geschieht,
Und um das Schicksal ihrer Nachbarn klagen,
Verwandelte das Haus, das kümmerlich
Raum hatte für sie Zwei, zum Tempel sich.

115.

Das arme Dach, gedeckt mit gelbem Riede
Erstrahlt von Gold; auf Säulen ruht der Bau;
Die Thüre glänzt, ein Meisterwerk der Schmiede;
In Marmor kleidet sich des Estrichs Grau.
Und freundlich lächelnd fragte der Kronide:
„Sprich, braver Mann, sprich du auch, brave Frau,
Die du verdient hast, solchen Mann zu haben,
Was ist's, das ihr begehrt von unsern Gaben?"

116.

Nach kurzem Zwiegespräch mit Baucis hebt
Philemon an: „Das Liebste wär's uns Beiden,
Wenn ihr den Tempel uns zur Obhut gebt,
Daß wir der Priester Amt darin bekleiden.
Und weil so lang' in Eintracht wir gelebt,
So laßt uns auch zur selben Stunde scheiden.
Laßt weder mich sie auf der Bahre seh'n
Noch sie an des Geliebten Grabe steh'n."

117.

Die Bitte ward gewährt. Dem Tempel standen
Sie lange Jahre noch als Priester vor,
Bis mit dem Alter ihre Kräfte schwanden.
Und einmal, als sie vor des Tempels Thor
Von Allem schwatzten, was in diesen Landen
Sie miterlebt, sah Baucis, wie ein Flor
Von Blättern ihr Philemons Anblick raubte;
Philemon sah, wie Baucis sich belaubte.

118.

Hoch übers Haupt wuchs schon dem frommen Paar
Die dichte Kron' hinaus, und immer tauschten
Sie Grüße noch, so lang' es möglich war,
Indem des Andern Wort sie zärtlich lauschten.
Noch einmal klang's von Beider Lippen klar:
Leb' wohl! Leb' wohl! und auch dem Mund entrauschten
Die Blätter dann. Noch heut' könnt ihr sie seh'n,
Die nachbarlich vereint am Thybris steh'n.

119.

So haben einst mich zuverläss'ge Greise —
Was hätten sie vom Trug gehabt? — belehrt.
Auch fand von Kränzen voll ich auf der Reise
Die Bäum' und habe frische selbst beschert.
Denn wen die Götter liebten, sprach ich leise,
Ist göttlich: ehret den, der sie geehrt!"
So schloß der Held, und Aller Glauben beugte
Dem Wunder sich und dem, der es bezeugte.

Die Großherzogin Sophie von Sachsen.

[Nachdruck untersagt.]

Mit dem Tode der Frau Großherzogin von Sachsen ist eine jener Persönlichkeiten dahin geschieden, durch deren Verlust die Welt ärmer geworden, deren Stelle nicht mehr ausgefüllt werden kann. Was sie dem hohen Gemahl, was sie den erlauchten Kindern, was sie dem Lande war, das haben wir in jenen goldenen Jubeltagen des October 1892 und wir haben es jetzt wieder miterlebt, wo sich in den verhallenden Feierklang von Berlin plötzlich, Alles übertönend, die Trauerkunde von Weimar mischte. Denn weit über die Grenzen des kleinen, glücklichen Landes, das im Schoße seiner Wälder und der Liebe seiner Fürsten so sicher ruht, ward der Großherzogin Sophie Verehrung gezollt und Dankbarkeit dargebracht. Ihr Name lebte in viel Tausenden von Herzen, die sich vor ihr, als einer geistigen Herrscherin, neigten. Tochter eines anderen, wenn auch stammverwandten Volkes, war sie der deutschen Nation theuer in dem geworden, was unser eigenstes Heiligthum ist, in der Ehrfurcht vor unserer classischen Dichtung. Prunklos, aber echt, von wenig Worten, aber großherzig im Handeln, so hat sie das Amt verwaltet, zu dem sie sich berufen gefühlt, bescheiden zurücktretend hinter der Erfüllung der selbst übernommenen Pflicht, als Erbin auch die Hüterin und Mehrerin eines großen Vermächtnisses zu sein. Wer das Glück gehabt, an jenem festlichen Junisonntage des vorigen Jahres der Weihe des Hauses beizuwohnen, das unter den Namen Goethe's und Schiller's fortan die größten Schätze der deutschen Literatur vor allem Wandel der Zeiten und des Zufalls bergen wird: der hat die edle Fürstin in einem jener Momente gesehen, die schon etwas von Ewigkeit in sich zu tragen scheinen — jenen voraus geworfenen Schimmer eines fast schon unirdischen Gefühles, das der Schöpferwonne verwandt sein muß. In unvergänglicher Erinnerung wird es allen Festtheilnehmern bleiben, wie sie dastand, die hohe Frau, mitten in dem von ihr geschaffenen Bau, dessen weiße Wände von der Sommersonne leuchteten; wie sie vortraten, eine nach der anderen, die Deputationen der Gesellschaften, die sich nach den großen Dichtern, nach Shakespeare, nach Goethe nennen und jener Stiftung, deren segensreiches Wirken durch den Namen Schiller's geadelt wird — wie, von der feierlichen Stunde bewegt, ihre Huldigungen einen höheren Ton annahmen, als ob ferne Geistergrüße sie durchwehten, und die Fürstin für jede der Anreden Worte der Erwiderung hatte, so schlicht und einfach und doch so bestimmt, daß man in jedem zugleich das volle Herz und den starken Willen sprechen hörte, bis zu dem großen, dem überwältigenden Schlußact, wo eine Anzahl hochgesinnter Geber und an ihrer Spitze der deutsche Kaiser als Ausdruck ihres Dankes ein Geschenk überreichen ließen, an dessen unvergänglichem Werth allein die Bedeutung dieses Tages ermessen werden kann: die Briefe Goethe's an Frau von Stein. Da war es, als gehe von diesen Handschriften, die nun Deutschland und der Nachwelt für immer gesichert sind, ein Frühling aus, der, mitten in der Vergänglichkeit der Dinge, die Seele froh mache mit der Botschaft von etwas Unverwelklichem, und am hellen Mittag erfüllte sich die Halle mit den ewig jungen Gestalten der Vergangenheit, wie wir niemals zuvor sie so von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben glaubten.

Aber was uns in diesem Augenblick nur eine Vision zu sein schien, wird es in Wirklichkeit nicht Leben und Gestalt und Dauer gewinnen und fort und fort wirken in der großen Goethe-Ausgabe, zugleich, im eminentesten Sinne des Wortes, das Werk und das literarische Denkmal der Großherzogin?

Immer, so lange das großherzogliche Paar regiert hat, vornehmlich aber seit Begründung der Goethe-Gesellschaft, ist Weimar der Festort Deutschlands gewesen. Man war wie in einer reineren Luft und einer congenialeren Sphäre, wenn man in diese kleine Stadt Thüringens kam. Man fühlte sich befreit vom Druck des Alltags und der Verworrenheit der großen Welt, die nach ganz anderen Zielen strebt. Man erwachte wieder zu dem Bewußtsein dessen, was dem Leben seinen idealen Gehalt gibt, und durch die Hoheit der Umgebung wurde man selbst gehoben. Der Cultus der Unsterblichen nahm hier Formen an, die die Lebenden nicht bedrückten, nein, Jene selbst wieder zu Lebenden machten, mit denen man eine Weile verkehren durfte. Wir besuchten ihre Wohnstätten und verweilten in ihren unverändert gebliebenen Räumen. Sie begegneten uns in den traulichen Gassen, unter dem mittelalterlichen Thorbogen, der zum Schlosse führt; sie begleiteten uns auf unserem Weg in den Park, auf den schattigen Pfaden, unter denen die Ilm fließt, die Treppe hinauf zu den Tempeln und Grotten mit den mancherlei Denkzeichen einer früheren Zeit und eines anderen Geschmacks — wir überdachten ihren Erdenwandel, und sie wurden uns wie gegenwärtig, wenn wir von der Höhe herab gegenüber das helle Gartenhaus mit dem steilen Schieferdach aus dem Baumdunkel schimmern sahen oder nun wieder, in das sonnige Grün zurückkehrend, still vor uns hinsprachen:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang —

Und über dem Allen schwebend das herzliche Wohlwollen der Gesinnung, die freundliche Gesinnung für jeden Einzelnen und der gastliche Empfang für Alle . . .

Wir mögen den Gedanken nicht fassen, daß es jemals anders werden könnte. Dem geistigen Leben Deutschlands würde damit etwas verloren gehen, was unersetzlich wäre: die freudige Gewißheit eines unmittelbaren Impulses, wie sie nur dort möglich ist auf einem Boden, wo das Verhältniß von Fürst und Dichter zur schönen Tradition geworden. Wohl sind von den vieren nun zwei Plätze leer, auf denen, von der Versammlung der Goethe-Gesellschaft ehrerbietig begrüßt, die hohen Herrschaften sich niederließen, um nach dem Schluß der Sitzung sich in zwangloſem Gespräch unter die Festgenossen zu mischen — dem ihr im Tode voraufgegangenen Erbgroßherzog Carl August ist die Großherzogin Sophie gefolgt. Aber noch lebt in voller Rüstigkeit Carl Alexander, der geliebte Landesherr; ihm zur Seite steht, auch in der Trauer Anmuth mit Würde vereinend, die verwittwete Frau Erbgroßherzogin, und freudig geben wir uns der Hoffnung hin, daß unter solchen Vorbildern auch der jugendliche Erbgroßherzog zu der erhabenen Anschauung seiner Ahnen heranreife. Möge Weimar, was es uns gewesen, der kommenden Generation bleiben! Möge diese, wie wir es gethan, noch zu manch' frohem Pfingstfest des Geistes sich hier versammeln oder in ernster Arbeit, aus dem classischen Erbe der Vergangenheit, der unmittelbaren Gegenwart immer neue Lebenskräfte zuführen. Vor den Pforten jenes einfach-edlen Baues, der bestimmt ist, für alle Zeiten das Schatzhaus der deutschen Literatur zu sein, sinkt das Kleinliche, das Niedrige dahin, verstummt jeder Streit der Meinungen, gleichen die Gegensätze sich aus, und hier einst Aufnahme zu finden, wird von nun ab, wie der höchste Ehrgeiz, auch der schönste Lohn des deutschen Schriftstellers sein. So weist, was die Großherzogin Sophie geschaffen, in eine ferne, lichte Zukunft. „Die gute That, das schöne Wort, es strebt unsterblich", und wie der Name Carl August's wird auch der ihre mit den Namen Goethe's und Schiller's für immer verbunden sein. J. R.

Johannes Brahms.

[Nachdruck untersagt.]

So ist denn das Ereigniß eingetreten, dem die musikalische Welt seit Monaten mit Bangen entgegensah: Johannes Brahms ist gestorben. Noch vor wenigen Jahren konnte Hanslick von ihm rühmen, daß er nie in seinem Leben krank gewesen sei, daß er marschire wie ein Student und schlafe wie ein Kind; da faßte ihn bald nachher ein schleichendes Leiden an, das seine Kräfte langsam aufzehrte und ihn am 3. April dahinraffte.

Mit Brahms hat unsere Zeit die kräftigste und eigenartigste musikalische Persönlichkeit verloren. Wagner kann hier gar nicht genannt werden, denn zwischen beiden fehlt jeder Berührungspunkt. Wagner ist vom rein musikalischen Standpunkt aus überhaupt nicht zu verstehen; er selbst hat oft genug bittere Klage darüber geführt, daß man ihn mehr als Musiker genommen und demgemäß beurtheilt hat. Brahms dagegen ist Musiker und Musiker allein. Nichts kennzeichnet mehr die Verwirrung, die über die einfachsten ästhetischen Begriffe immer noch herrscht, als die Thatsache, daß es möglich war, diese beiden Künstler gewissermaßen feindlich einander gegenüber zu stellen. Denn das einzige Gebiet, das Wagner bebaut hat, ist gerade das einzige, dem Brahms sich sein Leben lang fern gehalten hat. Und ich wüßte nicht, was bezeichnender für seine ganze Art wäre, als diese Enthaltsamkeit. Die Musik, die sich in den Dienst des Dramas stellt, muß etwas von ihrem eigenen Wesen opfern. Sie ist als Mithelferin zur Darstellung eines inneren oder äußeren Vorganges anderen Gesetzen unterworfen, als wenn sie für sich allein steht. Brahms nun war eine viel zu selbstherrliche Natur, um aus eigenem Antriebe Gebietsabtretungen von seiner Domäne vorzunehmen. Im Reiche der reinen Tonkunst regierte er als unumschränkter Gebieter; ihre Verknüpfung mit dem Drama interessirte ihn kaum, geschweige zog sie an. Sogar das Oratorium, dieser dramatische Halbschlag, war ihm verdächtig, denn auch ein oratorisches Werk ist er uns schuldig geblieben.

Seine absolute Herrschaft über alle Ausdrucksmittel, seine fast erschreckende Kenntniß aller Heimlichkeiten der Musik hat Brahms sich in harter Arbeit errungen. Marxsen, der ihn in der Jugend unterrichtete, weiß mehr von des Knaben unablässigem Fleiß zu berichten, als von seiner ursprünglichen Begabung. Schritt vor Schritt drang er vorwärts, hartnäckig, ohne nachzugeben, bis er sich eine clavieristische oder compositionstechnische Schwierigkeit zu eigen gemacht hatte. Und von jeder erreichten Stufe suchte er mit gleicher Beharrlichkeit die nächsthöhere zu erklimmen. So hat er's gehalten bis an sein Ende. Es ist tiefbedeutsam, daß ein starker Zug ihn zu Adolph Menzel's Kunst trieb, und daß auf der anderen Seite wieder Menzel eine große Verehrung für Brahms hegt. Die Sympathie des Einen für den Andern wurzelt in dem gemeinsamen Boden der Erkenntniß, daß „Kunst" nicht allein etymologisch von „Können" hergeleitet ist.

Brahms' Können nun setzt sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammen, wie seine ganze künstlerische Persönlichkeit, so fest gefügt und einheitlich sie vor uns dasteht, eine sehr zusammengesetzte ist. Nichts, was die Musik an bedeutsamen Erscheinungen jemals hervorgebracht hat, ist ihm fremd geblieben; seine Kenntniß der musikalischen Literatur war geradezu erstaunlich. Die Harmonik wie die höchst vielgestaltige Rhythmik der Meister des 16. Jahrhunderts, die contrapunktischen Künste Bach's, die kräftige thematische Arbeit der Wiener Meister, besonders Beethoven's — dies Alles ist ihm vertraut und geläufig. Und mehr als das. Es ist ihm zu eigenem Besitz geworden, das einzelne Ueberkommene hat sich im Ganzen seiner Persönlichkeit aufgelöst; eine Transsubstantiation alter in neue Kunst, wie sie kaum noch dagewesen. Wer das ganz klar erkennen will, der sehe sich darauf hin die E-moll-Sinfonie an. In den Harmonien des Andante geht der Geist Lassus' um, aber körperlich greifbar erscheint in der Melodie der moderne Norddeutsche Brahms. Und im letzten Satz erfährt eine alte Tanzform, die Chaconne, eine Wiedererweckung und eine Erweiterung ins Ungeheure. Variationen wie diese sind vordem nicht geschrieben worden; wir vergessen hier vollkommen das nichtssagende, achttactige Bapthema und lassen uns willig in Stimmungen leiten, die jenseits aller Menschenschicksale liegen.

Der Eindruck innerer Größe, den diese monumentale Chaconne hinterläßt, ist unabhängig von der Weite ihrer äußeren Dimensionen. Man kann es vielmehr gerade als Merkmal Brahms'scher Kunst bezeichnen, daß sie auch im kleinsten Rahmen die Vorstellung der Größe und Erhabenheit erweckt. Dies ist eine Folge ihrer höchst concentrirten Inhaltlichkeit. Brahms' Lieder, seine kleinen Clavierstücke (die Rhapsodien, Edward!) schließen eine Welt von Gefühlen ein. Und das Bestreben, Gefühle und Empfindungen in ihrer ganzen Tiefe rein zum Ausdruck zu bringen, sie abzulösen von allem Beiwerk, von allem gefällig Vermittelnden, gibt seiner Tonsprache oft jene Herbe und Stachlichkeit, die auf manche Naturen eher abstoßend als anziehend wirkt. Wenn er eine innig empfundene, schlichte Melodie mit einer harmonisch schweren Begleitung dicht umstrickt, wenn er mit unerbittlicher Logik aus einem musikalischen Motiv alle Consequenzen zieht, unbekümmert um Klang und Farbe, wenn er sozusagen Musik macht, der Musik zum Trotz, dann möchte man auch von ihm sagen: „Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad, hinter ihm schlagen die Sträuche zusammen." So weit geht seine Abneigung gegen alles nicht unbedingt zur Sache Gehörige, gegen alles äußerlich Glänzende, daß er selbst in den Werken, die ihrer Natur und Geschichte nach das schillernde Gewand der Virtuosität als etwas Selbstverständliches tragen, in den Concerten, namentlich in dem männlich-trutzigen D-moll-Concert für Clavier und Orchester nur schmückendes Passagenwerk durchaus verschmäht. Was an laufenden Figuren auftaucht, gehört zum Organismus des Ganzen, entwickelt sich in strengen Linien aus einem folgerechten thematischen Denken. So kommt es, daß die Concerte nicht haben, was sie „dankbar" im landläufigen Sinne macht, weder für den Spieler noch für den oberflächlichen Hörer. Aber wer in Ernst und Treuen dem ernsten Künstler auf seinen oft dunkeln Pfaden zu folgen sucht, dem erschließt sich Goldader um Goldader.

Ein tiefer, zurückhaltender Ernst ist überhaupt der Grundzug von Brahms' Wesen. Selbst die Heiterkeit erscheint bei ihm durch den Ernst gebrochen; selbst seine Anmuth hat eine eigene Sprödigkeit. Helden haben an seiner Wiege Wacht gehalten, darin hat Schumann recht — die Grazien jedoch werden nur von ganz scharf ausschauenden Augen erkannt werden. Auch der Humor treibt mehr in der Stille sein Spiel; selten tritt er so deutlich an den Tag wie in der akademischen Festouvertüre oder im Menuett der D-dur-Serenade. Aber manchmal werden wir durch melodische Züge von fast kindlicher Zartheit und Naivetät erfreut, durch Melodien, die uns daran erinnern, daß Brahms, der so rauh erscheinen konnte, kinderlieb war wie selten Jemand.

Alle Eigenschaften, die Brahms künstlerisch auszeichnen, lassen sich schon in seinen Jugendwerken nachweisen, oder vielmehr: sie sind in seinen Claviersonaten, in seinen ersten Kammermusikwerken und Liedern in stärkerem Maße vorhanden als in den Stücken, die er später geschrieben. Er ähnelt darin Schumann. Wer Schumann's Werke bis etwa zum Opus 26 kennt, der kennt ihn ganz, und wer das erste Drittel von Brahms' Compositionen aufmerksam studirt hat, der wird an dem, was nachher kommt, wesentliche Ueberraschungen nicht mehr erleben. Wohlverstanden nur in Bezug auf den allgemeinen künstlerischen Charakter. Brahms hat sich gesänftigt, hat manche Ecken an sich abgeschliffen, ist im Ganzen wohl klarer, übersichtlicher geworden, aber sein eigentliches Wesen offenbart sich in den ersten Werken am deutlichsten. Schon als Zwanzigjähriger steht er fest auf eigenen Füßen, zeigt originale Erfindung — Anklänge an Schumann und Beethoven sind nur unbeträchtliche Aeußerlichkeiten — und eine unbändige Gestaltungskraft.

Deshalb konnte ihn Schumann wohl mit einem wahren Jubelhymnus der Welt vorstellen. Seine scheinbare Prophezeiung war ja schon erfüllt, als sie niedergeschrieben wurde. Gewiß entströmen alle Werke von Brahms verschiedenen Quellen: den allerverschiedensten Empfindungsvorstellungen nämlich, die in immer neuen Formkörpern incarnirt werden. Denn formell entfaltet er eine Mannigfaltigkeit, wie nur noch Bach, dem Brahms ja so viel verdankt, sie vor uns ausgebreitet hat. Alle Formgebiete machte er sich nach und nach zu eigen. Mit drei mächtigen Claviersonaten, die Schumann verschleierte Sinfonien nannte, mit Liedern, mehrstimmigen Vocalstücken und Kammermusik fing er an; die beiden Serenaden und das D-moll-Concert stehen darunter als Orchesterwerke ziemlich allein. Das deutsche Requiem brachte ihm den ersten großen und allgemeinen Erfolg. Doch dauerte es volle dreiundzwanzig Jahre, bis er uns nach den „verschleierten" Sinfonien wirkliche Sinfonien bescherte. Diese vier in C-moll, D-dur, F-dur und E-moll sind aber das Bedeutendste, was die Zeit nach Beethoven an sinfonischen Werken hervorgebracht hat. Alles dies, und was darum und dahinter geschaffen wurde, errichtete er auf einem festen, formellen Grundriß, ohne deshalb jemals formalistisch zu werden. Die reichste Phantasie vereinigte sich in ihm mit dem ausgeprägtesten Sinn für architektonisches Ebenmaß. Und so verschieden die Stimmungen waren, aus der die Werke flossen, so verschieden gestaltete sich auch ihre Gliederung. Denn keine Form ist etwas absolut Gegebenes; jede entsteht neu mit jedem neuen Kunstwerk, wenn anders es ein Kunstwerk ist. Aus diesem Grunde kann auch niemals irgend eine Form erschöpft werden. Aber sie kann aus der Mode kommen, und darüber wollen wir uns keinen Illusionen hingeben, daß die Sinfonie gegenwärtig vielfach als etwas Altbackenes angesehen wird. Ist es doch wesentlich bequemer, Orchesterfarben zu mischen, als formell fest zu zeichnen; wesentlich bequemer, in sogenannten sinfonischen Dichtungen hinzudämmern, als sich dem logischen Zwang einer Sinfonie zu fügen. Unter dieser Modeströmung hat Brahms etwas zu leiden gehabt. Und auch darunter, daß viele Leute Formsinn und rechnerische Tüftelei identificiren, wie ja auch viele Leute eine Gesellschaft, die sich in guten Manieren bewegt, für steif und langweilig halten. Ueber solche Dinge ist nun am Ende nicht zu streiten, denn die eine Ansicht resultirt aus der musikalischen, die andere aus der menschlichen Erziehung und Gewöhnung.

Wer so in die Tiefe gräbt wie Brahms, wer an die Mitthätigkeit des Genießenden so hohe Ansprüche stellt wie er, darf auf eine weitgehende Popularität von vornherein nicht rechnen. In der That ist die Gemeinde, die zu ihm steht, verhältnißmäßig klein, wenn sie auch seit seinem ersten Hervortreten in die Oeffentlichkeit stetig zugenommen hat. Was die Nachwelt von Brahms denken wird, darüber zu grübeln, wäre müssige Beschäftigung. Freuen wir uns vielmehr, daß die Zeit, in der wir leben, eine so grunddeutsche, kernige Künstlerpersönlichkeit hervorbringen konnte.

Carl Krebs.

Heinrich von Stephan.

[Nachdruck untersagt.]

„Nun denn, meine lieben Freunde, auf Wiedersehen in fünfundzwanzig Jahren bei der goldenen Jubelfeier der großen Zeit von 1870/71 — wenn nicht hier, so droben in Walhalla!“ Mit diesen Worten verabschiedete sich der Staatssecretär von Stephan am 8. Februar 1896 von den ihm näher Stehenden nach der Festtafel, die im Kaiserhof mehrere Hundert alte Beamte der Feldpost und Telegraphie aus dem deutsch-französischen Kriege zur Erinnerung an ihre damalige Thätigkeit vereinigt hatte. — Wer ihm und uns da gesagt hätte, daß er schon so bald in Walhallas Säle entrückt sein würde! Schon damals leidend, gab er einen neuen, selbst seine nähere Umgebung überraschenden Beweis seiner Willenskraft, indem er sich durch nichts von der activen Betheiligung an den Festen bei Kroll, wo er die Feier durch eine seiner rednerischen Musterleistungen verherrlichte, und im Kaiserhof abhalten ließ. In Wahrheit aber hat sich Stephan von seiner damaligen Erkrankung nie wieder vollständig erholt und konnte daher auch dem letzten Angriff seines Leidens nicht mehr den früheren Widerstand entgegensetzen. Am 8. April ist er gestorben, und am Palmsonntag haben wir ihn begraben unter dem Geläut der Glocken, welche die stille Woche einläuteten, die erste und einzig denkbare „stille Woche“ für seinen unermüdlichen Arbeits- und Schaffensdrang, der niemals ruhen und rasten mochte, selbst auf seinem letzten Schmerzenslager nicht.

Und wie schwer muß es gerade ihm geworden sein, in der Zeit des Vorfrühlings Zimmer und Bett zu hüten, ihm, der daran gewöhnt war, diese Wochen nach den Anstrengungen der parlamentarischen Verhandlungen fern von Berlin, in der frischen, freien Gottesnatur, zuzubringen! Als ob sie ihm, dem begeisterten Liebhaber des deutschen Waldes, dem er manches seiner besten Lieder gesungen hat, den letzten Gruß aus Wald und Haide überbringen wollte, ließ während der Segenspendung am Grabe eine Schwarzdrossel ihre anheimelnden Weisen ertönen, und eine kleine Meise, wohl aufgeschreckt aus ihrem Nest durch die Menge der Leidtragenden, die sich zwischen den Gräbern hindurch den Weg zur letzten Ruhestätte ihres theuren Chefs bahnten, sang ihm gleichfalls ihr anspruchsloses Liedchen. Es war, als ob sich Alles vereinigt hätte, um ihm auf seinem letzten Gange noch einmal zu zeigen, wie viele Freundschaft und Liebe er zurückgelassen hat vom Kaiser herab bis zum letzten Angehörigen der Reichs-Postverwaltung.

Auch die „Deutsche Rundschau“ hat in ihm einen treuen Freund und Förderer verloren, dessen unmittelbarer Anregung sie manchen bedeutenden Aufsatz zu danken hatte; auch sie fühlt sich gedrungen, dem Verewigten einen Beweis ihres Gedenkens zu geben und ihm ein Wort der Erinnerung zu weihen. Seine Verdienste um die Förderung des Nachrichtenverkehrs in Deutschland wie in der ganzen civilisirten Welt sind bekannt und haben auch in dieser Zeitschrift vor zwei Jahren gelegentlich der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier seiner Ernennung zum Chef der Post-

verwaltung eingehende Würdigung erfahren[1]). Seitdem sind auf dem Gebiete seiner Thätigkeit epochemachende Neuerungen nicht zu verzeichnen gewesen; er hat eben Alles so geordnet und den gegenwärtigen Bedürfnissen des Verkehrs angepaßt, daß auch für die Folge dergleichen nicht wohl zu erwarten sein werden. Daß er gewissen Forderungen, welche Jahr für Jahr im Reichstage wiederkehren, einen zähen Widerstand entgegensetzte, oft wohl gegen seine bessere Ueberzeugung entgegensetzen mußte, weil er — nach einer bei seinem letzten Auftreten im Reichstage gethanen Aeußerung — „nicht bloß General-Postmeister, sondern Vertreter der verbündeten Regierungen" war — das hat ihm von mancher Seite den Vorwurf eingetragen, als ob er auf seinen Lorbeeren habe ausruhen wollen. Wie wenig kannten ihn doch die, welche so von ihm dachten oder sprachen! Ihm war ein Stillstand an sich etwas Undenkbares; stets regte er an, kein Fortschritt vollzog sich ihm schnell genug, nie ist ihm der Gedanke gekommen, daß „Alles sehr gut" sei. Aber das Publicum war verwöhnt durch die Fülle der Gaben, die er ihm in den ersten Jahren dargeboten hatte; der Unterschied zwischen der Post vor 1870 und derjenigen der „Aera Stephan" war, auch in Aeußerlichkeiten, zu groß, als daß Vervollkommnungen aus der nachfolgenden Zeit, vielleicht seit Mitte der achtziger Jahre, mochten sie auch an sich noch so bedeutsam sein, das Gesammtbild so erheblich hätten ändern können, wie es beispielsweise seiner Zeit allein die Einführung des Groschenportos gethan hatte. Der Beginn seiner Amtsführung fiel zusammen mit einer Periode großartigen geschäftlichen Aufschwunges in Deutschland, welche die Erfolge seiner Neuerungen für alle Welt offensichtlich zur Anschauung brachte; damals ließ sich keine Stimme hören, die — wie es in den letzten Jahren so oft geschehen ist — noch mehr gefordert hätte. Wer aber den ganzen Lebens- und Werdegang dieses hervorragenden Mannes aufmerksam verfolgt, der muß sich sagen, daß es nicht seine Schuld gewesen sein kann, wenn später mancher Anspruch nicht erfüllt, mancher Forderung nicht Genüge geleistet wurde.

Seine eifrigsten Bewunderer haben immer von ihm als von dem „genialen" General-Postmeister gesprochen. Damit haben sie ihm zu viel und zu wenig angethan. Denn während dem Genie meist nur ein oder der andere Wurf gelingt, hat Stephan nicht einen einzigen Mißerfolg zu verzeichnen gehabt, Dank der Folgerichtigkeit seines Vorgehens und der Schärfe seines Urtheils beim Abwägen von Bedürfniß und Möglichkeit der Befriedigung. Obwohl ihm Kleinlichkeit fern lag, war er doch ein guter Rechner und verlor nie den Satz aus den Augen: „Viele wenig machen ein viel"; die großen Verhältnisse, in denen sein Ressort sich bewegt, nöthigen dazu, selbst kleine Factoren gebührend zu berücksichtigen, weil der Multiplicator unter Umständen eine gewaltige Zahl darstellen kann. So war sein Blick stets auf das Ganze gerichtet, und er hat sich schon früh daran gewöhnt, jede Maßregel im Zusammenhange mit dem Bestehenden und in ihrer Wirkung auf den beabsichtigten Endzweck zu prüfen. Entsprechend der Universalität seiner Bildung, die er sich mit unermüdlichem Fleiß, unterstützt durch ein bewundernswürdiges Gedächtniß, zum weitaus größten Theile erst nach dem Verlassen der Lateinschule seiner Vaterstadt angeeignet hatte, beschäftigten sich seine Pläne von jeher mit dem Weltverkehr, für den er sich schon als junger Beamter vorgenommen hatte, die Schranken der territorialen Grenzen zu beseitigen. Und daß es ihm gelungen ist, unterstützt von der führenden Stellung, die das Deutsche Reich damals unter den mächtigsten Staaten einnahm, nicht nur den internationalen Verkehr in neue Bahnen zu lenken, sondern auch ganz neue Verkehre zu schaffen: das hat Stephan's Namen zu einem der bekanntesten auf dem ganzen Erdenrund gemacht und dem Institut, welchem er vorstand, eine ausschlaggebende Stimme im Rathe des Welt-Post- und Telegraphen-Vereins verschafft. Darum hat auch der elektrische Funke,

[1]) Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXIII, S. 303 ff.: „Ein Vierteljahrhundert General-Postmeister". Von J. Ronge.

der über Land und durch die Meere die Kunde trug: „Stephan ist todt," überall, wohin er drang, das Gefühl der Trauer erregt, welches in unzähligen Kundgebungen aus aller Herren Ländern und aus thatsächlich allen Kreisen der Bevölkerung seinen Ausdruck gefunden hat. Seinem Namen gegenüber haben nationale Eifersüchteleien immer geschwiegen; seine Beamten haben stets und allerwärts freundlichste Aufnahme und liebenswürdigstes Entgegenkommen gefunden. Wer jemals in seinem Auftrage in das Ausland gereist ist, der weiß, daß sein Name genügte, um alle Thüren zu erschließen; denn überall fand man Personen, die mit Stephan in persönlicher Berührung gewesen waren, und wer ihn näher kennen gelernt, der ließ sich gern von dem Zauber seiner Persönlichkeit gefangen nehmen — einem Zauber, der gleichmäßig auf die Angehörigen aller Stände wirkte. Es ist bekannt, daß er bei den allerhöchsten Herrschaften von jeher ausnehmend beliebt gewesen ist, und Niemand wird glauben, daß er das etwa einer besonderen Begabung für das Hofschranzenthum zu verdanken gehabt hätte, das ihm im geraden Gegentheil bis an sein Ende besonders unsympathisch gewesen ist. Er war kein Hofmann, der für das Parket geboren, aber er war ein ganzer Mann, der jeden Platz mit Ehren ausfüllte, jeder Stellung, die man ihm anweisen mochte, den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägte. Ungeachtet dessen, daß er fast während eines Menschenalters in den höchsten Kreisen heimisch war, hat er sich doch stets etwas Ursprüngliches bewahrt, einen Hang zur Einfachheit, der besonders in seinem Aeußeren zur Geltung kam, und durch den er schon beim ersten Begegnen die Schüchternheit und natürliche Befangenheit des weltabgeschiedensten Landbriefträgers zu besiegen wußte. Dabei half ihm ein glücklicher Instinct im Verkehr mit seinen Untergebenen, immer das herauszufinden, um danach zu fragen oder es zu loben, worauf diese besonderen Werth legten. Und er lobte so gern, und es that ihm sichtlich wohl, wenn er Jemandem etwas Freundliches sagen konnte, daheim sowohl in seinem Arbeitszimmer, wie unterwegs auf seinen häufigen und ausgedehnten Inspectionsreisen, wo er mit Vorliebe die Beamten seiner Verwaltung an seinen Tisch zog und ihnen dadurch gegenüber dem Publicum eine gewisse bevorrechtete Stellung schuf, — wo er aber auch mit diesem in innige Berührung trat und an allen Stellen dem Pulsschlage des Verkehrs zu lauschen bestrebt war. Hatte er aber doch einmal zu tadeln gehabt (und es kam dann auch wohl vor, daß seine impulsive Natur ihn zu härteren Worten fortriß, als er eigentlich zu brauchen beabsichtigt hatte), so konnte der Betroffene sicher sein, entweder unmittelbar nachher oder doch bei der nächsten Gelegenheit ein Pflaster auf seine Wunde zu erhalten in Gestalt eines anerkennenden Wortes oder freundlichen Händedrucks. Wie gewinnend konnte er dann sprechen, vom Herzen zum Herzen!

Selbst eine ausgesprochene, scharf umrissene Individualität, besaß er einen sicheren Blick für das, was an anderen individuell ist und wußte seine Beamten hiernach an solche Stellen zu bringen, in denen sie je nach der Eigenart ihrer Begabung möglichst Gutes zu leisten vermochten. Wo er besondere Fähigkeiten wahrzunehmen glaubte, da wurde er ein eifriger Förderer, und nicht zu zählen sind Diejenigen, die ihm in dieser Beziehung verpflichtet sind. In wie weit der ganze Stand der Postbeamten für seine Hebung in gesellschaftlicher Hinsicht ihm Dank schuldig ist, brauchen wir hier nicht zu wiederholen; aber es sei erwähnt, daß der Undank, der ihm auch hierin von mancher Seite zu Theil geworden, ihn besonders schmerzlich berührt hat, und daß ihm, der gewohnt war, die äußerste Strenge sich selbst gegenüber walten zu lassen, der Mangel an Unterordnung unter die Autorität, der sich in der letzten Zeit in gewissen Kreisen der Beamtenschaft gezeigt hat, im tiefsten Innern unsympathisch war. Er wußte ganz genau, daß die gewerbsmäßige Unzufriedenheit nie und nimmer zu befriedigen ist; deshalb widerstand er den Anfängen eines Pactirens mit dieser Richtung und wußte sich darin einig mit Allen, die eine ruhige Entwicklung der Dinge von innen heraus einem sprunghaften Reformiren auf Anstoß von außen her vorziehen. Es war ihm daher eine

letzte große Freude, aus Anlaß der Jahrhundertfeier mit dem Wilhelm-Orden ausgezeichnet zu werden und hierin eine von höchster Stelle ausgehende Anerkennung dafür erblicken zu dürfen, daß er zur Hebung und Verbesserung der materiellen Lage seiner Untergebenen unausgesetzt thätig gewesen ist.

Es wird auch in Zukunft nur wenigen Eingeweihten, und selbst diesen nur sehr schwer möglich sein, genau zu scheiden: Wo hört das Verdienst Stephan's an dieser oder jener Maßnahme auf, und wo fängt das seiner Mitarbeiter an? Wo ist von ihm die erste Anregung ausgegangen? Wo hat er eifrig gefördert? Wo etwas Gutes, das ihm vorgelegt wurde, angenommen und in die Erscheinung gebracht? Wir würden solche Untersuchungen auch als müßig ansehen; denn für die Welt wird doch das letzte Menschenalter der Verkehrsgeschichte mit seinem Namen als dem des führenden Geistes bezeichnet werden, und Deutschland darf stolz sein, diesen Geist hervorgebracht zu haben. Wenn es seinen Namen dauernd in Ehren hält, so gibt es Stephan nur die Liebe zurück, die er ihm Zeitlebens gewidmet hat. Er war ein deutscher Mann durch und durch; mit Erfolg hat er sich bemüht, seine geliebte Muttersprache von dem Ballast überflüssiger Fremdwörter zu befreien. Die deutsche Baukunst, das Kunsthandwerk sind von ihm ganz außerordentlich gefördert und unterstützt worden; die herrlichen Bauten, die in allen Gegenden des Reiches auf sein Betreiben entstanden sind, legen davon beredtes Zeugniß ab. Er hat alle Phasen ihres Entstehens verfolgt und daran persönlich mitgewirkt, indem er die Pläne bis ins Einzelne prüfte und gar oft daran Aenderungen vornahm, deren Berechtigung die Techniker anerkennen mußten. Da war es denn ein tragisches Geschick, daß er den stolzen „Römerbau", wie er ihn nannte, der in den letzten Jahren zur Vergrößerung des Reichspostamts-Gebäudes hier errichtet worden ist, nicht mehr in der Vollendung gesehen hat. Vor einigen Monaten noch wollte er die Herstellung der Einfahrt von der Mauerstraße her beschleunigt wissen; wer ihm gesagt hätte, daß er durch das große Portal nicht seinen Einzug, sondern seinen Auszug halten würde! Freilich, einen herrlicheren, würdigeren Raum für die letzte Ehrung, die diesem großen Bauherrn zu Theil geworden ist, als den Lichthof des „Römerbaues", hätte kein Fürst sich wünschen können; und wie ein solcher ist er geehrt worden, er, „der Fürst im Reiche der Praxis", wie ihn du Bois-Reymond einmal treffend genannt hat. Aber wenn er auch nicht auf dem Schlachtfelde seine Siege erfochten hat, so gebührt ihm doch nicht minder der Lorbeer wie dem glücklichen Schlachtenlenker, und für das deutsche Volk wird sich dem leuchtenden Dreigestirn aus seiner größten Zeit: Bismarck, Moltke und Roon, für immer würdig anreihen der Name seines ersten General-Postmeisters, Heinrich von Stephan.

R. Billig.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte April.

Die Krisengerüchte, die an die Ablehnung der für den Bau der beiden neuen Kreuzer vom deutschen Reichstage verlangten Credite geknüpft worden waren, haben sich rasch verflüchtigt. Allerdings betonte sowohl der Reichskanzler, Fürst zu Hohenlohe, als auch der Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Freiherr von Marschall, daß die vom Staatssecretär im Reichs-Marineamte, Viceadmiral Hollmann, begründete Forderung durchaus im Staatsinteresse geboten wäre. Nachdem die beiden leitenden Staatsmänner innerhalb des verfassungsmäßigen Rahmens nach besten Kräften eine Mehrheit zu gewinnen bemüht gewesen waren, fehlte aber jeder stichhaltige Grund, eine Krisis heraufzubeschwören, wodurch die Aussichten für die stetige Entwicklung der deutschen Marine wesentlich ungünstiger gestaltet werden müßten. Da der Führer des Centrums im Reichstage ausdrücklich erklärt hatte, daß seine Partei in der nächsten Session wohl bereit sein würde, die beiden Kreuzer zu bewilligen, hätte der Apparat einer allgemeineren Ministerkrisis auch nicht annähernd in dem richtigen Verhältnisse zu der parlamentarischen Abstimmung gestanden, bei der überdies unter Anderem auch Beweggründe in Betracht kamen, die eine ungetrübt sachliche Prüfung und Entscheidung erschwerten. Tauchte hie und da aber als „Lösung" das Wort Verfassungsconflict auf, so mußte eine solche Eventualität von Anfang an völlig ausgeschlossen erscheinen. Die Drohung mit der mehrfachen Kammerauflösung und anderen außerhalb des verfassungsmäßigen Rahmens liegenden Maßnahmen als letzter Perspective konnte um so weniger ernsthaft genommen werden, als sie nicht etwa von maßgebender Stelle ausging, sondern nur darauf berechnet war, Mißtrauen zu säen und die öffentliche Meinung zu verwirren. Gerade Diejenigen, die die stetige Entwicklung der deutschen Marine wünschen, müssen Gewicht darauf legen, daß Streitrufe, deren Zweck nur allzu klar ersichtlich ist, spurlos verhallen. Wie verfehlt erscheint auch die Parallele mit dem aus Anlaß der großen Militärreorganisation in Preußen entstandenen Verfassungsconflicte! Hier braucht nur auf die grundverschiedenen staatsrechtlichen Verhältnisse im Deutschen Reiche und in Preußen hingewiesen zu werden. Daß in den sechziger Jahren bei der Militärreorganisation weit mehr auf dem Spiele stand, als wenn jetzt zwei Kreuzer „angebrachtermaßen", wie es in der juristischen Sprache lautet, sowie eine Anzahl Torpedoboote abgelehnt wurden, muß auch dem befangensten Beurtheiler einleuchten. Damit wird nicht ausgeschlossen, daß das Centrum durch sein Verhalten einen politischen Fehler begangen hat, durch den wiederum die Objectivität dieser Partei im Reichstage in eine eigenthümliche Beleuchtung gerückt worden ist.

Weit erfreulicher als diese parlamentarischen Mißklänge war die Begeisterung, mit der der hundertjährige Geburtstag Kaiser Wilhelm's I. nicht bloß im Reiche,

sondern auch überall im Auslande, wo deutsche Herzen schlagen, gefeiert worden ist. So zeigte sich, daß die gesammte Nation trotz allen Meinungsverschiedenheiten, die der Tag bringt und dann wieder verwehen läßt, von einem gemeinsamen, unlösbaren Bande umschlungen ist. Als eines der sinnfälligsten Symbole dieser Einheit darf aber mit voller Genugthuung begrüßt werden, daß dem gesammten deutschen Heere mit Zustimmung aller Bundesfürsten die Nationalcocarde verliehen worden ist, die, wie gehofft werden darf, noch in vielen Friedensjahren getragen werden wird, ehe sie, falls Deutschland zum Kriege herausgefordert werden sollte, sich als das gemeinsame Feldzeichen bewährt.

Gewissermaßen verkörpert erschien der deutsche Einheitsgedanke auch in Heinrich von Stephan, der am 8. April zum tiefen Bedauern der gesammten Nation durch den Tod seiner von genialer Begabung für die Erkenntniß und die Befriedigung der Verkehrsbedürfnisse getragenen Wirksamkeit entrissen worden. In ihm, der in der That Deutschlands Generalpostmeister war und trotz des ihm später verliehenen prunkvolleren Titels auch blieb, ist einer der großen Söhne des Vaterlandes hingeschieden, der zugleich ein Reformator des Weltpostverkehrs in großem Stile geworden ist. So trauert an der Bahre Heinrich von Stephan's nicht bloß das deutsche Volk, sondern auch alle übrigen Culturnationen empfinden den Verlust eines Mannes, der, ohne je echten Patriotismus zu verleugnen, stets anerkannte, daß die Civilisation des Zusammenwirkens aller Länder bedarf. In der Vielseitigkeit seiner Bildung, seiner kraftvollen Persönlichkeit erinnerte der nunmehr Hingeschiedene an die Gestalten der Renaissance Italiens.

Unmittelbar nach der Auflösung der italienischen Deputirtenkammer fanden die Neuwahlen statt, die, nach der in anderen Ländern üblichen Schablone betrachtet, ein seltsames Resultat ergaben. Allerdings wurde eine stattliche Mehrheit für das Cabinet Rudini-Visconti Venosta heraus gerechnet; diese sollte sich aber aus Mitgliedern der Rechten, des Centrums und der Linken zusammensetzen, so daß die italienische Regierung gewissermaßen den Stein der Weisen gefunden und das französische Wort Lügen gestraft hätte: On ne peut contenter tout le monde et son père, wenn nicht sogleich sehr positive Bedenken aufgetaucht wären. Daß der Conseilpräsident, der selbst als Mitglied der jungen Rechten seine parlamentarischen Sporen verdiente und dann die Führung dieser Partei übernahm, in der neuen Kammer sich wiederum auf diese Elemente würde verlassen können, leuchtete wohl von Anfang an ein; auch die Unterstützung von Seiten des Centrums, das die Verbindung zwischen rechts und links im Sitzungssaale von Montecitorio darstellt, würde nicht überraschen. Dagegen ist auffallend, daß auch ein Theil der Linken der Regierungsmehrheit zugezählt werden soll. Richtig ist allerdings, daß in der früheren Kammer nicht bloß Zanardelli und Giolitti mit ihren beiden Gruppen der Linken, sondern auch Cavallotti und dessen radicaler Anhang, ja sogar die socialistischen Deputirten der Regierung gegenüber jedem Ansturme aus dem Feldlager Crispi's beistanden. Ein wesentlicher Grund für die Auflösung der früheren Deputirtenkammer war aber gerade, daß Rudini eine geschlossene Regierungsmehrheit erhalten und nicht länger auf keineswegs homogene Elemente angewiesen sein wollte. Mögen nun auch die Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten durch die Neuwahlen arg decimirt sein, so ist die italienische Regierung doch nicht in der Lage, in ausgesprochener Weise Parteipolitik zu treiben; vielmehr wird sie nach wie vor sich von allgemeineren Grundsätzen leiten lassen müssen.

Auch darf sie sich nicht verhehlen, daß durch das Anwachsen der radicalen Partei und durch das Anschwellen der socialistischen Bewegung, die freilich beim ersten Wahlgange erfolgreicher war als bei den Stichwahlen, die parlamentarische Lage eine weitere Verwicklung erfahren hat. So könnte es geschehen, daß Cavallotti den Zeitpunkt nicht mehr für fern erachtet, in dem er selbst seine Regierungsfähigkeit erweisen möchte. Die größte Gefahr für das Cabinet Rudini-Visconti Venosta läge aber gerade darin, daß es dem Radicalismus Zugeständnisse machte. Am sichersten würde die Regierung jedenfalls vorgehen, falls sie ihre Thätigkeit auf die

Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte und andere dringende Aufgaben der inneren Verwaltung concentrirte. Sehr zu statten kommt dem Ministerium in dieser Hinsicht, daß das afrikanische Abenteuer, durch das dem Lande schwere Opfer an Gut und Blut auferlegt wurden, seinen Abschluß erhalten hat. So konnte General Vigano, der Nachfolger des Generals Baldissera im Gouvernement der Colonie Eritrea, unlängst wiederum Truppen in das Mutterland zurücksenden, nachdem sich die vor einiger Zeit aus Anlaß des Erscheinens der Derwische bei Agordat gehegten Besorgnisse als grundlos erwiesen, und die Mahdisten die Flucht ergriffen hatten. Daß aber die italienische Regierung die Colonie Eritrea aus freien Stücken vollständig aufgeben werde, ist trotz des Drängens der Radicalen ausgeschlossen, während die Bestrebungen der maßgebenden Kreise darauf gerichtet sind, den Charakter der Militärcolonie immer mehr hinter demjenigen einer Handelscolonie zurückstehen zu lassen.

In der Thronrede, mit der König Umberto am 5. April die erste Sitzung der zwanzigsten Legislaturperiode eröffnete, bilden die hervorgehobenen Punkte: Lage der Colonie Eritrea, kretische Frage und Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte den Kern. Für den verfassungstreuen Sinn des Königs von Italien bezeichnend ist aber die Einleitung der Thronrede, in der daran erinnert wird, daß nunmehr ein halbes Jahrhundert verflossen ist, seitdem König Karl Albert die freien Institutionen errichtete, durch die die Unabhängigkeit Italiens begründet wurde. Der wachsame Schutz dieser Institutionen wurde als das Glück Italiens und der Stolz der Casa Savoia bezeichnet. Gegenüber den Angriffen auf die jüngste Orientpolitik des Ministeriums Rudini konnte in der Thronrede hervorgehoben werden, daß das gemeinsame Bestreben der Großmächte mit Rücksicht auf die Verwirrungen in der Türkei darauf gerichtet sei, den europäischen Frieden zu bewahren, Metzeleien unter den Völkerschaften von verschiedener Abstammung und Religion zu verhindern, sowie der Bevölkerung die Wohlthaten der Civilisation und der Gerechtigkeit zu sichern. Während in dem vom Conseilpräsidenten Rudini vor den Wahlen veröffentlichten ministeriellen Programme jeder Hinweis auf den Dreibund vermißt wurde, so daß von verschiedenen Seiten voreilige Betrachtungen in Bezug auf diese Lücke angestellt wurden, wird in der jüngsten Thronrede die Treue für die Verbündeten in den Vordergrund gerückt und dann auf die herzliche Freundschaft mit allen Mächten hingewiesen, mit denen die italienische Regierung ihre Thätigkeit zum europäischen Concert vereinigt, wie es die Pflichten eines loyalen Wetteifers um die Aufrechterhaltung des Friedens und die Sorge um die Interessen Italiens anrathen.

Wie eigenartig auch die von der italienischen Regierung erzielte Kammermehrheit erscheinen mag, darf doch nach früheren Vorgängen angenommen werden, daß es dem Ministerium Rudini-Visconti Venosta in der That gelingen wird, sich am Staatsruder zu erhalten. Weit größere Schwierigkeiten waren jedoch von Anfang an der Staatskunst des Grafen Badeni gestellt, der nach den jüngsten Reichsrathswahlen und deren jeder Einheitlichkeit entbehrenden, krausen Ergebnissen das Problem lösen sollte, in das parlamentarische Chaos einigermaßen Ordnung zu bringen. Für alle diese nationalen, religiösen, socialen und Parteigegensätze auch nur in annäherndem Maße eine höhere Einheit zu gewinnen, mußte selbst einem an die Zerfahrenheit der parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich gewöhnten Taktiker als eine Aufgabe erscheinen, die der Quadratur des Kreises nicht ganz unähnlich war. Und doch hatte Kaiser Franz Josef in der am 29. März bei der Eröffnung des Reichsrathes verlesenen Thronrede ein so mannigfaltiges Arbeitsprogramm angekündigt, als ob von Schwierigkeiten und Hemmnissen gar nicht die Rede sein könnte. Von besonderem Interesse war in der Thronrede der auf die Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn bezügliche Passus. So wurde denn auf die Ordnung der Vereinbarungen, die sich auf die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses mit den Ländern der ungarischen Krone, auf die in beiden Staatsgebieten nach gleichen Grundsätzen zu behandelnden Verzehrungssteuern, auf

die Regelung der Bankfrage und die Fortführung der Valutareform, sowie auf die Beitragsleistung zur Deckung der Bedürfnisse des gemeinsamen Haushaltes der österreichisch-ungarischen Monarchie beziehen, als die wichtigste und dringlichste Aufgabe für den nächsten Sessionsabschnitt bezeichnet.

Sehr beachtenswerth waren in ihrer Bestimmtheit und Schärfe die in der österreichischen Thronrede der auswärtigen Politik gewidmeten Betrachtungen. Zunächst wurde betont, daß es dem einverständlichen Zusammenwirken sämmtlicher Großmächte gelungen sei, die mit den jüngsten Wirren im Oriente aufgetauchten Gefahren einzudämmen, so daß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden dürfte, die unternommene Action werde trotz mancher im Laufe der Verhandlungen zum Vorscheine kommender Meinungsverschiedenheiten und Bedenken zu einer gedeihlichen und im Wesen befriedigenden Lösung führen. Mit Recht wurde dann das völkerrechtswidrige Verhalten Griechenlands einer schärferen Kritik unterzogen als die tadelnswerthe Lässigkeit, mit der die Türkei die Einführung wirksamer Reformen verzögerte. Kaiser Franz Josef hob in diesem Zusammenhange hervor, daß durch die unvorsichtig heraufbeschworene kretische Frage die österreichische Regierung veranlaßt worden, im Einvernehmen mit den Bundesgenossen, sowie in enger, vertrauensvoller Fühlung mit den anderen befreundeten Mächten eine Reihe von Maßregeln zu ergreifen, deren Zweck sei, durch die auf die Erhaltung des territorialen status quo hinzielende Action friedenstörende Tendenzen und Bestrebungen in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Diese energische Sprache wird sicherlich auch bei denjenigen Balkanstaaten einen Widerhall finden, die, wie Serbien und Bulgarien, Gewicht darauf legen, über ihre eigenen friedlichen Gesinnungen keinen Zweifel obwalten zu lassen. Auch verdient es volle Anerkennung, daß in der österreichischen Thronrede zugleich die Türkei an ihre eigenen Pflichten erinnert wurde. Die ottomanische Regierung muß aber beherzigen, daß sie eine große Verantwortlichkeit auf sich laden würde, falls sie unter Verkennung ihrer wichtigsten Lebensinteressen und gegen die einstimmigen Rathschläge der europäischen Mächte sich der Beseitigung trauriger Mißbräuche entziehen und einen Zustand erhalten sollte, der den Keim steter Beunruhigung in sich trägt[1]).

Die am Schlusse der österreichischen Thronrede ausgesprochene Erwartung, daß es dem Reichsrathe gegönnt sein möge, unterstützt durch eine friedliche Gestaltung der auswärtigen und der inneren Verhältnisse, in einträchtigem und sachlichem Zusammenwirken Gedeihliches zu schaffen, sollte in Bezug auf die innere Politik sehr rasch eine eigenthümliche Beleuchtung erfahren. Das Entlassungsgesuch, das Graf Badeni im Namen des gesammten Cabinets einreichte, spiegelte eben nur deutlich das durch die jüngsten Reichsrathswahlen geschaffene Chaos wider. Daß der Leiter der österreichischen Regierung selbst tragisch schuldig geworden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Insbesondere wird das Verhalten des Grafen Badeni in der böhmischen Sprachenfrage noch schwere Folgen haben. Mit gutem Grund lehnte die deutsche Bevölkerung Böhmens ihre Zustimmung zur Sprachenverordnung ab, die dadurch noch unannehmbarer geworden ist, daß die tschechische Sprache auch in den Verkehr der Behörden unter einander eingeführt werden soll. Der Versuch, die Deutsch-Liberalen durch die Androhung eines tschechisch-klerikalen Ministeriums zur Verzichtleistung auf ihren Widerstand gegen die Sprachenverordnung zu bestimmen, mußte von Anfang an sehr bedenklich erscheinen. Daß aber eine klerikale Regierung den Ausgleich mit Ungarn durchführen könnte, ist ausgeschlossen, und gerade diesen Ausgleich hat Kaiser Franz Josef in seiner Thronrede als die wichtigste und dringlichste Aufgabe bezeichnet.

Die österreichische Ministerkrisis sollte jedoch eine unerwartete Lösung erhalten. Als Graf Badeni erklärt hatte, daß er mit einer ausgesprochen klerikalen Mehrheit nicht regieren wolle, genügte diese platonische Versicherung den deutschliberalen

[1]) Unmittelbar vor dem Redactionsschluß dieses Heftes kommt die Nachricht von der völligen Verschiebung der Lage durch die Kriegserklärung der Türkei an Griechenland. Die Red.

Großgrundbesitzern und anderen deutschen Elementen. Allerdings wollten sie ihre Opposition gegen die tschechische Sprachenverordnung nicht aufgeben; im Uebrigen stellten sie sich jedoch dem Grafen Badeni wiederum zur Verfügung, dessen Entlassungsgesuch dann auch vom Kaiser Franz Josef abgelehnt wurde. Hätten alle deutschen Gruppen aber das erforderliche Rückgrat besessen, so mußten sie im Hinblick auf das Vorgehen der Regierung in der Sprachenfrage mit aller Bestimmtheit erklären, daß sie das Ministerium unter keinen Umständen unterstützen würden. Klar ersichtlich ist, daß Graf Badeni in Bezug auf den Ausgleich mit Ungarn der deutschen Stimmen nicht entrathen kann. Er weiß aber sehr wohl, daß dieser Ausgleich mit Ungarn eine Lebensfrage ist, während die nationalen Empfindungen der Deutschen durch die Sprachenverordnung schwer verletzt worden sind. In der Ausgleichsangelegenheit mußte daher von den Deutschen der Hebel angesetzt werden. Nicht als ob sie diesem Ausgleich mit Ungarn abgeneigt wären. Gelangt doch vielmehr immer deutlicher zum Ausdrucke, daß gerade Ungarn es ist, dessen Regierung durch ihr klares, des Ziels sicher bewußtes Vorgehen sich allgemeine Werthschätzung im Auslande erworben hat. Hätte Graf Badeni nun die Ueberzeugung gewonnen, daß die Deutschen ihn bei der Lösung dieser für die gesammte Monarchie bedeutsamen Lebensfrage nur unter der Voraussetzung unterstützen würden, daß dem Vernichtungskampfe gegen das Deutschthum in Böhmen und anderwärts Einhalt geboten wird, dann würden die parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich jedenfalls eine andere, minder bedenkliche Entwicklung genommen haben.

War in Oesterreich die Demission des Cabinets Badeni gewissermaßen nur ein „falscher Abgang", so hatten in Frankreich die radicalen Blätter den Sturz des Ministeriums Méline-Hanotaux wegen des von ihm in der kretischen Frage beobachteten Verhaltens ganz ernsthaft angekündigt. In dieser Erwartung sollten sie sich aber getäuscht sehen, und es muß als eine eigenthümliche Ironie bezeichnet werden, daß der Panamaskandal, der längst für todt und begraben erachtet worden, gerade in einer für die Radicalen belastenden Weise plötzlich wieder auftauchte. In Deutschland können die verschiedenen Phasen dieses Intriguenspiels, bei denen ein offenkundiger Betrüger wie Arton die Hauptrolle übernommen hat, nur ein geringes Interesse erregen. Da aber die Parteileidenschaften in Frankreich nicht selten die gesammte Politik beeinflussen, empfiehlt es sich, zu betonen, daß die von Arton erhobenen Anschuldigungen, nach denen nicht weniger als einhundert und vier Parlamentarier durch Panamagelder bestochen worden sein sollten, sich längst als hinfällig erwiesen haben. Ueberraschen kann nur, daß den Angaben eines so wenig classischen Zeugen von einem Theile der öffentlichen Meinung in Frankreich stets von Neuem Bedeutung beigemessen wird, während doch die Annahme nahe genug liegt, daß Arton in Verbindung mit anderen unlauteren Elementen seiner Sphäre den Raub im Wesentlichen getheilt und dann in der üblichen Weise bei seinen Auftraggebern die Verwendung der angeblichen Bestechungsgelder mit erdichteten Adressen belegt hat. Rouvier, der frühere Conseilpräsident und Finanzminister, der gleichfalls zu den Verdächtigten gehört, hat die gegen ihn persönlich erhobene Anschuldigung unter dem Beifalle der weit überwiegenden Mehrheit der Deputirtenkammer zurückgewiesen. Bezeichnend für die hinterhaltige Taktik Arton's ist es aber, daß er nicht davor zurückschreckt, das Andenken eines Mannes zu schänden, dem nach seinem Tode die Ehre des nationalen Begräbnisses zu Theil wurde. So begegnete denn auch die Behauptung, daß der frühere Präsident der Deputirtenkammer, Burdeau, der sich zugleich in deutschen Kreisen, als Theilnehmer an den Berathungen der internationalen Arbeiterschutz-Conferenz in Berlin, Sympathien erwarb, zu den Checkempfängern gehören sollte, allgemeinem Unglauben. Da die Freunde des arm verstorbenen Politikers, der aus bescheidensten Anfängen sich zu einer hochangesehenen Stellung emporgearbeitet, übernommen haben, das Andenken Burdeau's von jedem leisesten Verdachte zu reinigen, wird die volle Aufklärung nicht ausbleiben. Auf

die parlamentarischen Verhältnisse in Frankreich fallen allerdings durch alle diese Vorgänge grelle Streiflichter, da, je nachdem ein radicales oder ein opportunistisches Ministerium sich am Staatsruder befindet, die politischen Widersacher des gerade herrschenden Régimes besonders compromittirt erscheinen. Und doch müßte man annehmen, daß eine so reich entwickelte Nation, wie die französische, ihre Kräfte der Lösung wichtiger Culturaufgaben in ersprießlicherer Weise widmen könnte.

Läßt sich aber in Frankreich die öffentliche Meinung noch immer durch den Panamaskandal und die Erörterungen über ein Unternehmen erregen, das in Wirklichkeit gar nicht zu Stande gekommen ist, so machte neuerdings die zweite Republik Europa's von sich reden, weil ihre Regierung die Eisenbahnen des Landes, obgleich sie eine wachsende Blüthe aufweisen, unter Bedingungen zurückkaufen wollte, die als eine Art Beraubung der Actionäre bezeichnet worden. Galt bisher das Wort von den tugendhaften Frauen, wonach diejenigen den Preis verdienen, von denen am wenigsten gesprochen wird, in gewissem Sinne auch von Helvetia, dem neutralen Staate, der als solcher keine Veranlassung hat, sich in das Getriebe der großen und hohen Politik einzumischen, so mußte die Botschaft des Schweizer Bundesrathes über den Rückkaufswerth der Eisenbahnen, wenn anders sie durchaus ernsthaft gemeint sein sollte, im ungünstigsten Sinne wirken. Allen Vorstellungen von Treu und Glauben im öffentlichen Verkehre mußte es widersprechen, daß der Bundesrath ohne Weiteres den Besitz der Actionäre fünf großer Bahnen um mehr als ein Drittel seines an den Börsen marktgängigen Werthes kürzen zu können glaubte. Berechneten z. B. die Leiter der Schweizer Nordostbahn, der Centralbahn und der Schweizer Union den concessionsmäßigen Werth ihrer Unternehmen auf etwa 230 Millionen Francs, so setzte die Botschaft des Bundesrathes ihn willkürlich auf 140 Millionen Francs herab. Da nun deutsches Capital vielfach in solchen Werthpapieren angelegt ist, darf erwartet werden, daß einem Rechtsbruche, als welcher das eigenmächtige Vorgehen der Schweiz angesehen werden müßte, in wirksamer Weise wird entgegen getreten werden können. Gerade in jüngster Zeit hat sich in Bezug auf Griechenland gezeigt, bis zu welcher Stufe der Mißachtung ein Staat herabsinkt, der den Verpflichtungen gegen seine Gläubiger nicht nachkommt. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der Einwand, die Actien der Schweizer Eisenbahnen seien künstlich in die Höhe getrieben worden, auch von eidgenössischen Blättern mit dem Hinweise entkräftet wird, daß der Bundesrath selbst in früheren Kundgebungen die Actien wesentlich höher berechnet habe. Zugleich sprechen sich Organe, die wie die „Baseler Nachrichten“ und der „Genevois“ für den Ankauf der Eisenbahnen durch den Staat im Principe durchaus gewonnen sind, dafür aus, daß die Privatbesitzer in vollem Maße entschädigt werden müssen. Weit entschiedener lautet die Sprache derjenigen Journale, die mit dem erwähnten Principe gar nicht einverstanden sind, und das „Journal de Genève“, das durch seine Besonnenheit und seinen publicistischen Takt mustergültig geworden ist, führt in einem eingehenden, „Le Conseil fédéral et la spéculation“ überschriebenen Artikel am 4. April unter Anderem aus: „Wenn der Ankauf erfolgt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Bundesrath unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gezwungen sein wird, seine Anerbietungen stark zu erhöhen, und daß die Angelegenheit ohne die Einmischung der Gerichte in freundschaftlicher Weise erledigt werden wird. Hätte man sich enthalten, ebenso bestimmte wie ungenügend gerechtfertigte Werthbestimmungen zu veröffentlichen, so würde man genau zu demselben Ergebnisse gelangt sein, ohne Verwirrung auf dem Geldmarkte zu verbreiten, ohne die Speculation zu entfesseln und ohne bei Hunderten ehrlicher, kleiner Capitalisten unersetzliche Verluste zu veranlassen.“ Es darf aber jedenfalls gehofft werden, daß eine Lösung gefunden werden wird, die der guten Meinung, die bisher aller Orten in Bezug auf die Vertragstreue der Schweiz gehegt wurde, in vollem Maße entspricht.

Literarische Rundschau.

Berlin und seine Eisenbahnen.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin und seine Eisenbahnen (1846—1896). Herausgegeben im Auftrage des königlich preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten. Zwei Bände. Mit 15 Bildern in Kupferätzung, 34 Tafeln und Plänen und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Julius Springer. 1896.

Dem Vereine deutscher Eisenbahnverwaltungen hat zur Feier seines fünfzigjährigen Jubeljahres, welche in den letzten Tagen des Juli 1896 zu Berlin begangen wurde, das größte unter den an diesem Vereine betheiligten Eisenbahn-Verwaltungsinstituten, nämlich die Centralbehörde der preußischen Staatsbahnen, eine ihrer würdige Widmung überreichen wollen. Dieselbe besteht in einem mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Prachtwerke, welches die Hauptstadt Berlin im Mittelpunkte seiner Eisenbahnen historisch und statistisch darstellt, die Entwicklung der verschiedenen Bahnen und der sie begründenden Unternehmungen aus den Quellen schildert, den Einfluß derselben auf den Fortschritt Berlins selber, ein Stück neuester Geschichte im Bilde seiner Eisenbahnen. Die redactionelle Leitung des ganzen Werkes hat die vielbewährte wissenschaftliche Hauptkraft des preußischen Eisenbahn-Ministeriums, der Geheime Ober-Regierungsrath Dr. Alfred von der Leyen, in seinen Händen gehalten und darf mit Befriedigung auf den jetzt vor der Oeffentlichkeit liegenden Erfolg seiner mühseligen Arbeit blicken.

Im Einzelnen zerfällt das aus zwei starken Bänden bestehende Werk in fünf Hauptabschnitte. Diese sind die folgenden: „Die Entwicklungsgeschichte des Stadtbildes von Berlin", welche bearbeitet ist von dem Mitgliede des kaiserlichen Patentamtes, Regierungsrath Kemmann; „Die baugeschichtliche Entwicklung der Berliner Eisenbahnen von den Anfängen bis zur Gegenwart", verfaßt vom Eisenbahnbau- und Betriebsinspector Baltzer; „Die Entwicklung des Personenverkehrs, und zwar des Fernverkehrs, sowie des inneren Stadtverkehrs von Berlin", vom Regierungsrath (jetzt vortragenden Rath im Ministerium der öffentlichen Arbeiten) Offenberg; „Die Entwicklung des Güterverkehrs" vom Geheimen Seehandlungsrath Dr. Schubart; endlich „Die Betriebsleistungen der Berliner Eisenbahnen" von dem Verfasser des ersten Hauptabschnittes, Regierungsrath Kemmann.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" kann nicht eine eisenbahnhistorische oder eisenbahntechnische Erörterung des reichhaltigen und mannigfaltigen Stoffes zugemuthet werden, der in dem vorliegenden Werke enthalten ist. Wir begnügen uns mit einer bescheideneren Aufgabe: wir werfen einen schnellen Blick in die Vergangenheit der Berliner Eisenbahnen und einen zweiten Blick in die Gegenwart derselben.

Wie fremdartig muthet es uns an, wenn wir von den Bemühungen lesen, denen die ersten Anfänge unserer Eisenbahnen entsprungen sind. Wie fern liegen dieselben uns ihrem Wesen nach, da sie der Zeit nach doch nur fünfzig bis sechzig Jahre von dem heutigen Tage entrückt sind!

Es war am 9. April 1833, daß sich Dr. Stubbe in Berlin an das Ministerium des Innern mit einer Eingabe wandte, in der er um Unterstützung seines Vorhabens bat, „ein Privilegium für die Einrichtung einer Dampfwagenfahrt auszuwirken". Nach dem Entwurf handelte es sich um das Recht, „einen Fahrweg von Naumburg über Halle, Merseburg, Delitzsch, Wittenberg, Potsdam, Berlin, Frankfurt a. O. bis Breslau zu bauen und mit Dampfwagen zu befahren". Es sollte ihm erlaubt werden, Waaren und Menschen auf diesem Wege zu befördern und das nöthige Geld zur Einrichtung dieser Dampfwagenfahrt durch Actien zusammenzubringen. Der Weg für die Dampfwagenfahrt sollte, um das Postregal nicht zu beeinträchtigen, wenigstens tausend Fuß entfernt von dem damaligen Postwege liegen, nicht durch Städte gehen und bei Kreuzung anderer Fuhrwege so geführt werden, daß die bestehende Communication unverletzt bleibe. — Der Bescheid des Ministeriums vom 19. April 1833 lautete dahin, daß die Zusicherung des Privilegiums nicht eher ertheilt werden könne, als bis man eine vollkommene Ueberzeugung von der allgemeinen Nützlichkeit des beabsichtigten Unternehmens gewonnen habe. „Eine solche Gemeinnützigkeit ist aber" (so heißt es wörtlich weiter in dem Bescheide des Ministeriums) „nur dann anzunehmen, wenn durch das Unternehmen der Waaren- und Personentransport nicht nur leichter und bequemer, sondern auch mit geringeren Kosten als auf dem bisher gewöhnlichen Wege bewerkstelligt wird, und daß dieses bei dem zur Anlage erforderlichen Capital, von gewiß fünf Millionen Thalern bloß für die Bahn, möglich zu machen sei, muß bezweifelt werden."

Alsbald danach, am 27. April desselben Jahres, wandte sich Dr. Stubbe im Verein mit der Berliner Kunsthandlung Simon Schropp & Co. an den König, dieses Mal aber sein Project für eine Eisenbahn auf die Strecke von Berlin bis Potsdam einschränkend. Der Antrag, welcher einen grundlegenden Bestandtheil des Projects bildete, das Gelände für die Bahn nach den beim Bau der Staatsstraßen maßgebenden gesetzlichen Bestimmungen erwerben zu dürfen und die fiscalischen Grundstücke unentgeltlich zu erhalten, wurde in der Cabinetsordre vom 9. Mai 1833 als „gesetzwidrige Begünstigungen" von vornherein zurückgewiesen.

Es folgt jetzt eine Reihe ähnlicher Bewerbungen in naher, zeitlicher Aufeinanderfolge. Am 28. Juni 1833 richtete Dr. J. Schumann eine Eingabe an den König und das Ministerium des Innern behufs Anlage einer Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam. Am 27. Januar 1834 suchte der Justizcommissar J. C. Robert die staatliche Genehmigung für eine Bahn zur Verbindung von Berlin und Leipzig nach. Der Bescheid der Behörde forderte zunächst einen Bauentwurf und den Plan zur Errichtung der Actiengesellschaft. Hierauf erfolgte die Vorlegung eines erweiterten Projectes für eine Eisenbahnverbindung von Berlin-Leipzig-Magdeburg-Hamburg. Jetzt forderte das Ministerium den Nachweis, daß die Antragsteller im Besitze der Mittel seien, „eine so wichtige Unternehmung anzutreten". Das wirkliche Ergebniß dieser und weiterer Schritte war die Einschränkung des Projectes auf eine Bahn von Berlin nach Potsdam. Zwei Jahre lange Vorbereitungen und Verhandlungen mit den entscheidenden Staatsbehörden sind nöthig, bis endlich am 26. Februar 1836 sich im Englischen Hause in der Mohrenstraße zum ersten Male die Actionäre versammeln können, um die neue Actiengesellschaft für die Berlin-Potsdamer Bahn zu constituiren.

Das ministerielle Gutachten an den König (27. November 1835) sagte über das junge Unternehmen: „Die Anlage einer Eisenbahn von hier nach Potsdam kann zwar, als selbständiges Ganzes betrachtet, weder in commercieller noch in strategischer Hinsicht als besonders wichtig betrachtet werden. Erwägt man aber,

daß sie künftig in der Richtung nach Magdeburg oder Halle fortgesetzt werden könnte, so erscheint sie als der Anfang einer größeren und folgenreicheren Unternehmung. Als die erste Eisenbahn in der Monarchie, die als Landstraße zu dienen bestimmt ist und wahrscheinlich sich einer hinlänglichen Frequenz, wenigstens für den Personenverkehr, erfreuen wird, nimmt sie durch ihre Verbindung mit der Hauptstadt das Interesse der Techniker, ja selbst des ganzen Publicums in hohem Grade in Anspruch."

Und jetzt ein Blick in die neueste Zeit.

Die Bevölkerung der Hauptstadt Berlin in ihrem mächtigen Wachsthum seit dreißig Jahren hängt aufs Innigste mit der Entwicklung der Eisenbahnen zusammen. Die Zahl der Einwohner war

1. Januar 1861: 528 893,
2. December 1895: 1 677 135.

Die letztere Zahl wiederum, das Ergebniß der neuesten Volkszählung, gibt nicht die volle Wahrheit über die Entwicklung der Berliner Bevölkerung. Die Grenzen des thatsächlichen Berlin der Gegenwart fallen nicht mit den rechtlichen Grenzen zusammen. Das ganze Berlin umfaßt eine Reihe von Vorstädten, welche zur Zeit noch rechtlich selbständige Gemeinwesen gegenüber der Hauptstadt sind, wirthschaftlich aber eine Einheit des täglichen Zusammenlebens bilden. Diesen Unterschied hat man übersehen, wenn man aus den Zahlen der letzten Volkszählung eine Enttäuschung über das Tempo des Bevölkerungszuwachses von Berlin entnahm. In Wirklichkeit war es nur eine relative Verschiebung der großstädtischen Bevölkerung nach den Vorstädten hin, wie sie typisch sich in älteren Großstädten (so namentlich in London) lange vorher zu vollziehen begonnen hat. In den letzten fünfunddreißig Jahren hat sich diese vorstädtische Einwohnerzahl von etwa 30 000 auf 435 000 gehoben (darunter allen anderen Vororten voran Charlottenburg mit 132 000), so daß die heutige Einwohnerzahl der ganzen Hauptstadt längst die zweite Million überschritten hat.

Hiebei nun haben die Eisenbahnen entscheidend mitgewirkt. Erst dadurch, daß in kurzer Frist, in häufigen Zügen, zu geringen Fahrsätzen eine beständige Verbindung zwischen den Vororten und den mittleren Theilen der Hauptstadt vorhanden ist, wird eine solche Entwicklung der Bevölkerung in die Peripherie hinaus möglich. Die Zusammendrängung in hohe Miethskasernen erhält ein Gegengewicht durch die wachsende Leichtigkeit, einen Wohnplatz mit Licht und Luft draußen im Freien für mäßigen Preis zu finden. Die Concentration des Geschäftsverkehrs in den Mittelpunkten der Hauptstadt bleibt freilich eine unabänderliche Thatsache: ja sie vollzieht sich in fortschreitendem Umfange. Aber eben sie allein ist es mehr und mehr, welche in den Mittelpunkten ihren Standort findet, während die Wohnplätze sich loszulösen anfangen von den Geschäftsräumen. Geschäftsräume und Wohnhaus werden zweierlei Dinge. Die Stadttheile mit dem intensivsten Geschäftsleben sind überfüllt in den Tagesstunden, aber entvölkern sich in den Abendstunden und werden immer leerer zur Nachtzeit. Sie selber sind es, die gleichsam das Heilmittel erzeugen. Denn der immer höher gestiegene Preis dieser theuersten Stücke des großstädtischen Bodens wirkt abstoßend auf die Wohnbevölkerung, welche nun ihre Wohnstätte sucht, wo sie besser und wohlfeiler ist, draußen in der Umgebung.

In London ist es seit einem Menschenalter eine bekannte Thatsache, daß die Bevölkerung der City (der Altstadt, in der der große Geschäftsverkehr seinen Sitz hat) fortschreitend abnimmt, obwohl um Mittag die Straßen und die Geschäftshäuser hier das Bild der dichtesten Einwohnerzahl gewähren. Die Abnahme der Bevölkerung der City zeigt sich in der Volkszählung, welche die Wohnbevölkerung, nicht den Geschäftsverkehr aufzeichnet, weil diese Einwohnermassen in den Vorstädten, nicht in der City wohnen. — Berlin folgt gegenwärtig diesem Beispiele und wird ihm in Zukunft noch weit mehr folgen. Z.

89. **Die Lage in Ostasien.** Von Valentine Chirol. Aus dem Englischen. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1896.

Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. Von Ph. Fr. von Siebold. Zweite Auflage. Erster Band. Würzburg und Leipzig, Leo Woerl. 1897.

Es ist ein zufälliges, aber darum nicht weniger interessantes und in gewissem Sinne bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß auf dem deutschen Büchermarkt vor Kurzem fast gleichzeitig die beiden oben genannten Werke erschienen sind, von denen das erstere in vortrefflicher deutscher Uebersetzung die jüngsten Phasen der in Ostasien vor sich gehenden Evolution behandelt, während das andere uns in eine jetzt verschwundene Welt zurückversetzt, in das Japan, wie es in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts bestand, ehe Commodore Perry's Erscheinen das Land der aufgehenden Sonne (1854) dem Weltverkehr erschloß. — Chirol's Buch, dessen einzelne Capitel zuerst als Berichte ihres Specialcorrespondenten in der „Times" veröffentlicht wurden, ist typisch für die englische Auffassung der ostasiatischen Ereignisse von 1894 und 1895 und der durch sie hervorgerufenen Action der europäischen Mächte. Während vor dem Kriege in englischen Kreisen ein unzweifelhafter Sieg der Chinesen, im Verlauf desselben ein ebenso unzweifelhafter Erfolg der Japaner und von beiden ein Stillstand des russischen Vordringens in Ostasien erwartet wurde, hat das Fehlschlagen aller dieser Hoffnungen in England den latenten Deutschenhaß zum Ausdruck gebracht, der bei Herrn Chirol um so mehr Wunder nehmen muß, da er während seines längeren Aufenthalts in Berlin als Times-Correspondent Gelegenheit genug gehabt hatte, die versöhnliche und unselbstsüchtige, vielleicht zu unselbstsüchtige Haltung der deutschen Politik kennen zu lernen. Trotzdem oder gerade deswegen bietet die Chirol'sche Broschüre eine interessante und lehrreiche Lectüre. — Die Herausgabe der zweiten Auflage des Siebold'schen „Nippon" ist den beiden Söhnen des Verfassers, die selbst viele Jahre in japanischen resp. österreichisch-ungarischen Diensten in Japan zugebracht haben, hauptsächlich durch die ihnen dort durch eingeborene Gönner des Unternehmens zu Theil gewordene Unterstützung ermöglicht worden. Es verdient dies, als den Japanern zur Ehre gereichend und einen nicht unerheblichen Fortschritt Seitens derselben bezeichnend, deshalb besonders angeführt zu werden, da Siebold wegen seiner, allerdings gegen die Landesgesetze verstoßenden geographischen und sonstigen wissenschaftlichen Forschungen 1828—1829 zur Untersuchung gezogen und des Landes verwiesen wurde, während ein Theil seiner japanischen Freunde ein trauriges Ende fand. Siebold war kein unwürdiger Nachfolger des allerdings nie erreichten Kämpfer's und Thunberg's, und wer sich überhaupt für die Wandlungen menschlicher Sitten, Gebräuche und Anschauungen interessirt, wird mit Vergnügen in der zweiten, handlicheren Ausgabe seines „Nippon" die in derselben zum ersten Mal erschienene ausführliche Beschreibung seiner Reise an den Hof des Shiogun in Yedo nachlesen und auch in dem, was er sonst bietet, viel des Interessanten und auch heute noch Lehrreichen finden.

90. **Wie wir arbeiten und wirthschaften müssen.** Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jacob Feis. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1896.

Der Uebersetzer widmet „allen menschenfreundlichen Arbeitgebern dieses kleine Buch". Aus den zehn bekanntesten Schriften John Ruskin's hat er (wie es scheint, selber in London lebend) eine Blüthenlese von dessen Gedanken gesammelt und sie in systematischer Anordnung als eine Quittung des Ruskin'schen Geistes dem deutschen Publicum dargeboten — in ähnlicher Weise, wie das bereits vor längeren Jahren und neuerdings wieder mit den Gedanken des englischen Historikers Thomas Carlyle geschehen ist. Die beiden Denker haben das mit einander gemein, daß sie gegen die herrschende englische Nationalökonomie — zumal die um die Mitte dieses Jahrhunderts herrschende Richtung derselben — in derbem Tone reagiren, in kühnen Aphorismen und orakelhaften Worten. Sie treffen öfters den Nagel auf den Kopf, öfters daneben; oft ist es gänzlich verkehrt, was sie fordern oder behaupten, und es zeigt den Mangel einer gründlichen wissenschaftlichen Zucht für die Fragen, von denen sie reden. — Für Ruskin ist bezeichnend, daß er aus einer seltsamen Richtung der Kunstkritik hinüberging auf das Gebiet der Volkswirthschaft — ohne Ahnung von demjenigen, was sonst und anderswo (zumal in Deutschland) über diese Fragen bereits gesagt worden war. Immer sich an weitere Kreise und an eine gläubige Gemeinde wendend, schreckt er vor keinem Paradoxon zurück und kennt nicht die Verpflichtung zu den Consequenzen, die aus seinen Sätzen sich ergeben. Aber unter einer Menge von Krausem, Verworrenem, Launenhaftem ist doch eine Anzahl von Goldkörnern zu finden — freilich nur für solche Leser, welche sie zu unterscheiden wissen von den Schlacken. Es ist bemerkenswerth, daß die englischen Socialisten der Gegenwart mit Vorliebe die Sätze Ruskin's als Stützen ihrer Propaganda benutzen. So reicht alterthümelnde Romantik dem zukunftstrunkenen Radicalismus die Hand. Aber seltsam genug: dieser von Volksfreundlichkeit überfließende Romantiker und Socialist, der die Mammonsknechte im heutigen England seit einem halben Jahrhundert anklagt, der von dem Fabrikanten verlangt, daß er jeden seiner Arbeiter wie seinen Sohn halte, u. dergl. mehr — derselbe Autor hat von seinen Schriften noch nicht eine einzige in einer Volksausgabe, wie es in England mit all seinem Mammonsdienst sonst Sitte ist, herausgegeben: vielmehr kennen wir keinen Schriftsteller, der so emsig auf ein zahlungsfähiges Publicum bedacht ist, wie dieser — mit seinen

vielen kleinen, coquetten, kostbaren und einträglichen Bändchen.

δφ. **Zur Hygiene der Arbeit.** Von Dr. Emil Kräpelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg. Jena, Gustav Fischer. 1896.

Eines der anziehendsten Gebiete der heutigen naturwissenschaftlichen Forschung ist dasjenige der naturwissenschaftlichen Psychologie. Der Herr Verfasser hat für weitere Kreise bereits in dem (ebenfalls von der „Deutschen Rundschau" besprochenen) Vortrage „über geistige Arbeit" (1894) eine Probe gegeben, die aus seinen fachmäßigen Forschungen ein besonders geeignetes Thema wählte, um ein größeres Publicum auf solche Untersuchungen hinzulenken und sie darüber zu belehren. In dem gegenwärtigen Vortrage ist, ganz im Geiste des Voraufgegangenen, eine Fortsetzung geboten, veranlaßt zunächst durch eine Vorlesung, die Professor Kräpelin am 19. August v. J. in der Berliner Gewerbeausstellung gehalten hat. In trefflicher Form, wie sie leider keineswegs mehr etwas Gewohntes bei unseren heutigen Naturforschern ist, faßt er die Ergebnisse kurz zusammen, welche in seinen „Psychologischen Arbeiten" (Leipzig, Engelmann) genauer begründet sind durch eine Fülle experimenteller Beobachtungen. Hier ein Beispiel. Von der größten Bedeutung für die Gestaltung der Arbeitsleistung ist die Ausfüllung der Ruhepausen, die Art der Erholung. Nur dann wird die Arbeit zum Vergnügen werden, wenn das Vergnügen nicht zur Arbeit wird. Wer seine Arbeitskraft zu ernsten Zwecken ausnutzen will, darf sie nicht in den Pausen vergeuden. Solange wir noch schwierigere Aufgaben zu lösen haben, müssen die Fristen zwischen den Arbeitsabschnitten wirklicher Erholung gewidmet werden. Der Verfasser hat — zu seinem eignen Erstaunen — durch Messung entdeckt, daß ein zweistündiger Spaziergang die geistige Leistungsfähigkeit in demselben Maße herabsetzte, wie ein einstündiges Addiren. In diesem Zusammenhange gelangt Verfasser zu einer Kritik unsrer Lebensgewohnheiten, so namentlich zu dem Mißbrauch des Alkohols. Die Verheerungen, welche die Wirkung dieses tückischen Giftes, sagt er, in unsrer Arbeitskraft anrichtet, sind genugsam bekannt; gleichwohl wird sein Genuß nicht nur geduldet, sondern von der Gesetzgebung wie von der öffentlichen Meinung liebevoll gepflegt. Vergebens sprechen Irrenanstalten, Gefängnisse und Zuchthäuser, Spitäler und Armenpflege ihre beredte Sprache; vergebens sehen wir alljährlich im Deutschen Reich 12000 Menschen im arbeitsfähigen Alter dem Alkoholsiechthum verfallen ... Auch sonst sind unsre Lebensgewohnheiten noch recht weit davon entfernt, die Erhaltung der Arbeitsfähigkeit zur Richtschnur zu nehmen. Die zunehmende Ueppigkeit in unseren persönlichen Bedürfnissen, die Jagd nach dem Erwerb, die künstliche Züchtung einer anstrengenden und nutzlosen Geselligkeit, das Nachtleben — das alles sind Erscheinungen, welche die Kraft zu ernster Arbeit untergraben und zahlreiche gute Ansätze zerstören. Strenge Selbstzucht ist hier unerläßlich. Möchte die kleine Schrift von Vielen gelesen, verstanden und beherzigt werden!

βλ. **Histoire des Relations littéraires entre la France et l'Allemagne.** Par Virgile Rossel. Paris, Librairie Fischbacher. 1897.

Es ist nicht die Absicht des Referenten, in einer kurzen Notiz der ernsten und gewissenhaften Arbeit gerecht zu werden, die in den 500 Seiten dieses Bandes geleistet ist. Den Anstoß dazu gab F. Brunetière, als er den Wunsch ausdrückte, es möge die Geschichte der Einwirkung der Fremden auf die literarische Production der Franzosen geschrieben werden. Der Erste, der dem Wunsche in einer Specialstudie entsprach, war nicht Rossel, sondern Joseph Texte, Verfasser des guten, früher hier erwähnten Buchs über „J. J. Rousseau und die Anfänge des literarischen Kosmopolitismus". Nur der von Texte gewählte Titel ist kein glücklicher, denn seit die europäischen Völker, die einen nach den anderen, sich eine Literatur geschaffen haben, bestand auch eine Wechselwirkung zwischen ihnen. Das Mittelalter ist von ihr erfüllt: die Renaissance hat sie geübt, das classische Zeitalter Ludwig's XIV. war von ihr durchdrungen. Rossel beginnt, nach einem einleitenden Capitel, sehr richtig mit dem germanischen Ursprung des französischen Epos, allein er berührt nur kurz das Zeitalter der Renaissance und der Reformation, um mit dem deutschen achtzehnten Jahrhundert einzusetzen. Pufendorf und Spener, die Faustsage und jene vom ewigen Juden beschäftigen die Franzosen, bis Leibniz das einigende Band zwischen beiden Nationen schlingt. Im achtzehnten Jahrhundert, von Geßner und Gottsched bis zu Schiller und Goethe, hat Frankreich, zuerst mangelhaft genug, dann mit besserer Einsicht und vermehrter Kenntniß der Stimme des germanischen Geistes sein Ohr geliehen. Das neunzehnte Jahrhundert ist ohne die Kenntniß der beiderseitigen Literaturen ganz unverständlich. Dem Einfluß der Franzosen auf die Deutschen, bis zu Renan und Nietzsche, Dumas und Sudermann, ist der zweite Theil des Buchs von Rossel gewidmet. Unter den vielen angeführten deutschen Quellen ist das Buch von Lady Blennerhassett über „Frau von Staël" vergessen worden, in welchem Bruchstücke desselben Stoffes acht Jahre früher behandelt worden sind.

βλ. **Pages choisies des Auteurs contemporains.** E. et J. de Goncourt. Par Gustave Toudouze. Paris, Armand Collin et Cie.

Wir haben dieser Sammlung bereits bei Anlaß der Auszüge aus Flaubert's Schriften Erwähnung gethan. Dieses Mal sind die Brüder Goncourt der gleichen Probe unterzogen. Die Literatur schuldet ihnen Dank, denn nur für die Literatur haben beide gelebt. Ihre Romane haben, vor Zola, den Naturalismus auf pathologischer Grundlage aufgebaut; ihre Darstellungen aus der Geschichte des französischen achtzehnten Jahrhunderts sind mit Benützung alles historischen Details, Briefe, Actenstücke aus Privatarchiven, Kupferstiche, Sammlungen

aller Art, mit künstlerischer Lebendigkeit durchgeführt. Sie haben die japanische Kunst für Europa entdeckt und die Neurasthenie zur unentbehrlichen Voraussetzung der Genialität gemacht. Sie waren mustergültige, wie zwei feine Instrumente zusammengestimmte Brüder und niedrig gesinnte, untreue Freunde. Oder vielmehr, in Sammlerfleiß verloren, vergaßen sie, was Freundschaft sei, und sammelten menschliche Typen, wie sie orientalische Curiositäten und französische Kupferstiche erwarben. Als der jüngere Bruder, Jules, 1870 im Juni an gebrochenem Herzen und zerrütteten Nerven starb, weil die Mitwelt säumig gewesen war, den Goncourts den Kranz zu reichen, wurde Edmond, der Ueberlebende, populär. Seine Production wurde immer excentrischer, seine Figuren immer krankhafter, sein Styl immer virtuosenhafter und sein Tagebuch, das „Journal des Goncourt", das er mit dem Bruder begonnen hatte und nun allein weiterführte, immer tückischer und boshafter. Es war geradezu lebensgefährlich, Herrn Edmond de Goncourt bei sich zu Tisch zu haben, denn er vergalt die Gastfreundschaft mit vergifteten Notizen und glaubte sich ein Denkmal zu setzen, indem er Collegen und Gönner, gleichviel, welchen Geschlechtes, mit brutaler Treulosigkeit aus der Intimität vor die Oeffentlichkeit zerrte und sie dort dem Spott oder der Verurtheilung preisgab. Einige Wochen, bevor Edmond de Goncourt starb, wurde ihm die vorliegende Sammlung vorgelegt, deren Auswahl er selbst noch gut hieß.

Ml. **Massimo d'Azeglio.** Sein Leben und Wirken als Künstler, Patriot und Staatsmann. Von Alfred Lill von Lilienbach. Graz, Franz Pechel. 1896.

Zur bevorstehenden Centenarfeier des Geburtstags von Massimo d'Azeglio ist diese gut zusammengestellte kleine Schrift erschienen. Sie ersetzt in keiner Weise den Genuß, d'Azeglio's Lebenserinnerungen „I miei Ricordi" zu lesen, die zu den Perlen italienischer Selbstbiographien gehören, und durch deren Blätter der Frühlingshauch des risorgimento zieht. Aber sie entwirft ein anziehendes Bild des Künstlers, des Soldaten, des Patrioten, des Staatsmannes und des Menschen, der an edler Selbstaufopferung und milder Weisheit von keinem seiner großen italienischen Zeitgenossen übertroffen worden ist.

Ml. **Vingt-cinq ans après.** Par L. Garrigue (Ancien officier). Paris, Albert Savine. 1896.

Der Verfasser prüft in dieser kleinen Schrift die moralischen und materiellen Folgen des bewaffneten Friedens, dessen sich Europa seit einem Vierteljahrhundert erfreut. Er schreibt im Hinblick auf einen unvermeidlichen Krieg, preist die Schulung und Vortrefflichkeit des französischen Soldaten und beschuldigt den Generalstabsofficier, seiner Aufgabe, ungeheure Massen zu bewegen, noch ganz ebenso wenig wie 1870 gewachsen zu sein, obwohl er Fortschritte anerkennt. Der politische Standpunkt des Verfassers ist uns wohl bekannt: um den Preis der Herausgabe von Elsaß-Lothringen will er vergessen, wie antipathisch der Deutsche dem Franzosen ist.

ρ. **Germany.** By Kate Freiligrath Kroeker. London, T. Fisher Unwin. 1896.

Dieses höchst zierlich ausgestattete, mit einem Porträt Luther's (nach Lucas Cranach) geschmückte Buch bildet den integrirenden Theil einer Geschichtsbibliothek für englische Kinder (The Children's Study), und Niemand hätte berufener sein können, es zu schreiben, als Ferdinand Freiligrath's Tochter. Vielfach bereits hat sie sich, selbstschaffend und übersetzend, verdient gemacht um die Vermittlung deutschen und englischen Geistes; für diese Gabe jedoch darf man ihr besonders dankbar sein: denn wie die Zeiten nun einmal sind, kann es uns nicht gleichgültig lassen, wie der heutigen englischen Jugend deutsche Geschichte vorgetragen wird. In einem Büchlein von nicht ganz 250 schmalen Seiten konnten natürlich nur Umrisse gegeben werden, aber sie sind scharf und klar, und es ist wunderbar, wie bei dieser Beschränkung die Verfasserin kein irgendwie wichtiges Ereigniß unberührt läßt, ja, noch Raum erübrigt, neben der politischen auch die Culturgeschichte zu berücksichtigen, so weit beides sich für die Fassungskraft jugendlicher Leser eignet. Kate Freiligrath Kroeker hat dieses hübsche Werkchen ihrer jüngsten Nichte „just about to go to school" gewidmet, und wünscht, daß die kleine Teutonin, die an englischen Küsten geboren ist, Alles darin finden möge, was ihren ersten Wissensdurst in Bezug auf das ursprüngliche Vaterland befriedigt. Ein warmes deutsches Herz spricht hier im besten Englisch zu dem heranwachsenden Geschlecht eines Volkes, das uns im Augenblick nicht allzu freundlich gesinnt ist; möchten dort, über die Schulstuben hinaus, die Worte, mit denen die Verfasserin schließt, verstanden und gewürdigt werden: „Aus einem der gewaltigsten Kriege dieser oder jeder Zeit ist Deutschland als ein neues und machtvolles Reich hervorgegangen und hat unter den Nationen Europa's den Platz eingenommen, den seine Patrioten und Dichter für es immer gefordert haben. Einst der Tummelplatz für die Kriege sämmtlicher Völker Europa's, hat es sich nun sicher geborgen innerhalb seiner alten Grenzen, in denen es alle Segnungen des Friedens entfalten kann. Es ist der Bemerkung werth, daß, trotz seiner ungeheuren militärischen Erfolge, Deutschland in den letzten sechsundzwanzig Jahren, die seit der Begründung des neuen Reiches verflossen sind, Alles, was in seinen Kräften stand, gethan hat, um diesen Frieden zu bewahren."

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Vorreden und Bruchstücke. Eine poetische Musterkarte von H. Adler. Frankfurt, Commissions-Verlag von Gebr. Staudt. 1897.

Aus fürstlichem Nachlaß. Zürich, Verlags-Magazin. 1897.

Bahr. — Theater. Ein Wiener Roman von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer's Verlag. 1897.

Bamberger. — Politische Schriften von 1879—1892. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1897.

Bang. — Fräulein Caja. Von Hermann Bang. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von R. Blumenreich. Paris, Leipzig und München, Albert Langen. 1897.

Baschkirtseff. — Tagebuch der Marie Baschkirtseff. Uebersetzung aus dem Französischen von Lothar Schmidt. Zwei Theile. Breslau, L. Frankenstein. 1897.

Bauer. — Das Kind. Drama in einem Aufzug von Ludwig Bauer. Wien, Buchdruckerei „Reichswehr". 1897.

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. S. J. Erste Lieferung. Freiburg i. B., Herder'sche Buchhandlung 1897.

Brunnhofer. — Russlands Hand über Asien. Historisch-geographische Essays zur Entwicklungsgeschichte des russischen Reichsgedankens. Von Dr. Hermann Brunnhofer. St. Petersburg, Typ.-Actien-Gesellschaft. 1897.

Beddies. — Ueber Kakao-Ernährung von Dr. Alfr. Beddies, unter Mitwirkung von Dr. med. W. Fischer. Berlin, Conrad Skapnik. 1897.

Behrens. — Ueber die Chemie des Bieres vom Gerstenkorn bis zur Fertigstellung. Von Gottlieb Behrens. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Benedetti. — Essais diplomatiques (nouvelle série) précédés d'une introduction sur la question d'Orient. Par comte Benedetti. Paris, Librairie Plon. 1897.

Bérard. — La Turquie et l'Hellénisme contemporain. Par Victor Bérard. Paris, Felix Alcan. 1897.

Beyer und Hagen. — Die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsclassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre. Zwei gekrönte Preisschriften von Luise Hagen und Anna Beyer. Erfurt, Carl Villaret 1897.

Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Vierter Band. Erste Abtheilung. Leipzig, J. G. Göschen. 1897.

Blätter für Haus- und Kirchenmusik unter Mitwirkung namhafter Musikschriftsteller und Componisten herausgegeben von Prof. Ernst Rabich. 1. Jahrg. 1897. Nr. 1—3 (Januar bis März). Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Bogusławski. — Aus bewegten Zeiten. Novellen und Skizzen von A. von Bogulawski. 8.—10. Tausend. Berlin, Verein der Bücherfreunde. Schall & Grund.

Böthlingk. — Wilhelm der Glorreiche. Von Dr. Arthur Böthlingk. Heidelberg, J. Hörning. 1897.

Cranz. — Haus. Eine sociale Dichtung von Paul Cranz. Leipzig, Friedrich Jansa. 1897.

Dauriac. — La Psychologie dans l'opéra français. Par Lionel Dauriac. Paris, Felix Alcan. 1897.

Der Kampf um das Deutschthum. Erstes Heft. Die Weltstellung des Deutschthums von Fritz Bley. München, J. F. Lehmann. 1897.

Dreyfus-Brisac. — L'éducation nouvelle. Études de pédagogie comparée par Edmond Dreyfus-Brisac. Troisième série. Paris, Masson & Cie. 1897.

Elezovic. — Carmina composuit Fr. Elezovic. Belgradi, Sumptibus auctoris. 1897.

Engel. — Geschichte der englischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Mit einem Anhang: Geschichte der Literatur Nordamerika's. Von Eduard Engel. Erstes Heft. Leipzig, J. Baedeker. 1897.

Engel. — William Shakespeare. Ein Handbüchlein von Eduard Engel. Mit einem Anhang: Der Bacon-Wahn. Leipzig, Julius Baedeker. 1897.

Feuerbach. — Ein Vermächtniss von Anselm Feuerbach. Vierte Auflage. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1897.

Fischer. — Bilder aus Japan von Adolf Fischer. Illustrirt von F. Hohenberger und J. Bahr. Berlin, Georg Bondi. 1897.

Friedmann. — Theater. Von Alfred Friedmann. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1897.

Fromm. — Lieder und Geschichten der Suaheli. Von Dr. Emil Fromm. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1896.

Gildemeister. — Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Freunden. Erster Band (Zweite Auflage) und zweiter Band. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1897.

Gomperz. — Grundlegung der neusokratischen Philosophie. Von Dr. Heinrich Gomperz. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1897.

Guntermann. — Der Spion. Historische Erzählung von August Guntermann. Freiburg i. B., Paul Waetzel.

Guth. — Vom Wege . . . Skizzen von Alfred Guth. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Halbe. — Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte von Max Halbe. Zweites Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1897.

Hallervorden. — Arbeit und Wille. Personenkunde oder klinische Psychologie zur Grundlegung der Psychohygiene von Dr. E. Hallervorden. Heft 3. Würzburg, A. Stuber. 1897.

Hasse. — Deutsche Weltpolitik. Von Prof. Dr. Ernst Hasse. München, J. F. Lehmann. 1897.

Herrmann. — Glacialerscheinungen in der geologischen Vergangenheit. Von Dr. O. Herrmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1896.

Heyesi. — Blaue Fernen. Neue Reisebilder von Ludwig Heyesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1897.

Hofmeyer. — Die Buren und Jameson's Einfall in Transvaal. Auf Grund der Quellen dargestellt von N. J. Hofmeyer. Bremen, C. Ed. Müller. 1897.

Hölderlin. — Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neue, durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Jacobsen. — Gedichte von Jens Peter Jacobsen. Aus dem Dänischen übersetzt von Robert F. Arnold. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1897.

Kainz. — Lord Byron's Sardanapal. Eine Tragödie. Frei übertragen und für die Bühne bearbeitet von Josef Kainz. Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Kraepelin. — Zur Ueberbürdungsfrage, von Dr. Emil Kraepelin. Jena, Gustav Fischer. 1897.

Krüger. — Was ich ersonnen, was ich erlebt! Gedichte von F. C. Theo. Krüger. New York. Im Selbstverlag des Verfassers. 1897.

Kürschner. — Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1897. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Neunzehnter Jahrgang. Mit zwei Porträts. Leipzig, G. J. Göschen.

Liliencron. — Kampf und Spiele. Gesammelte Gedichte von Detlev von Liliencron. Erster Band. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Liliencron. — Kämpfe und Ziele. Gesammelte Gedichte von Detlev von Liliencron. Zweiter Band. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Linz. — Friedrich der Große und Voltaire. Von F. Linz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1897.

Maeterlinck. — Pelleas und Melisande von Maurice Maeterlinck. Autorisirte Uebersetzung von George Stockhausen. Eingeleitet durch einen Essay von Maximilian Harden. Berlin, Schneider & Co. 1897.

Maleissye. — Général de Maleissye. Mémoires d'un officier aux gardes françaises (1789—1793) publiés par M. G. Roberti. Paris, Librairie Plon. 1897.

Manfrin. — Gli Ebrei sotto la dominazione romana. Roma, Fratelli Bocca. 1897.

Mann. — Das Wunderbare und andere Novellen von Heinrich Mann. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Mauthner. — Der steinerne Riese. Eine fast wahre Geschichte von Fritz Mauthner. Zweites Tausend. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Maupassant. — Pariser Abenteuer und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. Uebersetzt von Dr. A. Vögtlin. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik. — Herausgegeben von Lothar Schmidt. Erster Jahrgang, zweiter Band. Breslau, L. Frankenstein. 1897.

Mémorial de J. de Norvins. Publié avec un avertissement et des notes par L. de Lanzac de Laborie. Tome troisième. Paris, Librairie Plon. 1897.

Michael. — Geschichte des deutschen Volkes seit dem dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Emil Michael S. J. Zweite, unveränderte Auflage. Erste Lieferung. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1897.

Monographien zur Weltgeschichte. — In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. I. Die Mediceer. Von Archivrath Prof. Dr Ed. Heyck. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.

Muret-Sanders' encyklopädisches Wörterbuch der englischen Sprache. Theil II: Deutsch-Englisch. Liefg. 1: A — anbannen. Berlin, Langenscheidt'sche Buchhandlung.

Müller. — Sonette eines Kranken. Von Richard Müller. Berlin, Th. Berge. (Commissionsverlag.)

Nansen. — In Nacht und Eis. Von Fridtjof Nansen. Bis zur sechsundzwölfzigsten (Schluß-) Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Nast. — Wandernachtigall. Roman von El. Nast. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1897.

Navez. — Waterloo. Par Louis Navez. Deuxième édition. Bruxelles, J. Lebèque & Cie. 1896.

Panizza. — Abschied von München. Ein Handschlag von Oskar Panizza. Zürich, Verlags-Magazin. 1897.

Pastor. — Wanderjahre. Sociale Essays. Von Willy Pastor. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Pfungst. — Laskaris. Eine Dichtung von Arthur Pfungst. Dritter Teil: Philelethos. Berlin, Ferd. Dümmler. 1897.

Poschinger. — Fürst Bismarck und der Bundesrath. Von Heinrich von Poschinger. Zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1897.

Pröll. — Kaiser Wilhelm der Große. Ein Erinnerungsblatt von Karl Pröll. Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin, P. Stankiewicz. 1897.

Przybyszewski. — Satans Kinder. Roman von Stanislaw Przybyszewski. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. 1897.

R. — Kaiser Paul's I. Ende. 1801. Von R. R. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Reuter. — König Otto II. Deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl August Hermann Reuter. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau. 1897.

Report of the commissioner of education. 1894—1895. In two volumes. Washington, Government printing office. 1896.

Rilke. — Traumgekrönt. Neue Gedichte von René Maria Rilke. Leipzig, P. Friesenhahn. 1897.

Rosenmüller. — Johann Ulrich von Königs Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Inaugural-Dissertation von Max Rosenmüller. Leipzig-Reudnitz, August Hoffmann. 1896.

Schäfer. — Die zehn Gebote. Erzählung des Kanzelfriedrich. Von Wilhelm Schäfer. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Schick. — Adam und Eva. Ein Akt von F. Schick. Zürich, Verlags Magazin. 1896.

Schirmacher. — Aus aller Herren Länder. Gesammelte Studien und Aufsätze von Kaethe Schirmacher. Paris und Leipzig, H. Welter. 1897.

Schomacker. — Bunte Märchen von Hanna Schomacker. Zweite Auflage. Leipzig, Gustav Fock.

Schultz. — Die geschichtliche Entwicklung der Gegenwart seit 1815 unter der Berücksichtigung der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse in Deutschland. Von Ferdinand Schultz. Erster Band. Dresden, L. Ehlermann. 1897.

Schultze. — Wege und Ziele deutscher Literatur und Kunst von Dr. Siegmar Schultze. Berlin, Carl Duncker. 1897.

Schulz. — Eine neue Bestattungsart. Von Carl Theod. Schulz. Dresden, Berlin, Actien-Gesellschaft Pionier. 1897.

Seidel. — Die Augen der Erinnerung und Anderes. Von Heinrich Seidel. Zweites Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1897.

Spielmann. — Handbuch der Anstalten und Einrichtungen zur Pflege von Wissenschaft und Kunst in Berlin. Zusammengestellt unter Benutzung amtlicher Quellen von Wilhelm Spielmann. Berlin, Meyer & Müller. 1897.

Spitzer. — Kritische Studien zur Aesthetik der Gegenwart. Von Hugo Spitzer. Leipzig und Wien, Carl Fromme. 1897.

Stenglin. — Leidenschaft. Von Felix von Stenglin. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft. 1896.

Struve. — Der Berliner Boykott von 1894. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Klassenkämpfe der Gegenwart. Aktenmäßig dargestellt von Emil Struve. Berlin, Carl Heymann. 1897.

Strüfing. — Mirabeau. Schauspiel in 5 Acten von Ernst Strüfing. Berlin, Freund & Jeckel. 1896.

Sully. — Untersuchungen über die Kindheit. Psychologische Abhandlungen für Lehrer und gebildete Eltern von Dr. James Sully. Aus dem Englischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von Dr. J. Stimpfl. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1897.

Thielbörger. — Die Lichtcur. Ideen-Entwicklung über das Licht und seine Bedeutung für Heilzwecke nebst anschliessender Schilderung des Lebens in einer Lichtcuranstalt. Von Karl Thielbörger. Berlin, Wilhelm Möller. 1897.

Thudichum. — Promachiavell. Von Friedrich Thudichum. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1897.

Turgenjew. — Ein Frühstück beim Adelsmarschall. Lustspiel in einem Aufzuge von Iwan Turgenjew. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Stümcke. Berlin, August Deubner. 1897.

Unold. — Ein neuer Reichstag Deutschlands Rettung. Von Dr. Johannes Unold. München, J. F. Lehmann. 1897.

Verzeichniss von Privat-Bibliotheken. I. Vereinigte Staaten. Canada. Leipzig, G. Hedeler. 1897.

Vogüé. — Jean d'Agrève. Par E. M. de Vogüé. Paris, Armand Colin & Cie. 1897.

Wegener. — Zum ewigen Eise. Eine Sommerfahrt ins nördliche Polarmeer und Begegnung mit Andrée und Nansen von Georg Wegener. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1897.

Weinberg. — Lieder eines Narren von Gustav Weinberg. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Weinhold. — Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. Von Karl Weinhold. Dritte Auflage. Zwei Bände. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1897.

Welschinger. — Le roi de Rome. (1811—1832.) Par Henri Welschinger. Paris, Librairie Plon. 1897.

Wendriner. — Föhn. Von Richard Wendriner. Breslau, L. Frankenstein. 1897.

Wrede. — Pflicht. Dramatische Studie von Friedrich Fürst Wrede. Salzburg, Herm. Kerber. 1897.

Wundtke. — Schicksal? Novellen von Max Wundtke. Dresden, E. Pierson. 1897.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Erster Jahrgang, erstes Heft. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. April 1897.

Zenger. — Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1887, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1897. Von Professor K. W. Zenger. Prag. In Commission bei Fr. Rivnác. 1897.

Zielinski. — Cicero im Wandel der Jahrhunderte. Ein Vortrag von Th. Zielinski. Leipzig, B. G. Teubner. 1897.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Eine Gabe.

Novelle

von

Anselm Heine.

[Nachdruck untersagt.]

„Euch ist genugsam wissend, was die strenge Imagination thut, welche ein Anfang ist aller magischen Werke."

Theophrastus Paracelsus.
(1494—1543.)

Es sind jetzt sieben bis acht Monate her, daß ich meine Klinik einrichtete. Als bescheidener Anfänger bewerkstelligte ich das nicht mit einem Male, sondern ich vervollständigte mein kleines Mobiliar nach und nach, dem Wachsen der Praxis entsprechend. Ich kaufte zusammen, wo sich mir Gelegenheit bot.

Eines Tages las ich in der Zeitung von einer Auction. Ein ältlicher Privatgelehrter, der seit einer Reihe von Jahren in unserer Stadt wohnte, war gestorben, ohne Angehörige zu hinterlassen. Es war ein stiller, ernster Mensch gewesen, der keinen Umgang pflegte. Ich wußte nur, daß er Johannes Brode hieß und irgendwo an der Riviera Prediger gewesen war.

Ein Buch von ihm, „Die Wunder Christi", sollte gerade jetzt im Buchhandel erscheinen. Der kleine Nachlaß, der da im hellen Sonnenscheine auf der Straße stand, trug wenig individuelles Gepräge. Das Meiste war wohl erst hier gekauft. Das Mahagoni der Möbel zeigte noch eine unwohnliche Helligkeit, das Muster des Sophaüberzuges war das eben in allen Möbelmagazinen gebräuchliche. Alles deutete auf die blinde Gleichgültigkeit des Menschen, der nach innen lebt. Unter dieser banalen Jedermanns-Ausstattung zogen einige alte Erbthümer meinen Blick auf sich. Anheimelnde Geräthe aus der Biedermannszeit. Ein Schrank mit Messingverzierung und Holzmosaik, ein Ohrensessel und eine schöne, alte Schreibcommode mit einem Blumenstücke aus eingelegtem Holze. Ich erstand diese drei und ließ sie in meine Wohnung schaffen. Am Abend ging ich daran, meine Erwerbungen näher zu untersuchen. Namentlich die Schreibcommode interessirte mich. Die Arbeit der Mittelplatte war nicht so schön wie ich geglaubt hatte, aber immerhin originell. Höchst

verlockend war für mich das Wirrsal der kleinen Schubfächer und Kästchen, das sich mir öffnete; die meisten waren leer. Der Auctionator hatte wohl bereits gesichtet! Hier und da fand sich ein Conceptblatt, Notizen zu des Pastors eben beendetem Werke, wie es schien.

Ich traf auf Aussprüche von den alten Mystikern Paracelsus, Thomas a Kempis und Jacob Böhme, dazwischen historische Excerpte. Das Mittelthürchen des Aufsatzes war verschlossen. Ich versuchte meinen Schlüsselbund; gleich der zweite Schlüssel paßte. Ohne besondere Neugierde öffnete ich. Viel würde ich nicht finden! Solch ein friedliches Theologenleben läßt nicht viel Bodensatz.

Meine vierundzwanzigjährige Weisheit lächelte darüber hin.

In dem Schränkchen lag ein dickes Quartheft, dessen bunter Pappdeckel die Aufschrift trug: „Tagebuch von Auguste Heuer".

Ich stutzte einen Augenblick, ehe ich mich entschloß, so in den Papieren eines Fremden Umschau zu halten. Nach kurzem Zögern schlug ich das Tagebuch auf. Das erste Blatt wiederholte in großen lateinischen Lettern den Titel. Dann folgte, dem eigentlichen Buche vorgeheftet, ein umfangreiches Briefbündel, mit zwei wagerechten Knickspuren, die mir bewiesen, daß das ganze Packet in einem Couvert gelegen hatte. Die Bogen waren von einer ungeübten Hand beschrieben. Nun erst begann das eigentliche Tagebuch, dessen letztes Achtel etwa noch frei war. Zwischen den leeren Blättern lagen wieder zwei Briefe. Der erste trug die Unterschrift „Johannes Brode". Er rührte also von dem verstorbenen Prediger selber her. Der zweite zeigte altmodisch schnörkelhafte Schrift und am Ende den Namenszug „Adolar Stifter, Lehrer".

Ich blätterte eine Weile in dem Tagebuche hin und her, hier und da lesend, dann wieder einige Seiten überspringend. Endlich aber setzte ich mich hin und studirte das seltsame Document vom Anfang bis zu Ende durch.

Was ich gefunden habe, übergebe ich hiermit der Oeffentlichkeit. Es mag für sich selber sprechen.

I. Auguste's Brief.

Hahndorf im Harz, den 14. October 1863.

Ach liebes, gnädiges Fräulein, wie hat das nur sein können, daß ich Sie so unglücklich gemacht habe, und war doch keine Sünde dabei, sondern nur meine Pflicht? Das war eine böse Stunde, als ich mich heimlich aus dem Hause schlich, das mir das liebste ist auf der ganzen Welt; und eine feige Stunde war's, denn ich achtete das Geschwätz der Menschen höher als die heilige Kraft in mir. Und bin davon gerannt in Jammer und Verzweiflung. Und was wird der Herr Director sagen, wenn ich nicht mehr da bin? Wie wird es ihm gehen ohne mich?

Sie müssen sich aber nicht wundern, daß ich so etwas schreibe von dem Herrn Director und von mir, denn es ist nicht so wie Sie denken. Und wenn Sie diesen Brief zu Ende gelesen haben, dann wissen Sie, daß es nur Bosheit ist von den Leuten, und Unwissenheit, die etwas Schlechtes sagen, denn sie wissen nichts von der heiligen Kraft, die in mir ist.

Ich schreibe aber den Brief, damit Sie Alles wissen, wie es war, und den Herrn Director, Ihren lieben Bräutigam, wieder hoch halten sollen, wie er es verdient, und im Gegentheil, ihn sobald als möglich heirathen, weil er mich doch nicht mehr hat. Und dann auch wegen dem Weine, denn der Sanitätsrath hat gesagt, er darf keinen mehr trinken, und wenn das Niemand weiß, und in drei Wochen ist doch sein Geburtstag — — Ich schreibe so verrücktes Zeug, aber haben Sie nur Geduld, es wird schon besser gehen. Und seien Sie nicht böse, wenn es etwas lang wird, und wegen der dummen Schrift, aber die Tinte vom Schulmeister ist dick geworden und der Küchentisch so rippig. Ich bin nämlich hier in Hahndorf bei meinen Leuten. Morgen früh ziehe ich nach Brockendorf hinauf, wo der Herr Johannes, der Sohn unseres alten Pfarrers, Geistlicher ist. Denn die Frau hat ein Kindchen bekommen und ist sehr krank. Ich soll sie pflegen. Nun will ich aber auch Alles erzählen von Anfang an, denn es gehört Alles dazu, damit Sie es verstehen. Und bin ich nicht bange, daß Sie mir nicht glauben werden. Weil ich die Wahrheit rede.

Meine Eltern habe ich nicht mehr gekannt. Mein Vater ist Bergmann gewesen in Klausthal und ist an der Bergsucht gestorben wie die Meisten dort. Die Mutter starb auch bald nachher, ich weiß nicht woran.

Danach kam ich hierher nach Hahndorf zu meiner Tante. Als ich größer wurde, paßte ich da auf die Kinder auf und sorgte im Hause, denn die Tante wäscht für Herrschaften. Schlecht hatte ich es nicht bei ihr. Sie schalt nur manchmal, daß ich ein so stilles Kind sei und am liebsten für mich allein ging. Sie dachte auch wohl, ich sei hochmüthig und dünke mich etwas Besseres, weil der alte Pfarrer Brode mich mit seiner Malwine, die meines Alters war, zusammen unterrichtete. Das Malwinchen war von jeher schwach und konnte die Freude der Erde nicht ertragen, deshalb hielt sie sich zu den Büchern und las gerne Märchen und fromme Geschichten, die sie mir dann wieder erzählte. So wurde ich durch sie vertraut und heimisch in der Lieblichkeit der Welt, die man nicht sieht. Oft legte ich meine Bibel und das Märchenbuch, das mir Malwine geschenkt hatte, unter mein Kopfkissen, damit ich davon träumen möchte, was auch geschah.

Wenn aber der Herr Johannes im Pfarrhause zu Besuch war, dann brachte er uns Beschreibungen aus der Naturgeschichte mit, oder Erzählungen von berühmten Menschen. Märchen seien ungesund, sagte er, sie zögen den Menschen von der Wirklichkeit ab, in der es doch für ihn so viel zu helfen gebe. Von der Bibel sagte er nichts, aber ich wußte, daß er nicht so fromm war, wie seine Familie es wünschte. „Du bist zwar Pfarrer, aber Dir fehlt der rechte Glaube!“ sagte sein Vater oft zu ihm. Zu mir war Herr Johannes immer freundlich, aber ich fürchtete mich ein wenig vor ihm, weil er so blaß und ernsthaft aussah und wenig sprach.

Nun aber will ich sagen, wie es anfing mit mir, und daß ich meine Gabe merkte. Unser Gretchen war krank, und die Arzenei vom Schmied wollte nicht helfen. „Wenn man ihr nur ein paar Stunden Schlaf verschaffen könnte,“ hatte er gemeint, „dann möchte sie gesund werden.“

Das Kind lag da mit dick verschwollenem Gesicht und wimmerte vor Schmerzen, dazu sah es mich mit seinen halb verquollenen Augen so klagend an, daß ich mich hätte in Stücke reißen lassen, um ihm zu helfen. Die Händchen hatte es in das weiße Fell des Kätzchens, das auf der Bettdecke lag, hinein gekrampft. Das Thierchen blieb ganz still, wie erstarrt vor Unbehagen, weil die heißen Händchen des Kindes ihm mißfallen mochten. Wie ich noch darauf hinsehe, fällt mir auf einmal ein: „Am Ende könntest du das Gretchen zum Schlafen bringen, wie sonst das Kätzchen."

Hier muß ich aber zuvor berichten, wie es sich damit verhielt. Ich hatte das kleine Thier vom Ersäufen errettet, und es war mir nun so anhänglich, daß es nicht von mir wich, was ich auch anstellte. Abends, wenn ich schlafen ging, sprang es auf mein Bett und legte sich zu meinen Füßen nieder.

Weil es aber oft mit seiner Unruhe die Tante störte, die mit mir in derselben Kammer schlief, so suchte ich es zu beschwichtigen und strich ihm unaufhörlich leise mit dem Finger über sein weißes Näschen.

„Schlaf Kätzchen, schlaf," sagte ich dabei leise, denn es war ein kluges Thier und verstand Alles, was ich ihm befahl. Auf einmal wird das Kätzchen steif auf meinem Arme. Das Pfötchen, das mit meinem Zopfe gespielt hatte, bleibt unbeweglich in der Luft, die Augen sind halb zugekniffen — es schläft. Was aber das Seltsamste war, es schien Alles zu hören, was ich zu ihm sprach, und that gehorsam, was ich von ihm forderte, und schlief dabei doch fort, bis ich es weckte, gerade so, als wäre das Thier unter einem Zauber. Das Alles merkte ich noch nicht am ersten Tage, sondern nach und nach, denn jeden Abend wiederholte ich mein Kunststück und ward dabei täglich deutlicher inne, welche Macht ich über das Thierchen hatte. Ich dachte mir in meiner Dummheit aber nichts dabei; nun aber fiel mir dieses Alles ein, wie ich an Gretchen's Bette saß und meine Katze ansah.

„Soll Auguste Dich auch schlafen lassen wie die Mieze?" fragte ich, denn unser Gretchen hatte es oftmals gesehen, wie ich es vollbrachte.

Das Kind nickte und legte still sein Köpfchen an meine Hand, die auf dem Gitter seines Bettchens lag. Wie ich sein warmes, gespanntes Häutchen an meinen Fingern spürte, wurde mir das Herz groß vor Erbarmen, und ich wußte, ich könne es vollbringen, wie ich ihm gesagt hatte.

So fing ich denn ganz ohne Zagen an, über das kleine, vertrauende Gesicht leise hinzustreichen, und hatte keinen anderen Gedanken mehr in mir, als nur das kranke Gretchen und daß ich sie gesund machen würde.

„Schlaf Gretchen, schlaf," sagte ich, und: „Gretchen schläft sich gesund und hat keine Schmerzen mehr." Und es dauerte nicht gar zu lange, da schlief sie und hatte solch ein bleiches Lächeln im Gesicht, daß ich mich beinahe fürchtete, als ich's gewahr wurde.

Und so hat es fortgeschlafen, bis die Tante nach Hause kam und die Kammerthüre öffnete. Da hat der kalte Luftzug das Kind geweckt. Und liebes, gnädiges Fräulein, ganz gesund ist uns das Kind geworden von der Stunde an, hat keine Schmerzen mehr gehabt, und das Gesicht ist wieder dünn geworden, wie es sonst war. Und es ist mir mit dem Gretchen gegangen

wie mit dem Kätzchen. Es hat in stiller Dankbarkeit an mir gehangen, mehr als an seiner Mutter. Dabei wußte es nichts mehr von dem, was mit ihm vorgegangen war. Ich selbst hütete mich, davon zu reden, denn ich schämte mich des Räthsels, das in mir war. Und ich dachte, es wäre mit mir gerade so wie mit dem Marienkinde aus dem Märchen, das mit dem Finger an den Goldglanz der Ewigkeit getippt hatte und zur Buße schweigen mußte. So kam ich mir vor.

Bald aber wußte ich es besser und verstand, daß es keine Ueberhebung war, wenn ich so der inneren Gewalt gehorchte, die mich trieb, sondern es wirkte aus mir ein Geschenk Gottes. Was ich aber erst erfuhr, kurz ehe das arme Malwinchen starb und mir mit seinem lauten Athem ins Ohr sprach: „Ich habe Gott für Dich gebeten, Gusti, daß er Dich heiligen möge, und er hat mich erhört.“ Und als ich sie fragend ansah, sagte sie mir noch: „Das Gretchen — weißt Du nicht? — Durch Dich!“ Denn ich hatte ihr Alles erzählt; ihr allein!

Da durchschauerte es mich und erschien mir, als spreche sie schon aus einer anderen Welt zu mir herüber. Ich hatte vorher nie daran gedacht, sie könne aus dem Leben gehen. Jetzt wußte ich es auf einmal, denn ich spürte das Wehen ihrer unsichtbaren Flügel, als sie sich im Bette aufsetzte und mich küßte. Dann legte sie den Finger auf die Lippen. Ich weiß nicht, ob sie meinte, daß ich schweigen solle von diesem Geheimniß vor Jedermann oder nur vor ihrer Mutter, die jetzt hereintrat. Dieser Zweifel hat mich oft gequält.

Danach habe ich sie nicht mehr gesehen. Aber ihre Stimme habe ich gehört, wenn sie aus ihrem Himmel zu mir redete, und fühlte manchmal auch an einem zarten Hauche, daß sie bei mir stand. Weshalb ich mich bemühte, mich so zu halten, daß ich meiner Fürbitterin an Gottes Throne keine Schande machte. Palmsonntag darauf wurde ich eingesegnet.

Mein Confirmationsspruch heißt: „Halte fest und leide Dich und wanke nicht, wenn man Dich davon locket!“

Daran hatte ich einen rechten Trost, wenn ich verzagen wollte in dem, was ich jetzt gleich erzählen werde. Denn nun sollte ich hinaus ins Leben. Die Tante sah jeden Tag nach einer Stelle für mich im „Hannöverschen Courier“, den sie von Pastors lieh. Da fanden wir denn die Anzeige von der Frau Directorin, der ersten Frau Ihres lieben Bräutigams. Die Tante schrieb hin, und ich wurde angenommen. Ostern kam ich zu ihr! Noch heute sehe ich Alles vor mir, wie es damals war, als ich zum ersten Male ins Zimmer trat. Die gnädige Frau lag in einem seidenen Schlafrock auf dem Sopha und sah sehr schön aus. Neben ihr saß ein blonder Herr, der ein großes, rundes Glas in das rechte Auge geklemmt hatte, und eine weiße Blume steckte ihm im Knopfloch. Der hielt ihr die kleine Kaffeetasse, aus der sie ab und zu einen Tropfen trank.

Der Herr Director saß am Tisch und las die Zeitung. Das ganze Fenster war mit Hyacinthen gefüllt, und ein paar hohe Palmen breiteten ihre durchsichtigen Blätter bis tief ins Zimmer hinein. Die großen Spiegel, der blinkende Kronleuchter, der dicke Teppich, auf dem ich stand, all' der Duft, die Bilder,

die weißen Figuren, die in den Ecken leuchteten, verwirrten mich beinahe, und es war mir ein rechter Trost, als ich in das gute Gesicht des Herrn Directors blickte, der ernst und nachdenklich in seine Zeitung sah, als passe er gar nicht hinein in all' das Weiche, Bunte da um ihn herum und als wolle er es gar nicht sehen.

Ich hatte den wunderlichen Gedanken, ich möchte ihn bei der Hand nehmen und ihn fortführen auf eine weite, grüne Wiese, die still unter dem blauen Himmel steht. Denn so war es mit ihm, daß Jeder ihm gleich ansehen konnte, er sei wie ein Kind und könne sich nicht selbst verschaffen, was ihm gut thue. Und er war doch groß und stark genug, und in der Fabrik war Keiner, der ihm widersprochen hätte, wenn er etwas befahl. Auch die Fabrikherren von außerhalb, die ihn besuchten, hatten Respect vor ihm, weil er Alles so klug und kräftig angriff und zu Ende führte. Aber im Hause war er schwach, das spürte ich gleich.

Die Frau hielt mir eine kleine Rede, daß sie mich genommen hätte, obgleich ich noch nichts verstünde, weil die Mädchen aus der Stadt allesammt nichts taugten.

„Sie klatschen so viel," sagte sie. „Ich hoffe, Du wirst Dich mit so etwas nicht abgeben und hübsch Deinen Mund halten über Dinge, die Du nicht verstehst." Dann streichelte sie mir die Haare und sagte mir viel Schönes, und dann fragte sie, ob ich schon einen Schatz hätte? Ich wurde roth und konnte vor Verlegenheit nicht sprechen. Da sprach sie ein paar Worte zu dem blonden Doctor, der neben ihr saß, ich glaube, es war Französisch, und dann lachten sie. Was das für ein Gefühl ist, so da zu stehen, wenn die Leute über einen welschen, und man versteht nicht, warum sie lachen! Der Herr Director in seiner großen Gutherzigkeit hat mir's wohl angemerkt, daß ich sehr traurig wurde, ob er mich gleich noch gar nicht angeschaut hatte.

„Meine Frau sagt, daß Sie ihr gefallen!" sagte er freundlich. „Aber sie wird hungrig sein?" meinte er dann zu seiner Frau, „bestelle doch, daß man ihr in der Küche — —"

„Ja, ja," antwortete die Frau gelangweilt und winkte mir, ich solle hinaus gehen.

Mein Dienst war leicht, und ich hatte wenig zu thun, aber er wurde mir schwer, weil ich die Frau nicht lieb haben konnte, der ich diente.

Je länger ich um sie war, um so widerwärtiger wurde mir ihr weißes, lächelndes Gesicht, ja, ich hatte in ihrer Nähe oft das Gefühl, wie es einen wohl in einer dumpfen, überheizten Stube befällt, daß man aufspringen möchte und die Fenster aufreißen und einen tiefen Athemzug thun in die reine Luft hinaus. Oft habe ich ein heftiges Zittern gespürt, wenn die Frau mich anrührte. Nachmals habe ich's mir so ausgelegt, daß sich die heilige Kraft in mir gewehrt habe gegen die sündigen Gedanken, die die Frau, unter ihrer Schönheit verhüllt, bei sich trug. Noch verhaßter aber als sie war mir der blonde Doctor. Der kam jeden Tag, wenn der Herr Director in die Fabrik hinüber gegangen war, und wenn er mich traf, streichelte er mir die Backen,

riß den Mund auf, daß ihm sein Augenglas herunter fiel, und sagte jedesmal: „Na, kleine Ungnädige, ist die gnädige Frau zu Hause!“ Dann lachte er, als hätte er etwas sehr Witziges gesagt. Noch lange spürte ich dann den süßlichen Geruch von seinem Rosenwasser um mich herum.

Wie dumm und unerfahren ich auch war, ich merkte doch, daß es im Hause zuging, wie es nicht sollte. Der Herr rechnete und sparte, die Frau warf das Geld zum Fenster hinaus.

Er arbeitete bis tief in die Nacht hinein, während sie mit dem Doctor auf Bällen und Vergnügungen zusammentraf. Die Köchin und der Johann wirthschafteten im Hause, wie sie Lust hatten. Sie sagten, von „so Einer“ brauchten sie sich nichts befehlen zu lassen. Denn es wußte Jeder, daß die Frau den Herrn Director hinterging. Nur er selber wußte es nicht. Und eines Morgens war die gnädige Frau verschwunden! Ich war die Erste, die es entdeckte. Denn als es schon gegen Mittag war und die Frau immer noch nicht nach ihrer Frühschokolade klingelte, ging ich endlich ins Schlafzimmer, um nachzusehen. Da war Alles in wüster Unordnung, Schränke und Commodenfächer weit geöffnet, Kleider und Wäsche auf dem Fußboden verstreut, und auf dem Toilettentische stand der leere Schmuckkasten, daneben lag ein Briefchen an den Herrn Director. Eine Weile stand ich rathlos. Sollte ich hinüber schicken nach der Fabrik, um dem Herrn die Unglücksbotschaft zu senden? Am liebsten wäre ich selber gegangen, denn es war mir, als müsse ich vor aller Welt verbergen, was man meinem armen Herrn anthat. Denn ich hatte ihn sehr lieb gewonnen in seiner großen Hülflosigkeit. Aber gerade, als hätte er's gespürt, daß etwas hier im Hause sei, das ihn rufe, an diesem Tage kam er früher aus der Fabrik zurück. Ich habe vergessen, warum.

Ich hörte, wie er die Treppe herauf kam mit seinem gewöhnlichen, gleichmäßigen Schritt, und der Gedanke an den furchtbaren Schmerz, den er jetzt gleich durch mich haben sollte, macht mich ganz starr. So trete ich ihm nur stumm entgegen, als er gerade in sein Zimmer will, und den Brief halte ich in der Hand.

„Herrgott, Kind, was ist Ihnen?“ fragt er und nimmt meine Hand. Da fühlt er den Brief, sieht die Aufschrift, sieht auch zugleich das wüste Zimmer, dessen Thüre offen steht, und begreift Alles. — Nicht einmal geöffnet hat er den Brief und kein einziges Wort gesprochen, aber es lag ein solcher Jammer in seinem Gesicht, daß ich fortsehen mußte, um nicht laut heraus zu weinen.

Ich wollte ihn allein lassen und vermochte es nicht vor großem Mitleid. Der Herr hatte sich am Toilettentisch niedergesetzt und den Kopf in die Hand gestützt. Im Spiegel sah ich, daß er blaß war wie eine Leiche.

„Also doch!“ sagte er endlich mit einer Stimme, die ich nicht für die seinige erkannt hätte. Und ohne daß ich wußte, was ich that, ergriff ich die beiden eiskalten Hände des armen Herrn und küßte sie. Da sah er mir mit seinen Kummeraugen ins Gesicht, und ein Weilchen noch, da begann es sich in seinem steinernen Gesichte zu bewegen, seine Augen schlossen sich und seine Lippen zuckten, und auf einmal lag sein Kopf auf der seidenen Tischdecke. Er

weinte! Sehen Sie, gnädiges Fräulein, seit dem Tage war es wohl, daß unsere Seelen mit einander vertraut waren.

Was sich aber nie in Worten bezeugte, sondern nur in dem, was nachmals geschah, und weshalb ich diesen langen Brief schreiben muß.

Es dauerte nicht lange, so wußten Alle, was geschehen war und machten ihre Bemerkungen darüber. Der Herr Director reiste noch denselben Abend ab. Ein ganzes Packet Briefe und Depeschen hatte er in der Hand. Als er fort war, lag das Haus wie ausgestorben. Acht Tage lang bekommen wir keine Nachricht; die Köchin und der Kutscher vergnügten sich die ganze Zeit über mit den Sachen und in den Zimmern der Herrschaft. Endlich kommt der Justizrath Weidenplan aus Berlin mit einem Briefe vom Herrn, in dem steht, er solle uns allen unsern Lohn auszahlen und uns ziehen lassen, der Herr ginge auf weite Reisen. Das gab ein Hallo! und dann ein Kofferpacken! Dazwischen kamen Leute vom Gericht, die schleppten alle die neuen, kostbaren Möbel, die die Frau erst vor ein paar Monaten angeschafft hatte, weil ihr die alten nicht elegant genug waren, wieder fort und führten allerhand Spottreden dabei, bis endlich Alles leer war und ich die alten Möbel wieder vom Speicher holen konnte und die Zimmer herrichten, wie sie ausgesehen hatten, als ich — kaum ein halbes Jahr ist's her gewesen — dort einzog. Ich war nämlich ruhig im Hause geblieben, denn ich wußte, der Herr, der hat keine Ruhe unterwegs, er kommt zurück, und dann hat er Keinen, der für ihn sorgt. Und so war es auch; sechs Wochen danach war er wieder da. Spät Abends kam er an und wunderte sich nicht einmal, mich noch da zu finden. Am Tische saß er mit blassen, gleichgültigen Augen und aß sehr schnell ein wenig von dem, was ich ihm in der Eile auftragen konnte. Dann, während ich den Tisch abdeckte, zog er plötzlich ein Fläschchen aus der Tasche und dann noch ein kleines Ledertäschchen, in dem eine ganz dünne Glasspritze lag; dann streifte er den Aermel in die Höhe und begann an sich herum zu hantiren. Endlich legte er sich auf dem Sopha zum Schlafen zurecht, als graue es ihm, in die oberen Zimmer zu gehen. Ich legte ihm noch seine Reisedecke über die Kniee, da war er schon eingeschlafen. Und so lag er noch am andern Morgen, als ich die Fenster aufmachen wollte.

Es war ein trauriges Leben, das der Herr nun begann. Oft redete er viele Tage zu Niemandem, als zu den Herren aus der Fabrik, und Abends ritt er hinüber in die nächste kleine Stadt, blieb auch oft dort über Nacht in dem kleinen Gasthofe, und der Inspector, der seine Nase überall hatte, erzählte mir, daß der Herr dort schrecklich viel tränke und säße Stunden lang allein bei seinem Weine und grübelte, bis er auf einmal lustig würde und der Lauteste von Allen. Das that mir weh in seiner Seele. Mit dem Herrn wurde es schlimmer und schlimmer. Kaum, daß er noch in die Fabrik hinüber ging. Und wenn er es that, sprach er nur wirres Zeug, nach dem sich Niemand richten konnte, so daß man sich heimlich über ihn lustig machte. Der Inspector hat mir Alles erzählt, und das käme von dem vielen Morphium, das sich der Herr immer einspritzel, um sich Kräfte zu machen, denn er aß fast gar nichts. Auch, daß

die Leute schlecht von mir sprächen, weil ich so ganz allein bei dem Herrn im Hause bliebe, sagte er. Der Inspector hat aber ein Auge auf mich gehabt von Anfang an und war auch soweit ein hübscher Mann und verstand seine Sache, aber ich habe ihm gleich gesagt, daß es nichts werden könnte zwischen uns, und seit der Zeit höhnte er mich, wo er nur konnte, und meinte, ich warte wohl auf einen Prinzen. Ich aber sann Tag und Nacht, wie ich dem Herrn helfen könnte. Denn das Gift, das Morphium, machte ihn wohl für eine Weile froh und stark, und seine Augen glänzten, aber nachher wurde es desto schlimmer mit ihm, daß er oft saß und weinte, wie ein kleines Kind. Das erbarmte mich, und ich trat zu ihm, faßte mir ein Herz, weil er immer gütig zu mir gewesen war und bat ihn recht sehr, die böse Medicin nicht mehr zu nehmen. — „Kind, das verstehst Du nicht," sagte er da, denn seit seiner Rückkehr nannte er mich nicht mehr „Sie"; „es ist stärker als ich, denn es macht mich vergessen, und allein kann ich das nicht." „Du bist ein gutes Mädchen," fügte er seinen ersten Worten noch hinzu, denn er war nochmals umgekehrt, als er schon zur Thüre hinausgehen wollte, und sah mich an, als hätte er mich noch nie gesehen, daß es mir heiß wurde vor Scham und Seligkeit. „Ich glaube, wenn irgend Jemand, könntest Du mir helfen — Du mit Deinen gläubigen Katholiken-Augen." Er sagte es, wie man im Traume sprechen mag, und ließ dabei nicht ab, mich anzublicken. „Ach, wer noch Deine Lebensfülle in sich hätte!" fuhr er fort in dieser selben Weise. „Wie machst Du's nur, Gusti, so mitleidig zu sein und so gesund? Verstehst Du denn überhaupt schon, daß man leiden kann?" Ich antwortete ihm nichts, und er hatte es wohl auch nicht anders erwartet. Aber von diesem Tage an sprach er oft mit mir, auch ließ er sich gern von mir vorlesen, gelehrte Ingenieurbücher, von denen ich kein Wort verstand; aber der Herr meinte, er würde ruhiger, wenn er auf meine Stimme hörte. So that ich es mit großer Freude. Von dem Gifte aber konnte er nicht lassen.

Als ich eines Morgens nun in meiner Kammer aufräumte, fiel meine alte Bibel, die noch von den Eltern war, von dem Schrank herab, und ganz von selbst schlug sich die Stelle auf Lucas 5, Vers 13: „Und er streckte die Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt. Und alsobald wich der Aussatz von ihm!" Da fiel es mir aufs Herz: es möchte wohl eine Botschaft sein, die mir das todte Malwinchen sende, damit ich an meine wunderbare Gabe erinnert würde. Dennoch schien es mir vermessen, das zu thun, was unser Herr Christus gethan hat. Und in meinen Aengsten blätterte ich weiter in dem heiligen Buche, bis mein Blick auf diese Stelle fiel: Johannes 4, Vers 12; die heißt: „Wahrlich, wahrlich ich sage Euch, wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue." Da sah ich wohl, daß es Gottes Wille sei, der mich zum Werkzeuge berief, und ich fiel auf die Kniee und dankte ihm. Am Nachmittage aber, als der Herr auf seinem Sopha lag, ganz matt und blaß, und schien kein Blut in seinen Händen zu sein, die herab hingen, da trat ich vor ihn hin und fragte ihn, ob ich es nicht versuchen sollte, ihn zu Schlaf zu bringen, daß er seine Kräfte nicht zu tödten brauche durch das schlimme Gift. Und ich sagte ihm bescheidentlich, wie es mir

gelungen sei in jenen beiden Fällen, von denen ich zuerst geschrieben habe. „Meinst Du, Du weißt ein Wiegenlied für mich, Gusti?“ sagte er müde. „Versuchen magst Du's immerhin. Was kann's mir schaden?“ Da kam sie über mich, die heilige Kraft, wie ich sie nie vorher verspürt hatte, und zitterte mir warm in die Fingerspitzen, daß ich mit aller Gewißheit des Herzens mein Werk begann. „Ach, das thut gut, Gusti,“ sagte der Herr, als er meine Hand an seiner kalten Stirne fühlte. Ich aber schwieg voll großen Ernstes und strich ihm langsam, unablässig über Stirn und Augen, ohne doch sein blasses, zuckendes Gesicht zu berühren. Und endlich ist er still geworden, und es lag ein seltsamer Ausdruck auf seinen Zügen, so daß es nicht wie ein wirklicher Schlaf anzusehen war, auch ging der Athem sachter als im Schlafe. Bald aber wurde das anders, und ich hörte voller Dankbarkeit sein tiefes, gleichmäßiges Athemholen; auch kehrte ein wenig Farbe wieder in sein schönes, trauriges Gesicht, so daß ich mich recht daran ersättigen konnte. Ich betrachtete die weißen Haare an den Schläfen, die ihm der Kummer gebracht hatte. Dann, ohne daß ich's selbst so recht gewahr wurde, beugte ich mich nieder und gab ihm einen stillen Kuß auf seine Stirne. Da war es, als ob die Kraft mich verließe, und er fing an, sich zu regen. Am Abend aber sah er mich lange nachdenklich an, als hätte er mir etwas zu sagen, auf das er sich doch nicht besinnen könne. „Willst Du mir nicht wieder Deine Hand auf meine Stirn legen, Gusti?“ sagte er dann; „ich glaube, das hat mir wohl gethan neulich.“ Es war aber an demselben Tage gewesen, nur wußte er es nicht. So that ich denn aufs Neue mein Werk mit ihm, und meine Zuversicht war so groß, daß ich mit lauter Stimme zu ihm redete, als er im Schlafe lag, und stellte ihm mit großer Strenge vor, daß er das Giftfläschchen am nächsten Tage nehmen und in den alten Ziehbrunnen werfen solle, damit es ihm nicht mehr vor Augen käme. Als er aber sehr lange lag und schlief und wollte nicht erwachen, bekam ich große Angst und bat ihn dringlich, aufzustehen und aufzuwachen, und er that es. Von da ab sagte ich ihm jedesmal, wie lange er schlafen sollte, was er vollbrachte auf die genaue Stunde. Er hob sich aus dem Schlaf und legte sich zu Bett und schlief die ganze Nacht, wie ich es haben wollte. Das aber war lange nach jenem Tage, von dem ich eben erzählt habe. Am nächsten Morgen stehe ich im Hofe, denn es war März und gutes Trockenwetter, daß ich meine Wäsche im Freien aufhängen konnte, da meinte ich in die Erde sinken zu sollen vor demüthigem Schrecken, als der Herr ankommt, ganz langsam und schwach, und er sieht mich nicht. Das Morphiumfläschchen hat er aber in der Hand und geht damit, ohne rechts und links zu sehen, auf den Brunnen zu, der in der Mitte des Hofes liegt. Ehe er aber ganz hinüber kommt, streift er an eines meiner feuchten Tischtücher an, das da hängt. Da schaut er auf, sieht mich und wird verlegen, sieht das Fläschchen an, dann sich und weiß nicht, wie er da herunter kommt und was er will. So war es noch für dieses Mal mißlungen; es ist mir aber ein Fingerzeig gewesen, daß ich wirklich erkannt habe, wie es mit mir ist, nämlich, daß die heilige Kraft in mir zu herrschen vermag über die Krankheit. Und ich habe noch am selben Nachmittage mein Werk aufs Neue fördern können ohne jeden

Zweifel in meiner Seele, und habe wiederholt, gleich als einem Befehle, daß er das Fläschchen (das er sorgfältig bei sich verborgen hielt), mir in die Hand geben möge, daß ich es vernichte. Und so geschah es. Gleich als ob es eine höhere Macht von ihm verlange, kam er zu mir her, nachdem er aufgewacht war von jenem Schlaf, den meine Kraft ihn verschaffte, und sprach nicht viel und gab es mir. Wie ich desselbigen Abends in meiner Kammer bin und stehe da im hellen Mondenschein, da habe ich's in meinem kleinen Spiegel deutlich gesehen, wie ein lichter, gelber Streifen um meinen Kopf gestanden ist, der hat rings die krausen, kleinen Härchen umspielt, gleich einem rechten Heiligenscheine, so daß mich ein Schrecken angekommen ist vor mir selber, und ich nicht gewagt habe, meine Glieder zu berühren, als ich meine Kleider abgelegt habe, denn ich fühlte wohl, daß ein heiliger Geist in mir sein Wesen trieb. Und ich nahm mir vor, fortan getreulich auf das zu achten, was er mir befehlen würde, weil er mich diesmal durch sein Bibelwort berufen hatte. Von jenem Tage an wurde es besser mit dem Herrn, ob er auch zuerst sehr matt war, und seine Glieder waren steif und schmerzten ihn, als sei er krank gewesen. Nach und nach aber fing er wieder an, mehr zu essen, und seine Arbeit konnte er versehen wie früher. Was es aber war, das ihm geholfen hatte und noch täglich half, das wußte er nicht. Denn Gott hatte es in seiner Weisheit so angeordnet, daß dem gnädigen Herrn nichts bewußt blieb von dem, was ich ihm in seinem Schlafe sagte, was er aber dann vollbrachte, wie aus sich selbst, so daß Alles, was ihm zur Genesung dienen konnte, ich ihm vorsprach in diesem seinen Schlafe, und er mußte es thun. Auch fühlte er nichts Anderes, das um ihn vorging in solcher Stunde, denn meine Worte. Weil er aber von alledem nichts wußte, blieb ihm solcher Art die Scham erspart, sich so hülflos vor mir zu wissen. Nur daß er mich täglich lieber gewann, weil sein Herz es spürte, daß ich im helfe. „Komm zu mir, mein David," sagte er, wenn er in der Dämmerung nach Hause kam, „streiche mir mit Deiner jungen Hand über meine Stirne." So fuhr ich täglich fort in meinem sonderlichen Thun, vor dem ich selbst oft zitterte und es doch nicht lassen durfte, weil es meinem Herrn zu neuem Leben half, durch welches Alles mir immer sichtbarer ward, daß meine Gabe übermenschlich sei und von Gott. So ward ich immer stärker in meinem Glauben an mir selbst und voller Dank gegen Gott, der mich so köstlich ausgerüstet hatte, zum Heile meines Herrn. Der aber, der Herr Director nämlich, wollte mich nun nicht mehr von sich lassen, wohin er auch ging, und faßte meine Hand und fragte mich um Rath in allen Dingen. So groß war das Vertrauen, das er zu mir hatte. Und er wußte nicht einmal warum.

Der Herr Director hatte jetzt Niemanden mehr zur Bedienung, als mich allein, und das große, schöne Haus hatte er mitsammt dem Parke verkaufen müssen. Wir wohnten jetzt in der Inspectorwohnung, denn der Herr hatte den Inspector entlassen, um Geld zu sparen, und that nun die doppelte Arbeit, so daß Alle staunten über seinen Fleiß. Der schlechte Mensch aber, der Inspector, der eine neue Stelle angenommen hatte auf dem Gute der Frau von Sternen, brachte es unter die Leute, als sei es um meinetwillen, daß der Herr ihn fortschickte. Und so wild ist der Mensch gewesen in der letzten Zeit, daß ich froh

war, als er endlich fortging. Die Leute aber glaubten, was er in seinem Zorne über mich gesprochen hatte und über den Herrn. Sie verstehen schon, was ich meine, und wollte keiner mehr mit mir zu thun haben. Sie aber, gnädiges Fräulein, wissen jetzt, daß es anders war und weder Eitelkeit noch Gewinnsucht oder böse Lust, wie alle Leute glaubten. Denn sie konnten es nicht wissen! Wie aber ein Gärtner, und hat eine seltene Blume bekommen aus einem andern Himmelsstrich, daß er sie pflege, so hütete ich meine Gabe, daß sie rein bleibe und sich stärke und keine andere Sorge meinen Sinn verenge, denn sie braucht viel Platz.

Eines Tages aber hatte ich eine große Prüfung zu bestehen. Es war schon tief in der Nacht. Der Herr hatte Besuch gehabt von einem fremden Fabrikbesitzer, mit dem er zu thun hatte, und war dann noch mit ihm nach der Station gefahren. Zu Fuß kam er zurück. Unsern Wagen nämlich hatten wir abgeschafft. Ich saß in meiner Kammer und nähte, denn der Herr hatte es gern, daß ich ihm ‚Gute Nacht' sagte, wenn er nach Hause kam, und noch ein Weilchen mit ihm redete, vielmehr ihm zuhörte, wenn er Lust hatte, etwas zu sagen. Auch pflegte ich ihm einen Nachttrunk zu bereiten, ganz ohne Wein, denn der Arzt, der froh war, daß der Herr nicht mehr so starke Sachen trank, erlaubte nichts, was Wein war oder Bier. Doch schlief der Herr nach dieser heißen Limonade, die ich ihm zurecht machte, ebenso schnell ein, als ob ich ihn durch meine Gabe eingeschläfert hätte. Das kam aber davon, daß ich den Trank mit aller Kraft segnete, ehe ich ihn hineintrug, und dem Herrn mit großer Gewißheit sagte, er werde seinen Schlaf finden nach diesem Trunke. Es war aber ein sehr schöner Sommerabend. Aus dem Park, dessen letzte Bäume zu mir herübersahen, kam ein Geruch von Blumen; stoßweise kam er daher, wie Winde des Himmelreiches wehen mögen, so sanft und süß. Der Mond stand irgendwo am Himmel, ohne daß ich ihn sah. Es war eine lichte, laue Dämmerung, in der ganz leise ein Vogel klagte, als solle seine kleine Brust zerspringen. Eine tiefe Traurigkeit, die doch ein wenig süß war, weil sie keinen rechten Grund hatte, kam in mein Herz. Vielleicht war es Heimweh, wie ich solches manchmal spürte und nur durch des Tages Arbeit niederkämpfte. Vielleicht dachten meine Sinne, ohne daß ich es ihnen hieß, wie ich so einsam sei und Keiner in der ganzen Welt, der mich ertragen müßte, später in meinem Alter, wenn ich gleich zu nichts mehr brauchbar sei als nur zum Lieben. Wie ich so sitze, höre ich die Hausthüre schließen und stehe auf, die Lampe anzuzünden und den Abendtrunk zu mischen. Aber noch ehe ich mit der Lampe fertig bin, geht die Thür auf und der Herr Director kommt in meine Kammer. „Guten Abend, Gusti," sagt er, und weil er ein bißchen verlegen ist, sieht er mich nicht an. „Gusti," sagt er leise und mit großer Herzlichkeit, „weißt Du, was man mich heute gefragt hat? Der fremde Herr hat Dich für meine Frau gehalten! Da habe ich mir's überlegt, jetzt eben auf dem Heimwege ist's mir erst recht klar geworden. Du opferst mir Deinen Ruf und Deine Jugend, Kind. Ich darf Dich hier nicht länger so behalten. Und doch — Gusti, Du weißt, wie es mit mir geworden ist, daß ich nicht leben kann ohne Deine sanfte Pflege. Auf was freue ich mich denn, wenn ich so nach Hause komme? Wer beruhigt

meine Sorgen? Wenn ich sie nur vor Dir auskrame, sind sie schon gelinder. Du bist mir unentbehrlich, Kind. Zu meiner Frau will ich Dich machen, Gusti. Willst Du?" — Er hatte wohl gedacht, ein frohes „Ja" zu hören, denn er ließ die Arme sinken, als ich starr und schweigsam vor ihm stand und nur leise mit dem Kopfe schüttelte. „Nein, Gusti, nein?" fragte er erstaunt. „Sieh, ich könnte Dich ja allerhand lernen lassen und Dir selber Manches zeigen, was sich für meine Frau paßt." Mir war's, als müßte ich sterben vor Leid und Seligkeit. — Mußte ich doch die große Glückseligkeit zurückweisen, die er mir bot. Wie hätte ich meinen gütigen Herrn so betrügen sollen? Die göttliche Gabe in mir verblendete ihn, daß er an meiner armen Person Gefallen zu finden glaubte, und in seiner Großmuth bot er mir dafür sich selbst und Alles, was er war. „Ich verlange es nicht anders, als es ist," sagte ich endlich und hörte selbst, wie meine Stimme zitterte, denn mein Verlangen war groß in dieser Stunde. Ich machte aber meine Ohren taub über Alles, was er noch sagte, und bat ihn endlich, hinauszugehen, daß ich ihm seinen Trunk bereiten möchte in der Küche, daß ihm der Schlaf nicht fehle. Er ging, und ich glaube, im heimlichsten Herzen war er vergnügt am selbigen Abend, daß er noch frei geblieben war und Herr seiner selbst, denn damals hatte er Sie schon gesehen, gnädiges Fräulein! In jener Nacht aber hatte ich viel bitterschöne Träume, wovon ich aber nicht schreiben will, denn es war Alles nur die große Versuchung, die mich plagte. Und nach diesem fürchtete ich nichts mehr.

Der Herr war nun wieder gesund geworden und auch fröhlich. Wir zogen in ein neues Haus, das größer war als die Inspectorwohnung, denn die Schulden waren nun alle bezahlt, und der Herr konnte es sich ein wenig besser gönnen. Es kamen auch wieder Gäste in das Haus, und ein Diener wurde angenommen, der bei Tisch aufwartete und den Herrn bediente, so daß ich mich mehr für mich hielt und abseits. Auch ging ich nicht mehr zu ihm um die Abendzeit und meine Gabe ruhte. Ich hatte aber erfahren von den Leuten, die es mir in böser Absicht hinterbrachten, daß der Herr Director sich mit Heirathsgedanken trüg und hatte eine große, böse Lust, ihn durch meine Gabe einzuschläfern und ihm das Geheimniß zu entlocken, weil er oft zu mir gesprochen hatte, wenn er unter meiner Macht stand, wie man nie zu einem Menschen spricht. Ich bezwang mich aber und that es nicht. Denn meine Gabe sollte nicht dienen, denn nur zum Helfen. Weil ich aber jede Bewegung seines Herzens kannte, und er reiste jetzt so oft nach Berlin und kam wieder, und ich sah ein Lächeln in seinen Augen und eine Fröhlichkeit in seinen Mienen, da wußte ich, „es wird noch Alles gut werden mit ihm", und konnte mir doch nicht helfen, recht herzlich zu weinen in meiner Kammer. Und danach kam dann die Verlobung. Der Herr schien täglich ein wenig jünger zu werden in seiner großen Fröhlichkeit, und alle seine Mienen meldeten dasselbe, wie seine Worte, die er täglich zu mir sagte: „Ich bin ein neuer Mensch geworden." Zugleich besprach er Alles mit mir, wie es einzurichten sei für Sie, die künftige junge Frau, und ich schaffte Alles nach seinem Sinne mit stiller Freude. Und freute mich auch über mich, daß ich fest geblieben war in der wonnigen Versuchung und so zwei gute Menschen einander

gefunden hatten, der Herr Director nämlich und Sie, gnädiges Fräulein. Ich spürte Ihre Gutheit unzweifelhaft in meinem Herzen, dadurch, wie der Herr Director Sie lieb hatte und an Ihnen seine Festigkeit wiederfand. Und dann zeigte er mir ja auch Ihr Bild. Ganz sicher aber mußte ich in meiner Hoffnung werden, als ich nun Sie selber sah, wie Sie mit dem Herrn Onkel kamen, um sich das Haus anzusehen, in dem Sie später wohnen sollten. Und Sie hatten auch von mir schon gehört, durch den Herrn Director. „Das hat gewiß Deine Auguste so schön geschmückt!" Das waren die ersten Worte, die ich von Ihnen hörte, als der Herr Director Sie aus dem Wagen hob, und Sie die Guirlande über der Hausthüre gewahrten. Und dann gaben Sie mir die Hand, und ich konnte Ihre Augen sehen. Hernach bin ich mitten im Vorsaale stehen geblieben und breitete meine Arme aus über das junge Glück da drinnen und sprach meinen Segenswunsch, so recht von Herzen. Am Nachmittage aber kam die klatschsüchtige Frau von Sternen angeritten. Ich ahnte gleich nichts Gutes, als sie so freundlich zu Ihnen sagte: „Ist es nicht eine gute Idee von mir, Sie als Nachbarin zu begrüßen?" Sie erwiderten ein paar höfliche Worte, aber ich hörte es Ihrer Stimme an, daß Ihnen die Frau mißfiel, und während ich in meiner Küche hantirte, verließ mich die Furcht nicht, man füge Ihnen Uebles zu. Nach einer Viertelstunde etwa sehe ich die beiden Damen durch den Garten gehen. Grade auf die Bank unter meinem Fenster setzen sie sich hin. „Ich bestreite es ja nicht, daß die Person allerhand Vorzüge hat und daß sie Ihren lieben Herrn Bräutigam vorzüglich gepflegt hat," sagte Frau von Sternen, und ich wußte gleich, von wem sie sprach, „aber es ist niemals gerathen, Dienstboten aus früheren Verhältnissen zu übernehmen. Im besten Falle winden sie uns das Scepter aus der Hand." Ich hörte nicht, was das gnädige Fräulein darauf sagte, aber es klang wie ein leises, liebliches Glöckchen gegen die harte Stimme der Frau von Sternen. „Das mag ja Alles sein," entgegnete diese wieder, so laut, daß ich es an meinem Kochherde vernahm, „aber unsere Männer sind allesammt keine Tugendhelden, und eine so schöne Person im Hause —" Jetzt erhob auch das gnädige Fräulein die Stimme und hub an: „Es wäre schlimm, wenn man so wenig Vertrauen —" Aber Frau von Sternen ließ sich nicht beirren. „Ihre Naivetät in Ehren, meine Liebe," sagte sie in sehr hohen, lauten Tönen, „wenn Sie aber meine freundschaftlichen Rathschläge nicht beachten wollen, so halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen zu sagen: Sie machen sich lächerlich, wenn Sie die Geliebte Ihres Mannes im Hause haben wollen." Ich war so erschrocken für das gnädige Fräulein, daß ich vor dem Schlagen meines Herzens nichts mehr vernahm. Auch schien es ganz still geworden zu sein zwischen den beiden da draußen. Aber auf einmal höre ich ein Rutschen im Kies und einen kleinen Schrei. Ich laufe ans Fenster. Das gnädige Fräulein ist ohnmächtig geworden. Wie ich Sie dann in mein Zimmer gebracht habe in all' meinem Jammer, weiß ich selbst nicht mehr. Die Frau von Sternen hat draußen noch ganz vergnügt mit den beiden heimkehrenden Herren gesprochen und ist dann davongeritten. Der Herr Director und der Herr Onkel aber waren sehr bestürzt über das Unwohlsein des gnädigen Fräuleins. Und dann, dann kam das Traurigste für

mich. Wie ich so am Bett stehe mit dem feuchten Tuch, das ich um Ihre Stirne legen wollte, — wie Sie da meine Hände gespürt haben an Ihrem heißen Gesichtchen, da sind Sie aufgefahren und haben mich angestarrt, so fremd und feindlich, daß es mir wie ein kalter Strahl am Körper herabfloß. Und dann haben Sie meine Hände zurückgestoßen, als schaudere es Sie vor meiner Berührung, und haben sich von mir abgewendet, sich umgedreht im Bette und geweint. Da ist mir der Jammer über dem Kopfe zusammen geschlagen, daß ich keinen klaren Gedanken mehr habe fassen können als nur den einen: „Nun ist Alles vorbei und aus.“ Und dann bin ich fort in meiner Verzweiflung, und am kleinen See bin ich still gestanden, denn es zog mich fast mit Gewalt hinein. Ich dachte aber an meine Gabe und daß ich mich erhalten müßte als Hausung dieses Schatzes. Und da bin ich ruhiger geworden und bis zur nächsten Station gegangen, um nach dem Harze fahren zu können, denn meinen Lohn hatte ich noch vom ersten October her im Portemonnaie. Und nun bin ich hier bei meinen Leuten und schreibe Ihnen, nicht um mich zu rechtfertigen, denn ich befürchte nicht, daß Sie den bösen Zungen Glauben schenken werden, wider die Sprache Ihres eigenen, guten Herzens. Aber ich denke, daß, wenn Niemand Acht gibt auf den Herrn Director, und Sie kennen nichts von seiner Schwäche, die böse Sucht könne wiederkommen und ihn verderben, denn vor allem Weine soll er sich hüten. Nun Sie es aber wissen, ist es gut. Und ich muß es hinnehmen, ob Sie mir vielleicht zürnen wegen der großen Freiheit, die ich mir genommen habe. Aber was ich that, war nicht aus mir, sondern nur aus Gott. Tag und Nacht will ich, wo ich auch sei, Ihr Glück von ihm erbeten.

Auguste Heuer.

II. Tagebuch.

Brockendorf, 13. November 1863.

Heute ist mein Geburtstag, da hat mir der Herr Johannes dieses Tagebuch geschenkt. „Es sei eine kleine Unterhaltung für mich,“ hat er gemeint, wenn es mir hier oben gar zu einsam werden sollte, so ganz allein mit ihm und dem Kinde. Ich habe keine Angst davor. Aber weil er es haben will, fange ich an, in dem Buche zu schreiben. Es ist jetzt fast einen Monat her, daß ich hier nach Brockendorf kam. — Damals war mir das Herz sehr schwer, und als ich so am frühen Morgen mit meinem Bündel in der Hand den Berg heraufstieg, dachte ich wohl mehr an das, was hinter mir lag, als an meine neuen Pflichten. Bis Rothehütte fuhr ich mit Pfennig's Wagen, dann ging es zu Fuß ziemlich steil in die Höhe. Das Klettern that mir gut. Es war lange her, daß ich so im Freien gewandert bin. Auch das Alleinsein war mir tröstlich. Mit Allem feierte ich Wiedersehen! Ich hatte zwischen den rauchigen Fabrikschornsteinen fast vergessen, daß die Wälder so herrlich dufteten, daß es Moos und Farrenkräuter gebe und funkelnde Thautropfen. Nach und nach freilich hörte das Alles auf. Die Sonne trank die Wassertropfen ein, der Boden wurde steinig. Zwischen den Klippen tobten die stürzenden Wasserfälle, die Bäume waren klein und windgekrümmt. Da sah

ich Brockendorf zum ersten Mal! Zuerst das Kirchendach, dann das steinerne Haus des Bürgermeisters und dann, neben der Kirche an den Felsen gelehnt, das Pfarrhäuschen mit dem Anbau für den Lehrer. Die übrigen Hütten tauchten auch nach und nach empor, gerade als richteten sie sich aus ihrer gebückten Lage in die Höhe. Denn zuerst sah ich immer nur, fast auf der Erde liegend, die Schindeldächer mit ihren beschwerenden Steinen. Es ist arg, wie der Bergsturz hier gehaust hat. Von dem ganzen Dorfe ist nur dieser armselige Rest zurückgeblieben, und man sieht noch mitten auf der Straße einen großen Block von damals her, den man nicht fortschaffen konnte. Er ist tief in den Boden hineingekeilt, und langes, hartes Gras wächst aus seinen Ritzen. Ich nahm mir an dem Tage freilich nicht die Zeit, das Alles zu betrachten, die letzte kleine Strecke lief ich sogar, so rasch ich nur konnte. Es war aber die innere Stimme meiner Gabe, die mich trieb und stärker war als die Scheu, die ich von meiner Kindheit her vor dem ernsten Herrn Johannes hatte.

Ich öffnete die Hausthüre; eine Glocke schlug dröhnend dabei an. Herr Johannes kam heraus und ergriff mich hastig bei der Hand. „Sie stirbt," sagte er ganz laut. Er sah aus, als wäre es ihm eine Erleichterung, daß eine Seele da sei, zu der er das sagen könne. „Sie stirbt," sagte er noch einmal. „Der Doctor ist gestern Mittag hier gewesen," fuhr er dann flüsternd fort, „aber seitdem ist das Fieber gekommen, und nun liegt sie da und athmet kaum. Ich weiß ihr nicht zu helfen." Man hörte ihm die Angst an, die ihn preßte. „Ich werde helfen," sagte ich ruhig, denn ich glaubte Gottes Willen zu verstehen, der mich hierher gerufen hatte. Der Herr Johannes antwortete nicht. Vielleicht achtete er in seinem Schmerze nicht auf meine Worte. Wir gingen durch das Wohnzimmer hindurch ins Schlafzimmer. Es war dumpf und dunkel drinnen, nur das große Bett mit seinen Vorhängen schimmerte weiß hervor aus der Dämmerung. Eine Frau aus dem Dorfe saß auf einem niederen Schemmel und gab dem Kleinen zu trinken. Ich trat zum Fenster und öffnete es ein wenig, denn die Luft im Zimmer war unerträglich. Die blasse, kranke Frau schlug die Augen auf. Sie athmete tief. „Ach," sagte sie und sah mich an mit Blicken, in denen eine tiefe, geheimnißvolle Frage schwamm. Ihre Hände tasteten unruhig auf der Decke hin und her, dann streckte sie sich mit einem Male und war todt. Ich verstand es gleich, obwohl ich noch Niemanden sterben sah. Aber ich fühlte es an der Leere, in die ich hinaus irrte mit meiner Gabe. Die Seele, zu der meine Kraft stützend treten wollte, war entflohen! Ganz erstarrt in einem großen Staunen blieb ich stehen. Das laute Weinen der Nachbarsfrau weckte mich. Ich nahm ihr das Kindchen ab und legte es in den Wagen, der im Wohnzimmer stand. Die rauhe, gutmüthige Person fuhr fort zu klagen und zu lärmen, bis eine unwillige Gebärde des Herrn Johannes sie zur Besinnung brachte, daß sie still hinausschlich. Draußen gab sie mir dann noch allerhand Anweisungen und Rathschläge. Danach kehrte ich ins Wohnzimmer zurück und achtete auf das Kindchen. Durch die offene Thüre hindurch konnte ich den Herrn Johannes sehen, der vor dem Bette der Todten stand. Kaum eine Thräne hat er vergossen. Er stand nur immer da und schaute in ihr

kleines, feierliches Gesicht. Dann kam er zu mir herüber, griff behutsam unter das blauumhangene Schutzdach des Wagens und legte seinen Finger auf eins der zarten rothen Fäustchen seines Kindes. Und dann wieder zurück zu der Todten und sie angeschaut! So ging es eine lange Weile. Es wurde mir fast unerträglich, dieses stumme Hin und Her, und zu meiner gewohnten Scheu vor dem jungen Pfarrer gesellte sich noch ein neues, ängstliches Grauen vor solcher seltsamen Schmerzensäußerung. Und dazu kamen meine eigenen furchtsamen Gedanken! Ich begriff es nicht, warum meine innere Stimme mich betrogen hatte. Wenn ich nicht helfen sollte, wozu war ich denn hier?

Es war lange nach Mitternacht, als der Pfarrer in seine Studierstube hinauf ging, um einige Briefe zu schreiben, die durch den Todesfall nothwendig geworden waren. Als er hinaus war, schlich ich mich ins Schlafzimmer hinein, wo unsere Todte lag. Es war mir der Gedanke gekommen, ich wollte es versuchen, ob meine Gabe stark genug sei, Todte zu erwecken. Zwar wollte mich ein Grauen befallen bei meinem Vorhaben, aber ich bezwang mich. Ich legte meine Hand auf die Stirne der jungen Frau, strich ihr leise über die geschlossenen Augen und betete von Herzen, bis ich ihr zuletzt mit lauter Stimme befahl, sich zu erheben. Und langsam — langsam richtete die Todte ihr Haupt empor. Entsetzt wich ich zurück. Da lag sie wieder feierlich und triumphirend unter dem Kranze ihrer braunen Flechten. Noch heute weiß ich nicht, ob ich sie wirklich erweckt hatte. Denn soviel ich auch fortfuhr, mit meiner Gabe an ihr zu rühren, — der Widerstand des Todes war zu hart. Da ließ ich endlich ab von ihr und ging zu meinem schlafenden Kinde zurück. Ich war aber selbst so geschwächt von diesem Allen, daß ich auf meinem Stuhle einschlief. —

Den 14. November.

Weil ich es nun einmal angefangen habe zu beschreiben, will ich es noch weiter sagen von jenen ersten Tagen in Brockendorf. Da kam zuerst der alte Pfarrer aus Hahndorf herauf. Er wollte das Enkelchen mitnehmen und es bei sich im Dorfe unten in Pflege geben. Der Herr Johannes aber konnte sich von seinem kleinen Jungen nicht trennen. Und so bat er mich, ich möchte oben bleiben und ihm Kind und Wirthschaft versorgen. Am Tage des Begräbnisses stand er noch einmal lange, lange vor der Todten. Er weinte nicht, er betete auch nicht. Sein Blick bohrte sich mit gierigem Entsetzen in das düstere Geheimniß, das vor ihm lag. Sein Gesicht war wie von Blut und Leben verlassen. „Geburt und Tod!“ sagte er leise. „Der große Geber und Nehmer lässet ein denkendes Wesen zurückgehen in seinen Schoß und sendet mir aus seinem Chaos eine Knospe, sie zu pflegen. Ein Staubkörnchen versinkt für unser Menschenauge, ein anderes leuchtet auf. Wer ergründet das Warum?“ Bekümmert schüttelte der alte Pfarrer den Kopf. „Sorge mir für ihn, Auguste,“ sagte er leise zu mir. „Sein Geist müht sich zu viel und um zu Vieles.“

Ein paar Tage später schrieb mir die Tante, daß Krieg werden solle, und der Herr Director, mein bisheriger Herr, müsse als Officier mit nach Lübeck ziehen, um den Winter über dort zu bleiben. Zuerst erschrak ich sehr, denn

ich hatte im Stillen immer noch daran gedacht, daß mich der Director oder seine Braut zurück berufen würde. Dann aber wurde ich sehr ruhig. Alles Vergangene entfernte sich von mir, so daß ich darauf hinsah wie auf die Erlebnisse eines Andern. Und weil das so zusammentraf mit des Herrn Johannes und des alten Pfarrers Bitte, da wußte ich es auch auf einmal, was Gottes Willen war mit mir, als er mich hierher berief. Nicht der Sterbenden sollte ich helfen, sondern den Ueberlebenden. Denn der Herr Johannes wäre gewiß verstarrt und vereist, ohne ein vertrautes Gesicht in seinem Hause. So bin ich denn auf meinem Posten und pflege meinen Kleinen wie mein großes Kind, den Herrn Johannes. Ich habe jetzt gar keine Furcht mehr vor ihm, und wenn ich ihn so still, mit eingefallenen Wangen im Stuhle sitzen sehe, denke ich nichts Anderes, als wie ich ihn zum Sprechen bringen könnte. Denn er schluckt Alles schweigsam in sein Herz hinein; das thut nicht gut! Hier hat er Keinen, der ihm näher steht. Der Lehrer sagt, auch von der jungen Frau hätte der Pfarrer nicht viel Ansprache gehabt. Sie sei ein schüchternes Weibchen gewesen, und der Herr Johannes habe sie immer wie ein Kind betrachtet und behandelt.

Den 20. November.

Heute habe ich den Herrn Johannes predigen hören. Es war sehr leer in der Kirche, nur drei alte Frauen, die während der Predigt einschliefen. Der Lehrer sagt, es sei immer so. Ich habe einige Sätze aus der Predigt aufgeschrieben, die mir besonders nachdenklich erschienen. Das Schreiben macht mir jetzt gar keine Mühe mehr, sondern nur Freude. Das ist, seit ich so viel in guten Büchern lese, wie hier und beim Director früher. Die Leute wundern sich auch über meine Sprache, die städtisch geworden ist, ohne daß ich's gemerkt habe. Schreiben aber lerne ich täglich besser und übe mich nach Kräften. Die Worte aber, die der Herr Johannes sagte, lauteten: „Christus hat nicht Gott mit uns versöhnt, sondern uns mit Gott! Indem er einen so vollkommenen Menschen werden ließ, hat er uns den Glauben an eine gütige Schöpfung zurückgegeben. Wir wissen jetzt, daß wir nicht zu verzagen brauchen, daß wir nur immer weiter an uns arbeiten müssen, um Christen, das heißt Christus ähnlich zu werden." Christus ein Mensch? Zuerst erschrak ich davor in tiefster Seele; das mag der Pfarrer wohl bemerkt haben, denn nach dem Kaffee fing er plötzlich an mich auszufragen, was ich wohl von seiner Predigt behalten hätte, und ob sie mir gefallen habe? Und dann sprach er davon, daß die ältesten Christen, die Christus noch gekannt hätten, ihn nie für einen Gott gehalten hätten, das sei ein Mißverständniß aus dem Evangelium Johannes, der geschrieben hat: „Wir sahen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes." Das sei ein Bild, wie so vieles Andere. Mir that das Alles weh, was er da sagte, und ich merke wohl, ihn selbst macht es nicht glücklich, dieses Forschen und Erklären. Abends holte er die Photographien seiner Frau hervor. Ein ganzes Album. Da ist sie erst ein paarmal als Kind, dann als junges Mädchen in allerlei hübschen Kleidern, Ballanzügen und Wintercostüm mit Muff und Pelzbesatz, und zuletzt als Braut. Sie scheint sehr hübsch gewesen zu sein und sehr verwöhnt. Wie sehr muß sie den Pfarrer

geliebt haben, daß sie ihm aus ihrem weichen Familiennestchen in sein bescheidenes Pfarrhaus gefolgt ist! Damals war er freilich noch in Berlin, und die reichen und vornehmen Leute liefen nach seinen Predigten. Die Bürgermeisterin, deren Tochter dort bei einer Generalin dient, hat es mir erzählt. „Einen Freigeist hätte man ihn genannt," sagte sie, und das hohe Consistorium sei es sehr zufrieden gewesen, daß er, seiner schwachen Lunge wegen, sich nach Brockendorf gemeldet hatte. Er sagte nämlich, er habe geglaubt, hier oben ein rechtes Feld für eine freie Thätigkeit zu finden, aber die Leute verschlössen sich seinen Worten. Zuletzt aber sei er es müde geworden, sich ihnen verständlich zu machen. Nun sitzt er hier oben und vergrübelt sich in seinen Büchern. Ich versuche es mit allerlei Listen, ihn davon zu locken, schicke ihm allerhand Leute in sein Zimmer, die ihn um Rath fragen und ihn auf andere Gedanken bringen sollen. Sie haben sich nicht recht getraut bis jetzt. Sie wußten gar nicht, was für ein gutes Herz der Herr Johannes hat, und wie er Allen helfen möchte, wüßte er nur wie?

Den 24. November.

Es ist nun Winter geworden hier oben. Selbst am Pfarrhause, das doch der Felsen schützt, trägt das Dach ellenlange Eisnadeln. Die Fenster habe ich mit Moos verstopft, so daß nur oben eine kleine Scheibe zum Oeffnen frei bleibt. Seit gestern hat es auch zu schneien angefangen, und der Briefbote ist zum ersten Male ausgeblieben.

Wir sitzen still hier oben, als gäbe es gar keine andere Welt. Des Abends liest mir der Pfarrer vor, Schiller, Uhland, oder sonst ein Buch aus seinem Bücherschranke. Ich wundere mich oft, daß es so viel Schönes gibt, von dem ich nichts gewußt habe, und man hat es nicht einmal entbehrt.

Jetzt freilich freue ich mich den ganzen Tag auf meine schöne Abendstunde. Der Herr Johannes gibt sich viele Mühe, daß ich auch Alles verstehe, was er liest. Ich muß es ihm am nächsten Tage erzählen, und er erklärt mir, was nicht richtig ist. Auch hört er mir geduldig zu, wenn ich ihm meine Einfälle dabei sage.

Es ist mir gerade so zu Muthe, als sei ich zum ersten Mal in meinem ganzen Leben zu Hause. Der Kleine kennt mich schon und verlangt nach mir, wenn er aufwacht, und auch der Pfarrer hat sich sehr an mich gewöhnt. Er ist ganz glücklich mit dem Kinde. Jeden Morgen sieht er zu, wenn es gebadet wird, und wenn der Kleine im Wasser ist, beugt er seinen Kopf über die Wanne und läßt sich von dem Jungen zausen. Manchmal ist sein ganzes Vorhemd bespritzt, so daß ich ängstlich bin, er möchte sich erkälten. Aber er kann sich nicht satt daran sehen, wie das Bübchen pantscht und zappelt und wie es in der Luft umhergreift und sich an meinen Arm anklammert.

Neulich lachte der Pfarrer sogar. Ich kann es nicht vergessen, wie hübsch das klang.

Ich habe jetzt schon alle seine Lieblingsspeisen heraus gerathen. Viele sind es nicht, denn er denkt gar zu wenig an das, was ihm Freude machen könnte, und er weiß es selber nicht, was er mag. Da gilt es eben aufpassen!

Der Lehrer sagt, der Pfarrer wäre schon ein bißchen dicker geworden, seitdem ich da sei und frischer sieht er auch aus, denn er geht jetzt mehr in die Luft hinaus, anstatt immer in der Studierstube zu sitzen. Ich habe ihm erzählt, wie gut sich's mit dem Lehrer schwätzt, und wie der alte Mann die ganze Gegend kennt, Steine sammelt und Kräuter, die noch unterm Schnee gedeihen, und wie seltsame Entdeckungen er dabei macht. Davon hat er gar nichts gewußt und der Lehrer wieder hat gedacht, der Pfarrer sei zu hochmüthig, ihn zu begleiten. Der aber hat einfach nicht daran gedacht. So ziehen denn die Zwei bei leidlichem Wetter auf die Suche und kommen frisch und mit tüchtigem Hunger heim.

Der Lehrer kommt auch oft zu Tische mit, und sein Enkelsohn, der Stotter-Wilhelm, ist so wie so den halben Tag bei mir. Der arme Junge ist ganz selig, wenn ich ihn mit dem Kinde spielen lasse, oder wenn er mir sonst irgend etwas helfen kann. Er ist ein lieber kleiner Kerl und anstellig in allen Dingen, trotz seines Gebrechens. Der Alte grämt sich, daß er ihn nicht Lehrer werden lassen kann. „Es sei sein einziger Wunsch für dieses Leben noch gewesen," sagt er. Viel Freude hat er nicht gehabt bisher. Kaum ein Jahr war er hier in Brockendorf, da kam der Bergsturz. Seine Frau fand dabei ihren Tod. Er selbst und sein Sohn entgingen nur mit knapper Noth dem Unheil. Aber aus dem hübschen Dorfe, das seinen Schullehrer gut ernähren konnte, war jetzt ein armseliges Nest geworden. Der Sohn hat bei den Soldaten nicht gut gethan und ist nach Amerika gegangen. Er hat nie wieder etwas von sich hören lassen. Die Tochter wurde zu Verwandten in die Stadt gebracht, damit sie etwas lernen sollte, und ist an einen Lumpen gerathen, der sie mit ihrem Kinde sitzen ließ. So ist der Wilhelm, als ein lediges Kind, das allen im Wege war, zum Großvater hinaufgeschickt worden. Der hat seine Freude gehabt an dem hübschen, klugen Jungen und ihn lieb gewonnen. Vor ein paar Jahren hat den Kleinen aber ein niederfahrender Blitz so erschreckt, daß er darüber die Sprache verlor. Er kann jetzt nichts als ein paar Worte stammeln, die sich seiner Zunge bequem fügen. Und er hätte sollen Lehrer werden, nach dem Wunsche des Alten!

Wie ich dem Herrn Johannes das Alles erzählte, hat er meine Meinung angenommen, daß es wohl gethan sei, die beiden Einschichtigen des Oefteren zum Tische zu laden. Ich dachte aber im Stillen, daß es auch ihm selbst eine Erquickung werden möchte, denn der Wilhelm spielt gar süß auf seiner kleinen Geige, die ihm der Großvater geschenkt hat. Der Lehrer meint, es sei gerade, als rede der Junge in seinem Geigenspiele Alles aus sich heraus, wozu ihm die Worte nicht willig seien.

Den 30. November.

Die Bürgermeisterin kam heute wieder einmal in meine Küche, um zu sehen, wie ich meine Klopse mache. Der Bürgermeister hat ihr gesagt, so gut wie neulich beim Pfarrer, hätten sie ihm zu Hause nie geschmeckt. Ich glaube, sie hat einen giftigen Neid auf mich deshalb, und alle ihre honigsüßen Worte sind nur Verstellung. Am verdrießlichsten aber wird sie, wenn sie meinen kleinen Pausback ansieht, der schon sitzen kann und sein Köpfchen steif

hält. Sie fragt mich immer aus, wie ich das anfange, und glaubt, ich hätte irgend ein besonderes Mittel, das ich dem Kinde eingäbe. Die arme Frau ist von Herzen zu beklagen. Sie hat vor zwei Jahren noch einmal ein Kind bekommen, ein kleines, schwaches Mädchen, das immer noch nicht laufen und nichts sprechen kann. Zwischen den Eheleuten ist immer Unfrieden. Er ist mir von Anfang an zuwider gewesen. Manchmal so sehr, daß ich Uebelkeit bekam, wenn er nur ins Haus trat. Gerade als warnte mich meine innerliche wissende Gabe vor ihm. Und als er mir einmal seinen dicken Arm um die Taille legte, wich ich vor ihm zurück, wie vor einem ekeln Gewürm. Seit der Zeit geht er mir aus dem Wege. Aber ich fühle oft, daß er seine kleinen, tückischen Augen nach mir wendet.

Am Nachmittage brachte ich einen Tannenkranz, den ich am Abend vorher gebunden hatte, auf das Grab der jungen Frau Pastorin. Es sah schön aus, wie der dunkle, dicke Kranz auf der glitzernden Schneedecke lag, in deren Schatten es leuchtete wie Himmelsbläue, denn es war ein klarer Sonnentag. Der Pfarrer war mir nachgekommen auf den kleinen Friedhof, der so traurig mit seinen paar Holzkreuzen da auf kahlem Felde liegt. Er geht nicht oft hinaus, denn er meint, die Erinnerung an seine Todte sei ihm dort nicht näher als im Hause, in dem sie gelebt habe. Nun stand er doch und starrte mit traurigen Augen hinab, und ich sah eine Thräne seine Wange herab in den Schnee fließen. Er wandte sich und wischte sie hinweg. „Wie man zum Kinde wird," sagte er leise. „Wie lange hatte ich mich doch daran gewöhnt, daß man die Dinge weder belachen noch beweinen soll, sondern verstehen."

Kann man das wirklich? Verstehen, anstatt fühlen? Und wie sieht es in einem Menschen aus, der das gelernt hat? — —

Den 2. December.

Die Magd erzählte mir heute, bei dem Krämer hätten sie davon gesprochen, „des Pfarrers Auguste habe eine glückliche Hand. Alles, was sie anfasse, gedeihe ihr." Und es ist wahr! Das Pfarrhaus hat ein ganz anderes Aussehen bekommen in den letzten Wochen. Die arme junge Frau hat sich nicht recht zu helfen gewußt hier oben, und die Magd, die eine gutmüthige, aber beschränkte Person ist, verlor wohl auch die Lust, sich zu plagen, weil Niemand da war, der nach dem Rechten schaute. Sie konnte sich in das Stadtkind nicht gewöhnen. Jetzt hat sie selber ihre Freude an ihrer blanken Küche und an den Blumen, die ich im Zimmer ziehe. Das Pfarrhaus ist das einzige Haus, das ein Blumenfenster hat. Und trockene Reseda habe ich in die Wäsche gelegt; wenn man frisch aufdeckt, duftet es gar schön nach Sommer. Jeden Mittwoch und Sonnabend gebe ich hier den Mädchen Flickstunde. Erst waren es nur die beiden Schwestern der Magd, dann aber kamen immer mehr, die bei mir lernen wollten. Da hat der Pfarrer es so eingerichtet, daß ein regelmäßiger Unterricht daraus wurde. Ich erzähle den Mädchen Geschichten, während wir arbeiten, und dann werden Lieder gesungen. Das macht ihnen Freude und erleichtert ihnen das Stillsitzen. Jetzt wollen auch die Jungen nicht zu kurz kommen. Sie haben den Pfarrer gebeten, daß

sie gleichfalls bei mir Lieder singen dürften — denn der Lehrer ist ein wenig taub — und da spielt uns denn der Stotter-Wilhelm auf der Geige, und wir üben Weihnachtslieder.

Am letzten Freitag kam der Aelteste von der Krämer-Schrödern mit einer Bitte. Er hatte sich ein Gedicht eingelernt, das wollte er hersagen. Er machte es ganz gut, und die Kinder lachten sehr über den Riesen Goliath, der von dem kleinen Hirtenjungen David geköpft wird. Weil ich aber sah, wie große Freude ihnen das macht, so habe ich angefangen, allerlei Gedichte aus ihrem Lesebuche mit ihnen zu lernen, so daß immer die einzelnen Personen auch von Verschiedenen gesprochen wurden. Sie stehen dabei im Zimmer und bewegen sich wie bei einer Theateraufführung. Der Pfarrer hat schon manchmal zugesehen. Er wundert sich, mit welchem Eifer die Kinder dabei sind, und daß sie am liebsten solche Gedichte lernen, in denen recht schwere, unverständliche Worte vorkommen. „Es ist schöner, wenn man's nicht versteht," sagen sie. Der Pfarrer läßt sie und mich gewähren und lächelt nur manchmal über unsere Kindereien.

Den 9. December.

Wir üben fleißig einen zweistimmigen Choral für die Kirche zum Heilig-Abend. Damit will ich den Herrn Johannes überraschen. Der Lehrer kann nicht mehr Gesangstunde geben, weil er zu harthörig ist, da ist der kleine Kirchenchor, den er früher zusammenbrachte, seit Jahren eingegangen. Damals sind auch die Leute lieber in die Kirche gegangen, trotzdem ihr damaliger Pfarrer ein Trunkenbold war, der auf der Kanzel einschlief. Ich habe jetzt nicht Zeit, in meinem Tagebuche zu schreiben, denn ich habe mir ausgedacht, daß ich für Jeden hier im Dorfe eine Kleinigkeit arbeiten will zu Weihnachten. Den Kindern habe ich schon gesagt, daß sie ihre Holzpantoffeln vor die Thüre stellen sollen, damit der Weihnachtsengel ihnen etwas hineinlegen könne, wenn er vorüber fliegt. Den ganzen Tag höre ich sie singen: „Buko von Halberstadt, bring meinem Kindchen wat" —. Und andere solche Lieder. Für die alte Schrödern, die das Reißen im Fuße hat, so daß sie nicht aus der Stube kann, habe ich einen Absenker von meinem Cactus eingepflanzt. Die hat Blumen so gern und darf sich nicht die Zeit gönnen, sie zu halten. Die Frau grämt sich Tag und Nacht über ihren Sohn, den Schachtelmacher, der sich das Trinken angewöhnt hat, und wenn er nach Hause kommt, schlägt er sie. Sie sagt, er hat ein böses Herz. Ich denke aber, wenn er Einen hätte, der ihm das Haus gemüthlich machte, wär' er anders. Die Schrödern aber ist immer verdrießlich und seufzt und klagt ihm die Ohren voll. Erst gestern habe ich's gesehen, daß er so arg nicht ist. Ich höre, daß im Hofe Einer Holz schlägt, und ich hatte doch keinen Vorrath mehr, denn die erste Lieferung war zu Ende, und es konnte bei dem argen Wetter aus dem Walde nichts geholt werden. Da steht der Schachtelmacher mit dem Beile und wird ganz verlegen, als ich herauskomme. Er hätte mir eine Gutthat erzeigen wollen, damit ich mir nicht wieder Kienäpfel aus dem Walde zu holen brauchte, wie vor ein paar Tagen, und er hätte mir von seinem Holz ein wenig hergebracht. Ich habe mir einen Splitter von dem Holze mitgenommen und ihn in den

Blumentopf gesteckt, den ich der alten Schröder schenken will, und werde ihr dazu aufschreiben, wie es sich damit verhält.

Am 18. December.

Der Pfarrer hat heute die Jungfrau von Orleans mit mir angefangen. Dabei mußte ich beständig an meine Gabe denken. Ich hatte ihrer fast vergessen unter der Geschäftigkeit der letzten Zeit, und Manches, was ich mir im thörichten Hochmuthe wohl gar als ein Verdienst anrechnete, ist ja doch nichts gewesen als eine Bewegung meiner inneren, heiligen Kraft. Denn so war es auch bei der Jungfrau. Jeder, der sie sah, liebte sie. Wenn sie sprach, glaubte man ihr; was sie anfing, glückte. Die Menschen aber wußten nicht, woher es kam, daß sie so mächtig war. Auch bei mir erräth es Keiner! Ich denke manchmal heimlich froh in mich hinein, wann wird mir Gott das Zeichen geben, daß er mich braucht? Ich weiß gewiß, er wird es. Und ich warte geduldig.

Am 27. December, Weihnachten 1863.

Nun ist das schöne Fest vorüber! In meinem Herzen klingt es noch wie Glockenton, und der Duft von brennenden Kerzen haftet noch ein wenig an den Möbeln. Wie hübsch unser Bäumchen aussah mit dem goldenen Papierengel und seinen glänzenden Aepfelchen! Zwei Wachsstöcke habe ich verbraucht für meine Weihnachtskerzen. Der Lehrer hat mir seinen, den er, ebenso wie der Pfarrer, von der Gemeinde geliefert kriegt, dazu geschenkt. Wir feierten ja doch Alle hier zusammen! Dem Herrn Johannes wäre es sonst wohl gar zu traurig gewesen. Er wollte erst auch gar keinen Baum haben. Da schlug ich ihm aber vor, die alljährliche Bescherung für die Kinder hier zu machen, anstatt in der Schulstube. Das hat den Kindern auch viel besser gefallen. Lauter Nützliches haben sie bekommen vom Pfarrer. Dasselbe wie jedes Jahr, denn das wird immer schon im Sommer bestellt und von den Kaufleuten hergeschickt. Abends war dann Gottesdienst. Ich hatte mit meinen Kindern Tannenguirlanden gewunden und die Kirche damit geschmückt. Als der Pfarrer eintrat, sangen wir unseren Choral. Es klang sehr feierlich in der stillen Kirche. — Alle Bänke waren besetzt, und die Leute standen noch im Gange. Sie hatten davon gehört, daß wir singen würden. Viele waren wohl nur Spottens halber eingetreten, aber hernach hat es ihnen doch gefallen, und sie sagten, es sei in der Kirche diesmal viel frömmer zugegangen als sonst. Nur die Bürgermeisterin hat das Ganze bäuerisch gefunden. Der Herr Johannes aber hielt an jenem Tage eine Predigt, die so dringlich war und so voll Rath für die täglichen Dinge, daß Viele weinten und sich Besserung gelobten in dem und jenem Stücke, das sie traf. Mir aber sagte er, nachdem die Kirche beendet war und ich ihm den Talar abnahm, daß ich ihn wieder verwahre: „So ging es mir noch nie von Herzen wie heute! Und das ist Dein Verdienst, Auguste! Durch Dich lerne ich erst begreifen, was den Leuten noth thut. Ich hatte gemeint, ich müsse in ihre dicken Mauern Löcher schlagen, damit das Himmelslicht hineinschaue, aber ich vergaß, daß es erst hell wird, wenn man in die dunkeln Höhlen Scheiben einsetzt. Licht und Dunkel brauchen der Vermittelung, wie es scheint.“ Diese Worte machten mich sehr glücklich. Als es

aber still geworden war in den Häusern, machte ich mich leise auf mit meinem Korbe, und ich hatte mir ein paar lange Papierflügel an mein Kleid geheftet, die rauschten, wenn ich ging. So schlich ich in die Häuser und füllte die mancherlei Schuhe, die ich vor den Thüren richtig vorfand, mit meinen kleinen Gaben. Es waren ganz werthlose Dinge, die ich hineinlegte. Ein Bildchen, aus dem alten Kalender ausgeschnitten und auf buntes Papier geklebt, eine schön geschnittene Gänsefeder, Stecknadeln, denen ich bunte Siegellackköpfe gemacht hatte, gemalte Hampelmänner, oder ein wenig Gebackenes. Ein oder das Andere hat mich gesehen. Sie glauben, es sei ein wirklicher Engel gewesen, der ihnen diese Freude gemacht hätte, und sind so fröhlich und guter Dinge damit, daß ich mich nicht genug darüber freuen kann. O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!

Januar 1864.

Es ist gerade, als hätte das Stückchen Holz, daß ich der alten Schrödern in ihren Blumentopf gesteckt habe, ein Wunder vollbracht. Wie ich heute hinkomme, sitzt die alte brummige Frau mit einem seelensvergnügten Gesicht in ihrem Stuhle. Und nach einer Weile fängt sie an, von ihrem Sohne zu erzählen, wie brav er wäre, „wenn man's ihm auch nicht ansieht." Seitdem sie wüßte, daß er auch gefällig sein könnte, sähe sie ihn mit ganz anderen Augen an. „Man muß nur richtig Obacht geben," sagte sie, „dann merkt man's schon, was hinter seinem Gepolter steckt. Ich hab's nicht so gedacht und mag ihn oft mit meiner Grämlichkeit verdrossen haben. Jetzt ist's ganz anders geworden mit uns Zweien." Das freut mich natürlich. Die alte Frau denkt nicht daran, daß meine Kraft in dem Holzstückchen lebendig ist, das ich gepflanzt habe! Wie sollte es sonst solche Verwandlung in ihr bewirken? Auch der kleine Cactusabsenker treibt schon seine rothe Blüthe mit dem süßen Tropfen im Kelche. „Eine glückliche Hand," sagen die Leute. Gott, ich danke dir dafür!

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Descartes als Naturforscher.

Von

P. Schultz[1]).

[Nachdruck untersagt.]

> J'ai résolu de n'employer le temps qui me reste à vivre à autre chose qu'à tâcher d'acquérir quelque conoissance de la nature, qui soit telle, qu'on en puisse tirer des règles pour la médecine, plus assurées que celles qu'on a eues jusques à présent.
>
> Discours de la Méthode.

Während bisher die hundertjährige Wiederkehr von Descartes' Geburtstag allein die Philosophie festlich beging, will diesmal auch die Naturwissenschaft, will insbesondere die Physiologie, einer verabsäumten Pflicht nur sich bewußt werdend, diesen Tag zu feiern nicht unterlassen. Freilich, wer heut' Descartes' Andenken vor Physiologen zu ehren unternimmt, der hat nicht zu fürchten, daß es ihm ergehe wie dem attischen Lobredner des Herakles in Sparta, dem man einwarf, wer denn den Herakles tadle. Denn Mancher hat vielmehr wider ihn die Frage bereit: was soll uns Descartes, was der Rationalist bei den Empirikern, was überhaupt der Philosoph bei den Naturforschern? Welcher die ganze Welt aus einem logisch und psychologisch bedenklichen Obersatz, dem Cogito ergo sum, wie aus einer tauben Nuß hervorzauberte, welcher dem Dualismus zwischen Geist und Materie den schärfsten Ausdruck gab, welcher Gottes weltschöpfende und welterhaltende Thätigkeit als erklärendes Princip in seine Naturbetrachtung aufnahm und in ihm den ersten und allein gewissen Erkenntnißgrund sah, dessen Manen sollen wir dankbar eine Libation weihen? Und vollends uns Physiologen, wie stünde es uns an, sein Andenken zu ehren, da er die Thiere im Gegensatz zu den Menschen als bloße Maschinen betrachtete, da er im Körper des Menschen einen Tummelplatz thierischer Geister sah, und, um Anderes zu übergehen, da er den Sitz der Seele in die Zirbeldrüse verlegte und durch ihre Schwingungen Körper und Seele auf einander wirken ließ?

---

[1]) Vortrag, gehalten in der Physiologischen Gesellschaft zu Berlin. — Die Citate aus Descartes' Werken beziehen sich auf die Gesammtausgabe von Victor Cousin, Paris 1824—1826, „Oeuvres de Descartes".

Aber Philosophen haben wie Bücher ihre Schicksale. So ist es gekommen, daß bis heute als Descartes' größte That gepriesen wird, was er selbst anfänglich für den geringeren Theil seiner Leistungen hielt. Nur der Metaphysiker ist uns von ihm übrig geblieben. Diesem hat die Philosophie schon lange in ihrem Tempel ein ehrendes Denkmal gesetzt. Die Naturwissenschaft hingegen wußte bisher kaum, daß auch sie auf ihn als ihrer größten Jünger einen blicken darf, und gar ihm ein Monument zu errichten konnte ihr nicht beifallen, da bisher dazu kaum spärliche Bausteine gesammelt sind. Und doch, wie groß, wie reich geschmückt müßte es sein, wenn es seiner nur würdig wäre!

Denn mindestens dem Metaphysiker ebenbürtig, fast möchte ich glauben, ihn überragend, erhebt sich aus seinen Werken der Naturforscher Descartes, und nicht geringerer Dank denn Bacon gebührt ihm als Erneuerer der Naturwissenschaft. Vor Allem aber verdient er unsere Verehrung als der bedeutendste Vorläufer in der Begründung der modernen Physiologie.

Herr du Bois-Reymond macht einmal die geistvolle Bemerkung, daß wir Alle heut' in unseren Lebensanschauungen Voltairianer sind, ohne es zu wissen und ohne so zu heißen. Ganz im gleichen Sinne sind wir Physiologen Cartesianer. Denn was wir Jüngeren jetzt schon als selbstverständlichen und längst erworbenen Besitz betrachten, ohne den unsere Wissenschaft zu treiben wir fürder für unmöglich erachten, und was doch erst in dieser Allgemeinheit eine mühsame Errungenschaft der letzten Jahrzehnte ist, die Grundanschauung, die uns bei allen Versuchen und theoretischen Erwägungen leitet, das allgemeine Princip der Physiologie und zugleich das nothwendige, sofern sie Anspruch auf eine exacte Wissenschaft machen will, die mechanisch causale Erklärung aller Lebenserscheinungen, insbesondere des Menschen — Descartes hat sie zuerst in voller Klarheit und Schärfe aufgestellt. Die Bedeutung dieser Thatsache scheint mir nicht immer richtig gewürdigt zu sein. Denn damit waren für die Medicin mit einem Schlage und von Grund aus die ängstlich überlieferten und (man muß es zugestehen) fast bis in die Gegenwart hinein noch zähe festgehaltenen Vorurtheile von den qualitates occultae und formae substantiales, aller Glaube an die Geister und die Gestirne und ihre Wirkung durch Antipathie und Sympathie, kurz jede übersinnliche Einmischung in die Naturerklärung beseitigt. Von solchen Vorstellungen waren aber damals selbst auf rein physikalischem Gebiete auch die erleuchtetsten Geister nicht frei. Um so größer erscheint Descartes' Verdienst. Der Umstand allein sollte ihm einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte unserer Wissenschaft sichern, daß er mit gewaltiger Geisteskraft die drückenden Fesseln aristotelisch-galenischer Ueberlieferung sprengte und dadurch allein freie Bahn für die Entwicklung wahrer Forschung schuf. Was Buckle von ihm als Philosophen sagt, gilt auch von dem Naturforscher, dem Physiologen: er war groß als Schöpfer, aber bei Weitem größer als Zerstörer[1]).

[1]) Buckle, Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. I, 2 S. 72.

Indeß, Descartes begnügte sich nicht damit, ungleich Bacon, das Princip im Allgemeinen aufgezeigt zu haben, er führte es auch mit größter Folgerichtigkeit für alle Gebiete des Lebens im Einzelnen durch. Da dies bisher nirgend, soweit mir bekannt ist, Gegenstand einer selbständigen Betrachtung geworden ist, so möge im Folgenden näher darauf eingegangen sein.

Thiere und der Mensch, soweit er Körper ist, sind ihm — er betont es immer wieder — Maschinen. Sie müssen wie diese erklärt werden nach den allgemeinen Gesetzen der Natur. Als solche erkennt er keine anderen an als die Gesetze der Mechanik. Körperliche Ursachen beherrschen die ganze Natur, und das Geheimniß des Lebens ist kein anderes als das Geheimniß einer Maschine. Vorzüglich das menschliche Leben ist nur eine besondere Erscheinungsform der überall in der Welt vorkommenden, den einfachen Gesetzen folgenden Bewegungen. An einer höchst anziehenden Stelle in der Abhandlung von den Leidenschaften der Seele hat er dieser Auffassung, ich möchte sagen, den zwingendsten Ausdruck gegeben. Dort wird der Gegensatz des todten Menschen gegen den lebendigen beleuchtet. Dieser ist es ja vorzüglich gewesen, der von den ältesten Zeiten her immer wieder die Annahme einer besonderen, dem Lebenden immanenten Kraft, die Erdichtung der Seele als der Trägerin des Lebens veranlaßt hat[1]). Descartes aber, hierin als Physiolog weit über seiner Zeit stehend, findet diesen Unterschied nicht von anderer Art als zwischen einem zerbrochenen Uhrwerk und einem gehenden, das aufgezogen ist[2]). Ebenso klar und scharf weist er auch am Ende der Abhandlung über den Menschen die aristotelisch-scholastische Annahme der anima vegetativa und sensitiva zurück und läßt kein anderes Lebensprincip gelten, als das Blut und seine Wärme[3]). In mehr denn an einer Stelle hebt er ferner hervor, daß es ein Irrthum sei, zu glauben, daß die Seele den Körper bewege und erwärme, und daß der Tod eintrete, weil die Seele den Körper verläßt. Kann man wohl schärfer die Annahme einer mystischen Lebenskraft als Erklärungsprincip zurückweisen? Und kann man wohl klarer aussprechen, daß Physiologie nichts anderes ist, als Lebensmechanik?

Begreifen wir nun nicht auch, warum der extremste der französischen Materialisten, der Verfasser des „l'homme machine“, so gern sich rühmte, Cartesianer zu sein?

Diesen allgemeinen Grundsätzen gemäß wird weiterhin die Sinnesphysiologie behandelt. Alle Empfindungen vermitteln die Nerven, alle Bewegungen werden durch die Muskeln bewirkt. In Amsterdam während des Winters 1630, zur selben Zeit, wo Galilei die Drucklegung seines Dialogo betrieb,

---

[1]) De la formation du fœtus IV, p. 432. Hier spricht Descartes den nämlichen Gedanken aus. Dabei heißt es: à quoi [croire que l'âme est le principe de tous] aussi a beaucoup contribué l'ignorance de l'anatomie et des mécaniques. In einer lateinischen Uebersetzung aus derselben Zeit ... Anatomiae et Mechanices ignorantia. Les mécaniques, ars mechanice bezeichnen hier genau das, was wir heute Physiologie nennen. Zu einer besonderen Wissenschaft neben der Anatomie wurde sie bekanntlich erst in unseren Tagen erhoben.

[2]) Les Passions de l'âme, IV, p. 47.

[3]) L'homme, IV, p. 428.

dessen spätere schmähliche Verdammung auch tief in die naturwissenschaftlichen Arbeiten unseres Philosophen eingriff, in jenem Winter, sage ich, lag Descartes mit großem Eifer anatomischen Studien ob. In seinem Seciersaale, den er ernsthaft seine Bibliothek nannte[1]), zerlegte er selbst alle Theile des Schlachtviehs und dehnt diese Sektionen auch vergleichend auf die verschiedenen Thierclassen aus, daher er denn auch zu den ersten Anatomen seiner Zeit gezählt wurde[2]). Neben der vergleichenden Anatomie betrieb er nachdrücklich Embryologie. Aus beiden Disciplinen hoffte er — und dies scheint mir vor Allem vollgültiges Zeugniß seines echt naturwissenschaftlichen Denkens zu sein — das Wesen des Organismus und damit das Geheimniß des Lebens ergründen zu können. Eine Einsicht, die erst in unseren Tagen mit Bestimmtheit und ihrer ganzen Tragweite erfaßt ist. Ja, auch Vivisectionen stellte Descartes an, sobald es galt, etwelche Lebenserscheinungen zu beobachten. Seine Ansicht, daß die Thiere nur Maschinen seien, war der Vornahme derselben auch für die Folge nur förderlich. So prüft er am Kaninchen wiederholt einen angeblichen Versuch Galen's, der in dem Streite über die Lehre Harvey's eine wichtige Rolle spielte[3]).

Kein Wunder, wenn wir nun von ihm hören, daß die Nerven aus einer feinen Marksubstanz bestehen, die in Gestalt feiner Theilchen vom Gehirn nach den Enden der Glieder hinziehen, und ferner aus der umgebenden Haut, die kleine Röhren für diese Fäden bildet. Sorgfältig unterscheidet er zuerst die centripetale Leitung der sensiblen und die centrifugale Leitung der motorischen Nerven. Denn in jenen werden die Erschütterungen der Haut und der Sinnesorgane durch die Vibrationen der Fäden nach dem Gehirn hingeleitet, eine Ansicht, die erst durch Haller's eingehende Untersuchungen eine Widerlegung fand. In den motorischen Nerven hingegen strömen vom Gehirn die in ihm befindlichen Lebensgeister durch das Mark nach den Muskeln. Diese berüchtigten esprits animaux sind nun nicht, wofür man sie bisher immer ausgegeben hat, irgend ein dunkles, unbekanntes, immaterielles Princip. Sie sind vielmehr, wie er es ausdrücklich bemerkt, Körper, die nur die Eigenthümlichkeit haben, daß sie sehr klein sind und wie die Theile der Flamme einer Fackel[4]) sich sehr schnell bewegen.

Werden nun die Nerven-Endigungen in der Haut erschüttert, so empfinden wir verschiedene Eigenschaften der Körper; werden sie stärker getroffen, so entsteht Kitzel, Wollust und bei ihrer Verletzung Schmerz. Kleinste Körperchen im Speichel erregen die Nervenausbreitungen in der Zunge, hinlänglich feine Theilchen in der Luft gelangen durch die schwammigen Knochen der Nase zu den Lobi olfactorii: so schmecken wir, so riechen wir. Treffen regelmäßige Er-

[1]) Damiron, Histoire de la philosophie au XVIIe siècle. Paris 1846. I, p. 110.

[2]) Buckle l. c., I, 2 S. 71.

[3]) Sprengel, Geschichte der Arzneikunde, Bd. IV, S. 7 und 24.

[4]) Les passions de l'âme, IV, p. 44. An einer anderen Stelle (De la formation du fœtus, IV, p. 435) heißen sie „air ou un vent très subtil". Uebrigens finden sich diese Lebensgeister bei allen naturwissenschaftlichen Schriftstellern jener Zeit. Auch ihre materialistische Deutung ist nicht einmal Descartes eigenthümlich, nur ihre Auffassung als des motorischen Nervenprincips.

schütterungen der Luft die an die drei Gehörknöchelchen angehefteten Nerven, so hören wir Töne. Es ist gewiß ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie der Mann, der uns nur als Metaphysiker bekannt ist, den Secirtisch verläßt und statt Scalpell und Säge das Monochord handhabt, um Regeln für die Composition zu suchen. Die Netzhaut endlich wird durch die feinen Kügelchen des Himmelsstoffes, des Aethers getroffen, und wir sehen. Nicht also die Flamme leuchtet, nicht tönt die Glocke; Licht und Ton sind nur in uns, sind nur Erschütterungen in unseren Nerven. Denn derselbe Schlag auf das Auge und auf das Ohr erzeugt dort Licht-, hier Ton-Wahrnehmung[1]). So nahe stand Descartes vor der Entdeckung des Gesetzes der specifischen Energie der Sinnesorgane, die zu machen erst unserem Jahrhundert vorbehalten blieb. Alle sinnlichen Qualitäten entstehen also nur in unserem Innern und sind verschiedene Bewegungszustände unserer Nerven, die hervorgerufen werden von den verschiedenen Bewegungen der Dinge. Diesen kommt nur Ausdehnung und Bewegung zu. Hieraus geht hervor, daß Descartes der Erste gewesen ist, der die subjective Seite in unseren Wahrnehmungen mit voller Klarheit und Schärfe erkannt und hervorgehoben hat; die spätere Locke'sche Unterscheidung in die primären und sekundären Qualitäten erscheint hiergegen als ein Rückschritt. Von besonderem Interesse ist dabei für uns, daß Descartes durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, daß er als Physiolog darauf geführt wurde. Um so mehr hätte ihm aber auch gerade an diesem Punkte der ganze Widerstreit der idealistischen und materialistischen Elemente seines Systems aufgehen müssen. Von hier aus hätte er dann bei schärferer Consequenz und tieferer Einsicht zu ihrer höheren Vereinigung fortschreiten können, die zu finden erst einem größeren Nachfolger vorbehalten blieb. Kant, der, wie vor ihm schon Leibniz, die fundamentale Bedeutung dieser Untersuchungen für die Philosophie einsah, zog sich daraus die allgemeinere, tiefere Frage ab nach dem Verhältniß unserer Sinnlichkeit zu den sie afficirenden Dingen außer uns, und er löste sie in seiner Lehre von den transcendentalen Formen des Anschauens und des Denkens. In neuerer Zeit ist auch wieder die Sinnesphysiologie auf dasselbe Problem gestoßen, und sie hat es nach der Umbildung und Fortentwicklung, die Joh. Müller und vor Allem Helmholtz ihr gegeben, ebenfalls im Descartes-Kantischen Sinne entschieden.

Aber das Erstaunen wird noch wachsen, wenn ich daran erinnere, daß zwei bedeutsame Entdeckungen unseres Jahrhunderts schon Descartes, wie Herr du Bois-Reymond nachgewiesen, zuerst gefunden und mit vollem Verständniß gedeutet hat: die Lehre von den Reflexbewegungen und das Gesetz der peripherischen Erscheinung der Gefühlseindrücke. Dazu kommt, daß er selbständig

[1]) Ich kann es nicht unterlassen, die interessante Stelle anzuführen: De la Dioptrique Discours 6, V, p. 55: Ce que vous croirez facilement, si vous remarquez, qu'il semble à ceux qui reçoivent quelque blessure dans l'œil, qu'ils voient une infinité de feux et d'éclairs devant eux, nonobstant, qu'ils ferment les yeux ou bien qu'ils soient en lieu fort obscur; en sort que ce sentiment ne peut être attribué qu'à la seule force du coup, laquelle meut les petits filets du nerf optique ainsi que feroit une violente lumière; et cette même force, touchant les oreilles pourroit fait ouir quelque son; et touchant le corps en d'autres parties, y faire sentir de la douleur.

zu ganz ähnlichen Anschauungen über den Kreislauf des Blutes gekommen war, wie Harvey. Als er dann dessen Werk „de motu cordis et sanguinis in animalibus“ durch seinen Freund Mersenne kennen lernt, preist er den englischen Arzt, der in rühmlicher Weise zuerst hier das Eis gebrochen. Er trägt dessen große Entdeckung, wo sich nur immer in seinen Schriften Gelegenheit findet, mit einer Ausführlichkeit und einer Eindringlichkeit vor, die bezeugen, wie sehr er von der gewaltigen Tragweite derselben als Frucht methodischer Forschung und mechanischer Naturerklärung erfüllt war. Nicht genug damit. Auch als öffentlicher Sachwalter der neuen Lehre wirft er sich als einer der Ersten mit Eifer auf gegen die zahlreichen Feinde, darunter die berühmtesten Anatomen seiner Zeit, die sich dagegen erhoben[1]). Ganz wie er des Asellius Entdeckung von den Milchadern, die anfänglich überall Unglauben und sogar Verhöhnung begegnete, und die selbst Harvey bis zuletzt bekämpfte[2]), aufnahm und vertheidigte. Wenn wir erwägen, daß in diesen Dingen Descartes gar keine schulgemäße Vorbildung genossen hatte, daß er hierin vielmehr völlig aus eignen Beobachtungen und Versuchen urtheilte, so können wir diese Leistung nicht hoch genug anschlagen. Sie läßt uns in milderem Lichte die Verunstaltung erscheinen, die er der schönen Entdeckung Harvey's zufügte, indem er als Ursache der Bewegung des Blutes das Aufwallen desselben im Herzen, als dem Sitz der größten Wärme im Thierkörper, annahm.

Wahrnehmungen sind also materielle Vorgänge, sind Bewegungen der Körper, die wiederum Bewegungen in unseren Nerven hervorrufen. Sie gehen wie im Menschen, ebenso auch im Thier vor sich. Auch dieses besitzt sinnliche Empfindungen. Eines aber kommt ihm nicht zu. Das eignet in Wahrheit nur dem Menschen, das Denken. Nun aber kann man sich nicht vorstellen, daß ein Körper irgendwie denkt[3]). Und doch ist das Denken da. Mein Denken, mein Selbstbewußtsein ist überhaupt die einzig gewisse, ist die ursprünglichste Thatsache, die es gibt. Alles Andere folgt erst aus ihr. Also muß das, was denkt, etwas völlig Andersartiges sein. Außer der körperlichen Substanz, deren Wesen in der Ausdehnung besteht, gibt es eine Substanz, deren Wesen das Denken ist, der Geist, die Seele. Beide Substanzen stehen sich schroff gegenüber; sie schließen sich aus. Nur in einem Wesen findet ihre Vereinigung statt, im Menschen durch die Leidenschaften. Denn diese sind beides zugleich, Denken und körperliche Bewegung. Die Thiere haben keine Leidenschaften, mithin auch keine Seele. Insofern sind sie bloße Maschinen oder Automaten.

Hier steht nun Descartes nicht ganz auf der Höhe seiner Zeit. Denn schon damals betrieb man eifrig Thierpsychologie, und Montaigne, der kecke Spötter, hatte den Gedanken, wir müssen sagen, auszusprechen gewagt, daß die Thiere ebensoviel und oft mehr Vernunft verriethen, als die Menschen[4]).

[1]) Vergl. Buckle l. c., I, 2 S. 71.

[2]) Vergl. Sprenger l. c., IV, S. 150.

[3]) Les passions de l'âme, IV, p. 39.

[4]) F. A. Lange, Geschichte des Materialismus. Fünfte Auflage. Leipzig 1896. Bd. I, S. 201.

Wäre Descartes diesen Anregungen gefolgt, so wäre er leicht zu besserer Einsicht gelangt. Das Ungereimte indessen, ja unbegreiflich Falsche, was man gewöhnlich in seiner Unterscheidung gefunden hat, ist gar nicht vorhanden. Man hat sich den Spott darüber bisher recht billig gemacht. Thier und Mensch sind ihm gar nicht gänzlich und grundsätzlich verschieden, etwa jenes ein Ding, dieses ein organisches Wesen Der Grundirrthum Descartes' liegt vielmehr darin, daß er als einfachsten geistigen Vorgang das Denken ansah, nicht die bloße Empfindung. Dies einmal zugegeben, war es für ihn ganz folgerichtig, den Thieren jede geistige Regung abzusprechen und sie als bloße Maschinen zu betrachten. Aber Maschine war ihm auch ebenso folgerichtig der Mensch, soweit er nicht denkt, also auch der empfindende Mensch. Dafür braucht er daher in seiner Abhandlung über den Menschen durchgehends die Bezeichnung „machine“ [1]). Von diesem Gesichtspunkt aus erhält nun auch der obige Satz, daß das Denken eines Körpers nicht vorgestellt werden könne, eine erhöhte Bedeutung. Es kann nicht zweifelhaft sein, Descartes wollte damit die Unbegreiflichkeit geistiger Vorgänge aus körperlichen Bedingungen aufzeigen. Wenn Voltaire sich später in seiner sarkastischen Weise darüber lustig machte, und Lamettrie dies mit großem Behagen wiederholt, so zeigten sie nur, daß sie beide die Tiefe dieses Gedankens nicht zu fassen vermochten. Nicht anders erging es dem ganzen späteren Materialismus, wie er im Holbach'schen Kreise seine geistvollsten Vertreter und im „Système de la nature“ seinen consequentesten Ausdruck fand. Freilich, hätten sie diesen Satz Descartes' zugegeben, so hätten sie sich den Boden unter den Füßen fortgezogen. Denn hier ist die Grenze jedes Materialismus, bis zu der geführt er sich nothwendig selbst aufhebt. Darum liegt hier auch heut' noch, um dies beiläufig zu bemerken, für unser Naturerkennen, da es, wie bei Descartes, auf anschauliche mechanisch-causale Erklärung abzielt, ein für alle Mal ein transcendentes Problem. Daß hierüber ein Ignorabimus auszusprechen noch nach mehr denn zweihundert Jahren zu einem erbitterten literarischen Kampf Anlaß geben könnte, zeigt am besten die ganze Bedeutung des Descartes'schen Gedankens und zugleich, wie schwer doch die einfachen, grundlegenden Wahrheiten Eingang finden.

Anders übrigens urtheilt über den Unterschied zwischen Mensch und Thier der jugendliche Descartes, wie er uns in seiner ersten Veröffentlichung in der Abhandlung über die Methode entgegentritt. Hier [2]) macht er darauf aufmerksam, daß die Thiere nicht sprechen, weil sie keine Vernunft haben; Schopenhauer fügte bekanntlich hinzu, daß sie auch aus demselben Grund nicht lachen. Die Sprache als Ausdrucksmittel der Vernunft setzt also den wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Wohl könnte man eine Maschine sich denken, die Worte äußerte, sogar Worte auf Anlaß von körperlichen Veränderungen in ihren Organen. Aber auf eine bestimmte Aenderung würde nur immer dieselbe bestimmte Aeußerung folgen. Merkwürdig genug, daß nach so klaren Worten man noch hundert Jahre später einen lebenden

[1]) Man bemerkt, wie sehr hier gerade Descartes dem späteren französischen Materialismus vorgearbeitet hat.

[2]) Discours de la méthode, I, p. 186 ff.

Menschen nachzubauen wirklich hoffen konnte. Denn in Wahrheit, diesem Ziel glaubte man nahe zu sein, wie Helmholtz bemerkt, als Vaucanson seinen Flötenspieler construiert hatte, der ältere Droz seinen schreibenden Knaben und der jüngere die Klavierspielerin, „die beim Spiel gleichzeitig ihren Händen mit den Augen folgte und nach beendeter Kunstleistung aufstand, um der Gesellschaft eine höfliche Verbeugung zu machen“[1]). Sehr fein bemerkt Descartes am Schluß seiner Ausführungen, daß es ja auch Thiere, wie Elstern und Papageien gäbe, welche die Organe zum Sprechen wohl haben und doch nicht reden, während andererseits die Taubstummen, ohne die Organe des Sprechens zu besitzen (hierin freilich irrte er), selbst Zeichen zur Verständigung erfänden.

Was nun weiter von der Seele zu sagen wäre, sind nur Folgerungen der eben vorgetragenen Anschauungen. Findet zwischen ihr und dem Körper eine Vereinigung statt, so muß auch angegeben werden, wo dies der Fall ist. Da die Seele einheitlich ist, kann es nur in einem einheitlichen Organ geschehen. Zum Gehirn laufen alle Nerven; dies ist das Organ aller Empfindung. So lehrte schon Galen gegen Aristoteles, der dafür, wie noch heute die Dichter, das Herz ansah. In das einzig unpaare Organ, das, wie Descartes annahm, sich dort findet, in die Zirbeldrüse verlegte er daher den Sitz der Seele. Wie er sich der sofort entstehenden Schwierigkeit entzogen hätte, wenn er gewußt hätte, daß bei den Haifischen die Zirbel fast doppelt so groß ist, als beim Menschen[2]), bleibt leider eine müßige Frage. Ueber den Versuch aber, die Seele zu localisiren, sollte man heut' nicht gar so mitleidig lächeln. Denn das Gleiche unternahm in neuerer Zeit einer der scharfsinnigsten Philosophen und Psychologen, Herbart. Und nach ihm wiederum „mit Beredsamkeit, Scharfsinn, Kenntniß der einschlagenden Thatsachen und Prägnanz der Folgerungen Lotze, ein Philosoph und zugleich Vertreter der exacten Naturwissenschaften, dem die wissenschaftliche Medicin hinsichtlich der Aufklärung mancher Hauptfragen zu großem Danke verpflichtet ist“[3]). Geht nun auch gegenwärtig die Forschung darauf aus, nicht der Seele einen bestimmten Platz im Gehirn anzuweisen, sondern bestimmte Vorgänge des Bewußtseins als Functionen bestimmter Theile dieses Organs aufzuzeigen, so berührt sie sich doch in ihrem Grundgedanken, daß sie als einzige Möglichkeit, um zu einer Kenntniß der Seele zu gelangen, die genaueste Erforschung des Gehirns ansieht, wieder mit Descartes. Denn grade aus diesem Grunde beschäftigte er sich andauernd und emsig mit der Hirnanatomie. Daß er darin nichts Positives geleistet, kommt nicht in Betracht gegenüber der klaren Erkenntniß ihrer Bedeutung für seine Aufgabe. Freilich war dies nur wieder der Ausfluß seines bewunderungswürdigen methodischen Denkens überhaupt.

Die Seele wird nun durch die Schwingungen der Drüse erregt, und (man vernimmt es erstaunt, und doch ist er hierin nur folgerichtiger als so viele

[1]) Helmholtz, Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte. S. 1.

[2]) Zacharias, Ueber gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Leipzig 1885. S. 92.

[3]) Fechner, Elemente der Psychophysik. 1889. Zweiter Bd., S. 394. Vergl. auch S. 398, wo alle Nachfolger Descartes' in der Localisationstheorie angeführt werden.

Philosophen nach ihm und selbst neuere Physiologen) sie bewegt durch diese Schwingungen wiederum den Körper. Hier ist der Punkt, wo Descartes mit sich in Widerspruch geräth und gerathen mußte. Denn dessen Unzulänglichkeit, wie oben ausgeführt, er selbst bewiesen hatte, hier soll es Ereigniß werden. So fest er sonst daran hält, und so streng er es betont, daß geistige Vorgänge kein Erklärungsprincip der Lebenserscheinungen sein dürfen, daß diese als körperliche Bewegungsvorgänge von anderen körperlichen Bewegungen hergeleitet werden müssen, so läßt er hier dennoch die Seele, um ihre Verbindung mit dem Körper zu wahren, auf diesen wirken. Daher finden sich gegenüber der obigen, so scharf und klar gedachten Sinnesphysiologie nicht wenige Aeußerungen, wo er die Empfindung bald als rein psychisch, bald zugleich als psychisch und materiell auffaßt.

Zeigt sich hier der auftretenden Schwierigkeit, der größten freilich, die der Menschengeist überhaupt zu überwinden hat, Descartes' Kraft nicht gewachsen, so erscheint sie um so bewunderungswürdiger und um so erfolgreicher zugleich, wo sie sich innerhalb der ihm eigenthümlichen Anlagen bethätigt.

Descartes war von Hause aus Mathematiker. Er eröffnete jene Reihe großer mathematischer Talente, welche Frankreich bis auf die Gegenwart in so erstaunlicher Fülle wie kein anderes Land hervorgebracht hat. Die Mathematik war es, die schon auf der Schule allein seine lebhafteste Theilnahme dauernd erregte. Ihre wohlgefügte Methode auf alle anderen Wissenschaften zu übertragen, das war der gewaltige Plan, den er mit voller Bestimmtheit schon in früher Jugend faßte. Die erste selbständige wissenschaftliche Leistung, die Descartes — er war noch ein Schüler — hervorbrachte, liegt auch auf diesem Gebiet. Sie ist zugleich diejenige, die für uns von außerordentlicher Wichtigkeit geworden ist.

In einer Unterrichtsstunde soll ihm der Gedanke gekommen sein, geometrische Aufgaben durch Gleichungen, also arithmetisch zu lösen. So wurde er der Entdecker der analytischen Geometrie. Was diese Methode, „durch welche der menschliche Geist seine eigene Leistungsfähigkeit erhöhte", für uns geworden ist, seitdem „der Verfasser der thierischen Elektricität zuerst eine Abciße in den Nerven legte, Ludwig den Blutstrom selber seine Druckschwankungen und Helmholtz den Muskel seine Zusammenziehung in Curven aufzeichnen" [1]) ließ, das hier in diesem Kreise auseinanderzusetzen hieße wohl Eulen nach Athen tragen. Für Diejenigen aber, welche, wie wir dies jüngst noch erlebt haben, die Bedeutung einer wissenschaftlichen Entdeckung gern nach dem praktischen Nutzen beurtheilen, den sie gewährt, oder sie überhaupt nur gelten lassen wollen, sofern sie einen solchen zeigt, genügt eine Bemerkung. Bei vielen fieberhaften Krankheiten vermag heute der Arzt allein aus der Temperaturcurve eines Kranken Diagnose und Prognose festzustellen. Aber mehr noch! Der Werth eines Nahrungsmittels, die Wirkung eines Heilstoffes, die Sterblichkeit einer Seuche, die Sanität einer Gegend oder einer Bevölkerung, die Häufigkeit der Verbrechen im Jahre, das Budget eines Staates, kurz, wo immer ein Ab-

[1]) Reden von E. du Bois-Reymond, Bd. I, S. 287 und 288.

hängigkeitsverhältniß zwischen zwei Größen sich findet, kann dieses Jedem, der Augen hat zu sehen, auf einen Blick völlig einleuchtend dargestellt werden.

Neben dieser allgemeinen Leistung, die für die formale Behandlung unserer Wissenschaft so überaus wichtig geworden ist, hat nun aber Descartes' mathematisches Talent, um mehrere andere Entdeckungen von ihm zu übergehen, noch in einem besonderen Zweige der Physiologie Außerordentliches geleistet, in der Optik[1]).

Hierin galt über das Sehen bis in das 16. Jahrhundert als herrschende Vorstellung die Synauge Platon's, die nur noch der Merkwürdigkeit wegen erwähnt zu werden verdient. Besser hat sich von dem großen Philosophen in der ganzen Geschichte der physiologischen Optik der Spruch bewährt, der am Eingange der Akademie den Eintretenden empfing. Denn bis auf unsere Tage sind es gerade hervorragende mathematische Talente gewesen, die darin Werthvolles und Bleibendes geleistet haben. Erst zweitausend Jahre nach Platon nahmen Maurolycus und Porta die Untersuchung wieder auf, oder vielmehr sie stellten überhaupt zum ersten Male eine solche darüber an. Ihnen folgten Kepler und Scheiner. Durch die eingehenden Bemühungen dieser Männer, insbesondere der letzteren beiden, war man in kurzer Zeit dahin gelangt, in dem Auge nur einen einfachen optischen Apparat zu sehen, vergleichbar einer Camera obscura, in dem die Linse die Strahlen bricht, so daß sie sich auf der Netzhaut zu einem umgekehrten reellen Bilde vereinigen. Hieraus aber warf sich sofort die Frage auf, woher es denn komme, daß das Auge nahe und entfernte Gegenstände gleich deutlich sehen könne. An diesem Problem versuchten sich in der Folge die scharfsinnigsten Geister unter den Physikern, Mathematikern, Anatomen und Physiologen. Unter ihnen erscheint Descartes als der Erste, welcher die Accomodation des Auges lediglich auf die Gestaltveränderung der Linse zurückführte[2]). Fast hundert Jahre später fand diese Ansicht erst wieder einen neuen Vertreter[3]), und wiederum nach hundert Jahren bemächtigte sich der geniale Young in gleichem Sinne des Gegenstandes. Aber erst vor wenig Jahrzehnten hat durch unsern Helmholtz diese Lösung ihre endgültige und unbezweifelbare Bestätigung gefunden. Descartes und Helmholtz! Der Begründer und der Vollender in der Lehre von der Accomodation. Wem fiele hierbei nicht das Schopenhauer'sche Wort ein: „Ein Riese ruft dem andern zu durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergenwelt, welche darunter wegkriecht, etwas mehr vernähme, als Getön, und mehr verstände, als daß überhaupt etwas vorgeht."

[1]) Vergl. für das Folgende: L'homme, IV, p. 370 ff. und De la Dioptrique, V, p. 30—71. Discours 3—6.

[2]) Hierzu muß allerdings bemerkt werden, daß Descartes in der Dioptrique (V, p. 33) in einer sehr unklaren Wendung eine Veränderung der Gestalt des Auges als möglich zuläßt. Doch ist ihr Einfluß für die Accomodation weiterhin gar nicht berücksichtigt. Ueberhaupt nicht erwähnt wird sie im L'homme; dort ist als Ursache der Accomodation nur die Gestaltveränderung der Linse angegeben (IV. p. 375).

[3]) Pemberton, vergl. Sprengel l. c., IV, S. 242. — Helmholtz, Physiologische Optik, S. 121. Vergl. auch die Anmerkung in Buckle l. c., I, 2, S. 69.

Ueber die Ursache dieser Gestaltveränderung der Linse läßt sich auch Descartes schon in richtigerer Weise aus als viele seiner Nachfolger. Nicht die Linse selbst kann sich bewegen, sie wird vielmehr bald gewölbt, bald abgeplattet durch die Processus ciliares, die sich wie Fäden rings an ihren Umfang ansetzen. In vielen beigefügten Abbildungen führt er nun die mathematische Construction der Bilder aus, die zeigt, daß bei gegebener Gestalt der Linse zu nahe und zu entfernte Gegenstände statt des abzubildenden Punktes Zerstreuungskreise geben, und wie andererseits Veränderung der Linse die Wiedervereinigung der Strahlen auf der Netzhaut bewirkt. Daß diese, als Ausbreitung des Sehnerven, das eigentliche Organ des Sehens ist, indem sich auf ihr die Bilder darstellen, hatte schon Kepler behauptet, eine Meinung, gegen welche noch lange nachher namhafte Forscher sich erhoben [1]).

Descartes folgte Kepler und fügte als Erster hinzu, daß diese Ausbreitung aus vielen tausend Endfäden des Nerven bestände, und daß, indem diese durch die Stöße des Himmelsstoffes getroffen würden, die Lichtempfindung entstände. Hieraus erhellt, daß Descartes der Urheber der Lehre ist, welche als Wirkung des Lichtes in den Endigungen der Netzhaut eine Vibration annimmt [2]). Newton, auf den man sie bisher zurückführte, hatte sie wohl selbst schon aus Descartes geschöpft. Indem übrigens Descartes, hier wie überall, die Aufmerksamkeit auf die letzten kleinen Theilchen [3]) als die wesentlichen Bestandtheile richtete, hat er, um eine geistvolle Bemerkung Sprengel's ans Licht zu ziehen, das Verlangen geweckt, diese durch die Erfahrung zu bestätigen. Damit aber machte er den Gebrauch der Mikroskope allgemeiner und hat auch auf diese Weise wieder den Weg zu manchen wichtigen Entdeckungen gebahnt.

Auch die Anomalien der Refraction, die Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit, werden behandelt. Ihre Verbesserung durch Concav- und Convexlinsen wird, nachdem die Brechungsgesetze dieser Linsen dargestellt sind, aufgezeigt und ebenfalls die Construction der Bilder durch Abbildungen erläutert. Daneben hat er zuerst richtig erkannt, daß die Pupille sich bei der Accomodation für die Nähe verengert. Ihre sonstigen Veränderungen, die er auf die Thätigkeit der Muskeln der Iris zurückführt, dienen, wie schon Kepler angegeben hatte, zur Regulirung des einfallenden Lichtes. Daß die Iris und die Chorioidea reichlich mit schwarzem Pigment ausgestattet sind, wird zutreffend damit erklärt, daß die Reflexion der einfallenden Lichtstrahlen und damit eine Störung des Bildes auf der Netzhaut vermieden wird. Auch die Erscheinung der Nachbilder, wenn man in die Sonne oder eine sehr helle Flamme blickt, findet sich bei ihm zuerst richtig beschrieben; es ändert sich mit dem Abblassen des Lichtbildes auch zugleich seine Farbe. Zurückgeführt wird sie darauf, daß die einmal ausgelöste starke Erschütterung der Nervenenden nicht sofort, sondern erst allmälig aufhört. Ebenso ist er der Erste, der die Irradiation auf die

[1]) Darunter Mariotte, vergl. Sprengel, IV, S. 325.

[2]) Cf. De la Dioptrique, Discours 6, V, p. 56 u. 57. L'homme IV, p. 372.

[3]) Hierzu eine interessante Stelle aus L'homme IV, p. 355 . . . . encor qu'il y en ait plusieurs où les anatomistes n'en remarquent aucuns de visibles: comme dans la prunelle de l'œil, dans le cœur, dans la foie, dans la vesicule du fiel, dans la rate et autres semblables.

Übertragung der Erregung auf benachbarte Netzhautelemente zurückführt, eine Theorie, die, bis Helmholtz eine zureichendere Erklärung gab, von Physikern und Physiologen, darunter Joh. Müller, getheilt wurde.

Die Beurtheilung des Abstandes der Objecte von unserem Auge hat Descartes ebenfalls richtig beschrieben, wie ähnlich vor ihm schon Kepler. Doch ist beiden die Verschiedenheit der Bilder beim binocularen Sehen entgangen. Daß wir ein Bild sehen, obwohl wir zwei Augen haben, wird aus der Vereinigung dieser Bilder in der unpaaren Zirbeldrüse erläutert.

Auch die berüchtigte Frage des Aufrechtsehens wird eingehend erörtert. Maurolycus ward durch den Einwand, daß man nach seiner Theorie die Dinge verkehrt sehen müßte, so erschreckt, daß er von weiteren Untersuchungen Abstand nahm[1]). Weniger leicht ließ sich Kepler aus der Fassung bringen. Die Seele kehrte nach ihm die Bilder einfach wieder um. Descartes faßte das Problem tiefer. Daran, wie er es löst, offenbart sich wieder die ganze Schärfe seines Geistes. Er zeigt, daß, was für die Gegenstände außer uns gilt, ganz ebenso auch für unsern Körper selbst, für unsern Fuß, für unsere Hand zutrifft. Die Hand, die oben tastet, liegt ebenso im Bilde unten und umgekehrt wie der Punkt oben, den sie betastet. Tasten und Sehen stimmen hierin völlig überein[2]). Wenn also verkehrt gesehen werden soll, muß im Grunde Alles verkehrt gesehen werden, und Alles behält dann wieder seine Lage. Ganz der nämliche Gedankengang ist es, den Joh. Müller in seinem „Handbuch der Physiologie" über das Aufrechtsehen entwickelt. Und doch, zwei und ein halb Jahrhundert nach Descartes, fand er keine ernstliche Beachtung, um nicht zu sagen, Mißachtung wegen der ungeheuren Paradoxie, die er enthielt, daß der Körper, unser eigener greifbarer Körper, nur Vorstellung sein sollte. Erst Ueberweg nahm diese Lehre Joh. Müller's wieder auf und leitete hieraus für die Natur unserer Raumanschauung mit voller Klarheit Folgerungen ab, die Joh. Müller, da er die Projektion nach außen beibehielt, zu machen nicht gewagt hatte. Wenn Helmholtz später diese Müller-Ueberweg'sche Theorie verwarf, ohne freilich ihre innere Folgerichtigkeit anzutasten, so hat er in einer sehr bemerkenswerthen Stelle seiner physiologischen Optik den Grund dafür selbst angegeben[3]). Wer, wie er dort thut, in den sinnlichen Wahrnehmungen nur Wirkungen der Dinge sieht, für den hat Oben und Unten, als reine Vorstellung in uns, überhaupt keine objective (d. h. den uns unbekannten Dingen an sich zukommende) Gültigkeit mehr. Nicht Abbilder, nur Zeichen sind unsere

[1]) Vergl. Arago's Sämmtliche Werke, übersetzt von Hankel. Leipzig 1854. Rede auf Thomas Young, II, S. 200. Hier wird übrigens Descartes' Verdienst in der Lehre von der Accomodation vom eigenen Landsmann völlig verkannt, S. 201.

[2]) L'homme IV, p. 204. La Dioptrique V, p. 60.

[3]) Helmholtz, Handbuch der physiologischen Optik, S. 607. Diese Stelle lautet: „Meines Erachtens hat der Streit über den Grund des Aufrechtsehens nur das psychologische Interesse, zu zeigen, wie schwer selbst Männer von bedeutender wissenschaftlicher Befähigung sich dazu verstehen, das subjective Moment in unseren Sinneswahrnehmungen wirklich und wesentlich anzuerkennen und in ihnen Wirkungen der Objecte zu sehen, statt unveränderter Abbilder (sit venia verbo) der Objecte, welcher letztere Begriff sich offenbar selbst widerspricht." Vergl. zu der ganzen Frage F. A. Lange l. c., II, S. 412 ff.

Empfindungen, so führt er an einer andern Stelle aus. „Ein Zeichen aber braucht gar keine Art der Aehnlichkeit mit dem zu haben, dessen Zeichen es ist“ [1]).

Der Mensch war für Descartes indeß nur ein besonderer Fall der allgemeinen Erscheinungen; er war das letzte Glied in der langen Kette derselben, auf welche er mit der Fackel seines Erklärungsprincipes Tageshelle zu verbreiten suchte. Werfen wir daher von hier aus noch einen kurzen Blick auf sein Natursystem, um mit dem Physiologen auch den Physiker würdigen zu können.

Descartes beginnt mit der Entstehung der Welt. Seine jetzt so viel bespöttelte Wirbeltheorie nannte d'Alembert eine der schönsten Hypothesen des Menschengeistes [2]). Ja, wenn man ihre Kenntniß einmal aus der Quelle schöpft, kann man sie sehr wohl als eine Vorläuferin der Kant-Laplace'schen Lehre ansehen. Für ihre Zeit war sie ganz gewiß eine geniale Conception. Diesen Anspruch zu rechtfertigen, muß hier an zweierlei erinnert werden. Für Descartes gab es keine Fernkräfte. Bei seiner rein mechanischen Anschauungsweise wären sie ihm geradezu als etwas Unsinniges erschienen.

Er kannte nur Wirkung durch unmittelbare Berührung, durch Druck und Stoß kleinster Theilchen. Hierauf lediglich beruhten für ihn die Bewegungen der Wasserwirbel, die er in Strömen oft genug beobachtet hatte. Also ließ er auch die wirbelnden Weltkörper sich bilden. Zweitens kamen die Kräfte als Ursache der Bewegung diesen Theilchen nur äußerlich hinzu; sie waren nichts der Materie ursprünglich Innewohnendes. So mußte erst Gott sie ihr verleihen. In beiden Punkten stimmte übrigens Descartes mit allen hervorragenden Physikern seiner Zeit überein, obgleich freilich auch hier schon Gassendi, indem er das System Epikur's erneuerte, die moderne Auffassung vorbereitete. Dabei sollte nicht vergessen werden, daß von Descartes' anschaulich-mechanischer Vorstellung selbst Newton sich nicht ganz loszuringen vermochte. Da aber seine Beobachtungen und Rechnungen damit in Widerspruch geriethen, so half er sich dadurch, daß er an Stelle der anschaulichen Vorstellung, die er nicht geben konnte — und in diesem Zusammenhange findet sich sein „hypotheses non fingo“ —, das mathematische Gesetz stellte. Wenn die Einführung des Princips der actio in distans gewöhnlich auf ihn zurückgeführt wird, so ist das einer jener häufigen Irrthümer späterer Generationen, welche die fertige Ausbildung eines Systems gern mit ihrem Urheber identificiren. Diese Wendung der Newton'schen Lehre blieb erst Voltaire in Frankreich und Kant in Deutschland vorbehalten. Uebrigens hat bis heute die Fernkraft nicht das Mindeste von ihrer Unbegreiflichkeit verloren. Man hat daher immer wieder ganz im Descartes'schen Sinne versucht, sie anschaulich zu construiren. Aber Lesage's corpuscules ultramondains [3]) so wenig wie

[1]) Helmholtz, „Die Thatsachen in der Wahrnehmung“ in Vorträge und Reden. Braunschweig 1884. Zweiter Bd., S. 226.

[2]) Damiron l. c., I, S. 55.

[3]) Vergl. Ueberweg-Heinze, Geschichte der Philosophie. 7. Auflage. Bd. III, S. 240, Anmerkung.

Zöllner's von Lust und Unlust bewegte Atome haben dies wirklich geleistet. Der Fortschritt, der in dieser ganzen Frage wahrhaft gemacht ist, liegt vielmehr darin, daß wir einsehen gelernt haben, daß sie nicht zu begreifen ist[1]).

In jener Auffassung von der Bewegung und in der Leugnung des leeren Raumes und der Atome war Descartes' Physik schon im Princip auf die Statik beschränkt. In ihr hat er sich ein bleibendes Verdienst erworben, indem er deren allgemeines Princip, das der virtuellen Geschwindigkeit, „in besonders gelungener Weise am Flaschenzuge erörterte"[2]). Für die Dynamik hingegen hatte er kein Verständniß. Hierin hat er daher nichts Selbständiges geleistet; ja, er war nicht einmal im Stande, die neuen Errungenschaften auf diesem Gebiete zu würdigen. Mit Verwunderung lesen wir heute seine abfällige Kritik über die grundlegenden Entdeckungen Galilei's[3]). Allerdings hat er die Constanz der Bewegungssumme behauptet. Aber dieser Gedanke war für ihn nur der gleichlautende Ausdruck dafür, daß, wie erwähnt, der ausgedehnten Materie von Gott am Anfange eine bestimmte Bewegungsgröße zugefügt wird. Dies Princip im Einzelnen durchzuführen, unternimmt er gar nicht; im Gegentheil finden sich in seiner Bewegungslehre grobe Irrthümer, die diesem Gesetz durchaus widersprechen. Mir scheint es daher nicht richtig zu sein, Descartes einen der Vorläufer in der Lehre von dem Gesetz der Erhaltung der Kraft zu nennen[4]). Demokrit, Epikur und Gassendi verdienen diesen Namen weit eher. Denn dies Gesetz in unserem Sinne hat zur Voraussetzung, was Descartes gerade leugnete, disparate, von Anfang an mit Kräften begabte Atome, diese Kräfte als Fernkräfte gedacht, sei es der Massen, sei es der Moleküle oder Atome.

Nachdem aus dem Chaos die Sonne, die Fixsterne, die Planeten und Kometen sich entwickelt haben, wird das Licht abgehandelt. Dies wird nicht als Emission, wie man fälschlich vielfach noch glaubt, sondern in einer der Vibrationstheorie nahe kommenden Weise gedeutet[5]). Darauf folgt die Beschreibung der Erde. Daß Descartes des Copernicus Lehre unterdrückte, ist richtig. Aber ehe man ihm daraus einen schweren Vorwurf macht, bedenke man doch, daß zu jener Zeit Folterkammer und Scheiterhaufen oder, wie man das Verbrennen zart umschrieb, Hinrichtung möglichst ohne Blutvergießen den Lehren der

[1]) Paul du Bois-Reymond, Ueber die Grundlagen der Erkenntniß in den exacten Wissenschaften. Tübingen 1890. Wenn dort das Problem der Fernkraft als ein drittes neben den beiden des Ignorabimus aufgestellt wird, so dürfte das ein Irrthum sein. Denn das Problem der Kraft im heutigen Sinne ist das der bewegten Materie, d. h. eben des fernwirkenden Atoms. Vergl. auch Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen, Bd. I.

[2]) Heller, Geschichte der Physik. Stuttgart 1884. Bd. II, S. 58.

[3]) Lettres VII, p. 434.

[4]) So Dühring, Kritische Geschichte der Principien der Mechanik. Berlin 1873. S. 113. Dühring dürfte übrigens auch irren, wenn er meint (S. 106), daß Cartesius zu seiner Conception des Aethers weder durch Erfahrung noch Raisonnement hinreichende Veranlassung gehabt habe. Für Cartesius war nämlich der Aether zunächst unumgänglich als die Flüssigkeit, in welcher die Himmelskörper schwimmen, da sie doch nicht durch Gravitation an einander und in ihren Bahnen gehalten werden. Sodann war er für ihn eine genau ebenso nothwendige Hypothese wie für uns als Träger des Lichtes.

[5]) Arago l. c., I, S. 119; II, S. 84 führt Descartes richtig als Anhänger der Undulationstheorie an.

Kirche den gehörigen Nachdruck gaben. Und schließlich, hat nicht auch Galilei abgeschworen?

Auf der Erde werden nun Ebbe und Fluth, die Winde, die Wirkungen des Luftdrucks, Regenbogen und Nebensonne, die Entstehung der Gebirge und Meere, der Quellen und Ströme, der Steine, Metalle, Pflanzen, Alles wird in den Bereich der Erklärung gezogen. Ueberall wird gezeigt: es gibt keine verborgenen Kräfte. Alle so staunenswerthen Wunder der Sympathie und Antipathie, sie sind nichts Anderes als Wirkungen körperlicher Ursachen. Diese sind allein, und sie sind überall in der ganzen sichtbaren Natur. Wohl begreiflich erscheint es hiernach, daß ein Zeitgenosse und Gegner Descartes', Plempius, ihn, den Metaphysiker, den Rationalisten, Renatum Democritum nennen konnte[1]). Nur übersah er dabei völlig den fundamentalen Unterschied zwischen beiden. Für Demokrit gab es nur Atome und den leeren Raum; auch die Seele war ihm ein Stoff, ein besonderer zwar, aber doch immer ein Stoff, aus körperlichen Atomen bestehend.

In vielen seiner Aufstellungen ist nun Descartes freilich nicht glücklich gewesen. Es ist wahr, was man gesagt hat, daß nicht leicht ein System so reich an Trugschlüssen sei, wie das seinige. Und es liegt gefährlich nahe, das Wort Cicero's, das Descartes selbst gegen die Gelehrten anführt, daß es nichts so Abgeschmacktes gebe, was nicht ein Philosoph behauptet hätte, gerade auf ihn anzuwenden. Andererseits aber ist die strenge Zurückweisung aller Causae finales, die sichere und klare Aufstellung des mechanisch-causalen Erklärungsprincips als des einzig möglichen und richtigen und die großartige Durchführung desselben durch das ganze Gebiet der Natur eine außerordentliche Leistung nicht bloß für seine Zeit. Es nöthigt uns Bewunderung ab, zu sehen, wie dieser Mann mit rastloser gewaltiger Geisteskraft es unternimmt, im schwanken Nachen der geringen Kenntnisse seiner Zeit „muthig fort zu steuern zum Reiche des Nichts, vorüber an neblicht trüben Himmeln, an Weltsystemen, dahin,

wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht."

Auf den ersten Blick mag es daher verwunderlich erscheinen, daß Bacon, bei dem die Spiritus, die Alchymie und die Magie noch vielfach eine bedenkliche Rolle spielen, für die Folge einen größeren Einfluß auf die Naturforscher ausüben konnte, und daß man von jeher auf ihn die Erneuerung der Naturwissenschaft zurückgeführt hat.

Verständlich aber wird dies sofort, wenn wir die Grundlage und die Methode ihrer Systeme in Rücksicht auf die Forderungen der Zeit betrachten.

Bei beiden war der Zweifel an allem Ueberlieferten der Ausgangspunkt des Philosophirens. Die außerordentlichen Entdeckungen auf historischem, geographischem und kosmologischem Gebiete hatten den Gesichtskreis ins Ungemessene erweitert[2]). Die auf aristotelisch-scholastischer Grundlage ruhende Autorität der Kirche war auf das Heftigste erschüttert. So hatte ein kühner

[1]) Sprengel l. c., IV, S. 370.

[2]) Vergl. hierzu die vortreffliche Einleitung zur Geschichte der neueren Philosophie von K. Fischer: „Descartes und seine Schule". Dritte Auflage. Heidelberg 1889.

Skepticismus schon allgemeinere Verbreitung gefunden. Es hieß daher nur den Bedürfnissen entsprechen, wenn eine neue Philosophie auf ganz neuer Grundlage errichtet wurde. Nach dem Zweifel an Allem suchten Bacon und Descartes zunächst ein δος μοι που στω für die Wissenschaft zu gewinnen. Descartes fand den Angelpunkt aller Wahrheit, die Grundlage seines Systems in einem inneren, psychischen Vorgang. Die Thatsache des Selbstbewußtseins war ihm allein untrüglich. Und nun brach bei ihm wieder die mathematische Anlage durch. Wie in der Mathematik von dem Bekannten Unbekanntes gefunden wird auf Grund der einfachen Axiome, wie aus dem allgemeinen Lehrsatz sich alle besonderen Fälle mit Leichtigkeit, aber auch mit unantastbarer Gültigkeit ergeben, so sollte auch von dem „Cogito ergo sum" aus verfahren werden. Ja, er hegte in seiner Jugend den großartigen Gedanken, den Leibniz Zeit seines Lebens mit sich herum trug, eine neue allgemeine Wissenschaft zu begründen, aus der alle übrigen von selbst sich ableiten ließen [1]). In diesem Versuch Descartes', aus der Form allein den Inhalt zu erschließen, berührte er sich wieder mit der Scholastik. Schon dieser Umstand mußte Mißtrauen erwecken, und das gegebene Beispiel konnte nicht Nachahmung finden. Aber auch die Grundlage selbst war dem Geist der sich besonders in England glänzend entwickelnden Naturforschung zuwider. Dieser hielt sich von vornherein mehr an die lebendige äußere Erscheinung. Die natürliche Betrachtung der Dinge stand im Vordergrunde des Interesses. Die umgebende Natur, die vorher verachtete, war es, welche man zum Gegenstand der Beobachtung und des Nachdenkens machte. Wer hier den Suchenden dem Weg weisen konnte, das war der Mann der Zeit. Der Mann war Bacon, der Weg die Erfahrung, und zwar die durch das methodische Experiment sorgfältig geregelte [2]). Denn diese allein ist es, „welche den Sinn schützt und die Natur bedrängt" [3]). So werden die Erscheinungen geprüft, die Ursachen gesucht, aus ihnen die Wirkungen erschlossen und vom einzelnen Vorgang zum allgemeinen Gesetz aufgestiegen. Freilich, Bacon's und Descartes' Wege kreuzten sich oft. Und gar Mancher, wie z. B. Newton, der theoretisch Bacon's Richtung als die richtige erkannte und empfahl, wandelte in Wirklichkeit auf Descartes' Pfaden.

Dies kann nicht Wunder nehmen. Denn in der That steht die Methode, wie der jugendliche Descartes sie zwar nicht ausdrücklich empfahl, aber ausschließlich übte, aus vorläufig angenommenen allgemeinen Principien immer an der Hand der Erfahrung, geleitet durch Beobachtung und Versuch, die Erscheinungen zu erklären, dem wirklichen Verfahren der Naturforschung, wie F. A. Lange bemerkt, näher als die einseitige Induction Bacon's, die von den einzelnen Erscheinungen sofort zu den wirklichen Gründen aufsteigen wollte [4]).

[1]) Règles pour la direction de l'esprit. XI, p. 223. Vergl. hierzu eine interessante Stelle bei Arago l. c., II, S. 8.

[2]) Allerdings hatte Bacon hierin schon bedeutende Vorgänger: Leonardo da Vinci, Telesius, Galilei.

[3]) K. Fischer, Francis Bacon und seine Nachfolger. Zweite Auflage. Leipzig 1875. S. 206.

[4]) l. c., Bd. I, S. 239.

Merkwürdig genug übrigens, daß in unseren Tagen gerade in England, wo die Bacon'sche Richtung von den Naturforschern immer gepriesen wurde, und wo sie in Herschell und Stuart Mill ihre eifrigsten Vertreter und consequentesten Durchbildner gefunden hat, doch für jenen Descartes'schen Gedanken, als ein neben dem andern nothwendiges Princip der Naturwissenschaft, wiederum ein Vertheidiger sich aufgeworfen hat. Whewell, der freilich, wie schon Buckle bemerkt[1]), Descartes auffallend ungerecht beurtheilt[2]), hat gezeigt, daß zu den beobachteten Thatsachen immer noch ein neues Element des Verstandes, das nichts mit der Erfahrung zu thun hat, hinzukommen müsse. Die „Invention of a new conception" ist ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Auffindung allgemeiner und nothwendiger Wahrheiten.

Wie nun Descartes aus der gewissen Thatsache des Selbstbewußtseins zum Dasein Gottes gelangt, und welche Beweise er dafür beibringt, wie er ferner mit einem Salto mortale, bei dem jedem Andren, nur nicht Descartes, das Denken vergeht, mitten in die reale Welt hinein gelangt, das kann, da es hinreichend bekannt ist, hier füglich übergangen werden. Aber zwei Punkte möchte ich zum Schlusse noch hervorheben.

Zuvörderst ist es nicht richtig, wenn man, wie es vielfach geschieht, Descartes zuschreibt, daß er von vornherein völlig unverbunden Geist und Materie einander gegenübergestellt habe. Wer so urtheilt, dürfte ihn nicht ganz verstanden haben. Schon aus dem Anfangssatze seines Systems folgt, daß ihm im Grunde Alles, auch die körperliche Welt, nur Vorstellung, nur ein Theil seines Denkens war. Auf der anderen Seite freilich konnte er die Wirklichkeit, die ihm doch so sinnfällig gegenübertrat, die doch allein, als von nothwendigen Gesetzen beherrscht, wissenschaftlicher Erkenntniß zugänglich ist, nicht leugnen. Hier aber das vermittelnde Band zu finden, und wir haben oben genau den Punkt bezeichnet, wo Descartes hätte darauf stoßen können, war seine Kraft zu schwach und überhaupt seine Zeit noch nicht reif genug. Dazu mußte die Philosophie noch einen langen Weg zurücklegen. Indeß, das Problem, worauf es ankommt, das Ziel dieses Weges, hat auch er wieder mit voller Klarheit erfaßt. „Das wichtigste aller Probleme ist die Einsicht in die Natur und Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Diese Frage muß einmal in seinem Leben Jeder geprüft haben, der nur die geringste Liebe zur Wahrheit hat, denn ihre Untersuchung begreift die ganze Methode und gleichsam das wahre Organon der Erkenntniß in sich. Nichts scheint mir ungereimter, als keck in das Blaue hinein über die Geheimnisse der Natur, die Einflüsse der Gestirne und die verborgenen Dinge der Zukunft zu streiten, ohne ein einziges Mal untersucht zu haben, ob der menschliche Geist so weit reicht"[3]). Ehe die Philosophie aber daran ging, gefiel sie sich vielmehr darin, zu versuchen, ob die beiden Substanzen nicht vielmehr eine seien, oder ob nicht aus den Körpern allein oder aus dem Denken allein die Welt zu begreifen sei. Diese beiden letzten Versuche beriefen

[1]) Buckle l. c., I, 2, S. 70, Anm. 205.

[2]) Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften. Uebersetzt von Lithrow. Stuttgart 1840. S. 134.

[3]) Règles pour la direction de l'esprit, XI, p. 246. Uebersetzt von K. Fischer.

sich auf die Erfahrung als ihre Grundlage. Erfahrung ist sinnliche Wahrnehmung. Unsere Sinne sind Täuschungen ausgesetzt, sie betrügen uns oft. Ihre Gewohnheit nur ist es, was wir als äußere Nothwendigkeit sehen. So war also bisher nur auf Sand gebaut; es gibt für den Menschen keine sichere Erkenntniß. So endigte nach hundert Jahren die Philosophie genau da, von wo sie ausgegangen war. Was bei Descartes den Grundpfeiler seines Systems bildete, das war für Hume der Schlußstein des seinigen.

Hier nun setzte der „erstaunliche Kant" ein. Er stellte sich eben das Problem auf, das Descartes als das erste und wichtigste genannt hatte, und er löste es. Sein transcendentaler Idealismus schuf gerade jenes Band zwischen der materialistisch erklärten Natur und einer idealistischen Metaphysik, die eben diese ganze Natur nur als Vorstellung eines uns dem Wesen nach unbekannten Subjects aufweist. Dabei läßt Kant einmal den Gedanken durchblicken, daß beide, Geist und Materie, möglicher Weise nur zwei verschiedene Erscheinungsformen eines unserem Erkennen stets verschlossenen Dritten seien.

Seine Einsicht fand aber nicht gleich — und dies kann nicht Wunder nehmen — das richtige Verständniß. Noch einmal wiederholte sich das alte Spiel. Auf die Vernunft allein, trotz Kant's eindringlicher Warnung, gründete man zunächst wieder die Erkenntniß und identificirte kühn das Denken mit dem Sein. Als dann nach solchem ikarischen Flug der unvermeidliche Absturz erfolgte aus den luftigen Wolkenhöhen, da klammerte man sich um so ängstlicher und um so fester an die Erde, ohne auch nur wieder den Blick in die reinen Höhen des Himmels zu erheben. Man unternahm von Neuem, nur aus den Körpern die Erscheinungen zu erklären.

Auf diesem Standpunkt des reinen Materialismus dürfte wohl heute kaum noch ein denkender Naturforscher stehen. Die außerordentlichen Ergebnisse der Sinnesphysiologie haben dieser Anschauung ein für alle Mal den Boden entzogen. Aber wenn sich die Meisten dafür auch durchgerungen haben zu der Erkenntniß, daß die Welt nur Vorstellung sei, „alles Leben nur ein Traum", so bleiben sie doch meist bei einem ganz ähnlichen Dualismus, wie Descartes, stehen und verhelfen sich, ganz wie dieser, mit einem gefährlichen Turnerkunststück zur Realität der Wissenschaft, die sie treiben.

Hier beginnt, wie mir scheint, glücklicher Weise die Philosophie, der man freilich von naturwissenschaftlicher Seite wegen ihrer einstigen Verirrungen noch immer mit Mißtrauen begegnet, ihren versöhnenden und erlösenden Einfluß auszuüben. Ihre Aufgabe ist es — und welcher Naturforscher in gleichem Sinne sich bemüht, der ist Philosoph —, die Kluft, die Descartes aufgezeigt hatte und nicht überbrücken konnte, auszufüllen, den Parallelismus zwischen der Körperwelt, die allein Gegenstand der Forschung ist, und der geistigen Welt, wie sie sich in den Thatsachen unseres Bewußtseins, in den Dichtungen unseres Gemüthes äußert, nach einer Seite hin, wie Herr Paulsen es ausdrückt[1]), um-

[1]) F. Paulsen, Einleitung in die Philosophie. Dritte Auflage. Berlin 1895. Dieses Buch kann Jedem, der sich für diese Fragen interessirt, nur dringend empfohlen werden. Es gewährt durch die klare und lichtvolle Darstellung eine leichte Einführung und ist zugleich durch seine geistvollen Ausführungen eine ebenso belehrende wie anziehende Lectüre.

zubiegen zu einer einheitlichen Weltauffassung. Daß dies nicht im Sinne des Materialismus geschehen kann, ist in der Philosophie durch Kant, für uns insbesondere durch das „Ignorabimus" endgültig entschieden. Es scheint, als ob hier wieder mit den Grundgedanken des Kriticismus auch der theoretische Idealismus schon zum Durchbruch kommt.

Und nun zu dem anderen Punkt. Man könnte vielleicht aus vorstehender Skizze den Eindruck gewinnen, und man hat es bisweilen von anderer Seite so dargestellt, als sei es unserem Philosophen mit seiner ganzen Metaphysik gar nicht Ernst gewesen. Sein Gott und seine Seele seien nur Concessionen an die Kirche, die weit über das hinausgingen, was gerade zu jener Zeit nöthig gewesen wäre. Auch Gassendi war doch sein Landsmann und Zeitgenosse und noch dazu kirchlicher Würdenträger, Probst von Digne. Und doch vertheidigte er, wenn auch vorsichtig, des Copernicus' Lehre, und doch erneuerte er, was viel mehr sagen will, die Lehre Epikur's. Ja, Lamettrie spöttelte später bissig, daß Descartes nur der Pfaffen wegen dem Menschen eine Seele angeflickt habe, die eigentlich ganz überflüssig sei!

Zugestanden muß so viel werden, daß seine ursprüngliche Neigung theologisch-philosophischen Betrachtungen nicht anhing, daß die oft erwähnte mathematische Begabung ihn zum Studium der Natur leitete. „Ich bekenne offen," sagt er selber am Schlusse seiner Erstlingsschrift, „daß ich entschlossen bin, die Zeit, die mir zu leben noch übrig bleibt, nur auf die Erforschung der Natur zu verwenden, so daß man daraus zuverlässigere Regeln als bisher für die Medicin ableiten kann" [1]). Daß er dies nicht gethan, ist gewiß nach dem, was wir oben gesehen, im höchsten Grade bedauerlich. Der Grund lag bekanntlich darin, daß Galilei's schmähliche Verurtheilung, der widerrufen mußte, was er doch nur als Hypothese vorgetragen, ihn tief erschütterte und ihn bewog, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten zurückzustellen. Zu gleicher Zeit erregten seine metaphysischen Speculationen großes Aufsehen unter seinen Zeitgenossen und erwarben ihm, wie er gefürchtet, „zwanzig Freunde, aber tausend Feinde". So sah er sich mit der Zeit immer mehr getrieben, dieser Seite seines Systems größeren Eifer zuzuwenden.

Dazu kommt, daß es Descartes völlig fern lag, seine Lehre mit der Wucht des lebendigen Wortes und dem Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit zu vertreten. Buckle [2]) hat Descartes mit Luther verglichen. Aber diese Vergleichung, wenn man die beiden Männer als Vertreter ihrer Lehre betrachtet, hinkt nicht bloß, sie fällt ganz dahin. Es gibt keinen größeren Gegensatz als zwischen ihnen. Denn eben das, was das eigentliche Wesen des Reformators der Kirche ausmacht und seiner gewaltigen Persönlichkeit die großartige Bedeutung verleiht, fehlt dem Reformator der Philosophie gänzlich: der kühne, unerschütterliche und unbezwingbare Muth, der das Leben einsetzt, um seiner Lehre zum Sieg zu verhelfen, die urwüchsige Kraft, die zupackt, wo man sich ihr widersetzt, und wo sie zupackt, zermalmt, das sind Eigenschaften, von denen Descartes

[1]) Discours de la méthode, 1, p. 211.
[2]) Buckle l. c., I, 2, S. 72.

nichts besaß. Ja, seiner edelmännischen Natur war überhaupt jede Art Streitigkeit, schon jedes Aufsehen in der Welt verhaßt[1]). Getreu den Versen Ovid's, die er zu seinem Wahlspruch erkoren: „Bene vixit bene qui latuit", wollte er in Frieden wie mit den Menschen so mit der Kirche leben. Daneben hielt ihn wohl auch noch eine süße Jugendgewohnheit an, den anerzogenen Glauben zu verehren, der ja auch Faustens die giftgefüllte Schale vom Munde zog. Und hat denn nicht auch Epikur zu den Göttern gebetet?[2])

Noch deutlicher wird dies alles, wenn wir das Leben dieses wunderbaren Mannes verfolgen. Es war nichts Anderes als ein beständiges Ringen und Kämpfen nach Wahrheit. Als er nach Vollendung seines Studienganges seine Bildung überschlägt, da sieht er, daß die gelehrte Schule, der er seine Jugend geopfert, ihn nichts von Werth hat lehren können. So will er denn versuchen, von allem Wissensqualm entladen, sich in den Strudel des Lebens zu stürzen. Aber so lustig es sich darin herumschwimmt, ihn zieht es immer wieder an das feste, stille Ufer zurück. Wie Peter Schlemihl zuletzt Fortunati goldstrotzenden Säckel von sich wirft und allen Freuden und Leiden des Lebens entsagt, da sie ihm nicht geben können, wonach er sich sehnt, seinen Schatten, so entflieht auch Descartes immer wieder dem flüchtigen Genusse. In tiefster Einsiedelei bei angestrengter Arbeit, auch bei Descartes anfänglich wie bei Schlemihl in den Naturwissenschaften, da finden sie beide, dessen sie bedürfen, Friede mit Gott.

Diese Einsamkeit ward Descartes in Holland, das damals verfolgten Freigeistern freundliches Asyl bot. Während der zwanzig Jahre seines Aufenthaltes daselbst wechselte er vierundzwanzigmal zwischen dreizehn verschiedenen Orten seinen Wohnsitz[3]), nur um unbekannt und unentdeckt zu bleiben. Dabei liebte er es, bald in das geschäftig-geräuschvolle Treiben der großen Handelsstädte unterzutauchen, bald in die ländliche Abgeschiedenheit eines stillen Dörfchens, bald an den geheimnißvoll umrauschten Strand des Meeres zu flüchten. Unter den Ortschaften, die er so in schnellem Wechsel aufsuchte, ist Endegeest bei Leyden für alle Zeiten geweiht und lockt noch heut für geistige Größe

[1]) Vergl. hierzu Goethe's feinsinnige Bemerkungen über Descartes in seiner Geschichte der Farbenlehre. „Das Leben dieses vorzüglichen Mannes wie auch seine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man sich ihn nicht immer zugleich als französischen Edelmann denkt." „Reizbar und voll Ehrgefühl entweicht er allen Gelegenheiten, sich zu compromittiren" u. s. w. Wenn dann weiter unten Descartes' mechanische Naturerklärung abfällig beurtheilt wird als „niederziehend für den Geist", so ist das wiederum für Goethe's naturwissenschaftliches Denken höchst bezeichnend. Vergl. Helmholtz, Vorträge und Reden, Bd. I, S. 1.

[2]) Ueber Descartes' Charakter bestehen leider immer noch sehr abfällige Ansichten. Sie berufen sich vornehmlich auf den angeblichen Diebstahl des Brechungsgesetzes an Snellius und den falschen Prioritätsanspruch in der Lehre vom Luftdruck gegen Pascal. So bei F. A. Lange l. c., I, S. 221, Anm. 69, und S. 277, Anm. 1. Ferner Whewell l. c., II, p. 368. Noch schlimmer verfährt mit ihm Poggendorf, Vorlesungen über die Geschichte der Physik. Durch die neueren Untersuchungen ist Descartes völlig gerechtfertigt worden (vergl. Heller, Geschichte der Physik. Stuttgart 1884. Bd. II, S. 61 und 64. Ferner die bekannte meisterhafte Darstellung von K. Fischer, Descartes und seine Schule. Heidelberg 1889 (Bd. I, S. 359 Ueber den Streit mit Pascal).

[3]) K. Fischer l. c., S. 183.

empfängliche Besucher an. Denn von hier knüpfte sich zwischen ihm, dem Lehrer, und seiner Schülerin, Elisabeth von der Pfalz, die damals mit ihrer Mutter und den Geschwistern im nahen Haag sich aufhielt, jenes edle Freundschaftsband, das beider Leben verschönte und verklärte. Und am Abend seiner Tage war es wiederum eine jugendliche Fürstin, der es gelang, ihn aus seiner Einsiedelei zu locken.

Dem Andrängen Christinens, der Königin von Schweden, vermochte er nicht zu widerstehen! Aber seine zarte Gesundheit unterlag allzu bald dem rauhen Winter des hohen Nordens. Im Alter von 54 Jahren wurde er von einem heftigen Fieber dahingerafft. So blieb ihm eine bittere Enttäuschung erspart: noch zu erleben, wie tief seine fürstliche Schülerin sank. Uns aber drängen sich in der Erinnerung daran zwei seltsame Bilder in die Seele. Wir sehen in morgennächtiger Stunde in hoher, schmaler Kapelle den alternden Philosophen, schon angegriffen von den Unbilden des Klimas, und ihm gegenüber im anliegenden Reithabit die jugendschöne Gestalt der hochbegabten Jungfrau, gespannt den Worten des Meisters über die Leidenschaften der Seele folgend. Und wie diese Erscheinung verblaßt, taucht vor uns die Hirschgalerie des Schlosses in Fontainebleau auf, wo Monaldeschis meuchelmörderisch verspritztes Blut laut von der furchtbaren Schande der entthronten Fürstin zeugt. So ging fern der Heimath im nordischen Land Frankreichs größter Denker dahin.

Werfen wir von hier aus noch einmal einen Blick auf Descartes' System, so erscheint es uns als die gewaltige That eines Mannes, der die Ideen von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit in sich lebendig fühlte, aber doch auch die Welt, um sie zu erkennen, in seine starren Formeln bannte. Wenn freilich zunächst nur seine Metaphysik so großes Aufsehen erregte, so ist es andrerseits doch gewiß, daß für die ganze Folgezeit auch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten mächtige Anregung gaben und insbesondere von Denen eifrig studirt wurden, die sich von ihm am weitesten zu entfernen schienen, den Materialisten der französischen Aufklärungsperiode. Daß diese Arbeiten aber auch für uns noch des Anziehenden und, ich darf wohl sagen, des Belehrenden genug bieten, hoffe ich im Vorstehenden dargethan zu haben.

So zeigt auch er die Wahrheit des Wortes, welches Goethe von Diderot brauchte: „Die höchste Wirkung des Geistes ist es, den Geist hervorzurufen."

Die Entstehung des Geldes[1]).

Von
Otto Seeck.

[Nachdruck untersagt.]

Für die Meisten von uns gibt es nichts Unbrauchbareres, als die kleinen, runden Metallscheiben, die unsern Beutel füllen und täglich durch unsere Hände gehen. Wir können sie weder essen noch uns damit bekleiden, noch bereitet uns ihr Anblick irgend ein Vergnügen; sie sind nur dazu da, um an Andere weggegeben zu werden, die sie ebenso wenig brauchen können, wie wir selbst. Und doch besinnt man sich dreimal, ehe man so ein blankes Stückchen Gold von sich thut; jeder empfängt es mit Freuden, und es gilt als großes Glück, recht viel von dieser Art zu besitzen. Das Geld bedeutet uns eben die Möglichkeit, alle die Herrlichkeiten, die durch den Fleiß von Millionen Händen auf dem Markt und in den Läden aufgespeichert liegen, für unsern Genuß zu erwerben; es ist der Zauberstab, der, wenn auch nicht die Hülfe von Geistern, so doch die Arbeit unzähliger Menschen in unsere Dienste stellt. Darin besteht ganz ausschließlich der Werth des Geldes. Wer ein Markstück sein eigen nennt, der besitzt damit den Anspruch, daß ein bestimmtes Quantum Arbeit von Anderen für ihn geleistet wird; denn auch die Waare, die man damit erwirbt, ist ja das Ergebniß von Arbeit. Und woher kommt dem Gelde diese Macht? Natürlich nur daher, weil Jeder, der es empfängt, weiß, daß er damit den gleichen Anspruch erwirbt. Heinz arbeitet für Kunz, damit Fritz für ihn arbeite. Das Geld ist das Mittel, durch das Jeder für den Andern und doch Alle zugleich für sich selber thätig sind, und bietet so den wunderbarsten Ausgleich zwischen Egoismus und Altruismus.

[1]) Bruchstück aus einem Cyclus von Vorlesungen über das wirthschaftliche Leben des Alterthums, die im Ferienkursus für Lehrer und Lehrerinnen zu Greifswald gehalten sind. Der Inhalt beruht zum großen Theil auf den epochemachenden Untersuchungen von William Ridgeway, The origin of metallic currency and weight standards. Cambridge 1892, was ich um so weniger verschweigen durfte, als ich ihm in manchen principiellen Fragen widersprechen zu müssen glaubte.

Hieraus folgt, daß ein Zustand ohne Geld nur denkbar ist, wenn der Egoismus entweder aufhört, oder wenn er das wirthschaftliche Leben ganz allein beherrscht. Wäre Jeder bereit, für den Andern zu schaffen, ohne dafür irgend eine Gegenleistung zu verlangen, so brauchten wir freilich kein Geld mehr; aber dieser ideale Zustand wird niemals eintreten. Jene andere Möglichkeit dagegen, daß, wenn auch nicht jeder Einzelne, so doch jede Familie ausschließlich für sich allein arbeitet, ist zwar für uns gleichfalls zur Unmöglichkeit geworden, aber Jahrtausende lang war sie bei unseren Vorvätern volle Wirklichkeit. Natürlich ist dies mit manchen Einschränkungen zu verstehen; der Mensch war eben immer ein gesellig lebendes Geschöpf, wodurch die absolute Herrschaft des Egoismus schon ausgeschlossen ist. Wenn eine Horde von Wilden ihr Nachbarvolk mit Krieg heimsucht, so vertheidigt Jeder nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Mitkämpfer; rottet man den Urwald aus, um neuen Ackerboden zu gewinnen, so geschieht dies meist von Allen gemeinsam ohne Rücksicht darauf, wo jeder Einzelne sein Korn säen will; man theilt wohl auch dem guten Freunde von seiner Jagdbeute mit oder erweist ihm sonst kleine Gefälligkeiten. Aber dies ändert nichts an der Regel, daß im Wesentlichen jeder Haushalt nur für die eigenen Bedürfnisse thätig ist, oder mit anderen Worten, daß in den Urzeiten keine andere Arbeitstheilung existirt, als die natürliche zwischen Mann und Weib.

Das Geld ist das unentbehrliche Werkzeug der Arbeitstheilung. Der Schneider braucht im Jahr vielleicht zwei Röcke und fertigt über hundert; der größte Theil seiner Thätigkeit ist also den Bedürfnissen Anderer gewidmet. Freilich würde er nicht so selbstlos sein, wenn diese scheinbar uneigennützige Arbeit ihm nicht doch Vortheil brächte. Für seine Röcke und Hosen von dem Bäcker Brot zu bekommen, würde ihm so lange möglich sein, wie dieser noch selbst der Bekleidung bedürfte; aber sobald er hinreichend versorgt wäre, würde er den Tausch zurückweisen. Gäbe es nun kein Geld, so müßte der Schneider jetzt nach einem Manne suchen, der einerseits Kleider braucht, andererseits etwas dafür hergeben will, was der Bäcker brauchen kann, und einen solchen zu finden, wäre mindestens sehr zeitraubend, in vielen Fällen ganz unmöglich. Daß Jeder nur eine oder doch eine beschränkte Zahl von Waaren herstellt und sich durch ihren Absatz ernährt, ist also nur durch die Vermittlung des Geldes thunlich. Der reine Tauschhandel würde die Arbeitstheilung, wenn auch nicht ganz ausschließen, so doch sehr beschränken.

Dem gegenüber denke man sich in ein Dorf der Steinzeit zurück, das über die primitivste Stufe des Ackerbaus noch nicht hinausgekommen ist. Jeder Bauer hat Schafe, deren Wolle seine Frau spinnt und webt und so die ganze Familie mit Bekleidung versorgt. Hält er Schuhe überhaupt für nöthig, so schneidet er sie selbst aus den Häuten der Thiere zurecht. Seine Nahrung muß die Milch der Kühe und die Frucht seines Ackers hergeben; seine Töpfe formt er aus Lehm und brennt sie am Feuer des eigenen Herdes; seine Waffen, und was er an Werkzeugen braucht, klopft er in seinen zahlreichen Mußestunden aus Feuersteinen oder schnitzt er aus Holz und Knochen. Für seine nothwendigen Lebensbedürfnisse braucht er also nichts zu kaufen; Geld ist für

ihn ganz überflüssig, ja, unter den Bewohnern desselben Dorfes kann sogar ein Tauschgeschäft kaum zu Stande kommen. Denn ein solches setzt doch immer voraus, daß jeder der beiden Theile etwas besitzt und herzugeben bereit ist, was der Andere entbehrt; was aber könnte dies sein, wo Alle dasselbe Vieh, dasselbe Korn, dieselben Kleider und Geräthe produciren? Ein Unterschied zwischen Arm und Reich ist zwar schon vorhanden; der Eine besitzt hundert oder tausend Kühe, der Andere nur fünf oder zehn. Jener kann daher in Fleisch und Butter schwelgen, während dieser sich mit Brei und magerer Milch begnügen muß. Kommt er in Noth, so stellt er auch wohl seine Arbeit in den Dienst des Begüterten und empfängt dafür den Unterhalt für sich und seine Familie. Aber da er in solchem Falle kaum Aussicht hat, je wieder zu eigenem Besitze zu gelangen, so werden derartige Verhältnisse meist dauernd und selbst erblich; sie gewinnen daher mehr den Charakter der Sklaverei oder Hörigkeit, als daß sie für einen Tauschhandel zwischen Arbeit und Besitz gelten könnten.

Nur eine Art des Tausches wiederholte sich ganz regelmäßig im Dorfe. Wer sich verheirathen wollte, der betrachtete es zwar als das Angenehmste und Rühmlichste, wenn er sich dazu ein Mädchen mit Gewalt rauben konnte; weil dies aber nur selten möglich war, mußten sich die Meisten entschließen, ihre Braut von irgend einem Freunde oder Nachbarn zu kaufen. Denn die Töchter des Hauses waren in jenen glücklichen Zeiten ein kostbarer Besitz, den man nicht leicht ohne Entgelt hergab. Da nämlich Krieg und Jagd für die einzigen manneswürdigen Beschäftigungen galten, so fiel bei Allen, die nicht reich genug waren, um Sklaven oder Hörige zu halten, fast die ganze Arbeitslast der Familie den Weibern zu. Je mehr erwachsene Töchter oder ledige Schwestern man besaß, über desto mehr dienende Hände konnte man also verfügen. Kam daher ein Freier, so stellte man seinen Preis mit gutem Bedacht und ließ sich nur schwer etwas abdingen. Was man forderte, war in der Regel Vieh und konnte auch selten etwas Anderes sein. Denn Grund und Boden hatte noch keinen Werth, weil er im Uebermaß vorhanden war und Jeder davon nehmen durfte, soviel er wollte und bebauen konnte; Nahrung und Kleidung, Waffen und Werkzeuge besaß Jeder, soviel er brauchte, und da man nirgend dafür einen Abnehmer fand, hatte es keinen Sinn, überflüssige Massen aufzuhäufen. Rinder und Schafe dagegen kann ein Bauer nie zu viel besitzen, namentlich wenn er die Weide umsonst hat, wie es damals war, und andererseits kann doch auch jeder Wohlhabende von seinem Viehstand etwas entbehren, ohne daß seine Wirthschaft darunter Schaden litte. Beim Brautkauf und in anderen Fällen diente daher das Vieh als regelmäßiges Zahlungsmittel; aber wer deshalb annimmt, daß es, wenn auch in unvollkommener Weise, die Stelle unseres Geldes vertreten habe, ist sehr im Irrthum.

Auch unsere Münzen sind an sich ja brauchbare Gegenstände. Der Goldschmied kann aus Thalern silberne Löffel, aus Zwanzigmarkstücken Ringe und Ketten machen, und ein großer Haufe von Pfennigen läßt sich ohne Schwierigkeit in einen kupfernen Kessel verwandeln. Wir aber, die wir weder Gold- noch Kupferschmiede sind, nehmen das Geld nicht, weil sein Metall verwendbar

ist, sondern weil wir uns andere Dinge dafür kaufen wollen. Wir benutzen die Münze einzig und allein als Tauschmittel, und nur insofern wir dies thun, bewahrt sie den Charakter des Geldes. Denn für Diejenigen, welche ihr Metall verarbeiten wollen oder auch sie in eine Münzsammlung legen, kurz in irgend einer Form davon unmittelbaren Gebrauch machen, hört sie auf, Geld zu sein, und wird zur Waare, wie Eisen und Blei oder eine seltene Postmarke. Das Vieh aber nahm man in Zahlung, nicht um es für andere Güter wegzugeben, sondern um es selbst zu benutzen. Es war also nicht Tauschmittel, sondern Tauschobject, und als solches konnten unter Umständen auch andere Gegenstände dienen. So ist es gewiß vorgekommen, daß man für die Braut statt des Viehs einen Goldschmuck oder eine Waffe von besonderer Brauchbarkeit hingab; mitunter vertauschte wohl auch ein Wittwer seine Tochter gegen die Schwester des Freiers, um diese seinerseits zu heirathen. Der Brautkauf blieb also das reine Tauschgeschäft, zu dem weder Geld noch irgend ein Surrogat desselben erforderlich war.

Als Tauschmittel, das man nur nimmt, um es für einen andern Gegenstand wieder hinzugeben, kann das Vieh nur in seltenen Ausnahmefällen gedient haben, weil es für diesen Zweck im höchsten Grade ungeeignet war. Denn ein brauchbares Tauschmittel kann nur dasjenige abgeben, wovon Jeder sicher sein kann, daß man es ihm zu demselben Werthe abnehmen wird, zu dem er es empfangen hat. Dazu aber ist erforderlich, daß der Werth Jedermann bekannt und bis zu einem gewissen Grade auch unveränderlich sei, was nur bei fungiblen Sachen denkbar ist. Fungibel nennt man Gegenstände, von denen alle Exemplare ganz gleichwerthig sind, so daß sie beliebig unter einander vertauscht werden können. Leihe ich Jemand ein Zwanzigmarkstück, so ist es mir vollkommen gleichgültig, ob er mir dasselbe Zwanzigmarkstück oder irgend ein anderes wiedergibt; denn alle haben für mich genau denselben Nutzen. Borge ich dagegen meine Kuh weg, so werde ich mich jedenfalls sehr bedenken, ob ich eine andere Kuh dafür annehmen soll oder nicht. Denn mag der Rassenunterschied auch nicht ins Gewicht fallen, so hat doch jede Kuh individuelle Eigenschaften, die ihre Brauchbarkeit erhöhen oder vermindern. Die eine ist krank, die andere gesund, die eine fett, die andere mager, die eine stößig, die andere zahm, die eine gibt mehr Milch, die andere weniger. Ein Stück Vieh richtig abzuschätzen, ist also nur möglich, falls man es genau kennt; selbst wenn man es früher gekannt hat, kann sein Werth unterdessen zurückgegangen oder auch gewachsen sein. Wo man aber in jedem einzelnen Falle schätzen muß, da wird immer der Eine höher, der Andere niedriger schätzen; von einem feststehenden Werthe, wie ihn ein Tauschmittel besitzen muß, kann also beim Vieh gar nicht die Rede sein. Doch, wie schon gesagt, in jenen primitiven Zeiten brauchte man auch gar kein Tauschmittel, weil man eben so selten tauschte, daß dies immer direct ohne jede Vermittelung geschehen konnte.

Aber das Geld erfüllt für uns noch einen andern Zweck, den eines allgemeinen Werthmessers. Wie wir Gewichte nach Grammen, Längen nach Metern, den Inhalt von Hohlräumen nach Litern bestimmen, so drücken wir

Werthe in Mark und Pfennigen aus; und nach einem Ausdrucksmittel ähnlicher Art ist schon in viel früherer Zeit das Bedürfniß entstanden, als nach einem Tauschmittel. Der Grund dafür lag nicht etwa im Handel, sondern im Criminalrecht, namentlich in der Blutbuße. Für den Todtschlag eines Menschen Rache zu nehmen, war Anfangs Recht und Pflicht seiner Anverwandten; doch wenn der Mörder durch ein sehr hübsches Geschenk seine Reue bewies, ließen sie ihren Zorn wohl auch besänftigen. Wie hoch sie den Schmerz über ihren Verlust schätzen wollten, blieb ursprünglich ihrem freien Ermessen anheimgegeben; die Ablösung der Blutrache war ein Geschäft mit Angebot und Gegenforderung, genau wie der Brautkauf. Falls man sich aber nicht einigen konnte, waren wilde Fehden der betheiligten Geschlechter die nothwendige Folge, und der innere Frieden der Gemeinde wurde in bedrohlicher Weise gestört. Sobald daher die Staatsgewalt sich kräftig genug ausgebildet hatte, erkannte sie es als ihre Aufgabe, einen Ausgleich, nöthigen Falles mit Gewalt, herbeizuführen. Falls der Mörder, auf seine Kraft trotzend, die Buße verweigerte, wurde er zu ihrer Leistung gezwungen oder auch den Verwandten des Erschlagenen die Annahme einer billigen Entschädigung aufgenöthigt. Um aber zu entscheiden, was recht und billig sei, bedurfte man einer festen Norm, die das Volksbewußtsein anerkannte. So bildeten sich schon früh Tarife für die Entschädigung jeder Uebelthat. Der Tod eines freien Mannes kostete so und so viel, eines Sklaven entsprechend weniger; für Ohrfeigen oder zerbrochene Knochen wurden angemessene Schmerzensgelder ausgesetzt. Und neben diesen Abkauf privater Feindschaften traten bald auch Bußen, die der Staat selbst oder die Priesterschaft irgend einer Gottheit zu ihrem eigenen Vortheil auflegten. Für alle diese Zwecke bedurfte man einer anerkannten Einheit des Werthes, und zwar mußte sie so beschaffen sein, daß man sie wirklich in Zahlung geben und der Empfänger sie mitnehmen konnte. Dazu war wieder nur das Vieh geeignet. Man machte daher Rinder und Schafe zu Werthmessern und setzte sie, wenigstens im alten Rom, derart in ein Verhältniß zu einander, daß man nach dem Decimalsystem, auf das unsere zehn Finger uns hinleiten, auf ein Rind je zehn Schafe rechnete. So wird uns aus Athen von einem Gesetz des Drakon berichtet, das eine Vermögensstrafe auf zwanzig Rinder normirte, und noch in den ersten Zeiten der römischen Republik wurde eine Bestimmung erlassen, daß kein Beamter, ohne das Volk zu befragen, einen Bürger um mehr als dreißig Rinder und zwei Schafe büßen dürfe.

Nun ist freilich das Vieh zum Werthmesser nicht besser geeignet, als zum Tauschmittel, weil die einzelnen Stücke, wie wir gesehen haben, ja gar keinen gleichmäßigen Werth besitzen; aber praktisch kam dies weniger in Betracht. Wenn der Staat oder ein Privater eine Viehbuße eintrieb, so machte er ein rein lucratives Geschäft; er empfing, ohne etwas dafür zu geben, und durfte folglich nicht unzufrieden sein, wenn dasjenige, was er empfing, nicht von erster Qualität war. Was sich durch Strafzahlungen im öffentlichen Besitz ansammelte, wird ohne Zweifel der schlimmste Ausschuß des Viehs gewesen sein; da aber der Staat auf Milch und Wolle keinen großen Werth legte,

sondern die Thiere meist bei den religiösen Festen als Opfer verbrauchte, konnte er sich dabei beruhigen, wenn sie nur so weit fehlerlos waren, daß man sie der Gottheit eben noch darbringen durfte. Beim Brautkauf dagegen, wo der Leistung eine Gegenleistung entsprach, wird der Vater der Auserwählten seinen Preis nicht auf zehn oder zwanzig Kühe schlechthin, sondern auf ganz bestimmte Kühe gestellt haben, die er selbst aus der Herde des Freiers auswählte. Und wo man nicht wirkliche Rinder und Schafe zu Zahlungen, sondern nur ideale zum Abschätzen beliebiger Werthe gebrauchte, da kam es vollends nicht auf große Genauigkeit an. Wenn Homer uns sagt, die Rüstungen, welche Diomedes und Glaukos vertauschten, seien die eine hundert, die andere neun Rinder werth gewesen, so denkt er sich dabei eben ein abstractes Durchschnittsrind, dessen Bild sich im Volksbewußtsein deutlich genug gestaltet hatte, um solche Werthmessungen verständlich zu machen. Es konnte also leicht vorkommen, daß eine thatsächlich gegebene Kuh, wenn sie besonders gut war, auf zwei Kühe oder auch auf eine Kuh und fünf Schafe geschätzt wurde oder im entgegengesetzten Falle auch nur auf acht oder gar auf zwei Schafe statt auf zehn. Darum blieb die Kuh, eingetheilt in zehn Schafe, doch ein Werthmesser, der zwar nicht sehr genau war, aber den bescheidenen Ansprüchen jener Zeit genügte.

Dies hörte auf, als eine Arbeitstheilung sich bildete und durch ihre immer weitere Ausdehnung Kauf und Verkauf häufig wurden. Denn sobald man an den alten Werthmesser die Anforderung stellte, auch dem wichtigeren Zweck eines Tauschmittels zu dienen, mußte seine Unzulänglichkeit hervortreten. Dieser Fortschritt wurde dadurch bedingt, daß metallene Geräthe die steinernen allmälig verdrängten. Die nöthige Geschicklichkeit, um aus Feuerstein einen Hammer oder ein rohes Messer zurechtzuklopfen und aus Knochen eine Pfeilspitze zu bereiten, besaß damals wohl Jeder; zum Schmieden einer Schwertklinge oder einer Pflugschar gehört dagegen erlernte Kunst und, was vielleicht noch wichtiger war, der Besitz von Werkzeugen, wie sie nicht in jedem Haushalt vorhanden sein konnten. So war denn auch der Schmied der erste Handwerker, der sich unter den Bauern niederließ und den Beginn der Arbeitstheilung herbeiführte. Aber ehe das Bedürfniß nach seiner Waare sich so weit ausdehnte, um ihm genügenden Unterhalt zu gewähren, vergingen lange Jahrhunderte, in denen sich Metallwaaren nur in den Händen der Allerreichsten befanden, und sie diesen kostbaren Besitz nicht durch den einheimischen Schmied erhielten oder verarbeiten ließen, sondern ihn fertig von fremden Kaufleuten erwarben.

Denn nicht von dem Nothwendigen oder dem Nützlichen ist der große Handel und mit ihm der Gebrauch der Metalle ausgegangen, sondern von dem Ueberflüssigen. Daß man mit bronzenen Werkzeugen bequemer und schneller arbeitet, als mit steinernen, kümmerte den Wilden wenig. Denn er selbst arbeitete ja nicht, und um die Mühe seiner Weiber oder Sklaven zu erleichtern, stürzte er sich nicht in Unkosten. Zudem waren sie an die Handhabung der alten Steingeräthe gewöhnt und hätten es wohl selbst zuerst unbequem gefunden, sich in die neuen bronzenen einzuleben. Etwas größeren Reiz besaßen

die metallenen Waffen; aber man hatte sich auf die steinernen besser eingeübt, und war man bisher mit ihnen ausgekommen, so konnte es auch ferner beim Alten bleiben. Was der fremde Händler anzubieten hatte, würde also die Habgier der Wilden kaum haben reizen können, wenn nicht der Schönheitssinn eine so unbezwingliche Macht über den Menschen ausübte. Dieser Trieb hat zur Entwicklung der Cultur wohl das Meiste beigetragen. Denn er ruft diejenigen Bedürfnisse hervor, deren Befriedigung am schwersten ist, und stellt dadurch dem menschlichen Streben Ziele, welche die Kräfte immer aufs Neue anspannen.

Bei dem Wilden äußert sich dieser Schönheitstrieb zuerst darin, daß er den lebhaftesten Drang empfindet, seinen eigenen Leib zu schmücken, und zwar gilt dies von den Männern noch in höherem Grade als von den Weibern. Auf Sauberkeit kommt es ihm gar nicht an, aber aufgeputzt will er sein, soweit ihm seine Mittel dies irgend gestatten. Besitzt er dazu gar nichts Anderes, so bemalt er sich die Haut mit bunten Farben, die er aus allerlei Pflanzen und Mineralien zu gewinnen weiß, und ordnet sich das Haar zu künstlichem Aufbau. Um diese Pracht nicht zu gefährden, benutzen einige afrikanische Stämme anstatt des Kissens eine hölzerne Nackenstütze, so daß im Schlaf ihr Kopf frei in der Luft schwebt und ihre schöne Frisur nicht zerdrückt wird. Wie viele schlaflose Nächte muß es die Erfinder dieses Instruments gekostet haben, ehe sie sich an ihre unnatürliche Lage gewöhnten! Der schmerzhaften Operation des Tätowirens unterzieht man sich nicht nur in Amerika und Polynesien, sondern auch unsere europäischen Vorfahren haben sie angewendet. Solche Mühen und Leiden erträgt der Wilde, um in seinen eigenen Augen schön zu sein! Alles, was er zum Putze seiner Person gebrauchen kann, hat für ihn einen hohen Werth. Neben den Frauen waren daher Schmuckgegenstände diejenigen Dinge, welche man am frühesten kaufte. Die Blüthe des phönikischen Handels beruhte auf den Erfindungen des Purpurs und des Glases, zweier Fabricate, die nicht dem Nutzen, sondern dem Schmucke dienten, und dem gleichen Bedürfniß ist auch die Verbreitung des Erzes zu danken. Denn ohne Zweifel verwendete man es zuerst in der Form von Fibeln und Spangen, Ringen und Ketten, dann zu Waffen, die aber Anfangs auch mehr dem Prunk als dem Kampfe dienten; erst ganz zuletzt, als das Metall schon gemein und billig geworden war, fertigte man daraus auch Werkzeuge des Ackerbaus und des sonstigen Gebrauches.

Der fremde Kaufmann, der vor den gierigen Augen der Wilden seine Ringe, Glasperlen und Purpurstoffe ausbreitete, hat wohl zu keiner Zeit Rinder und Schafe in Zahlung genommen. Denn sein Schiff war klein und brauchte schon zu seiner Vertheidigung gegen Räuber und Piraten eine starke Bemannung. Den engen Raum, der ihm blieb, mit unruhigen Thieren auszufüllen, die unterwegs noch gefüttert werden mußten und doch in seiner Heimath kaum viel theurer bezahlt wurden, als dort, woher er sie brachte, wäre also für ihn ein sehr schlechtes Geschäft gewesen. Und wenn er zu Lande reiste, konnte er erst recht keine Herde von vielen hundert Stücken mit sich schleppen, die ihm jeden Flußübergang erschwert und Räuber und wilde Thiere

angelockt hätte. Er verlangte daher nach werthvollen Tauschmitteln, die nicht zu viel Platz wegnahmen und bequem zu verpacken waren. Am liebsten empfing er solche Waaren, die eine Specialität der Landschaft bildeten und nirgends anders so gut oder so häufig zu finden waren, wie das britannische Zinn, das spanische Silber, das Silphion von Kyrene oder den Bernstein unserer Ostseeländer. Wo Derartiges nicht vorhanden war, nahm er junge, kräftige Sklaven oder Wolle und Häute. Immer aber blieb dieser Handel der reine Tausch, zu dem es einer Vermittlung, wie sie unser Geld darbietet, nicht bedurfte. Wer nichts hatte, was der Fremde brauchen konnte, der mußte eben aufs Kaufen verzichten und konnte es, wenn auch widerwillig, thun, da die angebotenen Sachen ja alle nur entbehrlicher Luxus waren.

Ganz anders stand man dem Schmied gegenüber, der in der Gemeinde selbst wohnte. Denn als der Gebrauch der Metalle sich schon so weit verbreitet hatte, daß ein Schmied im Dorfe seine Nahrung finden konnte, da wurde seine Arbeit bald auch für den armen Mann zum unentbehrlichen Bedürfniß. Zunächst bezahlte man sie mit Kleidern und Schuhen, Eiern, Käse und Fleisch, kurz mit den Naturalien, welche der Bauer producirte. Aber von diesen schnell vergänglichen Waaren konnte der Schmied nicht mehr annehmen, als er und seine Familie verzehrten. Vieh lockte den Handwerker nicht in demselben Grade wie den Ackersmann; er ließ es sich zwar gefallen, wenn sich kein anderes Zahlmittel finden wollte, aber über eine gewisse Menge hinaus nahm er es ungern und nicht zu seinem vollen Werth. Am meisten schätzte er natürlich dasjenige, was er zur Ausübung seines Gewerbes brauchte, Anfangs Erz, später Eisen. Die gewöhnliche Form der Zahlung wird daher gewesen sein, daß man ihm die abgenutzten Metallgeräthe übergab und noch irgend etwas Brauchbares dazulegte, um dafür neue zu empfangen. Weil der Schmied fast der Einzige war, bei dem es innerhalb der Gemeinde etwas zu kaufen gab, so wurde das Material seiner Arbeit zum gesuchtesten Zahlmittel, und damit war man der Entstehung des Geldes um einen wichtigen Schritt näher gekommen.

Wenn das Vieh zum Tauschmittel gar nicht, zum Werthmesser nur schlecht taugte, weil es nicht fungibel war, so besaß das Metall diese Eigenschaft im höchsten Grade. Zwei Erzklumpen von gleichem Gewicht und gleicher Zusammensetzung haben absolut gleichen Werth, so daß man sie ohne jeden Schaden der Eigenthümer beliebig vertauschen kann. Fünf Pfund Kupfer oder Eisen sind daher eine ebenso genaue Preisbestimmung wie fünf Mark, während fünf Kühe einen sehr verschiedenen Werth bezeichnen können, je nachdem sie gut oder schlecht sind. Ferner war das Metall viel leichter transportabel als lebendige Thiere; es bewahrte daher seine Kaufkraft auch dem fremden Händler gegenüber, wo die des Viehs gänzlich versagte. Endlich besaßen Eisen und Kupfer auch den großen Vorzug beliebiger Theilbarkeit. Für ganz kleine Einkäufe war das Vieh als Zahlmittel unbrauchbar. Denn wollte man einen bronzenen Nagel erstehen, so konnte man doch kein ganzes Schaf dafür hingeben, und wenn man es schlachtete und in einzelne Stücke zerlegte, so hatte die Gesammtheit der Theile einen ganz verschiedenen Werth von dem lebenden

Thier. Bei dem Metall dagegen kam gar nichts darauf an, ob es einen großen Klumpen oder viele kleine Brocken bildete; vier Viertelpfund waren genau so viel werth wie ein ganzes. Man konnte also jedes Stück so weit zerhacken, bis einer seiner Theile für den beabsichtigten Einkauf klein genug war, ohne daß die anderen dadurch an Werth verloren. Mithin hatte das Metall vor dem Vieh die drei Vortheile voraus, daß es fungibel, besser transportabel und beliebig theilbar war. Da Jeder über kurz oder lang den Schmied zu bezahlen hatte und jeder Schmied es nahm, so nahm es auch jeder Andere, der den rohen Klumpen an sich nicht brauchen konnte. So wurde es zum wirklichen Tauschmittel, das unser Geld ganz gut vertreten und eine weitere Arbeitstheilung ermöglichen konnte.

Freilich war auch dieser Werthmesser noch sehr ungenau; denn wenn wir vorhin von Pfunden Kupfer oder Eisen sprachen, so eilte dies der Zeit, die wir hier zu schildern haben, voraus. Gewichte kannte sie noch nicht, sondern schätzte die Größe der Metallstücke einfach nach dem Augenmaß. Nun ist es bekannt, daß dieser Maßstab äußerst trügerisch ist, wo es sich um Körper von sehr verschiedener Form handelt. Daß eine lange Rheinweinflasche und ein kleiner dicker Bocksbeutel ziemlich genau den gleichen Inhalt haben, wird kaum Einer glauben, der es nicht ausprobirt hat. Um Täuschungen zu vermeiden, mußte man also den Metallklumpen, wenn sie als Tauschmittel dienen sollten, eine gleichmäßige Form geben. Man goß sie daher in Stangen von bestimmter Dicke, von denen man, falls kleinere Werthe zu entrichten waren, Stücke abhackte. So bestand das älteste Geld bei den Römern aus Bronzestäben, die, solange man sie noch nicht verkleinert hatte, einen Fuß lang waren; die Griechen, die schon auf einer höheren Stufe der Cultur standen, benutzten in dem gleichen Sinn Eisenstäbe. Diese nannte man Obolen, d. h. Bratspieße, jene Asses, d. h. Stangen. Um die alten Viehbußen bequem in das neue Zahlmittel umrechnen zu können, normirten die Römer, wie die Kuh auf zehn Schafe, so das Schaf auf zehn Bronzestangen. So gleichmäßig, wie es später mit Hülfe der Wage möglich war, ließen sich diese allerdings nicht herstellen, und bei den abgehauenen Stücken wurde die Ungenauigkeit noch größer; aber bei so geringwerthigen Metallen, wie Eisen und Kupfer, kam praktisch auf die kleinen Differenzen nicht sehr viel an.

Auch das Gold scheint man Anfangs nach dem Augenmaß gehandelt zu haben, und zwar in der Form von Ringen, die als Schmuckstücke unmittelbar verwendbar waren. Wahrscheinlich war die Normalgröße derselben derart bemessen, daß sie jenem idealen Durchschnittswerth einer Kuh entsprach. Die erforderliche Gleichmäßigkeit wird man dadurch erreicht haben, daß man möglichst viele Ringe aus derselben Form goß und die neuen Gußformen durch Abdrücke der alten Ringe herstellte. Aber ob ein Ring um eine Kleinigkeit dünner oder dicker ist, läßt sich mit dem Auge kaum wahrnehmen, und doch konnten bei einem so kostbaren Metall schon sehr kleine Unterschiede dem Werthe vieler Kupferstangen gleichkommen. Ohne Zweifel haben sich das die schlauen Kaufleute oft zu Nutzen gemacht, ohne daß ihre Kunden sie controliren konnten. Dazu kam, daß der rohe Goldstaub, wie man ihn aus dem

Sande der Flüsse wusch, sehr oft zum Verkauf angeboten wurde, ohne vorher in Ringe gegossen zu sein, und daß in diesem Falle erst recht nur eine sehr ungenaue Schätzung seiner Menge möglich war. Um diese Unsicherheit des Handels zu beseitigen, ist die Wagschale erfunden worden. Nicht für die geringwerthigen Metalle war sie Bedürfniß, bei denen man durch kleine Unterschiede in der Bestimmung ihrer Menge wenig verlor, sondern für das kostbare Gold. Das Gewichtssystem ist daher auch nicht vom Pfunde oder gar vom Centner ausgegangen, sondern von den allerkleinsten Einheiten, wie man sie noch heute für die Goldwage benutzt.

Es knüpfte an die Beobachtung an, daß die Getreidekörner und manche andere Pflanzensamen eine außerordentlich gleichmäßige Schwere zeigen. Diese wurden daher als die ältesten Gewichte benutzt, so daß für ihre Normirung und Beaufsichtigung kein Aichungsamt erforderlich war. Die Wage war eben entstanden durch die Bedürfnisse des privaten Handels, nicht durch den Staat, der sich gewiß lange Zeit um diese Neuerung gar nicht gekümmert hat. Das Gewicht mußte daher so beschaffen sein, daß es zu seiner Controle keiner staatlichen Einwirkung bedurfte. Die Phönicier, die wahrscheinlich das älteste Gewichtssystem geschaffen und es später nach Griechenland übertragen haben, gingen aus von dem Gerstenkorn, das gegenwärtig 0,064 Gramm wiegt und auch damals nur um ein paar Milligramme leichter war (0,0607). Nach dem Duodecimalsystem, das bei ihnen herrschte, wurde der Normalring, der dem Werth eines Rindes entsprechen sollte, auf $12 \times 12 = 144$ Gerstenkörner normirt. So erhielt man die Gewichtseinheit des Schekel oder Stater von $8^3/_4$ Gramm, die allen Münzsystemen der antiken Welt zu Grunde liegt[1]). Um jene große Menge von Getreidekörnern nicht immer abzählen zu müssen, bildete man nach dieser Norm auch bald Gewichte von Stein oder Metall, und als dann ihre hohe Bedeutung für den Handel mehr und mehr hervortrat, nahm der Staat die Aufsicht darüber seinerseits in die Hand.

Das römische System hat das Samenkorn der Karube (siliqua), deren Schoten wir Johannisbrot zu nennen pflegen, als Ausgangspunkt benutzt (= 0,189 Gramm) Dieses bot den Vortheil, daß es größer war, als das phönicische Gerstenkorn und doch zu ihm in einem klaren Verhältniß stand,

[1]) In seiner reinsten und ursprünglichsten Form hat Ridgeway im Numismatic Chronicle (XV, 1895, S. 104) dieses Gewichtssystem in Attika nachgewiesen. Die unbequeme Zahl 144 ist von den Aegyptern auf 150 Gerstenkörner, von den Babyloniern auf 140 abgerundet worden, wodurch jene zu ihrem Kat von 9 Gramm, diese zu ihrem Schekel von $8^1/_2$ Gramm gelangten. Der Werth des Normalrindes war eben schwankend genug, um kleine Willkürlichkeiten bei seiner Umrechnung in Gold zuzulassen. Jene drei verschiedenen und offenbar von einander unabhängigen Receptionen der gleichen Gewichtseinheit weisen die Entstehung derselben in eine Gegend, die zwischen Griechenland, Aegypten und Babylonien ungefähr in der Mitte liegt, d. h. nach Phönicien. Uebrigens wäre dieser Ursprung auch schon an sich wahrscheinlich. So lange man meinte, die Erfindung des Gewichts sei aus astronomischen und mathematischen Speculationen hervorgegangen, schrieb man sie mit Fug und Recht den grübelnden Chaldäern zu; seit es aber durch Ridgeway feststeht, daß sie nur den praktischen Bedürfnissen des Handels entsprungen ist, wird man in erster Linie an dasjenige Volk denken müssen, welches lange Jahrhunderte alle Märkte der antiken Welt beherrschte.

da es dreien davon ziemlich genau entsprach. Denn daß die Römer auch auf diesem Gebiet von den östlichen Völkern nicht unabhängig waren, ergibt sich namentlich aus folgendem Umstand. Solange sie ihre Werthmesser selbständig in ein Verhältniß gebracht hatten, waren sie streng bei dem Decimalsystem geblieben: ein Rind galt zehn Schafe, ein Schaf zehn Bronzestäbe. In ihren Gewichten dagegen herrscht die Zahl Zwölf ebenso entschieden wie bei Phöniciern und Griechen. Bei der Ausbildung ihres Systems nahmen sie aber auf den Stater keine Rücksicht, sondern ließen sich ausschließlich durch den Zweck bestimmen, es auf die Bronzestäbe, welche bis dahin ihr Geld gebildet hatten, anwenden zu können. Sie theilten daher den fußlangen Stab in zwölf Fingerbreiten oder Unciae und normirten das Gewicht der Uncia auf 12×12 Karubenkerne, also dem phönicischen Stater analog, aber doch wesentlich verschieden. So entstand ihr Pfund von $327\frac{1}{2}$ Gramm als Gewicht des ganzen Stabes.

Der Verkehr bewegte sich in vier Metallen oder richtiger in fünf, da man dem Gold und Silber, Bronze und Eisen auch noch das sogenannte Elektron hinzuzählen muß. Dies war zwar nur ein unreines, stark mit Silber gemischtes Gold, aber weil man seine Bestandtheile noch nicht zu sondern vermochte, betrachtete man es als ein Metall für sich. Eine ähnliche, nicht künstlich geschaffene, sondern von Natur entstandene Mischung bildete auch die Bronze; die übrigen drei Metalle wurden beinahe chemisch rein gehandelt. Uebrigens hörte das Eisen schon früh auf, als Tauschmittel zu dienen, weil es gar zu minderwerthig war; nur bei den Spartanern, die in jeder Beziehung hinter der Cultur zurückgeblieben waren, behauptete sich das eiserne Geld noch in später Zeit.

Seit der Erfindung der Wage besaß man in den rohen Metallen einen Werthmesser, der an Zuverlässigkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließ und auch als Tauschmittel im vollsten Maße brauchbar war. Nur in einer Beziehung stand er hinter unserem Gelde noch zurück. Jedes Zwanzigmarkstück hat das gleiche Gewicht und den gleichen Feingehalt, und beides ist durch sein Gepräge garantirt; die einzelne Münze stellt also einen ganz festen, Jedermann bekannten Werth dar und kann, falls sie nur echt ist, ohne weitere Prüfung genommen werden. Wollte man dagegen bei dem Rohmetall jener alten Zeit sicher gehen, so mußte man die Stücke wiegen und mit dem Probirstein auf ihren Feingehalt untersuchen, was recht zeitraubend sein konnte. Uebrigens war man von einer Münze, die der unsrigen gleichartig war, nicht sehr weit mehr entfernt. Denn Metallstücke von gleichmäßigem Werth hatte man ja schon in den alten Goldringen und Bronzestäben besessen; was ihnen zum Gelde fehlte, war nur noch das Gepräge, das jenen Werth beglaubigte und dem Handel die nöthige Sicherheit verlieh.

Auch dieser letzte Schritt zur Entstehung des Geldes scheint nicht durch die erleuchtete Regierung irgend eines Staates, sondern durch die Erfindsamkeit eines Privatmannes gemacht zu sein. Die älteste wirkliche Münze, die sich erhalten hat, befindet sich jetzt in der überreichen Sammlung des British Museums. Nach der primitiven Roheit ihres Stiles ist sie spätestens im siebenten Jahr-

hundert v. Chr., vielleicht schon im achten geschlagen worden. Es ist ein elliptischer, ziemlich dicker Klumpen von Elektron, der nach seinem Gewicht von vierzehn Gramm wahrscheinlich dem Goldstater oder der Durchschnittskuh gleichwerthig sein sollte. Auf der einen Seite trägt er nur den rohen Eindruck des Punzens, mit dem man das Metallstück beim Prägen auf dem Ambos festgehalten hat, auf der andern das ungeschickt gezeichnete Bild eines Hirsches mit der griechischen Ueberschrift: „Ich bin das Abzeichen des Phanes". Wer dieser Phanes war, wissen wir nicht und werden es wohl auch nie erfahren. Denn wahrscheinlich haben wir es hier nicht mit einem König oder Dynasten zu thun, an den die Geschichte irgend eine Erinnerung bewahren könnte, sondern nur mit einem reichen Handelsherrn, dessen Ansehen und Kredit groß genug war, um seinem Stempel die nöthige Autorität zu geben. Aber bald haben auch Könige und republicanische Obrigkeiten sein Beispiel nachgeahmt, und in historischer Zeit ist die Münzprägung in allen Kulturstaaten, wie noch heute, ein Monopol der Staatsgewalt.

Auf die technischen Fortschritte derselben näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; auch würden sie sich ohne zahlreiche Abbildungen nicht veranschaulichen lassen. Nur auf Eines muß in dieser Beziehung hingewiesen werden, weil es auch wirthschaftlich nicht ohne Bedeutung war. Im vorigen Jahrhundert war der Aberglaube verbreitet, die Alten hätten für jede einzelne Münze einen besonderen Stempel gefertigt; denn zwei Stücke, die aus demselben geschlagen waren, hatte damals noch kein Sammler zu Gesicht bekommen. Gegenwärtig finden sich solche Doppelexemplare in jedem großen Münzcabinet, aber häufig sind sie noch immer nicht. Dies liegt daran, daß das Eisen, in welches man die Formen schnitt, natürlich lange nicht so hart war, wie unser Stahl. Mit dem einzelnen Stempel konnte man daher keine sehr große Anzahl von Münzen prägen, ehe er sich verbraucht hatte und durch einen neuen ersetzt werden mußte. Nun waren die antiken Stempelschneider zum großen Theil Künstler von Ruf und Ansehen; mit welchem Stolze sie auf ihre Werke hinblickten, ergibt sich aus der Thatsache, daß viele sie mit ihrem Namen signirten, wie heutzutage die Maler ihre Bilder. Daraus darf man schließen, daß ihre Arbeit nicht schlecht bezahlt wurde, um so mehr als sie mühsam und zeitraubend genug war. Bei der schnellen Vergänglichkeit der Stempel mußte also das Prägen nicht unerhebliche Kosten machen, woraus es sich erklärt, daß man Anfangs nur die edlen Metalle, Gold, Elektron und Silber, die zugleich die weicheren waren und daher die Stempel minder schnell abnutzten, zu Münzen verprägte. Das Kupfer muß daneben nach wie vor in rohen Klumpen umgelaufen sein. Denn bei der gesteigerten Arbeitstheilung, die jetzt eingetreten war, konnte man es im Verkehr unmöglich entbehren, weil für den kleinen Markthandel, wo man oft nur ein paar Eier oder einen Kohlkopf zu bezahlen hatte, selbst die leichtesten Silberstücke, die nicht viel größer sind als ein Stecknadelkopf, noch zu werthvoll gewesen wären. Aber da bei jenem wohlfeilen Metall wenig darauf ankam, ob das einzelne Stück um eine Kleinigkeit leichter oder schwerer war, hielt es der Staat auch nicht der Mühe werth, seine kostbaren Prägstempel daran zu verbrauchen. Erst um das Jahr 400 v. Chr., als die Technik schon

höher entwickelt war, hat man daher Kupfer zu münzen begonnen. Aber obgleich auch diese Stücke wohl nicht als Scheidemünze, sondern als vollwerthig gelten sollten, verwendete man auf die Bestimmung ihres Gewichtes doch sehr wenig Sorgfalt, so daß sie immer höchst ungleichmäßig geblieben sind.

Die Völker des Mittelmeergebiets, aus deren Zusammenwirken die Cultur des Alterthums hervorgegangen ist, sind nicht die einzigen, die ein Geldsystem ausgebildet haben. Durch den Zwang des Bedürfnisses haben sich in allen Welttheilen ganz ähnliche Entwicklungen vollzogen, und die meisten zeigen auch dieselben charakteristischen Züge wie bei den Griechen und Römern. Sowohl daß das Vieh als Werthmesser dient, als auch daß die ältesten Tauschmittel theils die Metalle des praktischen Gebrauches, theils Gegenstände des Putzes sind, findet sich bei zahlreichen wilden Stämmen wieder. So begegnen uns bald Kupfer und Eisen in Form von Barren, Hacken oder Messern, bald Perlen- oder Muschelschnüre oder Stücke bunten Zeuges, die genau in demselben Sinn gebraucht werden, wie unser Geld. Aber so viele Völkergruppen sich auch mit dem Problem beschäftigt haben, ein möglichst vollkommenes Mittel des Tausches und der Werthmessung zu finden, nur die Griechen haben es bis in seine letzten Consequenzen verfolgt und seine endgültige Lösung durch die Erfindung der Münze entdeckt, die ebenso genial wie einfach ist. Auch auf diesem Gebiete sind sie unsere Lehrer geworden, und was sie geschaffen haben, genügt auch noch der hohen Cultur und weitverzweigten Arbeitstheilung unserer Zeit; wir haben es wohl nach manchen Richtungen hin technisch vervollkommnet, aber die Grundlagen sind die alten geblieben. So ragt überall das Alterthum in die Neuzeit hinein, und von den Kühen, mit denen einst der Bauer eines Pfahldorfes seine Braut bezahlte, bis zu den Tonnen blanker Goldstücke, die heute in den Kellern unserer Banken aufgespeichert sind, zieht sich ein ununterbrochener Faden der Entwicklung.

Beiträge zu Heine's Biographie.

Auf Grund ungedruckter Briefe des Dichters.

Von

Ernst Elster.

[Nachdruck untersagt.]

Wer daran gewöhnt ist, außer den Werken der Dichter und Schriftsteller auch ihre intimen brieflichen Aeußerungen zu verfolgen, wird bei solcher Arbeit sehr verschiedene Erfahrungen gemacht haben. Es gibt Dichter, welche durch die Aufdeckung ihrer vertraulichen Bekenntnisse ungemein gewinnen: sie zeigen sich menschlich liebenswürdig, verrathen uns viel Neues über ihr Denken und Schaffen, ihr künstlerisches Sehnen und Ringen und machen uns auf manchen Zug ihrer Werke erst aufmerksam, den wir sonst kaum richtig zu würdigen vermocht hätten. Als den bedeutendsten Vertreter dieser Gruppe dürfen wir Schiller betrachten, dessen hinreißende menschliche Größe uns aus seinen Briefen überall entgegenleuchtet; wer hätte nicht diese Erfahrung jetzt erneuert, wo uns durch Fritz Jonas' fleißige und verdienstvolle Sammlung der ganze Schatz dieser unvergleichlichen Schriftstücke in sieben stattlichen Bänden dargeboten worden ist! Gegenüber diesen Dichtern stehen andere, denen die Veröffentlichung ihrer Briefe im großen Ganzen mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereicht: sie gewähren uns keinen Einblick in die schaffende Seele des Dichters, sie zeigen uns menschliche Schwächen, die wir kaum erwartet hätten, und nur wenige liebenswürdige Züge, und ihre Briefe sind im günstigen Falle interessante psychologische Documente oder eine werthvolle Quelle für die Erkenntniß ihrer äußeren Lebensumstände. Es ist leider nicht zu leugnen, daß Heinrich Heine eher zu dieser letzteren als zur ersteren Gruppe gehört. Wir treffen nur verhältnißmäßig selten auf Aeußerungen bei ihm, die uns sein innerstes Leben erschließen, sein poetisches Streben und Gelingen, seine künstlerischen und philosophischen Ueberzeugungen; und wo wir solche Töne anklingen hören, da rühren sie meist von dem Jüngling Heine her: der gereifte — oder in mancher Hinsicht auch nicht gereifte — Mann hat sie nur sehr vereinzelt anzustimmen vermocht. Dagegen sind Zänkereien, Schimpfereien, Anstiftung unsauberer Preßfehde, Klagen über Geldmangel und Krankheit in

solcher Häufung hier zu finden, daß man manche dieser Briefe zu den unerquicklichsten, die es gibt, rechnen müßte, wenn sie nicht auf der andern Seite fast ausnahmslos durch glänzende, witzige oder wenigstens pikante Stellen ausgezeichnet wären, die ästhetisch anziehend wirken und den trotz aller Schwächen genialen Verfasser verrathen.

Mir sind bei meinen Bemühungen um den Dichter manche Blätter in die Hand gekommen, die bisher nicht gedruckt worden sind, und die doch, da sie Heine's Charakterbild vervollständigen, wohl auch weitere Kreise interessiren dürften. Ich denke nicht daran, die zahlreichen ungedruckten Kleinigkeiten hier aufzutischen, die ich mir für meine Zwecke seiner Zeit abgeschrieben habe, und die wohl in einer vollständigen Sammlung der Briefe Heine's bald ein bescheidenes Plätzchen finden werden. Meine Andacht für altes Papier ist zu gering, als daß ich in Versuchung käme, den Leser der folgenden Zeilen durch Darbietung sogenannter Waschzettel zu langweilen. Was ich gebe — und großentheils schon vor zehn Jahren hätte geben können —, zeigt den Dichter zum Theil in neuem, jedoch nicht immer vortheilhaftem Lichte; es offenbart gewisse Schwächen seines Charakters besonders stark, darf aber wohl durchweg als bemerkenswerth gelten. Wenn ich dabei Gelegenheit finde, auch über Maximilian Heine, der als der anständigere der beiden Brüder Heinrich's galt, einige Aufklärungen zu geben, so wird man es, da es zugleich den Dichter betrifft, nicht ungern mit in Kauf nehmen.

I.

Die ältesten der mir vorliegenden Schriftstücke sind zwei Briefe Heine's an einen berüchtigten Literaten, der von den Regierungen als gefährlicher Revolutionär verfolgt, von den Liberalen als gesinnungsloser Schwächling verachtet und somit von aller Welt als ein mauvais sujet scheel angesehen wurde, Briefe an den politischen Abenteurer Johannes Wit, genannt von Dörring. Herr Graf Wimpffen auf Schloß Kainberg in Steiermark hatte im Jahre 1886 die Liebenswürdigkeit, mir die Originale dieser beiden Briefe zuzustellen und die Veröffentlichung zu gestatten. Wie Wenige wissen heute noch von diesem Wit von Dörring! Wie Wenige haben überhaupt je seinen Namen nennen hören! Und doch war er seiner Zeit eine viel besprochene Persönlichkeit, über die sich die Köpfe erhitzten. Ferdinand Johann Wit wurde im Jahre 1800 zu Altona als Sohn eines Pferdehändlers geboren; seine Mutter, eine geborene Jüdin, deren Vater gleichfalls Pferdehändler gewesen, war die Schwester des Schriftstellers Ferdinand Eckstein, der während der Restaurationszeit in die Dienste der französischen Polizei trat, sich taufen ließ und in den Freiherrenstand erhoben wurde; er trat nach der Julirevolution ins Privatleben zurück, war ein eifriger Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung", machte, besonders in seiner Zeitschrift „Le catholique", lebhaft Propaganda für die allein selig machende Kirche und vertiefte sich in indische Studien, von denen er in gewissen Kreisen der vornehmen Pariser Gesellschaft mit salbungsvoller Geschwätzigkeit zu reden liebte (vergl. Bd. VI, S. 29 und S. 381 meiner Heine-Ausgabe). Dieser Baron Eckstein, der Oheim Wit's, griff in dessen Leben

wiederholt bedeutsam ein und erinnert durch die Biegsamkeit seines Charakters unmittelbar an seinen edlen Neffen. Wit's Eltern trennten sich bald nach der Geburt des Knaben. Nach einem Bericht des Geheimraths Karl Ernst Schmid in dem von ihm herausgegebenen „Hermes" (Bd. XXX, S. 76, Leipzig 1828) soll Wit's Vater bald nach der Scheidung von seiner Frau „in üble Verwicklungen und criminelle Strafen verfallen sein"; wir sehen also, daß seine bedenklichen sittlichen Eigenschaften zugleich auch als ein väterliches Erbtheil zu betrachten sind. Die Mutter selbst galt jedoch als achtbar. Sie verheirathete sich später mit einem dänischen Officier von Dörring, der aber bald nach der Hochzeit starb. Der adlige Name des Stiefvaters gefiel Wit so gut, daß er sich seit Anfang der zwanziger Jahre als „Wit, genannt von Dörring" unterzeichnete; dabei war er jedoch von dem Stiefvater nicht adoptirt worden. Der Knabe verrieth frühzeitig bedeutende Anlagen des Geistes, namentlich ein bemerkenswerthes Sprachtalent, aber immer mehr trat die fahrige Unruhe seines Gemüths, das phantastisch-abenteuerliche Schweifen seines Geistes hervor; er sah die Dinge der Welt in bunt wechselnder Beleuchtung, und ganz und gar fehlte ihm die Zucht des logischen Verstandes und des moralischen Willens. Als Schüler auf dem Hamburger Johanneum zeigte er sich noch von der besten Seite; besonders im Griechischen leistete er Tüchtiges. Daneben gefiel er sich schon in allerlei Liebesabenteuern. Auf der Universität Kiel, die er 1817 bezog, verstrickte ihn sein geläufiges Mundwerk in viele Händel, und er wurde von überlegenen Schlägern gründlichst „abgeführt". Ostern 1818 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Jena und wurde bald nachher auf einem Ausfluge in Gießen mit Karl Follen bekannt, dem Führer der radicalen Linken im Lager der Burschenschafter, und offenbar durch ihn gewann Wit viele neue Ideen, die seinen phantastischen Sinn in tolle Verwirrung brachten. Er warf sich bald nachher auf die politische Schriftstellerei, die ihm in jener Zeit natürlich schnell die Verfolgungen der Polizei, ja die Ausweisung aus Jena eintrug. Als dann nach Kotzebue's Ermordung durch Sand auch Follen in Untersuchung gezogen wurde, hielt es Wit für gerathener, das Weite zu suchen; er begab sich im Herbst 1819 nach England und veröffentlichte hier Artikel, durch die seine Genossen nur bloßgestellt, ihre revolutionären Pläne verrathen wurden. Von London berief ihn sein Oheim, der Baron Eckstein, nach Paris und vermittelte bald darauf Wit's Bekanntschaft mit dem französischen Justizminister Deserre. Fortan spielte Wit eine durchaus zweideutige Rolle: von den Regierungen wurde er beargwöhnt und wiederholt verhaftet, so in Turin, Mailand, Bayreuth, Wien, Berlin und in der dänischen Festung Frederiksort, und bei den Liberalen galt er für einen Abtrünnigen und Lockspitzel. Diese Ansicht verbreitete sich allgemein, als er 1827 ein ziemlich umfangreiches Werk veröffentlichte unter dem Titel: „Johannes Wit, genannt von Dörring. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Aufenthalt in den Gefängnissen zu Chambéry, Turin und Mailand, nebst meiner Flucht aus der Citadelle letzteren Ortes" (Braunschweig 1827), ein Werk, dem er ein ähnliches, mir nicht bekannt gewordenes, „Lucubrationen eines Staatsgefangenen", im selben Jahre vorausgeschickt

hatte. Wit charakterisirt den Plan seines Buches selbst mit folgenden Worten (S. 8 f.):

„Der Zweck dieser Schrift ist ein gedoppelter: ich will erstlich durch mein Beispiel zeigen, wie gefährlich es dem Einzelnen selbst wird, wenn er, anstatt ruhig in dem durch sein Talent oder sein Geschick ihm angewiesenen Wirkungskreise fortzuarbeiten, aus demselben heraus tritt und, den geregelten planetarischen Lauf verschmähend, als Irrstern bald hier-, bald dorthin mit seinem gefahrvollen Lichte schweift. Mag auch die wirkliche Gefahr, die er Anderen bereitet, von den Abergläubigen vielfach überschätzt werden; gewiß ist es doch, daß er Niemanden nützt.

„Allein ich will anderentheils dem Publico auch den Beweis geben, wie die Regierungen das vollkommenste Recht hatten, wenn sie von Gefahr sprachen. Allerdings gab es eine nicht unbedeutende Partei, welche einen Umsturz des Bestehenden, so durch Gewalt, wie durch List, herbeizuführen strebte und an und für sich vielleicht gar lobenswerthe Einrichtungen, wie Turnerei und Burschenschaft, zum verderblichen Zwecke mißbrauchte. Das Treiben dieser Leute, mit denen ich jahrelang gemeinsame Sache gemacht habe, und die ich an Exaltation noch zu überbieten trachtete, will ich unumwunden darlegen. Von dem Augenblicke an, wo ich mein Unrecht erkannte, habe ich es auch offen bekannt; was ich in den Gefängnissen den Behörden aussagte, das soll das ganze Publicum jetzt erfahren. Mein Streben war nie ein lichtscheues. Uebrigens werden die Verbrechen der revolutionären Partei mich auch nicht gegen etwanige von den Regierungen begangene Mißgriffe blind machen; allein erklärlich sind diese, wenn man bedenkt, daß jene Anfangs und im Allgemeinen die Gefahr sahen, ohne im Einzelnen das Wesen derselben zu erkennen; sie kämpften mit unbekannten, ja unsichtbaren Feinden und verletzten daher zu oft und den Unschuldigen mit dem Schuldigen, verwechselten den unbesonnenen Schwätzer und den kaltblütigen Jacobiner."

Es ist begreiflich, daß Wit durch Absichten wie die hier geäußerten allen Credit im liberalen Lager verlor; zugleich aber war es ein Leichtes, festzustellen, daß der Verfasser Wahrheit und Dichtung in frechster Weise vermischt hatte, daß er Vieles zu wissen behauptete, wovon er auch nicht die geringste Kenntniß hatte gewinnen können, und daß es ihm immer und überall nur darauf ankam, sein selbstgefälliges Persönchen in den Vordergrund zu stellen. Begreiflich ist es auch, daß er durch seine Geständnisse und Pseudogeständnisse den Klauen der Polizei immer wieder entrann, daß man aber andererseits seine Verlogenheit bald auch hier durchschaute und ihn von einem Ländchen ins andere abschob, um nur mit dem zweifelhaften Gesellen nichts zu schaffen zu haben. So kam er auf seinen meist unfreiwilligen Streifzügen im Jahre 1827 auch wieder nach Hamburg, wo er mit Heine so gut bekannt wurde, daß Wit diesen in einer im selben Jahre erschienenen Schrift über das Hamburger Theater seinen „geistreichen Freund" nennen konnte. Heine begab sich bald nachher, im October 1827, über Lüneburg, Kassel, Frankfurt nach München, um die Redaction der „Politischen Annalen" zu übernehmen; als auch Wit kurze Zeit darauf, auf dem Wege nach Braunschweig, Lüneburg be-

rührte, wo Heine einige Tage bei seinen Eltern verbrachte, gab ihm Campe ein Schreiben an den Dichter mit, der indessen Lüneburg bereits verlassen hatte, als Wit dort eintraf. Er war jedoch wenig erfreut, als er später erfuhr, welchem Boten Campe den Brief übergeben hatte, und am 1. December schrieb er diesem in aufgeregtem Tone: „Um Gotteswillen, lieber Campe! wie konnten Sie einem so unzuverlässigen Menschen wie Wit einen Brief für mich anvertrauen? Wußten Sie denn nicht, daß ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und noch am Sylvesterabend 1827 schrieb Heine an seinen Hamburger Freund Friedrich Merckel, daß der Brief immer noch nicht in seine Hände gelangt sei. Zuvor aber, am 12. December, hatte er sich selbst in einem Briefe an Wit gewendet, der das erste der beiden bisher unbekannten Schriftstücke bildet. Es lautet:

München d. 12 Dec. 1827.

Herr v. Dörring!

Ich höre, daß Campe Ihnen einen Brief für mich gegeben. Da Sie mich nicht mehr in Lüneburg trafen, so vermuthe ich daß solcher noch in Ihrem Besitz ist, und ich bemerke Ihnen daß [Sie ihn] alle Briefe, mit der Ueberschrift: „an H. Heine, Dr. Jur. per Addresse der Literarisch Artistischen Kunstanstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in München" ganz richtig an mich gelangen.

Ich hoffe diese Zeilen treffen Sie in vollem Wohlseyn; was mich betrifft, so ruinirt mich das hiesige schlechte Clima, ich habe noch keine gesunde Stunde gehabt — doch meine Finanzen! — Mit Vergnügen erinnere ich mich schöner Stunden in Hamburg. Ich höre Sie haben über die dortige Bühne eine piece geschrieben; ach könnten Sie mir solche nicht schnell befördern? Es geht alles so schneckenlangsam durch den deutschen Buchhandel. Ihrem 2ten Th. der Lucubrazionen sehe ich mit Neugier entgegen. Man ist überall gegen Sie erbittert; manches Unheil, Ferdinand, habe ich von Ihrem Haupte abgewendet*). Dummes Schimpfen des Pöbels unter den Liberalen mag Ihnen wenig schaden; doch ernste Indignazion der Würdigsten des Vaterlandes kann schwerlich nutzen. Meine Freunde hier, besonders mein Mitredakteur der polit. Annalen, haben Ihre Memoiren mit schmerzlicher Bewundrung gelesen. Ja, ich gestehe Ihnen, wenn Ihre Feder einer bessern Sache diente, würden [jeder] alle einig seyn, daß Sie der beste politische Schriftsteller unserer Zeit in Deutschland sind. — Indessen schreiben Sie was Sie wollen — trotz alles Zetergeschreys bin ich groß genug mich zu nennen

Ihren Freund
H. Heine.

*) ich war in Frankfurt u Studtgart.

Der hier erwähnte zweite Theil der „Lucubrationen" ist offenbar nichts Anderes als die vorhin genannte Schrift „Johannes Wit, genannt von Dörring. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit." Die Schrift über die Hamburger Bühne, nur ein kleines Heft von 84 Seiten, hat den Titel „Ueber das Wesen und Unwesen des deutschen Theaters. Nebst Agonien der Hamburger Bühne seit dem Mitdirectorio des Herrn Lebrun. Von Johannes Wit, gen. von Dörring" (Kiel 1827). Sie ist zwar gewandt geschrieben, so gewandt und mit geschickten Wendungen verbrämt, daß sie oft geradezu an Heine's wohlklingenden und pointirten Plauderton erinnert, sie verräth auch im Einzelnen bemerkenswerthe Kenntnisse des Verfassers, ist aber im Ganzen doch

nichts als ein oberflächliches Gelegenheitsmachwerk. Sie wendet sich außer gegen den Director Lebrun vor Allem gegen den Herausgeber der „Dramaturgischen Blätter" in Hamburg, den Prof. Zimmermann, mit dem auch Heine viel verkehrt hat, und dessen er oft anerkennend gedenkt. Zimmermann hatte in seine Zeitschrift eine Kritik Wit's über das Drama „Der Stern von Sevilla" aufgenommen, das der Freiherr von Zedlitz unter Anlehnung an Lope's bekanntes Werk verfaßt hatte; Wit zerzauste das Stück und tadelte die Aufführung, die am 6. October 1827 in Hamburg stattgefunden hatte (auch Heine wohnte ihr bei) derart, daß der Prof. Zimmermann, der mit den Theaterleuten nicht brechen wollte, in Verlegenheit gerieth und sich nur dadurch zu retten wußte, daß er in mehreren der nächsten Nummern seines Organs eine zweite, viel mildere Besprechung aus seiner eignen Feder einrückte. Wit druckt nun beide Kritiken, die seinige und die von Zimmermann, nochmals ab, mußt in boshaften Fußnoten seinem Gegner allerlei Sprachschnitzer auf und weist nach, daß dieser viele seiner gelehrten Auseinandersetzungen nur abgeschrieben und gestohlen habe.

Der Antwort auf Heine's eben mitgetheilten Brief legte Wit diese seine kleine Streitschrift bei, aber er sandte ihm zugleich noch ein anderes Büchlein, das er in wenigen Wochen im Dienst und Auftrage der herzoglich braunschweigischen Regierung zusammengeschrieben hatte, ein Büchlein, das die schäbige Käuflichkeit dieses Exrevolutionärs in grellster Beleuchtung zeigt. Es handelt sich dabei um die bekannte Streitsache des Herzogs Karl von Braunschweig, des 1873 im Exil verstorbenen „Diamantenherzogs", mit dem hannöverschen Minister Grafen Ernst zu Münster. Der Herzog, der Sohn des 1815 bei Quatrebas gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte bis 1823 unter der Vormundschaft des Prinz-Regenten, späteren Königs Georg IV. von England-Hannover gestanden, der die Erziehung des Prinzen wie die Leitung der Staatsgeschäfte dem Grafen Münster und dem Geheimen Rath von Schmidt-Phiseldeck übertragen hatte. Ein sehr mißlicher Auftrag, denn der Prinz verrieth schon in früher Jugend jenes Gemisch unerträglicher Charaktereigenschaften, das denn schließlich den geduldigen Braunschweigern zu toll wurde, so daß sie ihn 1830 aus dem Lande jagten, und der Bundestag officiell seine Absetzung decretirte. Münster hatte seine liebe Noth mit dem störrischen Jüngling, und dieser haßte den allmächtigen Minister aus tiefster Seele. Als er zur Regierung gelangt war, schien für ihn die Zeit der Rache gekommen zu sein. Er ließ ein Schriftstück zur Verdächtigung des Grafen verfassen, in dem er ihm Ungesetzlichkeiten seiner vormundschaftlichen Verwaltung vorwarf, und das er an verschiedene deutsche Höfe wie auch an einzelne Personen fürstlichen Geblüts und hohe Staatsmänner versandte. Gegenüber solchem Gebahren des Herzogs mußte Münster sowohl in seinem eignen Interesse wie in dem seines Königs Verwahrung einlegen, und er that dies durch die Schrift „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Seine Durchlaucht, der regierende Herr Herzog von Braunschweig gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande und Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben" (Hannover

1827). Aber hierauf wollte der Herzog nicht schweigen; er ließ eine Entgegnung veröffentlichen, für die er zahlreiche Actenstücke zur Verfügung stellte, und er bediente sich dabei der Feder des soeben herbeigereisten, so übel beleumundeten Literaten Wit. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit Wit das Vertrauen der maßgebenden Personen erworben hat, das Vertrauen, ihm eine größere Anzahl beglaubigter Abschriften wichtiger Staatsacten auszuhändigen: Ende October oder Anfang November rückt er in Braunschweig ein, und die Vorrede seiner Schrift trägt die Zeitangabe: „Anfangs December 1827"! Nur diese Vorrede ist mit seinem Namen versehen; auf dem Titel steht er nicht. Dieser lautet: „Versuch, die Mißverständnisse zu heben, welche zwischen dem Könige von England und dem Herzoge von Braunschweig durch den Grafen Ernst von Münster herbeigeführt worden. Von einem Privatmanne aus officiellen Quellen. Hamburg 1828 bei Hoffmann und Campe" (111 S. 8°). In der Vorrede, die unter Anderem mit Lobsprüchen auf Metternich, „den weisen Fabius unserer Zeit", geziert ist, sagt der Verfasser, er wolle zeigen, „wie die betheiligten Hohen Personen, überall, wo sie selbst unmittelbar eingreifen, von dem Gebote der Wahrheit und Delicatesse begeistert, handelten, und wie nur die Pflichtvergessenheiten ihrer Diener die gegenwärtige Spannung veranlaßt" hätten.

Dieses servile Machwerk des Herrn Wit von Dörring ist die zweite Schrift, die er bei Beantwortung des angeführten Briefes von Heine aus Braunschweig ihm zusendet. Und wie erwidert der Dichter darauf? Er, der sich wenige Jahre nachher einen braven Soldaten im Befreiungskampfe der Menschheit nannte, und der verlangte, man solle einst ein Schwert auf sein Grab legen? Ich sagte schon oben: der Brief vermehrt den Ruhm des Dichters nicht! Der brave Befreiungssoldat war damals nahe daran, in das Lager der herrschenden Unterdrücker überzugehen; er findet kein Wort des Tadels für den Verherrlicher des „weisen Fabius unserer Zeit", für den Vertheidiger des durch die vox populi verurtheilten Herzogs, kein Wort des Tadels für die doch auch dem blödesten Auge offenkundige Käuflichkeit dieses Literaten. Nein, er bläst mit in das Horn von Wit, er bietet ihm seine „Annalen" zur Vertheidigung des Herzogs an und erbittet mit durchaus nicht etwa ironisch oder scherzhaft gewendeten Worten für sich einen braunschweigischen Orden! Ich gebe im Folgenden auch die ausgestrichenen Stellen des Briefes (in eckigen Klammern) wieder, da sie das fatale Schwanken in der Seele des Dichters verrathen. Dieses Schwanken war uns freilich schon bekannt; es hatte seinen Grund in der Hoffnung Heine's, eine Professur in München zu erhalten, eine Hoffnung, die sich schon gegen Ende des Jahres 1828 zerschlug. Heine veranlaßte Cotta, dem König Ludwig die „Reisebilder" (Bd. I und II) und das „Buch der Lieder" zu überreichen, und er schrieb dem befreundeten Verleger: „es käme mir auch sehr zu gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden" u. s. w. Es ließen sich noch andere

Stellen anführen, die uns Heine's Neigung zur Aussöhnung mit den bestehenden Gewalten offenbaren. Als die Aussichten auf die Professur geschwunden waren, zeigte er sich bald wieder als entschiedener Liberaler. — Der Brief an Witt, dessen Ton von dem ersten erheblich abweicht, ist in der Handschrift vom 23. Januar 1827 datirt; es unterliegt keinem Zweifel, daß statt dessen „23. Januar 1828" zu lesen ist; er lautet:

München d. 23. Januar 1827.

Lieber Witt! ich eile Ihren Brief zu beantworten u Ihnen für die gesammten Broschüren herzlich zu danken. Sehr weh hat mirs gethan daß Sie Zimmermann so barbarisch skalpirt, — doch ich habe mich dran gewöhnt Sie selbst von Ihren Schriften zu trennen, und der Witt bleibt mir lieb, er mag schreiben was er will, sey es sogar gegen die lange Mahle.

Diesesmahl, nemlich bey Ihrer Absicht gegen Münster eine Lanze zu brechen, hat Ihr Thun meinen ganzen Beyfall, ein deutscher Fürst gehört auch zum deutschen Volke, und gar einer aus dem ältesten Heldenhause Deutschlands darf nicht von einem fremden Knechte verhöhnt werden, u wäre ich gesund u in besseren Umständen so würde ich selbst mich für Braunschweig schlagen. Ich biete Ihnen aber die politischen Annalen an zum Sekundanten u es wäre mir lieb wenn Sie mir sobald als möglich einen Auszug Ihrer Schrift gegen Münster hierherschicken wollen, damit ich solchen gleich abdrucken kann. Ihnen kostet ein solcher Auszug [nur] da Sie das Ganze im Kopf haben, nur wenig Mühe, u Sie können [die] leicht die glänzenden Stellen so ausziehen, das sie wieder ein Ganzes [bilden,] u daher einen von Ihrer Originalschrift unabhängigen Aufsatz bilden. Seit Januar, wie Sie vielleicht wissen, stehen ich u Linder auf dem Titelblatt der Annalen als Herausgeber, u da wäre es artig wenn der Herzog v. Braunschweig uns nächstens ebenfals etwas senden möchte, nemlich für mich einen Orden u für Lindner ein Fäßchen Mumme. Merken Sie sich das.

[2] Lindnern durfte ich nichts aus dem Inhalt Ihres Briefes mittheilen, denn ich habe ihn im Verdacht der Verfasser jener Rezension ihrer Memoiren zu seyn die im Cottaschen Ausland steht u mir wahrhafte Schmerzen verursacht hat. Ich habe mich [doch] entschlossen bey nächster Gelegenheit selbst in den Annalen über Sie zu sprechen u das ist keine gringe Aufgabe. Wenn Sie mir also Materialien schicken wollen, so dürfen Sie eine[n] gute[n] Anwendung erwarten. Schicken Sie mir den Auszug Ihrer Münsterschen Schrift, so [dürfe] addressiren sie solche an mich direkt, nemlich an Heinrich Heine, Dr. Jur, wohnt im Rechbergschen Palais auf der Hundskugel. Finden Sie es angemessen, so schreiben Sie zu jenem Auszuge noch eine Einleitung in Form eines Briefes an mich, worinn Sie mich decken, [gegen jeden Verdacht als hegten wir gleiche Gesinnungen] u von meiner Unpartheylichkeit erwarten daß ich auch entgegengesetzte Gesinnungen ehren werde. [Oder wollen Sie mir selbst die Abfassung einer solchen Einleitung überlassen?] — Ich habe jemanden, der es gern thut, beauftragt für Münster zum Behuf der Annalen etwas zu schreiben. Sie sehen also ich stelle mich unparteyisch, nur meine Noten zum Texte (but for my illustrations). [Erhalte ich jenen Aufsatz für Münster, so will ich Ihnen solchen zuschicken, unter dem Siegel heiligster Verschwiegenheit.]

Was Ihre persönliche Stellung betrifft, so erfüllt mich solche mit großen Besorgnissen. Im schlimmsten Fall ist München ein sicherer Zufluchtsort; es ist hier nichts zu holen, aber man lebt sicher. Sie müssen am besten wissen wo Ihre Feinde stecken.

[3]. Ihre Schrift gegen das Theater ist wunderschön geschrieben. Ihr Talent müssen Ihnen Ihre bittersten Feinde gelten lassen. [Wo] Mit der Schriftstellerey ist freylich wenig zu verdienen, nur dann u wann ein Nothpfennig. Die Annalen geben schlechtes Honorar. Besseres Honorar zahlt Cotta für das Morgenblatt, er zahlt gewohnlich 3 bis 4 Louisd'or per Bogen, in außerordentlichen Fällen für

außerordentliche Aufsätze aber weit mehr. Ich stehe mit Cotta sehr gut u wenn Sie passende Aufsätze für das Morgenblatt schreiben wollen, so schicken Sie mir solche, u ich denke es ist besser daß er sie durch meine Vermittlung erhalte als von Ihnen direkt. Jeder fürchtet jetzt. — — — Wollen Sie passende Aufsätze für die Annalen schreiben so kann ich Ihnen auch da, nach der Natur der Aufsätze, drey bis vier Louis per Bogen zusagen. Denken Sie sich bey diesen Zeilen ein Redakteurgesicht u nicht das Meinige. — Sie können immer auf meine Bereitwilligkeit rechnen wo ich mit geringer Mühe Ihnen nützlich seyn kann. Ich bin heute in kranker Laune sonst würde ich die Gesinnungen meines Herzens besser ausdrücken. In besseren Stunden kommen sie wärmer zum Vorschein. — An Saphir ein Gruß zurück; Sehen Sie doch daß mein Buch der Lieder in der Schnellpost oder in der Abendzeitung angezeigt werde. Im Nothfall können Sie es selbst thun. — Der Parnaß ist noch die miserabelste Provinz des deutschen Vaterlandes. — In den Annalen werden Sie immer Aufsätze von mir finden. Als der beste Schläger der Bonapartisten bin ich gegen Scott losgegangen. Lesens im nächsten Heft.

Hier lebt man vergnügt, wohlfeil u ruhig. Leider bin ich noch immer krank. Campe habe ich gerüffelt daß er Witt! einen wichtigen Brief für mich gegeben; ich hab den Brief richtig noch nicht erhalten. — Leben Sie wohl, lieber Witt, ich bin Ihr Freund H. Heine.

Der Brief erfordert noch einige erläuternde Worte. Bei der „langen Male" wollen wir uns allerdings nicht aufhalten; wer sehr neugierig ist, findet in den Lesarten meiner Heine-Ausgabe (Bd. II, S. 546) genügende Aufklärung. — Die Recension Lindner's, die Heine erwähnt, steht im „Ausland" vom 5. Januar 1828, Nr. 5, und bezieht sich auf Wit's „Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit"; sie ist in jeder Hinsicht ausgezeichnet, eine berechtigte und überlegene Abfertigung des eitlen Gesellen, dem übrigens trotzdem der „eigene Zauber des schriftstellerischen Talentes" nachgerühmt wird. — Daß Wit die gewünschte Besprechung des „Buchs der Lieder" geschrieben habe, ist sehr unwahrscheinlich; wenigstens habe ich unter den vielen Kritiken dieser Sammlung, die mir bekannt geworden sind, keine aus seiner Feder angetroffen. In der „Abendzeitung", die Heine erwähnt, brachte der Herausgeber, Theodor Hell, selbst eine nicht eben tief dringende Würdigung, in dem Beiblatt „Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften" vom 7. Juni 1828; die „Schnellpost" war mir nicht zugänglich. — Die wiederholt von Heine genannte Zeitschrift, die er selbst leitete, hat den Titel: „Neue allgemeine politische Annalen. Herausgegeben von H. Heine und L. Lindner"; nur zwei schwache Octavbände, den 26. und 27., jeder aus vier Heften bestehend, haben die beiden Herausgeber vom Januar bis Juni 1828 redigirt; wie eine „Nachricht" am Schlusse des 27. Bandes besagt, wurde das Erscheinen der Zeitschrift bis zum 1. Januar 1829 eingestellt; die Verhandlungen Cotta's mit Heine, um den Dichter länger an sein Organ zu fesseln, zerschlugen sich. Heine veröffentlichte in den „Annalen" den größten Theil seiner „Englischen Fragmente" („Reisebilder" Bd. IV; vergl. Werke, Bd. III, S. 431 ff. und 572 ff., wo die Beiträge genauer verzeichnet sind); zu der Kritik über Scott's „Life of Napoleon Buonaparte" vergl. M. Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte, Bd. I: Zur neueren Literaturgeschichte, S. 31 ff. und insbesondere S. 63 ff. (Stuttgart 1895). Ein Auszug Wit's aus seiner Schrift

gegen den Grafen Münster ist in den „Annalen" nicht erschienen, aber auch der von Heine bestellte Artikel für Münster fehlt; die Sache ist in den beiden Bänden der Zeitschrift überhaupt nicht berührt worden. Bemerkt werden mag, daß aus der Schrift „Les Jésuites" von Wits Oheim, dem Baron Eckstein, in mehreren Nummern der Zeitschrift ausführliche Auszüge gegeben werden, denen Lindner scharfe und keineswegs schmeichelhafte Fußnoten hinzufügt.

Die Absicht, die Heine äußert, selbst über Wit in den „Annalen" zu schreiben, hat er wenigstens auszuführen begonnen. Der Anfang eines solchen Aufsatzes hat sich erhalten (vergl. Werke, Bd. VII, S. 257 f.). Heine schreibt hier u. A.: „Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr im schwarzen Rock und langen Haar als enthusiastischer Mortimer der Freiheit agirt ... Andere mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dies wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken wie manchem andern deutschen Recensenten ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör gibt und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind seiner gesinnt, wir kritisiren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm ebenso gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten." In ähnlicher Weise, und trotz aller geistreichen Wendungen müssen wir sagen: in ähnlich bedauerlicher Weise äußerte sich Heine über Wit in einem Briefe an Wolfgang Menzel vom 12. Januar 1828: „Lindner hat den 'Wit' im Ausland recensirt, verflucht bitter. Lassen Sie im Literaturblatt ihm nicht ganz das Fell über die Ohren ziehen. Er ist doch ein geistreicher Mensch, man mag sagen, was man will. Vielleicht weil alle so erbittert gegen ihn sind, fasse ich ihn auf als Erscheinung." Von diesem Standpunkt aus begann Heine seinen Artikel über den verlogenen Abenteurer zu schreiben, als dieser plötzlich, vertrauend auf die Versicherung, daß München ein sicherer Ort sei, hierher kam. Freilich war er auch aus Braunschweig, wo er sich doch als ein so gefügiges Werkzeug erwiesen hatte, nicht freiwillig abgereist; es heißt, daß der Minister Schuckmann in Berlin auf diplomatischem Wege Wit's Ausweisung erbeten habe. So zog denn der Vielgewanderte nach dem Strande der Isar weiter. „Wit von Dörring, der Berüchtigte, ist hier," schreibt Heine an Varnhagen, am 12. Februar 1828, „Gott weiß, mit welchem Scandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich sehr gern, und er compromittirt mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionäre durch Mißtrauen von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist, zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Uebrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht

schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. — Freilich hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen" . . . Indessen, dies Liebäugeln mit dem unsauberen Gesellen wurde doch auch Heine allmälig bedenklich, zumal Wit auch in München bald auf höheren Befehl seinen Ranzen schnüren mußte; er wurde, wie Heine am 1. April schreibt, ohne Recht und Urtheil verwiesen. „Wit ist ein mauvais sujet." fährt er fort, „und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ —, er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deswegen, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen." In diesen Worten liegt doch etwas wie Besinnung. Der Dichter erkannte jetzt zum Mindesten, daß ihm Wit nichts nützen, wohl aber schaden könne. Auf einen Brief, den Heine noch bald nachher von ihm empfing, ist uns eine Antwort wenigstens nicht erhalten. Einen Orden hat Wit für den Dichter nicht erbeten, oder der Herzog Karl hat ihn nicht gewährt, und der Candidat für die Münchener Professur vermochte auf keinen fürstlichen Schmuck seines Knopflochs hinzuweisen.

Zu eben dieser Zeit, als Wit sein Wesen oder Unwesen in München trieb, machte Heine daselbst eine trübe Erfahrung: seine Eltern sowohl wie sein Freund Merckel in Hamburg schrieben ihm Ende Februar oder Anfang März, daß seine Cousine Therese, die Tochter des reichen Salomon Heine, mit der Heine so gut wie versprochen war, ihre Hand einem Andern, dem Dr. Adolf Halle, geschenkt habe. Wit war in solcher Beziehung glücklicher: er begab sich von München aus, direct oder auf Umwegen, nach Weimar, wo er die Liebe einer reichen Erbin gewann. Fortan blieb er, da ihn sein Erwerbstrieb nicht mehr anstachelte, abenteuerlichen Unternehmungen fern. Er vervollständigte noch seine biographischen Bekenntnisse, gab aber dann nach einigen Jahren auch die Schriftstellerei ganz auf, kaufte sich in Schlesien an und soll wie sein Oheim, der Baron Eckstein, der ultramontanen Partei seine Dienste gewidmet haben. In Heine's Leben verschwindet er, wie auf der politischen Bühne, mit dem Jahre 1828. Er starb 1863 in Meran. Sein schriftstellerisches Talent erinnert an dasjenige Heine's; nur fehlt Wit die logische Schärfe und die klare Beobachtungsgabe des Verfassers der „Reisebilder"; auch die Fehler seines Charakters erscheinen wie groteske Uebertreibungen der mancherlei Schwächen des großen Lyrikers. Aber es hieße dem Dichter des „Buchs der Lieder" wahrlich zu nahe treten, wollte man den Vergleich auch nur um ein Geringes über diese beiden Punkte weiter hinausführen.

II.

Verhältnißmäßig selten treffen wir Heine in einer Lage, die geistreichen Männern, vor Allem Dichtern und Musikern, selten erspart bleibt, und die ihnen selbst meist ebenso lästig wie den fern stehenden Zuschauern lächerlich erscheint: verhältnißmäßig selten sehen wir ihn umringt von einem Schwarm vornehmer Damen, die mit einer gewissen oberflächlichen Extase dem armen Dichter ihre Huldigungen darbringen, anstrengende Liebenswürdigkeiten aus ihm herauspressen und sich selbst durch die Berührung mit dem Genius in

ihrem Werth angenehm gesteigert fühlen. Durch die Güte des Herrn Buchhändlers Otto August Schulz in Leipzig, dessen Handschriftenschätze schon manchem Forscher zu statten gekommen sind, ist mir die Abschrift eines Briefes zu Theil geworden, der den Dichter in Beziehung zu einer solchen Verehrerin zeigt, und da wir Heine hier eine Miene aufstecken sehen, die wir bei dem entschiedenen und oft boshaften Streiter selten antreffen, so mag das durch gewisse Wendungen immer noch recht charakteristische Blatt hier mit abgedruckt werden. Die Adressatin, der Heine offenbar ein Exemplar der 1837 erschienenen 2. Auflage des „Buchs der Lieder" zu senden versprochen hatte, ist uns allerdings ganz unbekannt; die Aufschrift des Briefes (l. a. s.) lautet: „Madame Mᵉ Pauline Frennenthal, 86 rue de l'oursine faub. St. Jaques Paris": die Wohnungsangabe ist aber von anderer Hand folgendermaßen verbessert worden: „Pour le momenc [sic!] Chez Madame la marquise de Fontanges. Rue des filles St. Thomas. No. 13. Place de la Bourse." Dieser Name „de Fontanges" klingt ja nun freilich recht bekannt, doch leider nur als der der Maitresse Ludwig's XIV. So bleiben wir über die Adressatin im Dunkeln. Das Billet lautet:

Paris den 11 Januar 1838.

Sehr liebenswürdige Frau!

Auf Ihren freundlichen Brief antworte ich Ihnen mit vielem Dank, und zwar in deutscher Sprache, die doch immer traulicher, wenigstens ehrlicher klingt als das beste Französisch.

Die Gedichte welche ich Ihnen versprochen, würden längst schon in Ihren Händen seyn, wenn nicht der Buchbinder mich bis auf diese Stunde hinzögerte. Diese Tage aber habe ich das Vergnügen Ihnen das erwähnte Buch zu übergeben, und Sie werden recht viel zärtliche Verse, überhaupt nur Liebesgedichte, darinn finden. — Ich habe in diesem Leben sehr vielen Göttern gehuldigt, aber nur einen derselben habe ich besungen: es ist der kleine Spitzbubgott mit Pfeil und Bogen.

Indem ich mich Ihrem heitersten Wohlwollen empfehle, verharre ich,

Ihr ergebener Heinrich Heine.

III.

Die nächsten drei Briefe, die ich wiedergeben kann, sind an Gustav Kolb gerichtet, den langjährigen, vielbewährten Redacteur der „Allgemeinen Zeitung". Gustav Kolb, dessen Charakterbild Wilhelm Lang in seinem Buch „Von und aus Schwaben". (Stuttgart 1891), wie auch schon vorher in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (Bd. XVI, Leipzig 1882) mit liebevollem Verständniß gezeichnet hat, war einer der tüchtigsten und achtungswerthesten Journalisten seiner Zeit. Im Jahre 1798 in Stuttgart als Sohn eines Goldschmieds geboren, gab er sich als Tübinger Student mit schwärmerischem Idealismus den liberalen burschenschaftlichen Bestrebungen hin, nahm Theil an einem politischen Geheimbund, wurde verrathen und im Mai 1825 zu vierjähriger Festungshaft auf dem Hohenasperg verurtheilt, aber Ende 1826 begnadigt. Bei den Verhören wie während der Haft soll er immer die männlichste Klarheit und Entschiedenheit des Charakters offenbart haben, und so sehr hatte er sich die Achtung auch seiner Richter erworben, daß ihn unmittelbar nach der Freilassung der württembergische Justizminister selbst dem Baron Cotta für Arbeiten an der „Allgemeinen Zeitung" empfahl. Schnell

rückte er hier empor und wurde bald die eigentliche Seele des Blattes, dessen oberste Leitung er im März 1837 übernahm; er behielt sie bis zu seinem am 16. März 1865 erfolgten Tode in Händen, wenn er auch, während seiner letzten Jahre krank und gelähmt, der umfangreichen Geschäfte schließlich nicht mehr Herr werden konnte. Durch seine geschickte, taktvolle Führung erlangte die „Allgemeine" in schwierigsten Zeiten ihren Weltruf, ihre Verbreitung weit über Deutschland hinaus, und nicht nur ihr politischer Theil, sondern insbesondere auch ihre werthvollen Artikel über die Fortschritte auf dem Gebiete der Kunst und Literatur verschafften ihr eine Stellung im öffentlichen Leben, wie sie kaum ein zweites Blatt erreicht hat. Diesen Erfolg verdankte sie in erster Linie der rastlosen Thätigkeit ihres liebenswürdigen und charakterfesten Redacteurs, der, durch Cotta's reiche Mittel freigebig unterstützt, mit scharfer Menschenkenntniß die tüchtigsten Kräfte aus der Nähe und Ferne heranzuziehen wußte.

Heine wurde mit Kolb 1827 in München bekannt und verblieb bis an seinen Tod mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen. Ende 1828 war es nahe daran, daß beide Männer gemeinschaftlich die Redaction der „Politischen Annalen" übernahmen, die Heine, wie wir gesehen haben, von Januar bis Juni 1828 zusammen mit Lindner geführt hatte; doch der Plan zerschlug sich. Später trat Rotteck an die Spitze der Zeitschrift. Nicht lange, nachdem Heine in Paris eingetroffen war, im Jahre 1831, sah er dort den wackeren Freund wieder, der ihn veranlaßte, für die „Allgemeine Zeitung" sowohl größere Aufsätze als kleinere Berichte über das politische Leben in Frankreich zu liefern. Heine kam dem Wunsche bereitwillig nach, that es aber mit solchem Freimuth, daß die österreichische Regierung sich bei Cotta beschwerte und ihn zwang, den kühnen Mitarbeiter abzuschütteln (vergl. Heine's Werke, Bd. V, S. 3 ff.). Heine's Verhältniß zu Kolb erlitt hierdurch keine Störung. Nach einigen Jahren nahm er auch die Mitarbeiterschaft an der „Allgemeinen Zeitung" wieder auf und lieferte von 1840—1843 die umfangreichen Aufsätze, die er später in der „Lutetia" (Werke, Bd. VI) vereinigte. Aber auch für persönliche Zwecke stellte Kolb, als ein ritterlicher Helfer, dem Dichter sein Blatt zur Verfügung, wenn er es für recht hielt; er druckte mehrmals Berichtigungen und Erklärungen ab, durch die Heine seinen Gegnern und Verleumdern entgegentrat.

Hie und da trat Kolb auch selbst im redactionellen Theil für den Dichter ein, oder er benutzte Notizen, die ihm dieser zur Verfügung gestellt hatte. Da ich in der „Allgemeinen Zeitung" eine solche Notiz Heine's aufgefunden habe, die bisher weder in den Werken noch in den Briefen abgedruckt worden ist, so möchte ich sie hier mit einschalten. Der Schriftsteller Ludwig Wihl, dessen Heine in seinen Briefen des Oefteren in wenig schmeichelhafter Weise gedenkt, hatte in Gutzkow's „Telegraphen" vom Jahre 1838 (Nr. 117—122) eine Reihe von Artikeln über Heine veröffentlicht, die unter der Maske des Wohlwollens die bittersten Schmähungen enthielten (vergl. Heine's Werke, Bd. VII, S. 338). Der Dichter war empört, und in seiner Noth schrieb er an Kolb am 18. August 1838: „Dieser Mensch, welcher im Grunde nur ein eitler Esel, gibt nur die Eselsmiene her, die von Füchsen benutzt wird, um

allerlei fatales Gerede über mich desto sicherer zu accreditiren. Zugleich ist es auf Erwiderungen von mir abgesehen, die ich nicht geben kann, ohne in peinliche Verlegenheit zu gerathen. Da muß ich vorsichtig zu Werke gehen, und ich habe einliegende Zeilen für die Allg. Ztg. geschrieben, welche Sie gefälligst in irgend einem Briefe aus Paris, aber sobald als möglich, einfügen wollen. Sie würden mich noch mehr verbinden, wenn Sie durch Zufügung von einigen Bemerkungen über mich, die ich ganz Ihrem Gutdünken überlasse, die eingeschickten Zeilen so wohlberechnet umwickeln wollten, daß Niemand auf den Gedanken geräth, sie meiner Feder zuzuschreiben. Es liegt mir unendlich viel daran, daß Niemand mich als Verfasser dieser Zeilen erkennen möge. Bitte, bitte, helfen Sie mir, und bald."

Kolb ließ den Dichter nicht im Stich. Schon in der „Allgemeinen Zeitung" vom 28. August 1838, Nr. 240, fügte er in einen vom 23. datirten Artikel aus Paris folgende Stelle ein, aus der man leicht Heine's Sprache heraus hört:

Indessen ist Jules Janin bekanntlich nicht nach den Thälern und Gletschern der Schweiz, sondern zurück nach den Foyers der Theater von Paris geeilt — seinen Oasen. Hr. Heine dagegen, mit dem ihn früher Börne, obwohl mit Unrecht, verglichen — ihre ganze Grundlage der Bildung und der Gedanken ist eine andere — Heine ist vor einigen Wochen nach Boulogne ins Seebad gereist. Wir dürfen versichern, daß die literarischen und persönlichen Nachrichten, welche ein Hamburger Blatt seit einiger Zeit über diesen Schriftsteller mittheilt, aus keiner authentischen Quelle fließen, sondern lediglich einen obscuren Dichterling zum Urheber haben, der sich vor einiger Zeit in Paris aufhielt, die hiesigen Deutschen mit seiner Eitelkeit beständig belästigte, insbesondere für Heine eine zudringliche Klette war und schon hier durch selbstfabricirte Zeitungsartikel den Versuch machte, in der deutschen Heimath für einen vertrauten Freund und Genossen von Heine und dem gleichzeitig hier anwesenden Grafen Auersperg gehalten zu werden, welch letzterer diese wie jede andere ähnliche Genossenschaft gleichmäßig von sich weisen wird. Es ist nichts ärger, als von der speculirenden Eitelkeit jener Leute zu leiden zu haben, die, unfähig durch eigene Vorzüge etwas zu gelten, sich gern in Deutschland auf ihre in intimen Stunden gemachten Bekanntschaften berufen und zu ihrer Beglaubigung allerlei Histörchen ersinnen, die aus einem vertrauten Umgang geschöpft seyn sollen. Auch Börne hatte ein Lied davon zu singen. Ueberhaupt gibt das Treiben eines Theiles der jungen Deutschen hier überflüssig Stoff zu kläglichen Betrachtungen, was um so mehr zu bedauern ist, als der öffentliche Sinn in Frankreich sich mehr und mehr zu Deutschland, zu deutschem Wissen und deutscher Kunst hinneigt. Heine hat sich, Frankreich gegenüber, häufig an dem Wissen und der Kunst Deutschlands versündigt, und es hat sich sein unbewachter Spott an ihm selbst gerächt: aber doch haben auch seine Schriften viel dazu beigetragen, die Blicke der Franzosen dahin zu richten.

Ich bin der Meinung, daß hier von dem dritten Satze an, welcher beginnt: „Wir dürfen versichern", bis zu dem vorletzten, welcher schließt: „zu deutschem Wissen und deutscher Kunst hinneigt", im Wesentlichen Heine's Wortlaut vorliegt; viel hat Kolb hierin gewiß nicht hinzugefügt.

Nur einmal erlitten die Beziehungen beider Männer eine gewisse Trübung; das war im Frühjahr 1848, als durch die Veröffentlichungen in der „Revue rétrospective" bekannt wurde, daß auch Heine ein Jahresgehalt von der französischen Regierung bezogen hatte. In einem Artikel aus Paris vom 22. April (Beilage der Allg. Zeitung vom 28. April 1848, Nr. 119) wurden die Summen,

die da gespendet worden waren, genannt, und zu Heine's Namen fügte Kolb die redactionelle Notiz hinzu: „Wenn Heine solche Geldunterstützung erhielt, so geschah es wohl mehr für das, was er nicht schrieb." Obwohl diese Bemerkung zahm war, so fühlte sich Heine doch verletzt und erließ eine Erklärung dagegen, die auch Kolb bereitwillig abdruckte (in der „Außerordentlichen Beilage" vom 23. Mai; vergl. Werke, Bd. VI, S. 524). Später kam er noch einmal ausführlicher auf dieselbe Sache zu sprechen (Bd. VI, S. 373 ff.). Aber dies Scharmützel wurde bald wieder vergessen; es blieb beiderseits kein Groll zurück. Das bezeugen Heine's Worte an Oskar Peschel, den berühmten Geographen, vom 22. November 1851: „Grüßen Sie mir recht brüderlich herzlich meinen lieben Kolb, den ich gar zu gern vor meinem Tode wiedersehen möchte." Dieser Wunsch ging in Erfüllung: Kolb reiste im Jahre 1853 nach Paris und besuchte natürlich den alten Freund, an dessen Krankenbette er wehmüthige und genußreiche Stunden verbrachte.

Die Briefe Heine's an Kolb scheinen in alle Winde zerstreut zu sein; bald hier, bald dort taucht einer auf dem Autographenmarkt auf; vermuthlich sind noch manche ungedruckt. Die drei Stück, die ich erhalten habe, ruhen in weit getrennten Sammelmappen. Der erste ist mir durch die Gefälligkeit des Herrn Verlagsbuchhändlers Karl Geibel in Leipzig (Duncker und Humblot) bereits im Jahre 1885 oder 1886 zugänglich gemacht worden. Er lautet:

Mein liebster Kolb! Ich habe Ihnen letzthin geschrieben, daß ein Freund, der in Spanien war, mir eine Serie von Briefen über die dortigen Zuständen versprochen hat. So eben, wo ich in Begriff stehe ins Bad zu reisen, erhalte ich den ersten dieser Briefe und ich habe weder Zeit ihn zu bearbeiten noch meinen Freund drauf aufmerksam zu machen, daß er zu viel Generalitäten und zu wenig facta enthält. Ich schreibe ihm aber noch heute mit der Petite-poste daß dieser Brief nur als Introdukzion dienen kann und daß er mir sobald als möglich die folgenden Briefe mit faktischen Ausführungen und unbekannten Notizen schicken möge und ich werde Ihnen dieselben von Granville aus, wo ich sechs Wochen bade, expediren. — Ich habe Ihnen sous bande 2 Bogen von dem Geroultschen Buche geschickt, die noch nicht gedruckt in den Debats waren; es wär mir lieb, wenn Sie etwas daraus für die Allg. Zt. nehmen könnten. [2] Meine Addresse ist während meiner Abwesenheit: poste restant H. H. à Granville, dans la basse Normandie. — Mit Vergnügen sah ich in der Allg. den Abdruck des Briefs aus Bucharest. — Hier gehen merkwürdige Dinge vor, die einen bewegten Winter versprechen. — In des spanischen Dondorfs, in Lemk'ens Bericht, stehen die wahnsinnigsten Dumheiten zuweilen. Seine Nachrichten sind gewöhnlich ihm von Karlisten aufgebunden. Kein Mensch z. B. glaubt in Sp. daß Frankr. das Land theilen wolle.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich recht lieb.

Ihr Freund H. Heine.

Der fr. Brief ist leider von einem Deutschen schlecht abgeschrieben, hab aber keine Zeit ihn zu korrigiren und überlasse die Correktur Ihrem Scharfsinn.

Der Brief ist nicht datirt, aber der Hinweis auf die beabsichtigte Reise nach Granville läßt uns die Zeit erschließen. Heine weilte in diesem Bade im Mai und Juni 1837, im August und September 1838, im Juni 1839 und im August 1840. Wenn man nun weiterhin in der „Allgem. Zeitung" nach Erklärung der verschiedenen, in dem Briefe gegebenen Anspielungen nachforscht, so sieht man, daß der August 1838 gemeint sein muß. Der Brief ist noch in Paris geschrieben; der erste aus Granville datirte Brief Heine's, gleich-

falls an Kolb gerichtet, rührt vom 18. August her; da dieser bald, aber nicht unmittelbar, nach der Ankunft in Granville abgesandt worden ist, so ist das Datum unseres Briefes wohl ungefähr auf den 10. oder 11. August 1838 anzusetzen. — Wer der Freund ist, dessen Artikel über Spanien Heine zum Abdruck in der „Allgem. Zeitung" empfiehlt, wissen wir nicht; der vorangehende Brief an Kolb, auf den sich der unsere bezieht, fehlt uns. Es ist auch nicht mit Gewißheit zu sagen, ob Heine's Wunsch erfüllt worden, und welcher unter den ziemlich zahlreichen Artikeln, die damals in der „Allgem. Zeitung" über Spanien erschienen, der in Frage stehende ist, vorausgesetzt, daß er überhaupt abgedruckt worden; zu Heine's Charakteristik des Aufsatzes paßt indessen ziemlich gut derjenige, der mit der Ueberschrift „Der Krieg in Katalonien" in der „Außerordentlichen Beilage" vom 19. August 1838 (Nr. 440 u. 441) abgedruckt, aus Bordeaux vom 9. August datirt ist und eine Chiffre des Correspondenten trägt, die wir sonst in den Artikeln über Spanien nicht antreffen. — Der Brief aus Bukarest, über dessen Abdruck sich Heine freut, steht in der „Außerordentlichen Beilage" vom 4. August (Nr. 412 u. 413); er war offenbar auch durch Heine's Vermittelung in die „Allgem. Zeitung" gelangt (möglich, daß er von seinem Bruder Maximilian herrührte); er ist vom 22. Mai datirt; aus einem Brief Heine's an Kolb vom 13. Februar 1852 ergibt sich, daß das Honorar für diesen Artikel auf Heine's Conto gesetzt wurde. — Dr. Donndorf, den Heine schon von der Universität Göttingen her gut kannte, war einer der Pariser Berichterstatter für die „Allgemeine"; der „spanische Donndorf" Lemke ist also der Berichterstatter über die verworrenen spanischen Zustände, von denen hier Einzelheiten nicht erwähnt werden können. Möglich, daß er identisch ist mit dem Dr. Friedrich Wilhelm Lembcke, der 1830 in Heeren-Ukert's „Geschichte der europäischen Staaten" den I. Band einer „Geschichte von Spanien" (Hamburg 1831) herausgab (der nur die älteste Zeit behandelt); doch das ist bloße Vermuthung; Genaueres konnte ich nicht ermitteln. Die Nachricht, daß man in Frankreich daran denke, das spanische Reich zu theilen, findet man in dem vom 11. Juli datirten Artikel aus Madrid, der in Nr. 205 vom 24. Juli 1838 (Hauptblatt) abgedruckt ist. Das Correspondenzzeichen Lembcke's ist hiernach die Sonne (☉).

Schwierigkeit bereitete mir die Erklärung des von Heine erwähnten „Gerould'schen Buches", da ich nicht annehmen mochte, daß dem Dichter in der Schreibung dieses Namens ein ziemlich elementarer Fehler untergelaufen sei. Und doch gab mein verehrter Freund, der Professor Jules Legras in Bordeaux, ein langjähriger Mitarbeiter des „Journal des Débats" und den Lesern dieser Zeitschrift durch seinen schönen Beitrag: „Heinrich Heine in Paris, Neue Briefe und Urkunden aus seinem Nachlaß" (1894) bekannt, mir auf meine Anfrage die Antwort, daß kein Anderer als der bekannte Saint-Simonist Adolphe Guéroult (1810—1872) gemeint sein könne. Guéroult wird im „Livre du centenaire du Journal des Débats" während der Jahre 1835—1842 als Mitarbeiter des berühmten Blattes angeführt. Louis François Bertin, der Aeltere, der die „Débats" leitete, hatte den jungen Publicisten 1836 nach Spanien gesandt, von wo aus er werthvolle Berichte für das „Journal" lieferte, die kurz nachher unter dem Titel „Lettres sur l'Espagne" (Paris 1838) im Buchhandel er-

schienen. So wird auch durch diese Anspielung die Datirung unseres Briefes über allen Zweifel erhoben.

Der nächste Brief Heine's an Kolb ist mir im Sommer 1888 durch die Güte des Herrn Geheimen Justizraths Gille in Jena nach der Abschrift des Besitzers, des Herrn Wilhelm Trinius in Wiesbaden, zugänglich gemacht worden. Das Datum „den 8. Juli 1840" ist in „1841" zu verbessern. Der Brief ist ein Begleitschreiben zu einer öffentlichen Erklärung Heine's (in meiner Ausgabe Bd. VII, S. 11), die durch den widerwärtigen Streit mit Salomon Straus in Frankfurt hervorgerufen worden war. Heine's Buch über Börne hatte nicht nur das gesammte Lager der Liberalen in Aufruhr versetzt, sondern insbesondere auch die nächsten Angehörigen des verstorbenen Volkstribunen aufs Tiefste gekränkt. Heine hatte sich über Börne's Verhältniß zu Frau Wohl, die inzwischen Salomon Straus' Gattin geworden war, in verletzendem Tone geäußert, und der beleidigte Gemahl wollte die ihr und ihm zugefügte Schmach um jeden Preis rächen. Man eröffnete einen bitterbösen Preßfeldzug gegen den Dichter (worüber man Bd. VII, S. 8—14 Genaueres findet), und Straus machte sich überdies auf nach Paris, um den Verleumder seiner Ehre zu — ohrfeigen. Die „Mainzer Zeitung" meldete im Juni 1841 aller Welt von dem Gelingen dieser Heldenthat. Heine selbst schrieb dagegen am 3. Juli an Kolb Folgendes: „Das ganze Begegniß reduciert sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem Bescheid, daß ich im Begriff sei, nach den Pyrenäen zu reisen, und daß, ‚wenn man mit mir zu sprechen habe', man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem ‚man schon zwölf Monate mir nichts geschenkt'. — Dies ist das ganze Begegniß, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, daß ihn kein Augenzeuge zurechtweisen könne, daß nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und daß meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermuthigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die ‚Mainzer Zeitung' abgedruckt hat . . . Ich habe es hier mit der Blüthe des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun . . . ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern." Wenige Tage nachher, am 7. Juli 1841, verfaßte Heine eine geharnischte Erklärung, die er gleichzeitig mit unserem Briefe an Kolb sandte, und die am 19. Juli, nach Schluß des redactionellen Theils, also als Inserat, in der „Beilage" der „Allgem. Zeitung" abgedruckt wurde. Die Hauptstelle darin lautet:

„Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Scheelsucht, politische Parteiwuth, Misere jeder Art haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimath wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu

Gesicht kamen, gehörig zu controliren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publicum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemüthes als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe gegen schnöde Preßbengelei eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen!"

Heine erreichte durch diese Erklärung seinen Zweck: am 7. September 1841 kam es im Thale von St. Germain zum Pistolenduell zwischen den beiden Gegnern; Heine erhielt einen unbedeutenden Streifschuß, Straus blieb unverletzt.

Bei dem Namen „Weil", den Heine in den folgenden Zeilen erwähnt, werden vielleicht Manche an Alexander Weill denken, den deutsch-französischen Schriftsteller, denselben Weill, der von Heine freundlich in die Literatur eingeführt wurde (vergl. Heine's Werke Bd. VII, S. 374), der 1883 ein recht unzuverlässiges Buch „Souvenirs intimes de Henri Heine" veröffentlichte, und der vor einigen Jahren in Froitzheim's Verdächtigungen der armen Friederike Brion als zweifelhafter Gewährsmann angeführt wurde. Nein, dieser ist unter dem miserablen Weil des folgenden Briefes nicht zu verstehen, wiewohl sich Heine auch über ihn späterhin nicht eben mehr allzu vortheilhaft äußerte. Da ich ihn jedoch gerade erwähne, so möchte ich ein kleines Billet Heine's an ihn hier einschalten, das an sich zwar unbedeutend ist, aber immerhin gleich zwei kleine Versehen in dem ersten Capitel der „Souvenirs" (S. 25 f.) berichtigt. Weill schreibt: „Arrivé en 1837 à Paris avec la famille Durand, je me présentai chez Heine avec une lettre de recommandation de son ami Gutzkow." Heine's bisher unbekanntes erstes Schreiben an Weill (das Original wurde mir von Herrn Verlagsbuchhändler Carl Geibel in Leipzig freundlich zugestellt) lautet nun folgendermaßen:

Wertheſter Herr!

Ich habe gestern zu gleicher Zeit mit Ihrem freundlichen Briefe, auch Brief von Herren Kühne aus Leipzig erhalten; Sie werden mir darinn aufs eifrigste empfolen und es wird mir gewiß Vergnügen machen Sie persönlich kennen zu lernen. Zugleich empfing ich auch eine Einlage von Dr. Kühne an Sie, die ich Ihnen nicht schicke, damit Sie desto sicherer mich besuchen. Kommen Sie also zu mir; morgen (Montag) und übermorgen (Dienstag) erwarte ich Sie von 12 Uhr bis 1 Uhr.

Heiter grüßend Heinrich Heine.

Sonntag d. 17 Merz. 23. rue des Martyrs

Hieraus ersehen wir, daß nicht Gutzkow, der Herausgeber des „Telegraphen", sondern Gustav Kühne, der Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", die Bekanntschaft beider Männer vermittelte; Weill schrieb für beide Blätter, und so lag für ihn die Verwechselung nahe. Der zweite Irrthum

betrifft die Zeit; Weill setzt die erste Begegnung in das Jahr 1837; sie fällt aber in das Jahr 1839. Der Irrthum ergibt sich zunächst aus Heine's Adresse: „23 rue des Martyrs“; hier wohnte der Dichter vom Sommer 1838 bis September 1840, und während dieser Zeit fiel der 17. März im Jahre 1839 auf einen Sonntag; so ist das Datum ganz genau gegeben.

Doch dies ist Alexander Weill; der „miserable“ Weil hieß Karl mit Vornamen, war Doctor und Redacteur der „Stuttgarter Zeitung“ (er schrieb sich mit einem l und nicht wie Alexander mit zweien). Dieser „miserable Weil“ wurde etliche Jahre später mit Heine in wenig schmeichelhafte Parallele gebracht: sein Name prangte nämlich zugleich mit dem unseres Dichters in der 1848 von der „Revue rétrospective“ veröffentlichten Liste derjenigen Ausländer, die von der französischen Regierung eine jährliche Besoldung oder Unterstützung erhalten hatten, und zwar erhielt Weil in der Regel gegen 18000 Franken im Jahre. In der „retrospectiven Aufklärung“, die Heine im August 1854 über seine von Thiers und Guizot bezogene Pension (von jährlich 4800 Franken) gibt (Bd. VI, S. 381), kommt er auf seinen fatalen Spießgesellen, den Dr. Karl Weil, etwas genauer zu sprechen und erzählt uns unter Anderem auch gerade das, was uns zur Erklärung des nachfolgenden Briefes erforderlich ist. Er schreibt: „Der Schwabe (Weil) konnte in der That seine fabelhaft große Pension durch kein notorisches Verdienst rechtfertigen, er lebte nicht als Verfolgter in Paris, sondern, wie gesagt, in Stuttgart als ein stiller Unterthan des Königs von Württemberg, er war kein großer Dichter, er war kein Lumen der Wissenschaft, kein Astronom, kein berühmter Staatsmann, kein Heros der Kunst, er war überhaupt kein Heros, im Gegentheil, er war sehr unkriegerisch, und als er einst die Redaction der 'Allgemeinen Zeitung' beleidigt hatte, und diese letztere spornstreichs von Augsburg nach Stuttgart reiste, um den Mann auf Pistolen herauszufordern: — da wollte der gute Schwabe kein Bruderblut vergießen (denn die Redaction der 'Allgemeinen Zeitung' ist von Geburt eine Schwäbin), und er lehnte das Pistolenduell noch aus dem ganz besonderen Sanitätsgrunde ab, weil er keine bleiernen Kugeln vertragen könne, und sein Bauch nur an gebackene Schaletkugeln und schwäbische Knödeln gewöhnt sei.“

Salomon Straus hatte nun doch etwas mehr Muth, obwohl man auch ihm erst lange zusetzen mußte, bis er sich zu dem entscheidenden Schritt entschloß; glücklicherweise hatte er weniger Erfolg als Ganelon, der Verräther Roland's, mit dem ihn der Dichter in den folgenden Zeilen vergleicht. Der Brief lautet:

Cauterets den 8ten Juli 1840.

Liebster Kolb!

Heute überschicke ich Ihnen das angekündigte Memorandum, das wahrscheinlich für mich bedeutende Folgen haben wird und vielleicht auch für unsre deutsche Journalistik von einiger Wirkung sein wird. Wie Sie gegen den miserablen Weil in Studtgard agirten, hätte ich gern gegen ähnliches Gesindel gehandelt: am liebsten wär ich auf einen gestoßen, der einmal die Courage hätte, die Frechheiten, die ihm die Censur erlaubt, männlich zu vertreten — vielleicht erreiche ich meine Wünsche durch beiliegende Erklärung, die Sie gleich in die Allg. Zeitg. abdrucken müssen. Im Fall Sie, im Interesse der Redakzion, Bedenken tragen, bin ich

erbötig die Inserationskosten zu zahlen und ich bitte sie mir in Rechnung zu stellen. — Ich war nie gesünder als seit man mich für todtkrank ausgiebt, und unter uns gesagt ich habe nie so viel des tollsten Muthes gehabt als seit man mich der Feigheit beschuldigt! —

Gestern war ich im Thale Roncevall und dachte an Roland — Sein Hülferuf konnte leider nicht bis zu König Carls Ohren hinreichen — möge mein Ruf ein besseres Schicksal haben und die Redakzion der Allg. Ztg. mir hülfreich beystehen! — Der Ganelon war doch ein sehr schlechter Kerl! —

Heiter grüßend H. Heine.

Der dritte Brief Heine's an Kolb, dessen Abschrift mir von dem nunmehr verstorbenen Eigenthümer der Handschrift, Herrn Dr. Edmund Schebek in Prag, im Jahre 1886 freundlichst zugestellt wurde, führt uns um einige Jahre weiter, in den April 1844, und damit in eine Zeit, als Heine's Berichterstattung für die „Allgemeine Zeitung" wieder ins Stocken gerathen war. Man ersieht aus der Uebersicht über die Entstehungszeit der Werke Heine's, die ich meiner Ausgabe des Dichters beigefügt habe (Bd. VII, S. 646 f.), wie eifrig dieser in den Jahren 1840—43 das Augsburger Weltblatt durch seine Beiträge unterstützte, und wie spärlich seine Berichte 1844 eingingen. Der Anfang des nachfolgenden Briefes legt die Vermuthung nahe, daß sich Cotta und die Redaction wegen der politischen Aufsätze Heine's abermals von höherer Stelle Vorwürfe und Warnungen zugezogen hatten, und daß man sich mit ihm dahin einigte, er möge nur Gegenstände der Kunst und Literatur behandeln. Durch unsern wie durch den unmittelbar vorausgehenden Brief Heine's an Kolb, vom 12. April 1844, wird die Sachlage klar, über die wir sonst keinen genaueren Aufschluß haben. — Der im Folgenden erwähnte Artikel über Concerte und Opernaufführungen wurde von Heine am 25. April abgesandt; am 8. Mai erschien er in der „Allgemeinen Zeitung" (vergl. Bd. VI, S. 441 ff.); Liszt, über den Heine am ausführlichsten darin spricht, spielte in Paris am 16. und 26. April; Heine berichtet aber nur über das erste Concert und hat wahrscheinlich auch nur dieses angehört, und zwar allem Anscheine nach deshalb, weil ihm Liszt für das zweite kein Freibillet wieder zur Verfügung stellte. Kurz zuvor nämlich besuchte der große Musiker den Dichter, der ihm folgendes Billet sandte, das mir vor Jahren durch die Güte des Herrn Geheimraths Gille in Jena in Abschrift zugänglich gemacht wurde (aus dem Liszt-Museum in Weimar), und das vor Kurzem bereits von La Mara in „Briefen hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt" (Leipzig 1895, S. 68) abgedruckt worden ist:

Ich will Sie, Liebster, morgen zwischen 2 und 3 Uhr bey mir erwarten.

Ich habe bereits einen 1ten Artikel geschrieben, den ich *vor* Ihrem 2ten Conzerte fortschicken möchte, und es steht vielleicht etwas drin was Ihnen nicht gefiele; deßhalb ist es mir ganz recht, daß ich Sie erst spräche.

Ihr Freund H. Heine.

Liszt erschien; es kam offenbar wegen des Artikels zu unfreundlichen Auseinandersetzungen, und der Bruch beider Männer war besiegelt; vermuthlich hat Heine erst *nach* der Unterredung die größten Schärfen noch in den Artikel eingefügt, denn so, wie er jetzt vorliegt, konnte er ihn dem befreundeten

Musiker schwerlich vorlesen. Ich erwähne dies nur, um hervorzuheben, daß der nachfolgende Brief *vor* dieser Besprechung geschrieben sein muß; andernfalls würde sich Heine nicht so freundlich über Liszt äußern; auch erkennt man, daß er bestimmt erwartet, auch das am Freitag, den 26. April, stattfindende Concert besuchen zu können. Die eben erwähnten undatirten Zeilen Heine's fallen daher *nach* dem 22. April (dem Datum unseres Briefes) und am wahrscheinlichsten auf den 25.

Der andere in dem Briefe erwähnte Artikel, den Heine gleichzeitig an Kolb sandte, handelt über einen Jugendfreund: Ludwig Marcus (vergl. Bd. VI, S. 111 ff.); es ist ein pietätvoller Aufsatz, in dem viel interessante Bemerkungen über die Bestrebungen der Israeliten, sich die bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen, vorgebracht sind. Heine schätzte diesen gehaltvollen Aufsatz besonders auch wegen des Stils, und in seiner drolligen Weise schrieb er darüber später an Campe: „Wenn Sie diese Denkrede lesen, so lassen Sie sich vorher von Ihrer Frau ein Kissen geben und lesen sie das Werk knieend, denn Sie werden nicht alle Tage Gelegenheit finden, einen so guten Stil anzubeten." Wir begreifen daher, daß Heine Kolb „flehentlich bat," nichts davon zu streichen, und Kolb hatte denn auch ein Einsehen (vergl. die Lesarten Bd. VI, S. 567).

Ueber die Gemäldeausstellung in Paris, den „Salon", dem Heine in früheren Jahren sehr geistvolle Betrachtungen gewidmet hatte, wollte er diesmal nicht berichten; an seiner Stelle that es der Dr. Heinrich Seuffert aus München (in der „Beilage zur Allgem. Zeitung" vom 22. Mai 1844, Nr. 143). Seuffert war ein langjähriger Mitarbeiter des Augsburger Blattes und seine (mit einem Pfeil versehenen) Aufsätze und Nachrichten aus Paris erscheinen darin in reichlicher Anzahl. Er war mit Heine gut bekannt; er war dessen Secundant bei dem erwähnten Duell mit Salomon Straus. Aber tiefere herzliche Beziehungen bestanden zwischen den beiden Männern kaum. Am 13. Februar 1852 schreibt Heine über ihn: „Von Seuffert sehe ich nichts, doch sagt man mir, er sei auf lebenslänglich verheirathet, er tränke nicht mehr, was kaum glaublich ist; er wasche sich sogar und er spiele jetzt mit religiösen Ideen statt mit seinem schwarzseidenen Bandel."

Endlich erwähnt Heine in seinem Briefe die Gräfin d'Agoult, die bekannte Freundin von Franz Liszt, zu der dieser jedoch eben damals, im April 1844, die bereits seit Monaten gelockerten vertrauten Herzensbeziehungen vollends löste. Wie mir Fräulein Marie Lipsius, die bekannte Musikschriftstellerin La Mara, schreibt, behauptete man, daß die Gräfin schon zu jener Zeit im Stillen gegen Liszt wühlte und statt seiner Thalberg, den Nebenbuhler Liszt's, feierte. Wie weit Heine über die Lage der Dinge aufgeklärt war, steht dahin; er mochte annehmen, daß die alten Beziehungen der Liebenden noch bestünden, oder aber von dem Bruch erfahren haben — in jedem von beiden Fällen durfte er schreiben: Madame d'Agoult werde hoffentlich Tact genug haben, über Liszt zu schweigen. Das that sie nun freilich nicht: im Jahre 1845 erschien ihr Roman „Nélida", in dem sie sehr durchsichtige Selbstbekenntnisse über ihr Verhältniß zu Liszt gab.

Zweifelhaft ist eine andere Anspielung des folgenden Briefes: Heine schreibt, Kolb solle sich von der Gräfin d'Agoult nichts über Lehmann aufbinden lassen. Da außer Joseph Lehmann, dem Begründer des „Magazins für die Literatur des Auslandes", Männer dieses Namens in Heine's Leben keine Rolle spielen und Joseph nicht gemeint sein kann, so ist die Entscheidung, an wen Heine dachte, nicht ganz leicht. Wahrscheinlich wird er aber den Maler Heinrich Lehmann im Auge gehabt haben, der 1814 in Kiel geboren war, in Hamburg aufwuchs und später nach Paris zog, wo er sich naturalisiren ließ. Er erregte hier durch seine Porträts berechtigtes Aufsehen, wurde 1864 Mitglied der Académie des beaux-arts und starb 1882. Auf ihn bezieht sich eine boshafte Stelle in Heine's Gedicht „König Langohr I." (Bd. II, S. 193); der „gekrönte Esel" (vermuthlich Napoleon III.) sagt hier unter Anderm:

Ich hab' eine Malerakademie
Gestiftet für Affen von Genie.
Als ihren Director hab' ich in petto
Den Raffael des Hamburger Ghetto,
Lehmann vom Dreckwall, zu engagiren;
Er soll mich auch selber porträtiren.

In der Vermuthung, daß dieser Heinrich Lehmann gemeint sei, wurde ich bekräftigt durch einen freundlichen Hinweis von La Mara, die mich auf ein Buch von dem Maler Rudolf Lehmann, Heinrich's Bruder, aufmerksam machte, das mir bis dahin entgangen war. In den fesselnden „Erinnerungen eines Künstlers" von Rudolf Lehmann (Berlin 1896) wird (S. 224 ff.) von den Beziehungen beider Brüder zu Liszt und Madame d'Agoult berichtet; man ersieht hieraus, daß die Gräfin in der Lage war, Genaueres über beide mitzutheilen, und da Rudolf damals nicht in Paris lebte, so wird nicht er, sondern sein berühmterer Bruder Heinrich gemeint sein. Was der Pariser Klatsch von diesem damals Besonderes zu erzählen wußte, habe ich nicht zu ermitteln vermocht.

Der Brief lautet:

Paris den 22ten April 1844.

Liebster Kolb! Ihr Brief vom 16ten hat mir einen großen Stein vom Herzen gewälzt. Nur mit Kummer hätte ich die Allg. Ztg aufgegeben; verdanke ich ihr doch unter andern auch, daß ich zuweilen Brief von meinem lieben alten Freund Kolb becomme, der zu beschäftigt ist als daß er mir ohne dringende Redakzionsanlässe je eine Zeile schreiben würde! So lange Sie an der Allg. sind, werde ich ihr selbst unter noch drückenderen Umständen treu bleiben. — Den Artikel über Conzerte werde ich umarbeiten und Ihnen nebst einen 2ten Artikel über die Oper in 8 Tagen zuschicken; ich warte nemlich so lange, wegen der Conzerte von Liszt, der jetzt hier enormen Spektakel macht u den ich jetzt weit besser und würdigender besprechen kann. — Den einliegenden Artikel habe ich selbst censirt, und ich hab darin so viel gestrichen daß ich Sie flehentlich bitte, mir nichts darin zu streichen. — Ueber den Salon werde ich nicht schreiben, da mir Seuffert vor 14 Tage sagte, daß er darüber einen Artikel anfertige. Der Salon ist so mittelmäßig, daß ein Artikel genügt. Lassen Sie sich bei Leibe von Me D'agout nichts über Lehman aufbinden. Ueber Liszt wird sie wohl aus Takt nicht in der Allg. Ztg schreiben.

Ihr Freund H. Heine.

IV.

Das interessanteste Stück meiner kleinen Sammlung ist ein Brief Heine's an Ferdinand Lassalle, vom 7. März 1846, der, man darf sagen, durch einen Zufall bisher noch nicht bekannt geworden ist, denn das Original ruht an einer Stelle, wo es jedem Suchenden leicht zugänglich gemacht wird: in der Radowitz'schen Autographensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin. Hier habe ich es mir bereits vor zwölf Jahren mit gütiger Erlaubniß der Direction abgeschrieben. Interessant ist dies Schriftstück einerseits deshalb, weil es die geradezu großartige Charakteristik des jungen Lassalle, die Heine in anderen, wiederholt abgedruckten Briefen gegeben hat, vervollständigt, vervollständigt vor Allem auch durch den prophetischen Hinweis auf Lassalle's Zukunft, andererseits und insbesondere deshalb, weil es, wenn nicht alle Zeichen trügen, auf Vorgänge hindeutet, die als Vorspiel des berühmten und berüchtigten Cassettendiebstahls zu betrachten sind.

Der zwanzigjährige Lassalle war im Winter 1845/46 mehrere Monate lang in Paris gewesen und war Ende Januar von dort nach Berlin zurückgekehrt. Er hatte den Dichter des „Buches der Lieder" aufgesucht, und aus dem Wohlgefallen, das beide Männer an einander fanden, entwickelte sich, trotz des Abstandes der Jahre, schnell ein Gefühl herzlicher Freundschaft. Lassalle war seit Jahresfrist von dem Gedanken beherrscht, wie er seiner fünfzehn Jahre älteren Freundin, der Gräfin Sophie Hatzfeld, in ihrem Ehescheidungsproceß nützlich sein könne; Heine war seit ungefähr gleich langer Zeit in den elenden Erbschaftsstreit mit seinem Vetter Karl Heine verwickelt. Beide, Lassalle und Heine, waren in ihren sie tief erregenden Angelegenheiten von leidenschaftlicher Kampfeslust erfüllt; rücksichtslos eingreifen wollten sie und vor keinem Mittel zurückschrecken. Und doch war der Jüngling noch gewandter als der Mann; rühmte sich dieser, daß er die Krallen des Tigers besitze, so würde die verschlagene Klugheit und Ueberlegenheit des jungen deutschen Gelehrten, der damals noch aller politischen Agitation fernstand, durch einen solchen Vergleich nicht hinreichend verdeutlicht werden. Die Freunde tauschten ihre Gesinnungen, ihr Denken und Verlangen, ihre Geheimnisse aus und waren beglückt durch das Gefühl des tiefen Verständnisses, der Uebereinstimmung. Und mit dem ungehemmten Drang, zu leben und sich zu behaupten, der beide auszeichnete, mit ihrer souverän-egoistischen Herrenmoral kosteten sie auch gemeinsam die Genüsse der Großstadt aus, das heißt, soweit der schon kränkelnde Dichter noch mitthun konnte.

Heine gewann Lassalle für seinen Feldzug gegen Karl Heine, in dem sich auch Laube, Schücking, Varnhagen, Meyerbeer, Detmold u. A. mehr oder minder rege betheiligt hatten oder noch betheiligten. Auf Lassalle's Anregung schrieb der Fürst Pückler in Heine's Interesse an Karl einen Brief, der des Dichters Entzücken erregte. Desgleichen sollte jetzt Lassalle dahin wirken, daß auch Meyerbeer ein solches Schreiben von Stapel lasse.

Heine's Beziehungen zu diesem waren bis dahin gut und freundlich, ja zu Zeiten herzlich gewesen. In den Berichten über das Pariser Kunstleben, die Heine in der „Allgemeinen Zeitung" und an anderen Orten veröffentlichte,

hatte er dem Componisten reichlich Lob gespendet, und dieser hatte seinerseits dem Dichter bei den mannigfaltigen Streitigkeiten, die er mit seinem Oheim Salomon Heine in Hamburg auszukämpfen hatte, einen sehr wichtigen Dienst erwiesen: auf Meyerbeer's Zureden und durch seine Vermittlung ließ sich Salomon bewegen, seinem Neffen die Pension, die er ihm gab, auf Lebenszeit zuzusichern. Gleichwohl fand sich, als Jener bald nachher, im December 1844, starb, in seinem Testament keine derartige Bestimmung vor, und da Karl, Salomon Heine's Sohn, sich weigerte, das Geld fernerhin zu zahlen, so kam es zu dem langwierigen und widerwärtigen Erbschaftsstreit, von dem wir weiter unten noch öfter zu sprechen haben werden. Meyerbeer kannte genauer als jeder Andere Salomon's Willen; sein Zeugniß war für Heine von der allergrößten Bedeutung, und es war daher nicht mehr als anständig, daß er ein solches Zeugniß bereitwillig ausstellte. Heine gab es Lassalle mit und nennt es in dem folgenden Brief mit Recht eins seiner wichtigsten Actenstücke. Ja, in einer vertraulichen Stunde hatte Meyerbeer (nach Heine's Brief an Camve vom 31. August 1845) dem Dichter sogar versprochen, „jedes Deficit . . . aus eigenen Mitteln" decken zu wollen. Es ist dies eine überaus auffallende Zusicherung, bei der man fast an ein Mißverständniß denken möchte. Begreiflich ist es uns, daß Heine Tags darauf den Freund als den „wackeren Meyerbeer" bezeichnet; dagegen ist es auffallend, daß er schon nach wenigen Monaten in ihm einen durchtriebenen Fuchs sah, dem er den Balg abziehen wolle. Den äußeren Anlaß zu dieser sich allmälig entwickelnden Entfremdung scheinen kleine Mißverständnisse und Klatschereien gegeben zu haben; der tiefere Grund lag aber in der Verschiedenheit der Charaktere. Dadurch war der Bruch gleichsam schon seit Jahren vorbereitet; wir sehen ihn in dem folgenden Schriftstück nur noch mühsam verdeckt. Und wenige Jahre später sind die alten Freunde zu erbitterten Gegnern geworden: im Januar 1849 schreibt Heine jenes famose „Festgedicht" auf den Componisten, das mit den Worten beginnt: „Beeren-Meyer, Meyer-Beer! Welch ein Lärm, was ist der Mär'?" (Bd. II, S. 178), und das an Witz, Gemeinheit und tödtlicher Bosheit seines Gleichen sucht.

Die Hoffnung Lassalle's, daß man auch Alexander von Humboldt, den wohlwollenden Verehrer des Dichters, werde veranlassen dürfen, für Heine bei dessen Verwandten einzutreten, ging nicht in Erfüllung. Man wird fragen, wie man denn überhaupt einen solchen Gedanken habe fassen können? Der große Gelehrte und Heine waren doch keine Freunde; ihr Verhältniß war niemals intim, und vorwiegend durch Varnhagen wurden gewisse freundliche Beziehungen aufrecht erhalten. Soviel wir wissen, haben die beiden Männer nur einmal Briefe mit einander ausgetauscht, und das war allerdings gerade zu der Zeit, um die es sich hier handelt. Da sich unter meinen Papieren ein Blatt befindet, das zur Ergänzung dieses Briefwechsels beiträgt, so sei es mir gestattet, es gleichsam in Parenthese einzuschalten und einen Augenblick bei der Sache zu verweilen.

Heine beabsichtigte zu Anfang 1846 zur Begleichung seines Streites mit Karl nach Hamburg zu reisen, und er wollte diese Gelegenheit benutzen, um

einen Abstecher nach Berlin zu machen, wo er die ersten ärztlichen Autoritäten, namentlich den Chirurgen Johann Friedrich Dieffenbach, wegen seines fortschreitenden, aber damals noch nicht ganz hoffnungslosen Leidens consultiren wollte. Er richtete nun in seinem Briefe vom 11. Januar 1846 an Humboldt die Bitte, er möge durch seinen hohen Einfluß von den Behörden die Zusicherung erwirken, daß Heine während seines Aufenthaltes in Berlin von der Polizei nicht behelligt werde. Humboldt, der schon vorher durch Dieffenbach von Heine's schwerer Erkrankung erfahren hatte, bemühte sich redlich im Interesse des Dichters, aber ohne Erfolg. Die Antwort an Heine hat Strodtmann (Bd. II, S. 336) schon vor langer Zeit veröffentlicht; er theilte sie mit nach einer von Humboldt zurückbehaltenen Abschrift, die jetzt auch in der Radowitz'schen Autographensammlung der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird. „Ich habe mit Wärme gehandelt," schreibt Humboldt, „und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den Preußischen Boden nicht zu berühren." Der Eifer Humboldt's erhellt daraus, daß er sowohl bei dem Könige wegen der Sache anfragte, als auch an den Minister des Innern schrieb. „Der König," so lautet eine Notiz von ihm, „der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt consultiren zu lassen, es auch bald sichtbar ward, daß sich hier das Publicum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmere . . . Die Polizei", so fährt Humboldt fort, „wußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen." Die Aeußerung der „Polizei" oder richtiger des Ministeriums des Innern, die bisher unbekannt geblieben, ist mir gleichfalls in der Radowitz'schen Sammlung (Nr. 7214) zugänglich gewesen. Es ist ein Schreiben des Ministers Ernst von Bodelschwingh-Velmede, der seit 1845 das Portefeuille des Innern führte; er ist der Vater des bekannten Bielefelder Pfarrers, des Begründers so vieler humanitärer Einrichtungen. Der Brief an Humboldt lautet:

Euer Excellenz

benachrichtige ich in Beziehung auf den p. Heyne ganz ergebenst, daß derselbe unter mehreren Anklagen wegen Majestäts Beleidigung u Aufreizung zur Unzufriedenheit steht, mithin die Verhaftung zu erwarten hat, sobald er den Preußischen Boden betritt. —

Ihn hiergegen durch einen besonderen Gnaden-Act zu schützen, dazu dürfte um so weniger Veranlaßung vorliegen, als er bis auf die neueste Zeit fortfährt, Seine Majestät den König auf die niederträchtigste Weise zu beschimpfen. Als eine Probe lege ich unter Bitte baldiger Rückgabe [2] ein eben erschienenes Blatt des Telegraphen bey, in welchem das Gedicht: „Der neue Alexander" zuverläßig von Heyne ist. Derselbe wird unter diesen Umständen auf Diefenbachs Hülfe verzichten oder ihn zu sich nach Hamburg kommen laßen müßen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ew. Excellenz

gz ergbster Diener
Bodelschwingh

Berlin 28 1 46

Das Gedicht, auf das sich der Minister bezieht, Nr. „III“ des „Neuen Alexander“ (Werke, Bd. II, S. 173 u. 512), war in Nr. 17 des „Telegraphen für Deutschland“, Jahrgang 1846, abgedruckt. Es enthält eine Charakteristik Friedrich Wilhelm's, die viel zu treffend war, um nicht tief zu verletzen.

Heine's Reise nach Berlin kam nicht zu Stande; er fuhr auch nicht nach Hamburg und sah überhaupt den deutschen Boden nicht wieder.

Lassalle also hatte gehofft, auch Humboldt's überragende Persönlichkeit in Heine's Familienstreit mit hineinziehen zu können; dem Dichter erschien dieser Gedanke wohl werthvoll und schmeichelhaft, aber er sah von vornherein klarer als sein junger Freund, wie schwer es sein werde, den großen Gelehrten zu einer Aeußerung in dieser Sache zu bewegen. Humboldt blieb außerhalb des Spiels, und er brauchte sich darüber keinesfalls zu beklagen.

Denn auf beiden Seiten benahm man sich wenig ruhmvoll in diesem Streit; auch Heine ließ sich in der Hitze des Gefechtes zu Handlungen hinreißen, die nicht zu entschuldigen sind. Ziemlich raffinirt ist ein Zug, auf den der folgende Brief hinweist. Heine hoffte die Anerkennung der Pension zu erzwingen, wenn er seinen Vetter durch die Presse angreifen und einschüchtern ließ, und zu diesem Zwecke setzte er all seine Freunde und Bekannten in Bewegung. Er half aber auch selbst nach, und zwar auf merkwürdige Weise: er schrieb nämlich einen Schmähartikel gegen sich selbst, den er aber gleichwohl so abfaßte, daß zwischen den Zeilen die „Niederträchtigkeit seiner Feinde“ herauszulesen war, und gegen diesen Schmähartikel sollte alsdann Lassalle eine Erwiderung veröffentlichen, in der Karl Heine die nöthigen Wahrheiten gesagt werden sollten. Eine genauere Anweisung, wie Lassalle sich in seiner Erwiderung zu verhalten habe, gab ihm Heine in dem Briefe vom 27. Februar, welcher dem unsrigen unmittelbar vorausgeht. Heine's „Schmähartikel“ sollte in der „Kölnischen Zeitung“ erscheinen; er ist aber nicht abgedruckt worden, und die Redaction wird ihn wohl, wie das Heine in unserem Briefe selbst wünscht, an den Einsender zurückgeschickt haben.

Aber weitaus das Interessanteste an unserm Briefe ist der erste Absatz, der sich, wie man deutlich sieht, nicht auf Heine's Angelegenheiten, sondern auf diejenigen Lassalle's bezieht. Es handelt sich um einen abenteuerlichen Plan, der „ins Gebiet der Sue'schen Romane“ zu gehören scheint, und Lassalle ist so erregt von dem, was er schreibt, daß er am 27. Februar gleich zwei Briefe hinter einander absendet, um den Dichter zu bestürmen. Wir wissen, auch Heine ist kein Lamm; er findet und billigt manches Mittel, auf das ein Durchschnittsmensch nicht verfällt — aber auch er geräth über die Ideen seines jungen Freundes in Verwunderung und macht über seine Unerfahrenheit große Augen. Trotzdem geht er auf den Plan ein, sagt aber, daß dazu eine „Gelegenheitsmacherin de haute volée“ nöthig sei, und daß Lassalle selbst nach Paris kommen müsse, um die Sache persönlich einzufädeln.

Also ein großes Geheimniß, eine höchst verschmitzte Intrigue! Daran ist nicht zu zweifeln. Und die Sache wird wohl noch einmal klipp und klar dargelegt werden. Denn ein großer Stoß von Briefen an Heine liegt noch in seinem Nachlaß verborgen. Zur Zeit bleiben wir auf Vermuthungen an-

gewiesen, aber auf Vermuthungen, die sich der Wahrscheinlichkeit annähern. Wenige Monate nämlich, nachdem Lassalle diesen räthselhaften Brief an Heine gesandt hat, wird die Welt durch einen höchst sensationellen Proceß in Aufregung versetzt, in den auch Lassalle verwickelt ist, ohne aber verurtheilt werden zu können. — Wir wissen, ihm liegt nichts so sehr am Herzen wie der Streit der Gräfin Hatzfeldt mit ihrem Gemahl. Der Graf hatte es jetzt besonders darauf abgesehen, seiner Gattin auch das jüngste Kind, ihren damals vierzehnjährigen Sohn Paul, abspenstig zu machen, und er schrieb seinem Sohne, er würde ihn enterben, wenn er nicht heimlich die Mutter verlassen und zu ihm kommen würde. Der Knabe übergab den Brief seiner Mutter, und man kann sich vorstellen, was sie beim Anblick dieser Zeilen fühlte. Halb erstickt von Schmerz und Thränen war sie, als Lassalle sie antraf. In dem Bericht, den er später seiner russischen Freundin Sophie Solnzeff über den ganzen langwierigen Handel gab („Une page d'amour de Ferdinand Lassalle“ [1]), Leipzig 1878, S. 69 ff.), erzählt er, jener Brief Hatzfeldt's sei kurze Zeit vor einem zum Ausgleich der beiden Gatten im April 1846 anberaumten Termin eingetroffen; er fällt also ungefähr in die Zeit, um die es sich hier handelt. Eine Zusammenkunft und Aussprache der Beiden findet auch bald nachher — Genaueres gibt Lassalle nicht an, doch jedenfalls vor dem August 1846 — zu Aachen statt; die Gräfin ist aber zu dieser Zeit bereits im Besitz von Schriftstücken, die den Gatten aufs Schlimmste bloßstellen. Wie man zu diesen Schriftstücken gelangt war, erfahren wir nicht. Ueber ihren Inhalt hören wir am besten Lassalle selbst (a. a. O. S. 74):

„Je le trouvais (den Grafen Hatzfeldt) à Aix-la-Chapelle avec une nouvelle maîtresse, une femme des plus intriguantes, la baronne de Meyendorff, née d'Hagguerre, Hollandaise par nation, femme du Baron Meyendorff, qui est le frère de celui qui était longtemps ambassadeur russe à Berlin. Cette femme avait longtemps servi comme espionne russe à Paris, surtout chez le duc d'Orléans. Maintenant elle faisait du comte sa proie. Bientôt nous avions les preuves, non-seulement de son commerce illicite avec le comte, mais encore qu'il avait fait à elle, sous la forme déguisée d'un contrat de prêt, une donation qui devait ruiner entièrement l'avenir du fils Paul, fils cadet qui n'était pas assuré par les grands majorats de la famille, qui n'appartiennent qu'aux aînés. Le comte avait l'intention de le ruiner, car il le haïssait de tout son coeur parce qu'il n'était parvenu ni à l'arracher à la comtesse ni à le corrompre.

Il était justement au point de faire hypothéquer cette donation sur les terres allodiaux qui devaient assurer l'avenir de Paul.

La comtesse, à cette nouvelle que l'avenir de ce fils adoré allait être brisé pour toujours, ne pouvait plus se retenir à ce nouveau malheur. Elle accourt à Aix-la-Chapelle et, les preuves à la main, elle se rend près du comte.“

[1]) Mir steht leider nur die französische Ausgabe zur Verfügung.

Der Graf verspricht darauf seiner Gattin, die Schenkungsurkunde zu widerrufen und alle Feindseligkeiten gegen sie einzustellen. Als sie aber bald nachher mit ihrem Notar zurückkehrt, um die Versprechungen des Gatten gerichtlich zu sichern, verweigert er, sie zu empfangen, und auf ihre Briefe gibt er keine Antwort. Nur für die Meyendorff ist er zu sprechen. — Nach kurzer Zeit reist diese nach Köln ab. Lassalle, der sich gegenüber von der Wohnung des Grafen eingemiethet hat und alle seine Schritte beobachtet, veranlaßt seine Freunde, den Assessor Oppenheim und den Dr. med. Arnold Mendelssohn, der Meyendorff, und sei es bis ans Ende der Welt, zu folgen, sie zu beobachten und zu ermitteln, ob die Schenkungsurkunde widerrufen sei oder nicht. Die Freunde erledigen sich ihres Auftrages äußerst prompt: sie steigen in Köln in demselben Gasthof wie Frau von Meyendorff ab und — entwenden die Cassette, in der sie das fragliche Document vermuthen. Der Diebstahl der jungen Millionäre wird entdeckt; es kommt zu einem Proceß, in dem nicht das wirkliche Leben, sondern ein abenteuerlicher Roman aufgedeckt zu werden scheint; mit Kopfschütteln fragen sich die Menschen, als sie von der Sache hören, ob sie träumen oder wachen. Oppenheim wird im December 1846 freigesprochen: Mendelssohn, der eigentliche Schuldige, entflieht nach Paris, wo er auch mit Heine verkehrt, wird aber im nächsten Jahre, als er sich nach Deutschland glaubt zurückbegeben zu dürfen, dort verhaftet und zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt, die auf Humboldt's Vermittlung durch Gnadenact des Königs in ein Jahr Gefängniß umgewandelt wurden; doch mußte Mendelssohn Europa verlassen. Ein Proceß gegen Lassalle, als den geistigen Urheber des Verbrechens, endete 1848 mit der Freisprechung des Angeklagten. Er hatte sich zur Zeit des Diebstahls nicht in Köln, sondern in Aachen aufgehalten, und es war ihm rechtlich natürlich gar nichts anzuhaben.

Gleichwohl bleibt es sehr wahrscheinlich, daß er der geistige Vater der abenteuerlichen That war. Und unser Brief läßt sich, wenn wir alle Anzeichen zusammenfassen, mit gleich großer Wahrscheinlichkeit nur auf ein Vorspiel dieser That beziehen. Wir sahen, die Meyendorff lebte als russische Spionin in Paris; Lassalle will durch Heine's Vermittlung in Paris etwas Abenteuerliches ausführen oder ermitteln lassen, wozu man sich am besten einer „Gelegenheitsmacherin de haute volée" bedient. Ich meine, es wird sich dabei sicherlich um irgend einen Anschlag auf die Meyendorff handeln. Vielleicht noch nicht um die Entwendung der Schenkungsurkunde — dies Papier war damals möglicher Weise noch gar nicht ausgestellt worden, aber um einen Beweis für des Grafen Absicht, eine solche Schenkung zu machen. Und dieser Beweis wurde gewonnen — über das Wie geht Lassalle ganz eilig hinweg; er sagt nur: „Bientôt nous avions les preuves." Heine hat sie ihm jedoch nicht verschafft. Schon unser Brief zeigt ihn schwierig. Lassalle aber schreibt direct (S. 79): „C'était sous ces circonstances que Heine me faisait défaut (mich im Stiche ließ), comme je vous l'ai dit un jour, parce que la baronne de Meyendorff était l'amie de cet autre espionne russe, la princesse de Lieven, et parce que la princesse de Lieven était la maîtresse de Guizot, et parce que lui, Heine, touchait une pension de Guizot." Möglich, daß Lassalle's

Begründung richtig ist, möglich aber auch, daß Heine mit der abenteuerlichen, verfänglichen und unsauberen Sache aus Gründen des Anstandes und der Klugheit überhaupt nichts zu thun haben mochte. Hat aber Heine den jungen Freund in dieser Hatzfeldt'schen Sache im Jahre 1846 aus Rücksicht auf die Meyendorff im Stich gelassen, so wird sich der erste Absatz unseres Briefes mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit bereits darauf beziehen. Wie aber Lassalle oder die Gräfin ihre Beweisstücke doch erhalten haben — das geht uns hier nichts an.

Zwischen Heine und Lassalle hört fortan der Briefwechsel auf. Unser Brief ist wenigstens der letzte, der uns von den an Lassalle gerichteten erhalten ist. Nur ein Auszug aus einem Schreiben des Dichters an Lassalle's Vater vom 30. April 1850 ist uns noch bekannt; hier heißt es: „Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht, und ich bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin . . . Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen." Dazu kam es nun wohl nicht.

Für einige Jahre wurden gewisse Beziehungen der beiden Männer noch durch Heine's Verkehr mit Lassalle's Schwester aufrecht erhalten, die in Paris an den Ritter von Friedland verheirathet war. Dieser, den Heine nach dem Hofjuden Friedrich's des Großen „Calmonius" zu nennen pflegte, und den er scherzend und spottend öfter in seinen Schriften erwähnt, besorgte wiederholt kleine Börsengeschäfte für den Dichter, bis ihm das Mißlingen einer verhältnißmäßig großen Speculation die dauernde Ungnade seines Auftraggebers zuzog. Auch in unserem Brief wird Calmonius erwähnt. Doch es wird Zeit, daß wir endlich das Schriftstück selbst vorlegen.

Paris den 7 Merz 46.

Liebster Lassal!

Ihre zwey gleichzeitigen Briefe vom 27 Feb. habe ich richtig erhalten. Der Hauptinhalt hat mich zwar in Verwundrung gesetzt, ja ich habe über Ihre Unerfahrenheit große Augen gemacht, doch den Fond der Sache habe ich verstanden und beherzigt. Wie wenig **ich** passend bin zu einem Auftrage, der mehr ins Gebieth der Sueschen Romane als zu meinen Begebnissen gehört, merke ich schon daran, daß ich bis heute noch nicht im Stande war auch nur das Terrain kennen zu lernen, wozu aber auch freylich mein momentan abscheulicher Gesundheitszustand beyträgt. Aber auch ein andrer würde auf diesem Wege nichts ausrichten; ein besserer Weg ist die Anwendung einer Gelegenheitsmacherin de haute volée, wie es deren hier giebt, mit der Sie aber nur direkt agiren könnten, aus Gründen, die ich hier nicht erörtern darf. Das ist nicht so leicht, und kostet viel Geld oder vielleicht auch nicht so viel Geld wenn Sie durch Ihre persönliche Gewandtheit suppleiren. Wenn Sie also selbst hierherkommen, ist Hoffnung des Gelingens vorhanden. Auf dem vorgeschlagenen Wege ist die Unmöglichkeit.

Wie der Zufall jede Berechnung zu Schanden macht, merke ich daran, daß die Köllner Zeitg bis jetzt den bewußten Artikel nicht gedruckt hat. Ich habe nun hinschreiben lassen, daß sie ihn unverzüglich an den Einsender zurückschicke, und will dann sehen was ich damit anfange. Wahrscheinlich, **wenn ich ihn überhaupt drucken lasse**, warte ich damit noch einige Wochen, da mein

leidender Kopf mich zwingt jede gewaltsame Handlung, überhaupt jeden offnen Krieg, einige Zeit zu adjourniren. Das zu Ihrer Nachricht und Richtschnur. Jede zu große Emozion tödtet mich jetzt, und das Schreiben ist mir Gift. Nur gelinde Mittel sind in diesem Augenblick für mich rathsam. Aber ich bin noch immer der Meinung, daß jener Artikel wenn er gedruckt würde, von der heilsamsten Wirkung wäre, selbst wenn keine Vertheidigung drauf folgte; die Niederträchtigkeit meiner Feinde ist hier am anschaulichsten. Ist das nicht Ihre Meinung? Nur um Liebeswillen handeln Sie diskret. — Meyerbeer ist ein durchtriebener Fuchs, aber ich werde ihm doch den Balg abziehen. Ich habe Ihnen die strenge Wahrheit immer gesagt, bis auf Unbedeutendes welches sich auf die verwickelten Tripotagen bezieht, wo seine Eitelkeit u sein Geitz das ennyanteste Wechselspiel bilden. So viel versichere ich Sie: Er kostet mir mehr als ich ihm. Sie haben keinen Begriff davon wie ich täglich von den hiesigen Deutschen gebrandtschatzt werde, u wie ich nur für Meyerbeer dafür einigen Nutzen zog. Sagen Sie mir bestimmt was er sagte, und ich wasche ihm den Kopf, wie er ihm noch nie gewaschen worden. — Jedenfalls aber sorgen Sie daß er, in entschiedenster Sprache, an Carl Heine schreibt u daß ich Copie dieses Briefes erhalte. Das wird er thun, u das ist jetzt das Zweckmäßigste. — Den Brief von ihm an mich, den Sie in Händen haben, werde ich Ihnen vielleicht bald zurückfordern; ich habe ihn vielleicht sehr dringend nothig. Sie wissen es ist eins meiner wichtigsten Aktenstücke. — Melden Sie mir nur unverzüglich, ob Meyerbeer an Carl Heine geschrieben. — In wie weit Herr v. Humboldt nutzen könnte, weiß ich jetzt nicht; das Aussprechen seiner Meinung in einem Privatbriefe an mich (bey Gelegenheit der näheren Beantwortung meines Gesuches wegen der berliner Reise) wäre mir gewiß nützlich, indem ich einen solchen Brief an Carl Heine schicken würde. Doch würden Sie nicht so leicht dieses erlangen, wie Sie zu glauben scheinen.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich an Carl Heine, vor der Eröffnung des saubern Testamentes, kein verletzendes Wort geschrieben und daß er also nichts derartiges in Händen hat von früherem Datum.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir mit Gewissenhaftigkeit gut und liebend. Seyen Sie überzeugt ich denke oft mit der größten Sorge an Sie und Ihre Zukunft: ich spreche es aber nie aus weder gegen Sie selbst, noch am wenigsten gegen Andre: dazu bin ich wieder zu klug u erfahren.

Wie viele Rippenstöße werden Sie noch bekommen ehe Sie meine Erfahrung gewonnen! Und alsdann werden Sie müde u krank seyn wie ich, und alle Erfahrung wird Ihnen alsdann nichts nutzen können! Das ist das Leben! Ich hab es satt. Ihr Freund

H. Heine.

Galmonius u Ihre Schwester leben hier wohl u heiter: ersterer ist der glücklichste Mensch! Er glaubt Alles u Jedem u sogar sich selber!

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

In Sachen Pferdebürla.

[Nachdruck untersagt.]

I. Offenes Schreiben an Herrn Professor F. Max Müller[1]).

Hochgeehrter Herr!

Ihr Briefwechsel in dieser Zeitschrift mit dem „Pferdebürla" hat gewiß vielseitig Antheil erregt. Es gibt eben viel mehr Pferdebürla, als man glauben sollte, d. h. Leute in allen möglichen Stellungen und Berufsarten, die ernstlich nachgedacht haben und zu einem Ergebniß gelangt sind, das sich nicht wesentlich von der Denkart Ihres hinterwäldlerischen Freundes unterscheidet.

Schreiber dieses rechnet sich auch dazu; er ist freilich nicht Autodidakt wie das Pferdebürla, sondern Naturforscher und, wie Sie, Professor, aber da ihm jedwede philosophische Schulung abgeht, und er zu seiner Anschauung nur durch Beobachtung und Nachdenken gelangt ist, so steht er Ihnen, dem grundgelehrten Philologen, gegenüber nicht viel höher als der schlesische Land- und Landsmann. Und um die gegenseitige Vorstellung zu vervollständigen, fügt er hinzu, daß er seit Langem schwer leidend ist. So muß er denn, statt mit kräftiger Hand den Pflug auf dem Acker der Wissenschaft zu führen, daheim hocken und bescheiden Kienspäne zur Erleuchtung seiner Hausgenossen schnitzeln.

Ich weiß nicht, ob das Pferdebürla, wenn er Ihren Brief beim warmen Ofen liest, sich für widerlegt halten wird; meines Erachtens ist Ihnen dies thatsächlich nicht gelungen. Ja, ich finde in Ihrer Beweisführung ganz merkwürdige Widersprüche.

Sie erkennen z. B. die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit an, und trotzdem sagen Sie, es hat eine Zeit gegeben, ehe die Welt ein Jahr alt war.

---

[1]) Man erinnert sich wohl noch des zwischen dem großen Sprach- und Religionsforscher F. Max Müller und einem nach Amerika übersiedelten schlesischen „Pferdebürla" geführten Briefwechsels, der im Novemberheft dieser Zeitschrift vom vorigen Herbst (Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXIX, S. 202) erschienen ist. Diese Publication hat eine gewisse Bewegung in unseren Leserkreisen hervorgerufen, und mannigfache Zuschriften, die sich theils auf den materialistischen Standpunkt des „Pferdebürla", theils auf den spiritualistischen des Oxforder Professors stellen, sind sowohl diesem wie uns zugegangen. Wir wählen aus diesen Schreiben das obige zur Veröffentlichung aus, das uns besonders charakteristisch erscheint, und lassen dann die Erwiderung F. Max Müller's folgen, die sich allerdings nicht auf dies eine beschränkt, sondern auch die hier nicht mit abgedruckten ins Auge faßt. Die Redaction.

Das verstehe ich nicht! Wir müssen für die Materie, das meinen Sie wohl unter „Welt", eine gleiche Ewigkeit voraussetzen wie für Raum und Zeit, deren Unendlichkeit sich beweisen, aber nicht begreifen läßt. Eine „Schöpfung" im Sinne der verschiedenen Religionen ist uns ebenso unverständlich.

Doch ich will auf diesen Punkt nicht näher eingehen. Denn hier beginnt die Grenze unseres Denkvermögens, und der Fehler aller Religionen ist eben der, daß uns zugemuthet wird, uns mit Dingen zu beschäftigen, die *jenseits* dieser Grenzen liegen, die uns niemals offenbart werden können, weil uns dazu das Verständniß abgeht; eine Offenbarung ist überhaupt ein Unding. Denn entweder liegt das zu Offenbarende jenseits unserer Sinne und Vorstellungen: dann *kann* es uns nicht offenbar werden; oder es liegt diesseits derselben: dann *braucht* es uns nicht offenbart zu werden.

Ich glaube übrigens, daß Sie, hochgeehrter Herr, gerade durch Ihre vergleichenden Religionsstudien zu demselben Schlusse wie ich kommen müssen, daß nämlich alle religiösen Vorstellungen nur im Hirn des Menschen selbst entstanden sind als Erklärungsversuche im weitesten Sinne, daß man aus Hypothesen Dogmen machte, und daß keine Religion uns thatsächlich etwas offenbart.

Sie sprechen ein tiefes Wort aus, indem Sie sagen, der Atheismus sei eigentlich das Suchen nach einem *wahreren* Gotte. — Mir fiel dabei eine Stelle aus einem Daudet'schen Roman ein, wo er die Blasphemie des an einem gütigen Gott Verzweifelnden noch eine Art Gebet nennt. — Sie werden also nachsichtig sein, wenn ich Ihnen auseinandersetze, wie ein folgerichtig denkender Naturforscher wohl zu einem Schluß kommen kann, der demjenigen nicht fern steht, welcher das Pferdebürla zu einem „Purzelbock" veranlaßte.

Gut und Böse sind rein menschliche Begriffe; ein allmächtiger Gott steht jenseits von Gut und Böse. Er ist uns in moralischer Beziehung ebenso unbegreiflich wie in jeder andern!

Betrachten Sie einmal die Schöpfung! Die Existenz der meisten Lebewesen ist nur möglich durch den Mord anderer. Welche raffinirte Grausamkeit spricht aus den verschiedenen Waffen, die den Thieren verliehen sind! Ein Zoolog sollte einmal ein illustrirtes Werk schreiben mit dem Titel: „Aus der Folterkammer der Natur". — Ich will dieses Gebiet nur andeuten; es zu erschöpfen, würde Bogen und Bände beanspruchen. Ihr Adoptiv-Landsmann Wallace sucht freilich diese Thatsachen durch eine oberflächliche Betrachtung zu beseitigen. Daß die meisten zum Gefressenwerden bestimmten Thiere sich ihres Lebens bis unmittelbar vor der Katastrophe freuen, nimmt doch der Todesart nichts von ihrer Entsetzlichkeit! Lebendig zerstückt zu werden, ist jedenfalls keine angenehme Empfindung, und ich rathe Ihnen einmal, mit anzusehen, wie z. B. die Wassernatter einen armen Frosch verschluckt; wie das an den Hinterbeinen gepackte Thier allmälig im Schlunde verschwindet, während seine Augen glotzend aus dem Schädel hervorquellen, wie es, im Magen angelangt, noch verzweifelte Bewegungen macht!

Nun, ich armes, nach der biblischen Sage so böse veranlagtes Menschenkind befreite den armen Frosch in meinem Terrarium. Aber „die allgütige Natur“ läßt Millionen und aber Millionen schuldloser Lebewesen täglich so elend und grausam zu Grunde gehen.

Ich lasse hier absichtlich die namenlosen Leiden der Menschen außer Betrachtung. Die Bibelgläubigen können ja hier so bequem mit der Erbsünde argumentiren. — Wo liegt die Erbsünde des gequälten Thierreiches?

Freilich der Mensch in seinem namenlosen Hochmuth blickt auf die lebende, nicht menschliche Creatur mit tiefer Verachtung! Als wenn er nicht Bein wäre von ihrem Bein, als wenn der Schmerz nicht ein Band schlänge um alle Geschöpfe!

Fällt Ihnen nicht, verehrter Sanskritforscher, dabei die Religion der Brahmanen ein? Die Inder haben in der Schonung jedes Thieres nur die weiteste Consequenz gezogen.

Es wird eine Zeit kommen, wo es nur *eine* dogmenlose Religion gibt: die des *Mitleids*. Das Christenthum, so hoch es in seinem ethischen Gehalt steht, ist nicht Endziel, sondern nur ein Durchgangspunkt unserer religiösen Entwicklung.

Es ist ein Unglück, daß gerade Nietzsche, der große, kühne Denker, durch die allmälig sein Hirn wie eine Schimmelrasendecke überwuchernde Geisteskrankheit, den paralytischen Blödsinn, zu einer entgegengesetzten Folgerung verführt wurde. — Und die thörichten Knaben, welche die Aeußerungen des beginnenden Größenwahns für die Offenbarungen eines Kraftgenies halten, schwören auf seine späteren Hallucinationen vom Uebermenschen, von der blonden Bestie!

Man kann, wenn man ein Irrenarzt ist, die Spuren seiner Krankheit, ehe sie offen ausbrach, Jahre lang vorher nachweisen. Und nicht genug mit dem, was er schrieb, als die Welt ihn noch für geistig gesund hielt, mußte jetzt auch noch eine Nachlese erfolgen aus der Zeit, wo sein Hirn bereits sichtlich umnachtet war?

Wie Wenige sind im Stande, die sparsamen Goldkörnchen hoher Intelligenz aus diesem öden Schlamm des sich entwickelnden Blödsinns heraus zu waschen! Es wird immer Leute geben, denen nicht der Rest seines Geistes, sondern der paradoxe Unsinn imponirt.

Doch — ich gerathe auf Abwege. Also zur Sache! Ich begreife vollkommen, wie die meisten Religionen ein gutes und böses Princip annehmen mußten, um sich vor der Blasphemie zu bewahren, alles Elend der Welt einem allgütigen Schöpfer zuzuschreiben. Der Teufel ist ein nothwendiger Gegensatz zu Gott; ihn leugnen, ist der erste Schritt zum Atheismus des folgerichtig denkenden Naturforschers, der im Grunde eben nur aus dem Suchen nach einem *besseren* Gotte entspringt. Das Pferdebürla hat Unrecht, wenn es Dinge leugnet, die jenseits unseres Begriffsvermögens liegen. Es gibt, wie sich erweisen läßt, Töne, die wir nicht hören, Strahlen, die wir nicht sehen können. Vieles werden wir noch in den Hunderttausenden von Jahren, die der Menschheit bevorstehen, begreifen lernen. Wir sind ja erst im

Beginne unserer Entwicklung. Ein Rest aber wird immer bleiben. Das „Ignorabimus“ eines unserer vorgeschrittensten Denker und Forscher wird für uns immer Geltung behalten.

Das Jenseits kümmert den Mann, der stets sich bemüht hat, recht zu leben, wenig, wenn er auch nie bedacht war, recht zu glauben. Steht uns eine persönliche Fortdauer bevor, so muß unserem irdischen Wesen so viel an äußeren Hüllen entzogen werden, daß wir uns im Jenseits kaum wieder erkennen würden, denn nur ein Theil der Seele ist die Seele. — Ist uns aber ein ewiger Schlaf beschieden, so kann auch dies kein Unglück sein. Zum Trost diene uns das weise Wort in Stobaei Florilegium, Vol. IV, No. 19 (Edit. Meineke) im „Lobe des Todes“: *Ἀναξαγόρας δύο ἔλεγε διδασκαλίας εἶναι θανάτου, τόν τε πρὸ τοῦ γενέσθαι χρόνον καὶ τὸν ὕπνον*; Anaxagoras sagte, uns könnten zwei Dinge zur Lehre für den Tod dienen: die Zeit, wo wir noch nicht geboren waren, und der Schlaf.

Möge der Regentropfen, eben weil er ein Tropf ist, für seine Individualität bange sein, wenn er ins Meer zurückfällt, dem er doch entstammte! Wir Menschen sind vielleicht auch nur vorübergehend geformte Tropfen aus dem ewig wechselnden Weltenmeer.

Diejenigen, welche wie ich denken, bilden eine stille, aber große Gemeinde; still, weil unsere Zeit noch nicht reif ist für eine Anschauung, die Tausenden ihre Illusionen raubt. Wir predigen nicht ein neues Heil, sondern stille, für Manche schmerzliche Entsagung. Aber der tiefe Friede, der in dieser Anschauung liegt, ist Demjenigen, der sich zu ihr durchgerungen hat, ebenso werthvoll wie dem Gläubigen sein erhoffter Himmel. Auch im ehrlichen Zweifel liegt eine erlösende Kraft, nicht bloß im Glauben, und Ihr Pferdebürla ist auf dem Wege zu dieser Erlösung.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr sehr ergebener
Ignotus Agnosticus.

II. Noch einmal das Pferdebürla.

Ich habe gewartet und gewartet, aber von meinem Pferdebürla ist mir kein Lebenszeichen zugekommen. Meinen Brief muß er noch erhalten haben, sonst hätte die Post ihn an mich zurückgeschickt. Es thut mir leid, denn ich hatte den Mann, so wie er mir in seinem Briefe erschien, lieb gewonnen, und er hätte gewiß manche Dinge auf meinen Brief zu erwidern gehabt, die seine Ansichten in ein helleres Licht gestellt haben würden. Eine ehrliche Haut war er, und ich achte jede Ueberzeugung, auch wenn sie meiner eigenen diametral entgegen steht, wenn sie nur ehrlich und ohne Nebengedanken ist. Nun, Nebengedanken kann mein mir persönlich ganz unbekannter Freund nicht gehabt haben. Er wußte, daß sein Name von mir nicht genannt werden würde, und würde sich wahrscheinlich wenig darum gekümmert haben, auch wenn sein Name bekannt geworden wäre. Das Schlimme bei allen Discussionen ist ja immer das Persönliche. Wenn man z. B. in der Beurtheilung eines neu

erschienenen Buches das hervorhebt, was man für falsch hält, wofür jeder Autor sehr dankbar sein sollte, so fühlt man gleich, daß man, während man wünscht, der Wahrheit einen Dienst zu leisten, dem Buche oder dessen Verfasser nicht nur wehe, sondern sogar Schaden thun mag. Der Verfasser selbst fühlt sich dann meist getrieben, seine Ansichten nicht nur mit allen erlaubten, sondern auch mit unerlaubten Advocatenkünsten zu vertheidigen. Die arme Wahrheit leidet dabei am meisten. So lange man zwei Wege vor sich sieht, kann man mit seinem Reisebegleiter ganz ruhig besprechen, welches wohl der richtige und beste Weg sein mag, auf dem man zu einem gewünschten Punkte gelangen kann. Beide Parteien haben dabei dasselbe Interesse, die Wahrheit. Sobald aber der Eine seinen eigenen Weg geht oder gegangen ist, wird der Streit persönlich und heftig. An Umkehren ist nicht mehr zu denken. Es heißt nicht mehr: „Dieser Weg ist der falsche," sondern „Du bist auf falschem Wege," und selbst wenn eine Umkehr möglich wäre, so endet der Streit doch gewöhnlich mit: „Hab' ich es Dir nicht gleich gesagt!" Die arme Wahrheit steht traurig dabei und reibt sich die Augen.

Nun, was war denn das Pferdebürla für mich, und was ist er noch jetzt, selbst wenn ihn, wie er sagt, sein ihm treu ergebener Brustkatarrh, verging upon a perfect asthma, seinem fröhlichen Ende zugeführt haben sollte? Es war nichts Persönliches zwischen uns. Er kannte mich nur aus dem, was ich gedacht und gesagt habe; ich kannte von ihm nur, was er sich in seinen stillen Mußestunden gesammelt und fürs Leben zurückgelegt hatte. Ich habe ihn nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, weiß nicht, was er für Augen hatte, weiß kaum, ob er alt oder jung war. Er war ein Mensch, aber selbst das ist er nicht mehr. Alles, was nach der gewöhnlichen Ansicht den Menschen ausmacht, sein Körper, seine Sprache, seine Erfahrung sind hin. Dies alles haben wir nicht in die Welt hineingebracht und werden es auch wohl nicht mit uns heraus nehmen. Was der Körper ist, das sehen wir ja mit unseren Augen, namentlich wenn wir einer Cremation beiwohnen, oder wenn wir bei alten Gräbern in die Urnen hineinsehen, welche die grauschwarze Asche enthalten, und daneben liegt schlafend, wie im Museo Nazionale in Rom, in stillem Marmor das liebliche Köpfchen des jungen römischen Mädchens, dem vor zweitausend Jahren diese Asche angehörte sowie das schöne Heim, das man jetzt aus der Erde herausgegraben und rings herum um sie wieder aufgebaut hat. Und die Sprache, die Sprache, in der alle unsere Erfahrung hier auf Erden aufgespeichert liegt, wird diese ewig sein? Werden wir in einem andern Leben Englisch oder Sanskrit sprechen? Der Sprachforscher weiß zu gut, aus welchem Stoff die Sprache gemacht ist, wie viel Zeitliches und Zufälliges sie in ihre ewigen Formen aufgenommen hat, um eine solche Hoffnung zu hegen, und zu meinen, daß der Logos auf ewig an die regelmäßigen oder unregelmäßigen Declinationen und Conjugationen des Griechischen, des Deutschen oder selbst des Hottentottischen gebunden sein könnte. Also was bleibt? Nicht die Person oder das sogenannte Ich; das hatte ja einen Anfang, einen Fortgang und ein Ende. Alles, was einen Anfang hatte, war einst nicht, und was einst nicht war, hat von Anfang an den Keim seines Endes in sich. Was bleibt, ist nur das ewig

Eine, das ewige Selbst, das ohne Anfang und ohne Ende in uns Allen lebt, in dem ein Jeder sein wahres Sein hat, in dem wir leben, weben und sind. Jedes zeitliche Ich ist nur eine der Millionen Erscheinungen von diesem ewigen Selbst, und eine solche Erscheinung war mir das Pferdebürla. Was wir in allen Menschen als das Ewige oder als das Göttliche anerkennen, nur das ist es, was wir in ihnen lieben und festhalten können. Alles Uebrige entsteht und vergeht, wie der Tag am Morgen entsteht und am Abend vergeht, aber das Licht der Sonne bleibt ewig. Da mag man sagen: dieses Selbst, das da ist und bleibt, ist doch blutwenig. Es *ist* aber, und das *ist* ist mehr als alles Andere. Auch das Licht ist nicht viel, vielleicht nur Schwingung, aber was wäre die Welt ohne das Licht? Haben wir nicht dieses Leben einfach mit diesem Selbst angefangen, mit diesem Selbst fortgeführt, mit diesem Selbst zu Ende gebracht? Es gibt nichts, was uns berechtigt, zu sagen, daß dieses Selbst einen Anfang gehabt, also auch ein Ende haben werde. Das Ich hat einen Anfang gehabt, die persona, die zeitliche Maske, die sich in diesem Leben entwickelt, aber nicht das Selbst, das die Maske trägt. Wenn also mein Pferdebürla sagt: nach unsrem Tode sind wir wieder so gut aufgehoben, wie vor unserer Geburt, so sage ich: quod erat demonstrandum, das ist erst noch zu beweisen. Was meint er unter *wir*? Wenn wir vor unserer Geburt ganz aufgehoben, das heißt doch wohl gar nicht gewesen wären, was wäre denn das, was geboren wurde? Geboren werden heißt doch nicht, aus Nichts zu etwas werden. Was geboren oder getragen wird, war schon da, ehe es geboren oder getragen wurde, ehe es ans Licht der Welt kam. Ueberhaupt ist alles Schaffen aus Nichts ein reines Unding für uns. Haben wir je das Gefühl oder die Erfahrung, daß wir hier auf Erden unsern Anfang genommen? Haben wir je einen Anfang gesehen? Können wir uns überhaupt einen absoluten Anfang denken? Damit wir hier auf Erden anfangen, muß es etwas gegeben haben, das anfängt, sei es nun eine Zelle oder das Selbst. Alles, was wir Ich, Persönlichkeit, Charakter ꝛc. nennen, hat sich auf Erden entwickelt, ist irdisch, aber nicht das Selbst. Wenn wir nun also hier auf Erden ganz zufrieden waren mit dem reinen Selbst, wenn wir in allen Denen, die wir liebten, das ewige Selbst und nicht bloß die Erscheinung liebten, was ist denn natürlicher, als daß es ebenso im nächsten Dasein sein wird, daß die Continuität des Seins nicht gebrochen werden kann, daß das Selbst sich wiederfindet, wenn auch in neuen und nie geträumten Erscheinungsformen? Wenn also mein Freund die kühne Behauptung aufstellt: „Nach unserm Tode sind wir wieder so gut aufgehoben, wie vor unserer Geburt", so sage ich: ja, wenn wir „*aufgehoben*" im Hegel'schen Sinne nehmen. Sonst sage ich im geraden Gegensatz: „Nach unserem Tode sind wir wieder so wenig aufgehoben, wie vor unserer Geburt. Wie wir sein werden, das können wir nicht wissen; aber daß wir sein werden, folgt daraus, daß das Selbst oder das Göttliche in uns weder einen Anfang noch ein Ende haben kann." Schon die Alten sagten, daß die beste Einsicht über den Tod aus der Zeit vor dem Geborenwerden zu entnehmen sei.

Man muß nur nicht denken, daß jedes einzelne Ich bloß einen Theil des Selbsts in Anspruch nimmt, denn dadurch würde ja das Selbst getheilt, be-

schränkt und endlich. Nein, das ganze Selbst trägt uns, so wie das ganze Licht Alles beleuchtet, jedes Sandkorn und jeden Stern, aber deshalb doch keinem Sandkorn und keinem Stern ausschließlich angehört. Es ist das ewig Seiende oder, im recht eigentlichen Sinne des Wortes, das Göttliche in uns, das in allem Wechsel bleibt, das allen Wechsel erst möglich macht, denn ohne etwas, das im Wechsel bleibt, gäbe es keinen Wechsel; ohne ein Beharrendes, ohne etwas, was sich verändert, gäbe es keine Veränderung. Das Selbst ist das Band, welches alle Seelen verbindet, der rothe Faden, der durch alles Seiende läuft, und dessen Erkenntniß allein uns die Erkenntniß unseres wahren Wesens gibt. „Kenne Dich selbst" bedeutet für uns nicht mehr „Erkenne Dein Ich", sondern „Erkenne, was jenseits Deines Ichs liegt, erkenne das Selbst" — das Selbst, das durch die ganze Welt, durch alle Herzen läuft, dasselbe für alle Menschen, dasselbe für das Höchste und Tiefste, dasselbe für Schöpfer und Geschöpfe, der âtman des Veda, das älteste und wahrste Wort für Gott.

So war denn auch das Pferdebürla für mich, was alle Menschen mir stets gewesen sind, eine Erscheinung des Selbsts, dasselbe als ich selbst, nicht nur ein Nebenmensch, sondern ein Mitmensch, ein Mitselbst. Hätte ich ihn im Leben getroffen, wer weiß, ob sein Ich, oder seine Erscheinung mich so angezogen haben würde, wie sein Brief. Wir haben alle unsere Vorurtheile, und so sehr ich einen schlesischen Bauerssohn ehre, der sein Leben auf fremdem Boden treu und ehrlich gefristet hat, so weiß ich doch nicht, ob ich mich zu ihm an sein eisernes Oefchen gesetzt hätte, um mit ihm über *τὰ μέγιστα* zu plaudern.

Auch empfand ich, als ich seinen Brief las, daß es nicht eine einzelne Stimme in der Wüste war, sondern daß er im Namen von Vielen sprach, die fühlten, was er fühlte, ohne es aussprechen zu wollen oder zu können. Dies hat sich denn auch vollkommen bewahrheitet.

Nach den zahlreichen Briefen und Manuscripten, die mir zugegangen, zu urtheilen, war das Pferdebürla eben nicht ein Einzelner, sondern es gibt unzählige Seinesgleichen in der Welt, und wenn auch seine Stimme verstummt ist, so leben seine Gedanken an allen Orten und Enden fort, und es wird ihm nie an Nachfolgern und Vertheidigern fehlen. Das Auffallende in den Briefen, die mir zugegangen, war, daß die meisten und gerade die bedeutendsten seiner Vertreter ihren Namen nicht nennen wollten. Was bedeutet wohl das? Leben wir denn noch immer auf einem Planeten, wo man nicht sagen darf, was man für wahr hält, auf diesem ungeheuren und doch so winzig kleinen Planeten Terra? Hat die Menschheit noch immer nur Gedankenfreiheit, aber keine Freiheit des gesprochenen Gedankens? Die Großmächte können Griechenland blokiren; können sie die wortbeflügelten Gedanken blokiren? Man hat es ja versucht, aber Gewalt ist kein Beweis, und wenn man die Gefängnisse besucht hat, in denen Galilei oder selbst Giordano Bruno eingemauert waren, so lernt man, wie nichts den Flügeln der Wahrheit größere Stärke verleiht, als eben die plumpen Ketten, die man ihr anlegen will. Man meint ja noch immer, daß man selbst im freien England nicht frei denken und sprechen dürfe, ja daß es im Reich des Denkers weniger Freiheit jenseits als diesseits des Canals gebe. Namentlich gilt Oxford, meine eigene

Universität, noch immer für die Festung der Männer der Dunkelheit, und mein Pferdebürla hält es sogar für eine circonstance atténuante meiner sogenannten Orthodoxie, daß ich so lange in Oxford gelebt habe. Man liest offenbar nicht, was in England, was namentlich in Oxford gedacht, gesprochen und gedruckt worden ist. Man kann in England Alles sagen, was man will, man muß nur wissen, wie, d. h. man muß wissen, daß Anderen dieselbe Rücksicht gebührt, die wir von Anderen in Anspruch nehmen. Man hat allerdings von Zeit zu Zeit in England, ja selbst in Oxford schwache Versuche gemacht, die Freiheit des Gedankens, wenn nicht zu beschränken, so doch bei Denen, die sie in Anspruch nehmen, zu bestrafen. Man hat, wo man es konnte, Professoren an ihrem Gehalt gestraft; man hat bei einigen Wahlen sehr schwache Candidaten vorgezogen, weil sie äußerlich orthodox waren. Ich will keine Namen nennen, aber auch ich selbst habe in England, wenn auch nicht in Oxford, einen leisen Nachgeschmack dieser veralteten Arzeneien bekommen. Als ich auf Gesuch meines Freundes Stanley, des Deans of Westminster Abbey, einen Vortrag in der gedrängt gefüllten alten Kirche hielt, schickte man Petitionen an das Parlament, um sechs Monate Gefängniß gegen mich zu verhängen. In der Straße wurde ich angesprochen, und ein gewöhnlicher Kaufmann sagt mir: „Sir, wenn man Sie ins Gefängniß wirft, so sollen Sie wenigstens zweimal jede Woche von mir ein warmes Mittagessen zugeschickt erhalten". Ich bin allerdings der einzige Laie, der je in einer Englischen Kirche öffentlich gesprochen hat, aber ich hatte das Gutachten der höchsten Autoritäten, daß der Dean vollkommen in seinem Rechte war, und daß wir uns keines Rechtsbruchs schuldig gemacht. Ich wartete also ruhig ab, ich wußte, daß die öffentliche Meinung auf meiner Seite war, und schließlich wurde die Petition an das Parlament einfach auf die Seite gelegt. Man hat es später noch einmal versucht. Als ich auf Einladung des Senats meine Vorlesungen über Religionswissenschaft an der Universität von Glasgow hielt, verklagte man mich erstens bei dem Presbyterium in Glasgow und, als dieser Versuch fehlschlug, später bei der großen Synode in Edinburgh. Auch hier wartete ich still und ruhig ab, und schließlich bewährte sich auch in Schottland das alte Sprichwort: „Much cry and little wool", „viel Geschrei und wenig Wolle". Ich habe oft gefragt, woher wohl dieses Sprichwort komme, das man so oft in England hört. Endlich fand ich, daß es eine zweite Zeile gäbe, nämlich: „As the Deil said, when he shore the sow", „wie der Teufel sagte, als er die Sau schor." Es gab natürlich bei einer solchen Operation viel Geschrei von Seiten der Sau, aber wenig Wolle, sondern nur Borsten, aber selbst meine Borsten habe ich nie gegen die Herren, die mich scheren wollten, herausgekehrt.

Ich meine also, daß die, welche die Partei meines Pferdebürla nehmen wollten, es öffentlich und mit offenem Visir hätten thun sollen. So wie man fühlt, daß man die Wahrheit gefunden hat, so weiß man auch, daß, was wirklich und wahr ist, niemals todtgeschwiegen werden kann, und zweitens, daß das Wahre in der Welt seinen Zweck hat, und daß dieser Zweck schließlich ein guter sein muß. Man beklagt sich nicht über Blitz und Donner, sondern man gewöhnt sich an sie, man sucht ein Verständniß, um mit ihnen auf gutem Fuße zu leben, und man erfindet schließlich Blitzableiter, um sich, so gut es

geht, gegen das Unvermeidliche zu schützen. So ist es auch mit jeder neuen Wahrheit, wenn sie nur muthig vertheidigt wird. Erst schreit man und schimpft, daß sie falsch, daß sie gefährlich sei. Schließlich schüttelt man den weisen Kopf und sagt, das seien alte, längst bekannte Sachen, vor denen sich nur die alten Weiber fürchteten. Schließlich wird die Luft nach Blitz und Donner heiterer, frischer und gesunder Als ich zuerst den langen Brief meines Pferdebürla durchgelesen, sagte ich mir: das ist ein Mann, der das Beste gethan, was er an seiner Stelle thun konnte. Er hat sich durch gewisse populäre Bücher belehren, aber auch widerstandslos beeinflussen lassen und meint schließlich, daß das Aufgeben von Ansichten, die ihm von Jugend auf eingeprägt worden waren, etwas so Braves und Verdienstliches sei, daß Alle, die anders denken, Feiglinge sein müßten. Mit diesem Einprägen der Wahrheit auf kindliche Gemüther ist es nun allerdings eine gefährliche Sache, und wenn ich auch nicht die starken Ausdrücke gebrauche, die mein Freund gebraucht — denn ich meine immer, je stärker die Sprache, desto schwächer das Argument —, so muß ich ihm doch bis zu einem gewissen Punkt Recht geben. Es erscheint unrecht, daß gerade bei den wichtigsten Fragen des Lebens das junge Gemüth eigentlich gar keine Stimme hat. Ein jüdisches Kind wird Jude, ein christliches ein Christ, ein buddhistisches ein Buddhist. Was beweist das? Unzweifelhaft, daß in Bezug auf das Höchste im Leben, dem Kinde keine Stimme zukommt. Mein Freund fragt ganz entrüstet: „Gibt es Angesichts unserer Erkenntnisse und der Natur und der Stellung des Menschen in derselben etwas so Unerträgliches, ja Hassenswerthes als die Einimpfung des Irrthums ins zarte Bewußtsein der Schuljugend? Ich schaudere im Innersten zusammen bei dem Gedanken, daß in Hunderttausend von Kirchen und Schulen täglich, ja stündlich dieser handwerksmäßige Ruin des Höchsten, was es gibt, das Bewußtsein des menschlichen Gehirns, in allem Ernst betrieben wird. Max, bist Du vielleicht auch noch ein Gottesfabler" u. s. w. Nun, in welchem Sinne ich ein Gottesfabler bin, das habe ich in meiner Antwort klar und bündig auseinandergesetzt und möchte wohl wissen, ob ich mein Pferdebürla damit überzeugt habe. Ich gehöre allerdings zu Denen, welche die Welt nicht für ein unvernünftiges Chaos halten, und ebenso zu Denen, die nicht zugeben können, daß es Vernunft ohne einen Vernünftigen geben kann. Vernunft ist eine Thätigkeit oder, wie Andere wollen, eine Eigenschaft, und es kann weder eine Thätigkeit ohne einen Thäter noch eine Eigenschaft ohne ein Subject geben, wenigstens nicht in der Welt, in der wir leben. Wenn die Leute, und selbst Philosophen von Fach, von der Vernunft sprechen, als sei sie ein Kleinod, das man in einen Schubkasten oder in den menschlichen Schädel stecken könnte, so sind sie einfach Mythenbildner. Diese Krankheit der Sprache, wie ich Mythologie genannt habe, hat ja ihre tiefsten Wurzeln gerade in dieser ewig wiederkehrenden Erhebung eines Eigenschaftswortes oder eines Zeitwortes zu einem Hauptwort, eines Prädicats zum Subject. Hier liegt die Genesis der meisten Götter, nicht etwa nur, wie man glaubt, daß ich gemeint hätte, in den späteren Wortspielen und Mißverständnissen, die ja interessant und populär sind, aber mit dem tiefsten Wesen des Mythus nur wenig zu thun haben.

Ich erkenne also einen Vernünftigen und somit Vernunft in der Welt an, oder, in anderen Worten: ich glaube an einen Denker und Lenker der Welt, gestehe aber gern zu, daß dieses Wesen unsere Fassungsgabe so unendlich weit übersteigt, daß es an Wahnsinn grenzt, ihm auch nur einen Namen geben zu wollen. Wenn wir trotz alledem solche Namen wie Jehovah, Allah, Deva, Gott, Vater, Schöpfer gebrauchen wollen, so geschieht dies eben aus menschlicher Schwachheit. Also ein Gottesfabler bin ich, in dem Sinne, wie ich es in meinem Briefe vollständiger auseinandergesetzt habe, und es hat mich sehr gefreut, zu sehen, daß wenigstens einige von Denen, die früher, wie sie mir sagen, auf der Seite des Pferdebürla standen, mir so weit vollkommen beistimmen, daß die Welt nicht unvernünftig sei. Hier aber wurde die Sache ernst. Mit meinem Pferdebürla glaubte ich mich humoristisch verständigen zu können, so wie ja auch sein Brief von einem stillen Humor durchdrungen war. Aber meine genannten und ungenannten Gegner nehmen die Sache viel ernster und gründlicher, und so bleibt mir natürlich nichts übrig, als es wenigstens zu versuchen, ihnen ernstlich und gründlich zu antworten. Was meine Leser dazu sagen werden, weiß ich nicht. Ich meine immer, daß man selbst in kurzen Worten ernst und gründlich sein könne. Wenn Schiller sagt, daß er zu keiner Religion gehöre, und weshalb? aus Religion, so ist das kurz und bündig und doch ganz verständlich. Ich will es aber wenigstens versuchen, meinen Gegnern Schritt für Schritt zu folgen, selbst auf die Gefahr hin, etwas langwierig zu werden.

Und nun zuerst ein Sündenbekenntniß. Es ist mir nachgewiesen worden, daß ich an einer Stelle meinem Pferdebürla Unrecht gethan habe. Ich schrieb: „Sie meinen, daß Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel sei, als gut sein, und sind offenbar sehr stolz auf Ihre Entdeckung, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gebe. Nun," fahre ich dann fort, „wenn Gott lieben und seinen Nächsten lieben so viel ist, als gut sein, so ist doch wohl Gott nicht lieben und seinen Nächsten nicht lieben so viel, als nicht gut oder schlecht sein. Es gibt also einen sehr klaren Unterschied zwischen gut und schlecht. Und doch sagen Sie, Sie hätten einen Purzelbaum geschlagen, als Sie die Entdeckung machten, daß es keinen Unterschied zwischen gut und böse gebe!"

Nun, das sah aus, als hätte ich meinen Freund in eine Ecke getrieben, aus der er nicht leicht wieder herauskommen könnte. Ja, ich habe ihm aber Unrecht gethan und thue also, was ich kann, um mein Unrecht gegen ihn wieder gut zu machen. Mein Gedächtniß hat mir, wie so oft, einen Streich gespielt. Zur selben Zeit, als ich ihm antwortete, war ich nämlich auch in eifriger Correspondenz mit einem der Mitglieder des Religions-Parlaments in Chicago, und dort hatte man als eine Art Concordienformel, welche die Mitglieder aller und jeder Religion annehmen könnten, Liebe zu Gott und Liebe zu seinen Nächsten angenommen. So stieß es mir zu, daß ich glaubte, das Pferdebürla in Amerika stehe auf demselben Standpunkte und hätte sich also einen Widerspruch mit sich selbst zu Schulden kommen lassen. Das ist aber nicht der Fall; er hat ein solches Zugeständniß von Gottesliebe und Nächstenliebe in seinem Briefe an mich nie gemacht. Wenn er also durchaus darauf besteht, daß es keinen Unterschied zwischen gut und schlecht gibt, so kann ich ihn

wenigstens aus seinem eignen Munde nicht widerlegen. Die einzige Stelle, wo er inconsequent erscheint, ist, wo er zugesteht, daß er keinem Hunde einen Streich versetzen könne, doch aber voll Mordgier gegen die jüdische Gottesidee sei. Hier hält er es doch offenbar für gut, daß er gegen ein Thier nicht grausam sein könne, und betrachtet Mordgier als einen Gegensatz dazu. Auch gibt er zu, daß Lüge nie etwas Gutes stiften könne, und meint, daß die Wahrheit schön und hochheilig sei. Wenn die Lüge nichts Gutes, sondern nur Böses stiften kann, so muß es doch einen Unterschied zwischen gut und bös geben. Und was bedeutet denn schön und hochheilig, wenn es keinen Gegensatz zwischen gut und schlecht gibt! Doch ich will hier mit ihm über diesen Punkt nicht weiter rechten, sondern einfach peccavi sagen, und ich glaube, daß er, sein Geist oder seine Geistesgenossen, damit zufrieden sein werden. Wie anders wäre es aber gewesen, wenn ich mir einen solchen Fehler in einem persönlichen Streit hätte zu Schulden kommen lassen! Die betreffende Person hätte nie geglaubt, daß mein Versehen zufällig und nicht böswillig gewesen sei, trotzdem, daß es doch die dümmste Böswilligkeit gewesen wäre, etwas zu sagen, was Jeder, der lesen kann, augenblicklich für unwahr erkennen durfte. Doch genug davon und genug, um zu zeigen, daß mein Pferdebürla wenigstens consequent geblieben ist. Selbst wenn er einmal sich so weit vergißt, „Gott sei Dank" zu sagen, so entschuldigt er sich. Nur hat er uns leider nicht gesagt, was er sich eigentlich darunter gedacht, daß das Gute mit dem Bösen eine Identität bildet. Gut und bös sind doch relative Begriffe, ebenso wie rechts und links, schwarz und weiß, und obgleich er uns gesagt hat, daß er Purzelböcke geschlagen habe in der Freude an der Erkenntniß, daß diese Unterscheidung falsch sei, hat er uns ganz im Dunklen gelassen, wie wir uns diese Identität denken sollen.

Doch nun zurück zu wichtigeren Dingen. Meine Gegner stellen auch mich scharf zur Rede und fragen, wie ich mir wohl denke, daß die *materielle Schöpfung* vernünftig oder von Vernunft durchdrungen sein könne. Nun, ich glaubte, daß jeder philosophisch gebildete Kopf es sich klar gemacht haben müßte, daß es Dinge gibt, die über unsere Begriffe gehen, daß der Mensch einen wirklichen Anfang weder sinnlich fassen noch logisch begreifen kann, und daß nach dem Anfang des subjectiven Selbsts oder nach dem Anfang der objectiven Welt zu fragen dasselbe ist, wie nach dem Anfang des Anfangs zu fragen. Alles, was wir thun können, ist, unsere Wahrnehmungen zu untersuchen, um zu sehen, was sie voraussetzen. Eine Wahrnehmung setzt nun offenbar ein wahrnehmendes oder Widerstand leistendes Selbst voraus, und auf der anderen Seite etwas, das sich uns aufdrängt, oder wie Kant sagt, etwas, das gegeben ist. Dies Gegebene könnte nun ein reiner Wirrwarr sein, ist es aber nicht, sondern zeigt Ordnung, Ursache und Wirkung und offenbart sich somit als vernünftig. Diese Offenbarung einer vernünftigen Welt kann aber auf zwei Weisen erklärt werden. Daß es Vernunft in der Natur gibt, geben auch die meisten Darwinianer zu, aber sie meinen, dieses Vernünftige entstehe von sich selbst, indem in dem Lebenskampf (struggle for life) das Zweckmäßigste, Passendste, Beste nothwendig übrig bleibe (survival of the fittest). Bei dieser

Weltansicht wird aber, wenn ich recht sehe, viel erschlichen. Woher kommt denn auf einmal diese Idee des Besten, ja selbst des Guten, des Passenden, des Zweckmäßigen in die Welt? Fallen denn die gebratenen Tauben vom Himmel? Ist die Taube selbst ein zufälliges Conglomerat, ein Evolut, das so oder ebenso anders hätte sein können? Es ist recht schön, daß man in der aufsteigenden Reihenfolge von Protozoen, Coelenteraten, Echinodermen, Würmern, Mollusken, Fischen, Amphibien, Reptilien die Vorstufen der Vögel und schließlich der Mammalien und des Menschen erkennen will. Aber woher kommt denn der Gedanke Vogel oder Taube? Ist es einfach eine Abstraction von unseren Perceptionen von Tausenden von Vögeln oder Tauben, oder muß die Idee des Vogels, ja der Taube, ja der Ringtaube da sein, damit wir sie hinter der Vielheit der Wahrnehmungen entdecken können?

Ist die Taube, in deren Flügeln jede Feder gezählt ist, ein reiner Zufall, ein reines Ueberbleibsel, das so, wie es ist, oder auch anders hätte sein können, oder ist es ein Gewolltes und Gedachtes, ein organisch Vollkommenes? Es ist dies die alte Frage, ob die Idee vor oder nach der Wirklichkeit existirte, an der das ganze Mittelalter sich die Zähne ausgebissen hat, die Frage, welche die Philosophen in zwei Lager, das der Realisten und der Nominalisten, theilte und noch jetzt theilt. Ich meine nun, daß gerade die neueste Naturforschung uns zeigt, daß die griechische Philosophie und namentlich Plato richtiger gesehen haben, wenn sie hinter der Vielheit der Individuen die Einheit der Ideen oder der Species erkannten und somit die wahre Reihenfolge der Evolution nicht diesseits in einem Kampf ums Dasein, sondern jenseits der sinnlichen Wahrnehmung in einer Entwicklung des Logos oder der Idee suchten. Die Lage der Dinge, scheint mir, bliebe dabei ganz dieselbe; die Reihenfolge und die Zweckmäßigkeit in der Reihenfolge blieben unberührt, nur daß die Griechen in dem Vernünftigen und Zweckmäßigen der Natur die Verwirklichung vernünftiger, fortschreitender Gedanken, nicht die blutigen Ueberbleibsel eines ungeheuren Gladiatorenkampfes in der Natur sahen. Die Darwinianer scheinen mir den römischen Imperatoren zu gleichen, die warteten, bis der Kampf vorüber war, und applaudirten zu dem survival of the fittest. Die idealistische Philosophie, sei es Plato's oder Hegel's, sieht in dem, was wirklich ist, das Vernünftige, die Realisirung vernünftiger Gedanken. Diese Realisirung oder der Vorgang von dem, was man Schöpfung nennt, kann ja von uns nie anders als bildlich vorgestellt werden. Aber wir können diese bildliche Vorstellung immer reiner und reiner machen. Daß die Welt durch einen Holzhauer gemacht sei, wie das ursprünglich in dem hebräischen Worte bara und in dem deutschen Schöpfer, Schaffer, im englischen shaper oder im vedischen trashtâ und dem griechischen τέκτων lag, war ganz verständlich zu einer Zeit, wo das vorzüglichste Machen des Menschen das des Zimmermanns, dann des Steinhauers war, und wo auch der Name von Bauholz (materies) der allgemeine Name für Materie (ὕλη, Holz) werden konnte. Nachdem nun diese Idee des Urhebers des Weltalls als eines Zimmermanns oder eines Bauherrn als unzulänglich fallen gelassen wurde, theilte sich die Welt in zwei Parteien. Die eine nahm materielle Urbestandtheile an, mag man sie nun Atome oder Monaden oder Zellen nennen, die im Zusammenstoß oder im Kampf mit einander oder auch in Liebe zu einander zu dem ge-

worden, was wir jetzt um uns sehen. Die andere Partei sah das Unmögliche des Entstehens von etwas Vernünftigem aus dem Unvernünftigen ein und stellte sich ein vernünftiges Wesen vor, in dem das Urbild alles Geschaffenen sich entwickelte, den sogenannten Logos des Alls. Wie dieser Logos sich objectiv und materiell verwirklichte, das geht ebenso über alles menschliche Begreifen als das Entstehen des Kosmos aus unzähligen Atomen oder selbst aus lebendigen Zellen. So weit wäre also die eine Hypothese so vollkommen und so unvollkommen wie die andere. Aber die Logoshypothese hat den tiefgreifenden Vorzug, daß man statt einer langen Reihe von Wundern, mag man sie nun das Wunder der Monade oder des Wurms oder der Molluske oder des Fisches, oder der Amphibie oder der Reptilie oder des Vogels oder schließlich des Menschen nennen, nur ein Wunder vor sich hat, den Logos, die Idee des Denkens oder des ewigen Denkers, der Alles, was existirt, im natürlichen Nacheinander gedacht und eben in diesem Sinne gemacht hat. Hierdurch würde es auch begreiflich werden, daß die embryologische Entwicklung der belebten Natur der biologischen oder geschichtlichen parallel läuft oder sie gleichsam recapitulirt, nur daß die Continuität des Gedankens weit inniger ist, als die der Wirklichkeit. So wird z. B. in der Entwicklung des menschlichen Embryos der Uebergang vom Invertebraten zum Vertebraten in der Wirklichkeit durch den vereinzelten Amphioxus vertreten, der da stehen geblieben, wo der vertebrate Mensch anfängt, und selbst keinen Schritt weiter thun kann, während der menschliche Embryo weiter und weiter wächst, bis er sein höchstes Ziel erreicht.

Um nun aus dieser und ähnlichen Thatsachen den Schluß zu ziehen, daß der Mensch wirklich einmal in diesem kaum vertebraten Zustande des Amphioxus existirte, was, genau gedacht, gar keinen Sinn abgibt, können wir die Thatsachen uns viel leichter begreiflich machen, wenn wir uns das Denken oder die Dichtung der Welt als eine aufsteigende Tonleiter vorstellen, in der jeder, auch der kleinste chromatische Ton ohne irgend welchen Bruch durchgemacht werden muß, während die Haupttöne erst rein und voll werden, sobald die nöthige Anzahl der Schwingungen erreicht ist. Diese Tonstufen sind das wahrhaft Interessante in der Natur. Wie die vollen, reinen Töne ein Zählen der Schwingungen voraussetzen, so setzen die Stationen oder die wahren Species in der Natur ein Wollen oder Denken voraus, in dem der wahre „Origin of Species“ begründet liegt. Daß die sogenannte natürliche Wahl, natural selection, hinreichen könne, um die Entstehung der Arten zu erklären, hat selbst Huxley bezweifelt[1]), er, der sich doch selbst den bulldog von Darwin nannte.

Wenn wir den Meinungsgenossen meines Pferdebürla so weit gefolgt sind, so möchte ich hier gleich ein caveat einfügen, das zwar von keiner großen Bedeutung ist, doch aber den Einen oder den Andern von einem Holzwege abwenden wird, den auch das Pferdebürla nicht vermieden hat. Er spricht von der Stellung des Menschen in der Natur, er meint, wie so viele Andere, daß der Mensch nicht nur ein Thier ist und zu den Mammalien gehört, was ja Niemand jemals geleugnet hat, sondern daß er desselben Wesens als die Thier-

[1]) Academy, 2. Jan. 1897. S. 12.

welt sei. Er braucht deshalb nicht die ganze Affentheorie angenommen zu haben, er sagt es wenigstens nicht; aber daß jeder Einzelne und das ganze menschliche Geschlecht von einem unbekannten Thierpaar abstammt, scheint er nicht bezweifelt zu haben. In der sogenannten Würde des Menschen könnte dies nun, soweit ich sehe, nicht den geringsten Unterschied ausmachen. Hätte der Mensch einen prehensilen Schwanz, so würde ihm das nichts von seiner Ehrbarkeit nehmen. Ich selbst habe sogar wenig Zweifel, daß es in prähistorischer, ja in historischer Zeit geschwänzte Menschen gegeben habe. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß, wenn es je einen Affen gäbe, der Begriffe und Worte bilden kann, er ipso facto ein Mensch wäre. Ich habe also keine Vorurtheile, wie die Advocaten der Affentheorie sie uns so gern zuschieben möchten. Was ich und meine Meinungsgenossen von unseren Gegnern verlangen, ist nur ein etwas schärferes Denken und eine gewisse Beachtung der Resultate unserer Wissenschaft, wie wir sie auf unserer Seite ihren eigenen Forschungen geschenkt haben. Sie haben uns gelehrt, daß der Körper, in dem wir leben, zuerst eine einfache Zelle war. Was dieses zuerst bedeutet, bleibt dabei noch hingestellt. Diese Zelle nun war wirklich, was das Wort bedeutet, die Cella eines stummen Einsiedlers, des Selbsts. Durch Gemmation, durch Differenzirung, durch Segmentation, durch Evolution, oder was man sonst noch für technische Ausdrücke brauchen will für Theilung, Vermehrung, Knospung und Wachsthum u. s. w. ward jede Zelle zu hundert, zu tausend, zu Millionen Zellen. Innerhalb dieser Zelle ist ein heller Punkt, aber über diesen hellen Punkt gehen selbst die Mikroskope nicht hinaus, obgleich ganze Welten darin enthalten sein mögen. Wenn man nun bedenkt, daß es noch nie gelungen ist, diese menschliche Zelle von der ursprünglichen Zelle eines Pferdes, eines Elephanten, oder eines Affen zu unterscheiden, so wird man einsehen, wie viel unnöthige Entrüstung über den Affenursprung des Menschengeschlechts und wie viel unverständiges Denken über den thierischen Ursprung des Menschen, d. h. des Individuums, in den letzten Jahren verschwendet worden ist. Mein Körper, dein Körper, sein Körper stammt (ontogenetisch) von der Zelle ab, ist in der That die Zelle, welche ohne Unterbrechung von Anfang bis zu Ende dieselbe geblieben, ohne jemals trotz allen Wandlungen ihre Identität zu verlieren. Diese Zelle hat in ihren Wandlungen merkwürdige Analogien gezeigt mit den Wandlungen anderer thierischer Zellen. Während aber die anderen thierischen Zellen in ihren Wandlungen hier und da stehen blieben, entweder bei der Grenze der Würmer, der Fische, der Amphibien, der Reptilien oder der Mammalien, geht die eine Zelle, welche bestimmt war, Mensch zu werden, bis zur Stufe des geschwänzten katarrhinen Affen, ja des ungeschwänzten Affen fort, und ohne sich hier aufzuhalten, schreitet sie unaufhaltsam ihrem ursprünglichen Ziel entgegen und hält erst an, wo sie bestimmt war anzuhalten. Sprechen wir also nicht phylogenetisch, sondern ontogenetisch: wo hat denn unsere eigene Zelle irgend welche Berührung mit der Zelle, die bestimmt war, Affe zu werden, und Affe geblieben ist? Wenn wir die Zellentheorie in ihrer letzten Fassung annehmen, was kann es dann für einen Sinn haben, wenn der verstorbene Henry Drummond sagt, daß „die Erzeuger der Vögel und die Erzeuger des Menschen in einer sehr ent-

fernten Periode ein- und dieselben waren“ [1]). Würde nicht ein ganz kleines Quantum von strengem logischen Denken die kühne Hypothese, daß wir direct oder indirect aus einer Menagerie stammen, von vorn herein abgeschnitten haben? Jeder Mensch, und also auch die gesammte Menschheit, hat seine ununterbrochene embryologische Entwicklung auf eigene Faust durchgemacht; kein Mensch und keine menschliche Zelle entspringt dem Schoße einer Aeffin oder irgend eines Thieres, sondern nur dem Schoße einer menschlichen Mutter, befruchtet von einem menschlichen Vater. Die Menschen verdanken ihr Dasein keiner Mißgeburt.

Wie verschiedene Bäche neben einander herlaufen und dieselben Erdschichten durchziehen können, und der eine Bach in einem See endigt, während die anderen weiter fließen, größer und größer werden, bis endlich der eine Fluß sein höchstes Ziel, das Meer, erreicht, so entwickeln sich auch die Zellen eine Zeit lang nebeneinander, bleiben dann jede bei ihren Bestimmungspunkten stehen, während andere weiter fortschreiten; aber die fortgeschrittene Zelle stammt so wenig von der festgehaltenen Zelle ab als der Indus von der Sarasvati. Die Bestimmungspunkte sind eben die Ausgangspunkte der wahren Species, und wenn diese Punkte erreicht sind, hört die specifische Entwicklung auf, und es bleibt nur die Möglichkeit der Varietät, deren Ursprung durch die Vielheit der Individuen unabweislich bedingt ist, die aber nie mit einer wahren Species verwechselt werden sollte. Jede Species repräsentirt einen Willensact, einen Gedanken, und an diesem Gedanken kann nicht gerüttelt werden, so nahe auch oft die Versuchung liegt.

Hiermit glaube ich wenigstens einen der Einwände, den meine Correspondenten mir gemacht, so gut, als ich konnte, beleuchtet und widerlegt zu haben. Wer überzeugt ist, daß jedes Individuum, sei es Fisch oder Vogel, aus seiner eigenen Zelle entstanden ist, der weiß ipso facto, daß die Zelle von jedem Menschen so ununterscheidbar sie auch für das menschliche Auge von der Zelle des katarrhinischen Affen ist, doch nie die Zelle eines Affen gewesen sein kann. Und was ontogenetisch gilt, gilt natürlich auch phylogenetisch. Für mich selbst hat diese Frage nach dem Affenursprung des Menschen nie ein großes Interesse gehabt; ich zweifle selbst, ob das Pferdebürla viel Gewicht darauf gelegt haben würde. Seine Vertheidiger aber halten sie offenbar für eine der Haupt- und Grundfragen, auf der unsere ganze Weltanschauung aufgebaut werden muß. Meiner Ansicht nach kommt so wenig auf unsere fleischliche Hülle an, daß ich, wie ich oft gesagt, einen Affen, der sprechen, d. h. begrifflich denken könnte, augenblicklich für einen Menschen und Bruder anerkennen würde, trotz seines Felles, trotz seines Schwanzes. Wir sind doch nicht das, was begraben oder verbrannt wird. Wir sind nicht einmal die Zelle, sondern der Einsiedler in der Zelle. Doch dies bringt mich auf neue Fragen und Einwände, die mir die Vertreter und Nachfolger des Pferdebürla gemacht haben, und die ich bei einer anderen Gelegenheit zu beantworten hoffe, vorausgesetzt, daß meine eigene etwas baufällige Zelle noch so lange gegen Wind und Regen aushält.

Frascati, April 1895. **F. Max Müller.**

[1]) Ascent of Man, p. 187.

Die Jungfraubahn.

Von

Dr. **Friedrich Wrubel** (Zürich).

[Nachdruck untersagt.]

Es war ein epochemachender Triumph der Eisenbahntechnik, als, dank der Erfindung der Riggenbach'schen Zahnstange, am 23. Mai 1871 die erste (schweizerische) Zahnradbergbahn „Vitznau-Rigi" dem Betriebe übergeben werden konnte. Vor dieser Erfindung existirten wohl auch schon Bergbahnen, jedoch von anderer Betriebsart; es waren Seilbahnen, die nur geringe Höhendifferenzen zu überwinden hatten. Die erste derselben führte auf den Croix Rousse bei Lyon (Betriebseröffnung 1862, Betriebslänge 489 Meter, Maximalsteigung 16 %, Ersteigungshöhe 70 Meter), die zweite auf den Ofener Schloßberg (Betriebseröffnung 1870, Betriebslänge 800 Meter, Maximalsteigung 62 %, Ersteigungshöhe 50 Meter). Riggenbach, der sich sein Zahnstangensystem schon 1862 in Frankreich und bald darauf auch in Oesterreich und den Vereinigten Staaten von Amerika hatte patentiren lassen, fand, obgleich schon seit 1853 als Maschinenmeister der Schweizer Centralbahn in der Schweiz bekannt, Anfangs hier wenig Ermuthigung in seinem Streben. Sowohl der schweizerische Ingenieur- und Architektenverein als auch die Professoren des eidgenössischen Polytechnicums in Zürich zogen „die theoretische Vollkommenheit" des damals auftauchenden, 1876 aber schon bei seiner ersten Anwendung auf der Linie Wädensweil-Einsiedeln wieder aufgegebenen Wetli'schen Bergbahnsystems „der praktischen Ausführbarkeit" des seinigen vor. Erst als ein Ingenieur Marsh in Nordamerika den Bau einer Zahnradbahn mit 37 % Steigung auf den Mount Washington bei Boston mit Erfolg durchgeführt hatte, und Riggenbach bald darauf mit dem Project einer Zahnradbahn auf die Rigi vor die Oeffentlichkeit trat, fand letzteres Zutrauen und thatkräftige Unterstützung, zumal sein System damals gerade auf einer 1,5 Kilometer langen Strecke in den Steinbrüchen von Ostermundigen bei Bern eingeführt worden war und sich dort gut bewährte.

Die Ostermundigerbahn zeigt noch unverkennbare Abhängigkeit von dem Marsh'schen System: die Zahnstange besteht aus zwei Längsseitenstücken von Winkeleisen, zwischen denen in regelmäßigen Abständen an den Enden vernietete

Zapfen aus Rundeisen stecken. Das Ganze bildet eine Leiter, welche in der Bahnachse auf dem gewöhnlichen Oberbau befestigt wird und dem auf horizontaler Achse sitzenden Zahnrad der Locomotive zur Abwicklung und Fortbewegung dient. Bei der Vitznau-Rigi-Bahn und allen späteren ist für die Längsstücke anstatt des Winkeleisens]-Eisen verwendet worden; die runden Zähne sind durch trapezförmige ersetzt.

Die Vitznau-Rigi-Bahn überwindet bei einer horizontalen Betriebslänge von 6858 Meter eine Höhendifferenz von 1310 Meter und erreicht mit ihrer oberen Station eine Lage von 1750 Meter über dem Meere. Ihre Maximalsteigung beträgt 25 %, die mittlere 19 %, während die Adhäsionsbahnen bekanntlich nur eine höchste Steigung von 7 % (Uetlibergbahn bei Zürich) zulassen.

Dieser ersten europäischen Zahnrad-Bergbahn folgten, ebenfalls nach System Riggenbach gebaut, bald eine Reihe anderer, nämlich: 1874 Nußdorf-Kahlenberg (Oesterreich) und Budapest-Schwabenberg (Ungarn), 1875 Goldau-Rigi und Rorschach-Heiden (Schweiz), 1876 Wasseralfingen (Württemberg), 1877 Rüti (Schweiz), 1878 Laufen (Schweiz), 1880 Friedrichssegen (Preußen), 1882 Petropolis (Brasilien), 1883 Drachenfels (Preußen) und Corcorado (Brasilien), 1884 Rüdesheim (Preußen), 1885 Degerloch (Württemberg), Zacarotz (Ungarn) und Aßmannshausen (Preußen), 1886 Neapel, 1887 Langres (Frankreich) und Gaisberg (Oesterreich), 1889 Padang (Sumatra), Petersberg (Preußen) und Achensee (Oesterreich), Brünig (Schweiz), 1891 Oporto (Portugal), 1892 Madeira, 1893 Barmen (Preußen), Monte Carlo (Monaco), Wengernalp und seither noch (neben drei Seilbahnen) eine zweite Bahn auf Sumatra, eine in Ned. Zuid (Südafrika) und eine in Madeira.

Dem Riggenbach'schen Zahnradsystem erwuchs bald eine bedeutende Concurrenz in demjenigen des schweizerischen Ingenieurs Roman Abt. Anstatt der Leiterzahnstange wendet dieser eine Zahnstange an, die aus 2—3 parallel gelegten Lamellen (Martinsstahl von circa 48 Kilogramm-mm² Festigkeit) mit rechteckigem Querschnitt besteht; der obere Rand der Lamellen trägt die Verzahnung. Zur Erlangung eines stoßfreien und sanften Ganges, auch bei verhältnißmäßig hoher Fahrgeschwindigkeit, sind sowohl die Zähne der einzelnen Zahnlamellen als auch die der verschiedenen Zahnräder unter sich verschränkt. Die ersten nach diesem System hergestellten Bergbahnen waren: 1885 Harzbahn (Braunschweig) und Lehesten (Thüringen) und 1886 Puerto Plato (Venezuela). Rasch gewann das Abt'sche System die Oberhand über das Riggenbach'sche. Es fand Anwendung bei folgenden Bahnen: 1890 Monte Generoso (Schweiz), Visp-Zermatt (Schweiz), Pike's Peak (Nordamerika), 1891 Eisenerz-Vordernberg (Oesterreich), Transemdino (Südamerika), Serajewo-Konjica (Bosnien), Diacaphto (Griechenland), Brienz-Rothhorn (Schweiz), Glion-Naye (Schweiz), San Domingo (Westindien); 1892 Salève (Frankreich), Revard (Frankreich), Usui Toge (Japan), Montserrat (Spanien); 1893 Schafberg (Oesterreich); 1894—1896 Beyrut-Damascus (Syrien) und Travnik-Bugojno (Bosnien), Rimanurang-Sálgo Tarján (Ungarn), Snowdon (England), Tiszolcz-Zoljombréze (Ungarn), Mount Lyell (Australien), Schneeberg (Oesterreich), Hernádthal (Ungarn) und Peñoles, Silberminen (Mexico).

Ein drittes Zahnradbergbahnsystem ist dasjenige des Züricher Ingenieurs Eduard Locher. Es hat den Zweck, die Ueberwindung größerer Steigungen zu ermöglichen, als die Systeme von Riggenbach und Abt (Maxim. 25 %) gestatten. Locher verwendet ebenfalls eine in der Mitte der beiden Laufschienen angebrachte, aber liegende und an beiden Seiten verzahnte Lamelle. Rechts und links an dieser Zahnstange sitzen an verticalen Achsen Zahnräder; ihr Eingriff erfolgt also in horizontaler Richtung. — Locher's System ist bei der am 4. Juni 1889 dem Verkehr übergebenen Pilatusbahn angewandt, die, bei einer horizontalen Betriebslänge von nur 4270 Meter, mit einer mittleren Steigung von 38,13 und einer maximalen von 48 % eine Höhendifferenz von 1629 Meter bewältigt und bei ihrer oberen Station eine Höhenlage von 2068 Meter erreicht.

Durch Zahnradbahnen sind bisher folgende schweizerischen Höhen leicht erreichbar gemacht: der Generoso, Stationshöhe 1569 Meter, die Rigi, 1750 Meter, die Schynigeplatte, 1970 Meter, die Rochers de Naye, 1972 Meter, die Kleine Scheidegg (Wengernalp), 2064 Meter, der Pilatus, 2068 Meter und endlich das Rothhorn, 2252 Meter überm Meere. Dazu kommen noch die Drahtseilbahnen Territet-Glion (Betriebseröffnung 1883, Höhendifferenz 298 Meter), Biel-Magglingen (1887; 443 Meter), Bürgenstock (1888; 436 Meter), Beatenberg (1889; 583 Meter), Salvatore (1890; 601 Meter), Lauterbrunnen-Grütsch (1891; 669,5 Meter) und Ragaz-Wartenstein (1892; 207,6 Meter), nebst einer Anzahl (12) kleinerer, wie die Zürichbergbahn, die Dolderbahn, die Luzerner Gütschbahn u. s. w.

* * *

Beim Lesen dieser statistischen Zusammenstellung tritt uns unwillkürlich die Frage entgegen, ob denn das rasche Entstehen einer solchen Menge von Bergbahnen lediglich nur die Folge einer ungesunden Speculation war, respective ist, ein Auswuchs des zu ungeahnter Ausdehnung gelangten und in ungeahnte Bahnen geleiteten modernen Verkehrswesens, ein Hülfsmittel der gierigen „Fremdenindustrie", — oder ob hierbei nicht vielmehr andere, gesunde Factoren maßgebend sind, die sich jenen epochemachenden eisenbahntechnischen Fortschritt, die Erfindung der Zahnradbahnen, mit Energie und Nutzen dienstbar machen, nämlich: die Freude an der Natur und das wachsende Verständniß für sie und für die Forderungen der Hygiene.

Die Freude an den Bergen, — wer kennt sie nicht!

Im Sommer, wenn die Sonne ihre heißesten Strahlen herniedersendet und die Früchte an den Bäumen und die Aehren auf den Feldern zur Reife färbt; wenn in den Wohnräumen und im Arbeitszimmer drückende Schwüle herrscht, und die selbst in der Nacht noch heiße Luft den Schlaf von den müden Augen scheucht; wenn auf den Landstraßen den Wanderer dichte Staubwolken umhüllen, und Alles lechzt nach dem frischen Hauche der Erquickung, — dann hält es den nicht mehr unten in der Ebene, der zu solchen Zeiten die Wohlthat eines Aufenthalts in den Bergen schon gekostet! Er schnürt sein Bündel und steigt aufwärts, empor zu jenen Höhen, auf denen er sich schon einmal wie an dem Jungbrunnen der Sage Körper und Geist verjüngt hatte. —

Nur für einige Tage wenigstens die Arbeit niederlegen und hinauspilgern in Gottes freie Natur, lustwandeln im lauschigen Bergwald, ruhen auf blumigen, duftenden Matten und die verwöhnte Lebensart der modernen Gesellschaft für kurze Zeit eintauschen gegen die schlichte Lebensweise der Bergbewohner, — das erquickt Leib und Seele! Das Auge schwelgt beim Anblick der Herrlichkeiten, die sich in weitem Umkreise bis zum fernen Horizont vor ihm entfalten; der Welt unten in der Ebene körperlich entrückt, geben wir unserem Denken einen höheren Flug, unserem Empfinden einen reineren Zug. Excelsior!

So war's zu allen Zeiten. Davon zeugt ein Sinai, auf dem Moses seine Gesetze aufgezeichnet, und die Sitte des Volkes Israel, seine großen Männer, die ihm den Weg zu Jehova gewiesen, auf Bergen zu begraben (gleichsam in größerer Nähe des Jenseits): Moses auf dem Nebo, Aaron auf dem Hor, Josua auf dem Gaas; davon redet ein Olymp, der den Griechen als Wohnstätte der Götter galt, ein Parnaß, das Heiligthum des Apollo und der Musen, auf dem die kastalische Quelle frisches, erquickendes, „dichterische Begeisterung erzeugendes" Wasser sprudelte; davon reden auch die Anhöhen, zu denen einst der Stifter des Christenthums hinanstieg, wenn er allein sein, ausruhen, sich sammeln wollte. Sicherlich ist es auch kein bloßer Zufall, sondern die Wirkung eines einheitlichen Gedankens, daß gerade die „wunderthätigsten" und meistbesuchten Wallfahrtsorte auf Bergen liegen. Die Gründer dieser Stätten haben es dem Moses nachgemacht und hygienische Vorschriften in ein religiöses Gewand gekleidet; um so leichter konnte dann die getreue Beobachtung der ersteren in ihrem naturgemäßen Erfolge als „Wunder" in kirchlichem Sinne ausgegeben werden.

Auch in unserer Zeit ist's ja nicht nur die Reiselust, nicht nur die Freude an der Natur, die den Thüringerwald und den Harz, das Siebengebirge und die Sudeten, die hohe Tatra und die Bieskiden, den Schwarzwald und den Jura zu Tummelplätzen ungezählter „Sommerfrischler" machen, sondern vor Allem auch der hygienisch vortheilhafte Einfluß des Aufenthaltes an hochgelegenen Orten. Es sind nicht mehr bloß die „Bergfähigen", im Marschiren und Steigen Geübten, welche so gern einige Wochen in den Alpen weilen, — es sind vielfach auch Schwächliche, Kränkliche, die in der reinen, kräftigenden Luft und idyllischen Ruhe des Gebirges Genesung suchen. Und da unser jetziges Geschlecht ein gar schnelllebiges ist, das in nervöser Rastlosigkeit arbeitet und — genießt, will es auch auf seinen Ferien und Erholungsreisen in möglichst kurzer Zeit an sein Ziel gelangen. So nahm es denn für die Erreichung der Berggipfel den Dampf und die Elektricität in seinen Dienst, es schuf Bergbahnen.

* * *

Die in Folge Riggenbach's und Abt's Erfindung ins Leben gerufene Gründung verschiedener Bergbahnen veranlaßte 1886 einen der damaligen Redactoren der „Neuen Züricher Zeitung", Emil Frei, zu einem gelungenen Aprilscherz. In der Beilage zu Nr. 90 am 1. April 1886 brachte er nämlich in einem, „Von der Jungfrau" überschriebenen, ausführlichen Artikel die überraschende Nachricht, es habe sich in London eine International Mountain-Way Company gegründet, die sich als erste zu lösende Aufgabe „die Anlegung eines für Fuß-

gänger, Pferde und Maulthiere gangbaren, absolut gefahrlosen Weges auf die Jungfrau und die Errichtung einer Schlittenbahn auf dem großen Aletschgletscher" gestellt habe. Die Gesellschaft scheine sich auch mit dem Gedanken zu tragen, binnen wenigen Jahren „über die Schwendialp nach der Bärenfluch und diese Wand hinan hoch über dem verrufenen Roththalgletscher, zur jetzigen (Roththal-)Clubhütte (2764 Meter ü. M.) eine elektrische Eisenbahn nach dem System des amerikanischen Ingenieurs Blockhead zu bauen, das sich in den Bergwerken der Rocky Mountains sehr bewährt hat, indem damit Steigungen von 60 % und Curven von nur 12 Meter Radius mit Leichtigkeit überwunden werden. Blockhead's elektrische Eisenbahn scheint vermöge dieser Vorzüge berufen zu sein, das eigentliche Vehikel des Hochgebirges zu werden." Ich kann mir nicht versagen, hier noch einige andere kurze, aber charakteristische Stellen dieser geistreichen Scherzarbeit wiederzugeben, in der die Namen, technischen Daten ꝛc. selbstverständlich spaßhaft erfunden sind.

. . . Vom [neben der Clubhütte zu erstellenden] „Hotel Roththal" bis zur Spitze der Jungfrau gibt es noch eine Steigung von 1400 Meter zu überwinden. Eine mit soliden Geländern und sehr breiten Stufen versehene, zum größten Theile aus dem Felsen ausgebrochene Treppe führt an die steile, nördlich von der Clubhütte befindliche Wand empor und verliert sich dort in eine Galerie, die ganz wie diejenige der Axenstraße durch das Gestein getrieben ist . . .

„. . . Durch die breiten Ausblicke des Tunnels schweift das Auge hinüber an den Lötschenfirn, den großen Aletschfirn und Aletschgletscher und weiter oben an die Viescherhörner, das Finsteraarhorn, an den Vieschergrat und das Ewig-Schneefeld und hinab auf den Concordienplatz, wo laut einer alten Sage bei mondhellen Neujahrsnächten die Berggeister sich einstellen, um in dieser Wildniß voll schauerlicher Pracht einen Hexentanz aufzuführen . . .

„. . . Die Lawinen mögen herunterdonnern in den schaurigen Roththalsattel, — wer in der Galerie steht, hat von ihnen nichts zu befürchten. Als ob hundert Belagerungsgeschütze auf einmal abgefeuert worden wären, donnert's und kracht's, aber der Jungfraubesteiger sieht ungefährdet die Schneemassen die steilen Hänge hinabstieben, — ihn können sie nicht erreichen . . ."

„. . . Ungefähr 50 Meter unterhalb der Spitze der Jungfrau werden einige kleine Säle ausgemauert. Hier wird zu haben sein, was Kehle und Magen begehren . . . Hier befinden sich auch die Maschinen zur Bedienung des elektrischen Lichtes, das jedes Jahr in einigen Sommernächten von der Höhe der Jungfrau in die Lande hinausleuchten wird, und dessen Glanz man auf der Höhe des Straßburger Münsters erkennen dürfte . . . Die Spitze der Jungfrau wird abgeplattet und rings herum eine Brüstung aufgeführt, so daß annähernd 100 Personen Platz finden und die Aussicht ohne Gefährde genießen können. Die wonnetrunkene Seele schweift im Aether! Wie eine schwarzblaue Glocke wölbt sich der Himmel über uns, und der Sonne Licht umfluthet uns mit einer Klarheit und einem Glanze, die man in den Gegenden der ebenen Schweiz gar nicht kennt. Dort im Norden winken sie herauf, diese Thäler, grangrün anzusehen und von ödem Dunst überhaucht — wie die Seele des Poeten vom Staube des Alltagslebens . . ."

Emil Frei hatte es sich damals nicht träumen lassen, daß der aprilscherzliche Ausfluß seiner regen Phantasie gar bald in thatsächlichen, ernsten Projecten einer Jungfraubahn feste Formen annehmen sollte. Am 16. October 1889 reichte nämlich Moritz Köchlin von Zürich, Ingenieur im Hause J. Eiffel in Paris, dem schweizerischen Bundesrathe zu Handen der Bundesversammlung ein Concessionsgesuch für eine Eisenbahn von Lauterbrunnen auf den Gipfel der Jungfrau ein. Die Bahn sollte in zwei Sectionen zerfallen, in eine Thalbahn (die Fortsetzung der Berner Oberländer Bahnen) und eine Bergbahn von Stegmatten oder Stechelberg bis in die Nähe des Jungfraugipfels. Für die zweite Section war ein Zahnradsystem ähnlich demjenigen am Pilatus, oder eine Reihe von fünf aufeinander folgenden Drahtseilbahnen zur Anwendung vorgesehen. Die das Concessionsgesuch begleitenden Pläne bezogen sich jedoch nur auf letztere. Nach diesen Plänen hatten die Reisenden am Ende einer solchen Seilbahn in den Wagen der nächstfolgenden umzusteigen. Die erste Seilbahnstrecke erhob sich von Cote 870 (Thalsohle) bis 1500 Meter, die zweite von 1500—2100, die dritte von 2100—2800, die vierte von 2800—3431 und die fünfte von 3431—4045 (Jungfraugipfel 4166 Meter). Die verticale Gesammterhebung betrug somit 3175 Meter. Die zweite Section weist also 6 Tunnel auf; der längste davon sollte eine Länge von 2420 Meter, alle miteinander eine solche von 5460 Meter, erhalten bei einer Maximalsteigung von 59%.

Nur wenige Tage später, am 22. October gleichen Jahres lief im Bundespalast zu Bern ein zweites, das nämliche Project betreffendes Concessionsbegehren ein, das den Ingenieur A. Trautweiler von Laufenburg (Ct. Aargau) zum Autor hatte. Nach ihm sollte die Bahn, ungefähr 3 Kilometer oberhalb Lauterbrunnen, bei Cote 510 Meter ausgehend, ebenfalls in mehreren, sich unmittelbar aneinander schließenden Drahtseilrampen bis etwa 30 Meter unter die Jungfraugipfel geführt werden. Petent betonte, daß das Gebot einer unter allen Umständen sicheren, weder von Sturm und Gewitter noch von Lawinen oder Steinschlag bedrohten Anlage hier ein doppelt strenges sei, so daß die Verlegung der Bahn in das Innere des Berges unbedingt die Grundidee bilden müsse. Bei richtiger Wahl der Trace werde es möglich sein, den Tunnel meist nahe an der Oberfläche zu führen, so daß durch Anlage von Seitenstellen die Förderung des Ausbruchmaterials erleichtert werden könne. — Trautweiler's Project sah nur vier Seilbahnen vor. Die erste sollte von Stegmatten, etwas oberhalb der Mündung des Trümmelbachs in das Lauterbrunnenthal, in einem Tunnel von 1380 Meter Länge mit gleichmäßiger Steigung von 98% bis zur Stellifluh (Cote 1850) führen, die zweite von da bis auf den „schwarzen Mönch" (Cote 2600, Tunnellänge 1840 Meter, Steigung 48%); die dritte sollte diese Station in einem 1880 Meter langen Tunnel von 67% Steigung mit dem Silberhorn verbinden (Cote 3869) und die letzte bei einer Tunnellänge von 1400 Meter und 33% mittlerer Steigung vom Silberhorn bis circa 30 Meter unter dem Jungfraugipfel führen. — Auch Trautweiler sah eine Thalbahnverbindung der untersten Station mit Lauterbrunnen vor.

Da die Concessionsgesuche von Köchlin und Trautweiler zeitlich sehr wenig auseinander lagen, versuchte das Eisenbahndepartement die Postulanten auf den Weg der Verständigung zu verweisen, allein ohne Erfolg. Von welchem Gesichtspunkte aus sollte nun der Bundesrath die Concessionsfrage beurtheilen? In seiner Botschaft an die Bundesversammlung äußert er sich: „Bei den Concessionsgesuchen liegen nur summarische Projecte zu Grunde, deren Aufstellung eingehendere Vorarbeiten nicht bedingte. Eine Inferiorität des Köchlin'schen gegenüber demjenigen des Herrn Trautweiler, wie Letzterer glaubt prätendiren zu dürfen, besteht nicht, indem beide nur in sehr allgemeinen Zügen die Grundlagen für eine Jungfraubahn angeben, und es dürfte wohl nicht im Ernste gesprochen sein, wenn Herr Trautweiler sein ebenfalls nur skizzirtes Project als ein ‚nach reifem Studium in allen Theilen wohlbegründetes und präcisirtes' bezeichnet. Es wäre daher unseres Erachtens ganz ungerechtfertigt, bei diesem durchaus vorläufigen und allgemeinen Charakter der Projekte, wie sie in den beiden Concessionseingaben mit Beilagen niedergelegt sind, dem einen vor dem andern als dem reiferen und größere Sicherheit bietenden oder aus dergleichen Gründen mehr den Vorzug geben zu wollen." — Da also ein anderer, billiger Weise anzuerkennender Prioritätsgrund fehlte, war der Bundesrath auf die Berücksichtigung der zeitlichen Priorität angewiesen, und so empfahl er der Bundesversammlung in seinem Entwurf für einen „Bundesbeschluß betr. Concession einer Eisenbahn von Lauterbrunnen auf den Gipfel der Jungfrau" (vom 17. Juni 1890), das Köchlin'sche Project zu concessioniren, auf das Trautweiler'sche aber nicht einzutreten.

Ueber die Frage, ob nicht die in der That außergewöhnlichen Verhältnisse, welche bei diesem Projecte in Betracht kommen, auch außerordentliche Maßregeln zum Schutze von Leben und Gesundheit der Arbeiter beim Bau sowohl als später des Personals und der Passagiere beim Betriebe erforderlich machen, und ob nicht hierauf abzielende, specielle Bedingungen schon in die eventuell zu ertheilende Concession aufgenommen werden sollten, holte das Eisenbahndepartement zwei Gutachten ein. Das erste (vom 9. December 1889) befaßt sich wesentlich mit der Frage nach den zur Erstellung eines definitiven Bauprojectes erforderlichen Vorarbeiten und der Art und Weise der Ausführung derselben, anstatt mit den abfälligen, durch die Hochgebirgsnatur und die außergewöhnlichen Verhältnisse des Unternehmens überhaupt bedingten besonderen Sicherheitsvorkehrungen beim Bau und Betrieb. Das andere, datirt vom 18. September 1890 und signirt von den Professoren Gerlich, Dr. Kronecker und Veith, gelangt zu folgenden Schlüssen:

1) Technisch steht dem Unternehmen kein Bedenken entgegen;

2) von gesundheitswissenschaftlichem Standpunkte ist es nicht rathsam, die Erlaubniß zum Baue einer Jungfraubahn zu ertheilen, bevor der Concessionär die Gefahrlosigkeit solcher Beförderung nachgewiesen hat;

3) bis zur Höhe von 3000 Meter braucht der Betrieb nicht beanstandet zu werden. Auf Grund dieser Postulate beantragte der Bundesrath in einem Nachtrag (vom 6. October 1890) zu seiner Botschaft und dem Concessions-

entwurf vom 17. Juni 1890, dem Artikel 8 (Festsetzung resp. Genehmigung des Betriebssystems durch den Bundesrath auf Grund vorzulegender Detailpläne) den Zusatz beizufügen: „Der Bundesrath wird diese Genehmigung erst ertheilen, nachdem der Concessionär die Gefahrlosigkeit in Bezug auf Leben und Gesundheit der Beförderung von Menschen von der Thalsohle auf den Gipfel der Jungfrau bezw. auf eine Höhe von über 3000 Meter durch Versuche nachgewiesen haben wird." —

Inzwischen war noch ein drittes Concessionsgesuch für eine Jungfraubahn eingereicht worden und zwar von dem Züricher Ingenieur Eduard Locher, dem Erbauer der Pilatusbahn. Die Erwägung, sagt er in einer sein Project behandelnden Broschüre, daß sämmtliche bisher zur Ausführung gelangten Bergbahnsysteme für eine Jungfraubahn (also auch das seinige, bei der Pilatusbahn angewandte) wenig geeignet sind, die oberen zwei Drittel der Bahnlinie der Witterungseinflüsse wegen nicht oberirdisch geführt werden können, sondern in Tunnel verlegt werden müssen, daß ferner Locomotivbetrieb in langen Tunnels des Rauches und Geräusches wegen von vornherein ausgeschlossen und Seilbahnen der geringen Leistungsfähigkeit und der längeren Fahrzeit halber ebenfalls nicht zu empfehlen sind, habe ihn zur Erfindung eines neuen, patentirten Bahnsystems geführt. Nach demselben sollten an die Stelle der von Köchlin und Trautweiler projectirten, aneinander gereihten Tunnels mit Seilrampen zwei continuirliche Tunnelröhren (von je 3 Meter Durchmesser und 6500 Meter Länge) gesetzt werden, in deren jeder sich ein Wagen in Gestalt eines auf Schienen und Rollen geführten Kolbens von kreisrundem Querschnitt durch von unten her mehr oder weniger verdichtete Luft auf- und abwärts zu bewegen hätte. Dieser Gedanke war jedoch nach der „Schweizerischen Bauzeitung" [Bd. XV, Nr. 23, vom 7. Juni 1890] „keineswegs neu." Ingenieur Rammel hatte bereits 1864 im Parke des Krystallpalastes zu Sydenham eine pneumatische Tunnelbahn für den Personenverkehr zur Ausführung gebracht, die sich vollkommen bewährt hat; sodann war 1866 ein ähnliches System zum Betriebe der schweizerischen Alpenbahnen von Nationalrath F. Seiler in seiner Broschüre „die Vortheile des pneumatischen Systems für Alpenbahnen" in Vorschlag gebracht worden.

Nach Locher's Project sollte die Fahrt durch den 6500 Meter langen Tunnel, also die verticale Erhebung von 3000 Meter in 15 Minuten erfolgen (8—9 Meter per Secunde).

Die drei Concessionsbewerber Köchlin, Trautweiler und Locher vermochten sich mit einander zu verständigen und beseitigten die Concurrenzfrage dadurch, daß sie unterm 30. September 1890 dem Bundesrath die schriftliche Erklärung abgaben, „damit einverstanden zu sein, daß die zu ertheilende Concession auf den Namen des Herrn Köchlin laute."

Sie wurde denn auch im folgenden Jahre von der Bundesversammlung thatsächlich ertheilt; zur Ausführung eines dieser Projecte kam es jedoch nicht.

Wie man aus obigen Ausführungen ersieht, hatten alle drei ungefähr die gleiche Trace. Bei Köchlin und Trautweiler waren an den Enden der einzelnen Seilbahnstrecken Zwischenstationen vorgesehen, von denen man ver-

mittelst Querschlägen zu je einem Aussichtspunkte hätte gelangen können. Alle diese Aussichtspunkte hätten aber auf der gleichen Seite des Gebirgsmassivs gelegen, somit das nämliche Bild geboten, nur mit je nach der Höhenlage weiterem oder kleinerem Gesichtsfelde. Locher's Projekt schloß jede Zwischenstation aus; seine Bahn hätte lediglich die Rundsicht vom Jungfraugipfel geboten.

* * *

Im August 1890 hatte sich eine Wengernalpbahngesellschaft gebildet. Dieselbe förderte ihr Unternehmen so sehr, daß es schon am 20. Juni 1893 dem Betriebe übergeben werden konnte. Bekanntlich führt die Berneroberlandbahn von Interlaken nach Zweilütschinen, wo sie sich in zwei Arme gabelt. Der eine davon geht in das Thal der schwarzen, der andere in das der weißen Lütschine hinauf; Grindelwald und Lauterbrunnen sind ihre Endstationen. Diese beiden Ortschaften werden nun durch die Wengernalpbahn mit einander verbunden. Sie zieht sich von Lauterbrunnen über Wengen und Wengernalp bis empor zur „kleinen Scheidegg" (2064 Meter ü. M.), dann auf der entgegengesetzten Seite über Alpiglen herunter nach Grindelwald. Die kleine Scheidegg war von jeher einer der besuchtesten Höhenpunkte des Berner Oberlandes. Hier strömt Alles zusammen, was sich am wunderbaren Anblick des herrlichen und gewaltigen Gebirgsmassivs Eiger-Mönch-Jungfrau, seinen mächtigen Gletschern und glänzenden Schneefirnen in unmittelbarer Nähe erlaben will.

Die Eröffnung dieser Wengernalpbahn veranlaßte den, in Eisenbahnfragen sehr bewanderten Züricher Großindustriellen Adolf Guyer-Zeller zur Aufstellung eines neuen Jungfraubahnprojectes. Mit scharfem Blicke hatte er erkannt, daß eine Jungfraubahn ihren Ausgangspunkt jetzt nicht mehr unten im Lauterbrunnenthale, sondern, im Anschluß an die Wengernalpbahn, oben auf der kleinen Scheidegg zu suchen habe. Damit war von vornherein die von ihr zu überwindende Höhendifferenz von 3297 auf 2101 Meter reducirt. Wohl war der Projectant versucht, vom Eigergletscher aus die kürzeste Trace durch das untere Mönchsmassiv und unter dem Guggigletscher hindurch direct nach dem Jungfraugipfel hinauf zu wählen (was er sich übrigens auch in seinem Concessionsbegehren für eventuelle Fälle vorbehielt), was eine Steigung von etwa 40 % erfordert hätte; allein eine solche Trace hätte an dem gleichen Fehler gelitten, wie diejenigen von Köchlin und Trautweiler: alle Zwischenstationen, sofern solche überhaupt möglich gewesen wären, würden nur nach gleicher Richtung, gen Norden, Ausblick geboten haben. Guyer-Zeller wählte eine andere und zwar längere Trace, aber eine von so origineller Combination, daß jedes einzelne Theilstück derselben eigentlich eine besondere Bergbahn repräsentiren wird.

Seine Trace zerfällt in sechs „Sectionen". Die erste reicht von der Kulmstation der Wengernalpbahn auf der kleinen Scheidegg in südöstlicher Richtung bis zum Eigergletscher. Mit Ausnahme eines kurzen Tunnels von 70 Meter ist diese 2024 Meter lange Strecke offen. Sie führt durch die lieblichen Triften der Paßhöhe, von der man gen Osten in das Grindelwald-, gen

Westen in das Lauterbrunnenthal hinabsieht und hinüber zu den in diesen Richtungen liegenden Gebirgszügen. Im Norden stößt an dies erste Theilstück die Gruppe Lauberhorn-Tschuggen-Männlichen, im Süden das Riesendreigespann Eiger-Mönch-Jungfrau, von welchem die drei ersteren Berge nur Absturzstücke zu sein scheinen. Die Eigergletscher-Station selbst liegt in einer windstillen, in ihrem oberen Theil den massigen Eigergletscher bergenden Mulde, in welche auch der Guggi-, Kuhlauenen- und Gießengletscher donnernde Lawinen herabsenden. Aus ihnen entsteht der Trümmelbach, der oberhalb Lauterbrunnen, dem Staubbach schräg gegenüber, die weltbekannten, tosenden Wasserfälle bildet.

446 Meter östlich von dieser Station, in der westlichen Eigerwand, beginnt der 10,4 Kilometer lange Tunnel. 1621 Meter vom Tunnelportal entfernt liegt, 2812 Meter ü. M., die zweite Zwischenstation, Grindelwaldblick. Hier sind im Berginnern weite Räume ausgehauen. Die Felswand, welche diese Räume von der Außenwelt trennt, ist von verschließbaren Oeffnungen unterbrochen, welche den Zutritt zu (im Winter nach innen zurückziehbaren) Balkonen gestatten. Von diesen sieht man bereits über das Lauberhorn hinweg. Zahllose Berge, in langen Ketten oder wirren Gruppen, theils mit steilen, nackten Felsabhängen, theils bedeckt mit grünen Matten und dunklen Wäldern, bieten sich dem staunenden Auge dar, und zwischen den Bergreihen schlingen sich saftige Thäler, erglänzen Flüsse und Seen, grüßen freundliche Dörfer und Weiler.

Vom Grindelwaldblick zieht sich die Bahn nach Osten hin, um dann mit einer Curve die Richtung nach Süden zu gewinnen. Diese dritte Section hat eine Tunnellänge von 2069 Meter und erreicht bei 3270 Meter ü. M. die Station Kalifirn. Dieselbe hat eine ähnliche Einrichtung wie die vorige, gewährt aber eine durchaus andere Aussicht. Zu seiner Rechten sieht der Reisende von hier zunächst das untere Mönchsjoch und über dieses hinweg die Spitzen des Trugbergs, Kranzbergs u. s. w., dann das Bergli (auf seinem schmalen, zu beiden Seiten jäh abfallenden Grat die 3299 Meter ü. M. gelegene Clubhütte), das Walcherhorn, die Grindelwald-Fiescherhörner und hinter ihnen das große und das kleine Fiescherhorn, sowie das Finsteraarhorn; in der Tiefe geradeaus vor sich den sich breit ausladenden, von tiefen Spalten zerrissenen Grindelwaldfieschergletscher, der sich mehrere Kilometer weit ausdehnt, bis er sich im „unteren Eismeer" mit dem unteren Grindelwaldgletscher vereinigt. Auf der nordöstlichen Seite wird dieser colossale Eiskessel eingeschlossen von den Schreckhörnern, Lauteraarhörnern und Strahlegghörnern, die beim Finsteraarjoch an das Agassizhorn der Finsteraarhorngruppe anschließen. Es bildet somit die Aussicht von der Kalifirnstation thatsächlich einen scharfen Contrast zu derjenigen vom Grindelwaldblick; bei dieser führt noch der Charakter des Mittelgebirges, bei jener der des Hochgebirges, der Schnee- und Eisregion die absolute Herrschaft, jeder von beiden in seiner ganzen, überwältigenden Schönheit.

Das schauerlich Großartige der Hochgebirgswelt bekommt eine liebliche Beimischung auf der nächsten Station (oberes) Mönchjoch (3650 Meter). Hier,

aus dem Mönch, in den sie von der Kalifirnstation aus unter dem Eigerjoch hindurch gelangt war, tritt die Bahn heraus ins Freie. Auf einer breiten, herrliche Aussicht gewährenden Esplanade wird ein bequemes Berghôtel, ein „Refectorium" erbaut, das dem Reisenden zu mäßigen Preisen Alles bieten wird, was er füglich dort fordern darf. Von diesem Refectorium gelangt man dann auf noch zu erstellenden gangbaren Pfaden ohne Gefahr in circa $1^1/_4$ Stunden auf den Mönchs- und in $2^1/_2$ Stunden auf den Eigergipfel. Gegenüber dem oberen Mönchsjoch liegt der leicht zu besteigende, herrliche Rundsicht bietende Trugberg, der seinen Namen deshalb führen soll, weil die den großen Aletschgletscher heraufkommenden Touristen gar leicht versucht sind, ihn für die Jungfrau zu halten. Westlich vom Trugberg erstreckt sich der breite Jungfraufirn, östlich das breitere „Ewig-Schneefeld" in südlicher Richtung bis zum Concordienplatz, wo sie mit dem Kranzberg-, Groß-Aletsch- und Grünhornfirn zusammentreffen und aus dem gemeinsamen Sammelbecken den Groß-Aletschgletscher als mächtige, 15 Kilometer lange und zumeist 2 Kilometer breite Heerstraße entsenden. — Jungfraufirn und Ewig-Schneefeld werden sich zweifellos zu beliebten Tummelplätzen der Freunde des Schlitten- und Skisports entwickeln, um so mehr, als auf diesen ungeheuren Flächen dieser Sport ganz gefahrlos betrieben werden kann.

Den Contrast, den die Stationen Grindelwaldblick und Kalifirn getrennt bilden, genießt der Reisende auch auf der Station Aletsch-Guggi (Jungfraujoch). Sie ermöglicht ihm nämlich in dem Sattel zwischen Mönch und Jungfrau sowohl den Ausblick auf die tief unten liegenden grünen Fluren des Berner Landes, als nach Süden hin, in die eisige Welt der Schneeriesen des Wallis.

Von der Station Aletsch-Guggi führt die Bahn zur letzten, 4093 Meter hoch, im Innern der Jungfrau gelegenen Station, von der man vermittelst eines Elevators oder auf Wendeltreppen zur Jungfraupitze (4166 Meter ü. M.) gelangt. Was man dort oben zu sehen bekommt, zu schildern, dessen enthebt mich der mitgetheilte Passus aus Emil Frei's Artikel „Von der Jungfrau."

In folgender Tabelle sind die wesentlichsten Daten in Bezug auf Längen-, Höhen- und Steigungsverhältnisse der Guyer-Zeller'schen Jungfraubahntrace zusammengestellt:

(Siehe Tabelle nächste Seite.)

* * *

Guyer-Zeller's Concessionsgesuch trägt als Datum den 20. December 1894, eine dasselbe in einigen Punkten modificirende zweite Eingabe den 13. Februar 1894. Noch vor der Behandlung des Concessionsbegehrens in der Bundesversammlung suchte er zwei ihm im Wege stehende Hindernisse zu beseitigen. Zunächst traf er mit den Inhabern einer Concession für eine Drahtseilbahn auf den Eiger, den Ingenieuren Studer und Strub in Interlaken, ein Uebereinkommen, dem zu Folge sie zu Gunsten der kommenden Jungfraubahn auf ihre Concession verzichteten. Das erste Theilstück des Eisenbahnprojectes entsprach nämlich, den Terrainverhältnissen gemäß, vollständig der ersten Section des neuen Jungfraubahnprojectes. Es wäre nun geradezu unver-

nünftig gewesen, von der kleinen Scheidegg bis zum Eigergletscher, dieser billigsten und zugleich rentabelsten Strecke beider Projecte, zwei verschiedene Linien unmittelbar neben einander zu führen. Die beiden Ingenieure konnten gegen eine angemessene Entschädigung für ihre Vorstudien ꝛc. zu Gunsten des bedeutenderen Jungfraubahn-Projectes auf das Eigerbahnproject um so eher verzichten, als der von ihnen der Wengernalpbahngesellschaft angebotene Ankauf und Ausbau des ersten Theilstückes ihrer Concession in der Generalversammlung vom 24. September 1894 ebenfalls zu Gunsten des wichtigeren Guyer-Zeller'schen Projectes abgelehnt worden war.

Stationen:	Höhe		Entfernung		Steigung maximal	Fahrzeit incl. Aufenthalte	
	von Station zu Station	ü. Meer	von Station zu Station	vom Anfang		von Station zu Station	vom Anfang
	Meter	Meter	Meter	Meter	%	Minuten	Minuten
Kleine Scheidegg . .	. .	2064	. .	0	. .	. .	0
	257	. .	2024	. .	25	15	. .
Eigergletscher. . . .	. .	2321	. .	2024	. .	. .	15
	491	. .	2067	. .	25	16	. .
Grindelwaldblick . .	. .	2812	. .	4091	. .	. .	31
(Grindelwaldgalerie)	458	. .	1932	. .	25	15	. .
Kalifirn.	. .	3270	. .	6023	. .	. .	46
(Eigerstation)	280	. .	1920	. .	15,5	15	. .
Mönchjoch	. .	3550	. .	7943	. .	. .	61
(ohne Abzweigung)	157	. .	1700	. .	10	13	. .
Aletsch-Guggi . . .	. .	3393	. .	9643	. .	. .	74
(Jungfraujochstation)	700	. .	2800	. .	25	22	. .
Elevator.	. .	4093	. .	12443	. .	. .	96
	73	. .	—	. .	8	4	. .
Jungfrau	. .	4166	. .	12443	. .	. .	100

Ferner mußte der Zusatz zu Art. 8 al. 2 der früheren Köchlin'schen Concession beseitigt werden, der die Baubewilligung über eine Höhe von 3000 Meter hinaus neben Anderem namentlich von den noch zu erbringenden Nachweisen für die Ungefährlichkeit der raschen Höhenüberwindung für die Passagiere abhängig machte. Zu diesem Zwecke reichte Guyer-Zeller der im December 1894 zusammentretenden Bundesversammlung eine sechs verschiedene neue Gutachten enthaltende Broschüre ein. Die wichtigsten davon sind diejenigen des bekannten Luftschiffers Capitän Spelterini und der Professoren Dr. Regnard in Paris und Dr. Kronecker in Bern. Alle Verfasser, die ganz selbständig und ohne irgend welchen Contact mit einander arbeiteten, argumentiren mit den eigenen Erfahrungen im Hochgebirge oder mit den Resultaten eigener physiologischer Studien und Experimente. Sie kommen sämmtlich zu dem Schluß, daß die Erreichung der Jungfrauhöhe, sofern sie ohne körperliche Anstrengung erfolgt, durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das körperliche Wohlbefinden ausübe. — So sagt Professor Dr. Kronecker am Schlusse seiner Arbeit: „Ich

kann nach bestem Wissen meine Bedenken gegen die Concession der Jungfraubahn fallen lassen, nachdem ich durch Versuche bewiesen habe, daß passive Beförderung auf den Firn Menschen verschiedenen Alters, Geschlechts, Berufs und Habitus gänzlich gesund und wohl läßt." Und der Aeronaut Spelterini gibt unterm 5. November 1894 die kurze, aber charakteristische Erklärung ab: „Auf den circa 460 Luftfahrten, welche ich bis jetzt unternahm, und an welchen sich im Ganzen über 800 Passagiere, darunter viele Damen, betheiligten, habe ich einmal die Höhe von 6140 Meter, mehrere Male diejenige von 5000 bis 5300 Meter, sehr häufig (in der Schweiz selbst) über 4000 Meter erreicht, und es ist mir kein einziges Mal der Fall vorgekommen, daß irgend einer der Passagiere in den oben bezeichneten Höhen Beschwerden verspürt hätte. Unwohlsein oder selbst Unbehagen kamen nie vor. Nur bei Einzelnen trat etwas schnellerer Pulsschlag ein, sowie geringes Ohrensausen während des Absturzes. Auf Grund dieser Erfahrungen kann ich die Ansicht aussprechen, daß der kurze Aufenthalt in einer Höhe von circa 4200 Meter für den gesunden Menschen nicht schädlich ist, vorausgesetzt, daß diese Höhe bequem, d. h. ohne große körperliche Anstrengung, erreicht wird."

Damit die Jungfraubahn auch wissenschaftlichen Zwecken in ausgiebiger Weise dienen könne, wurde auf Vorschlag des Concessionsbewerbers vom schweizerischen Eisenbahn-Departement folgender Passus in den Concessionsentwurf aufgenommen: „Die Jungfraubahngesellschaft ist verpflichtet, nach partieller oder gänzlicher Vollendung der Linie an der Erstellung und Einrichtung eines ständigen Observatoriums, insbesondere für meteorologische und anderweitig tellurisch-physikalische Beobachtungszwecke, auf der Station Mönch und Jungfrau, eventuell auf beiden, eine Summe von 100 000 Francs zu verwenden, sowie an die Kosten des Betriebes während der jeweiligen Beobachtungszeit einen monatlichen Beitrag von 1000 Francs, jedoch nicht mehr als 6000 Francs in einem einzelnen Jahre, beizutragen."

Nach mehrtägiger, interessanter Debatte wurde dann von der Bundesversammlung am 21. December 1894 die „Concession einer Eisenbahn von der kleinen Scheidegg über (soll heißen „durch") Eiger und Mönch auf den Gipfel der Jungfrau" ertheilt, der auch hier im Artikel 8, al. 2 verlangte Nachweis, daß der Bau und Betrieb der Jungfraubahn in Bezug auf Leben und Gesundheit der Menschen keine ausnahmsweisen Gefahren nach sich ziehen werde, vom Bundesrathe aber erst in dessen Sitzung vom 18. Juli 1895 als erbracht erklärt und somit jene Clausel aufgehoben.

* * *

Ueber die geologischen Verhältnisse des von der neuen Jungfraubahntrace zu durchschneidenden Gebietes wurden zwei Gutachten eingeholt. Das eine hat zum Verfasser den Lausanner Universitätsprofessor Golliez, das andere den Züricher Professor Dr. Mösch. Auf Grund seiner einläßlichen Studien kommt Ersterer zu dem Schlusse: „Les conditions géologiques de chemin du fer de la Jungfrau sont bonnes et cette entreprise n'offre aucune difficulté qui soit supérieure à celles que les moyens actuels de l'industrie nous permettent de vaincre," während Professor Mösch seine Ausführungen in den Sätzen resümirt:

„Von der Station Scheidegg bis nahe an die Moräne des Eigergletschers bleibt die Linie in geschichtetem, gegen Süden einfallendem Dogger der mittleren und oberen Abtheilung dieser Formation. Von da ab durchfährt der Tunnel den Hochgebirgskalk (Malm) des Rothstock, Eiger und Mönch und bleibt unausgesetzt in diesem Gestein auch durch das Jungfraujoch bis in die Ostwand der Jungfrau bei Punkt 3600 Meter, wo die Trace in den Gneiß tritt, um denselben erst wieder an seinem Endpunkte auf der Spitze der Jungfrau zu verlassen. Auf der gesammten Erstreckung werden sich die Ausbruchsteine des Tunnels als vortreffliches Material zur Ausmauerung erweisen, falls sich Klüfte oder faulige Schichten auf dem Wege einstellen sollten, was aber, soweit wir die Gesteine kennen, kaum anzunehmen ist." —

Bei der Jungfraubahn wird elektrischer Betrieb in Anwendung kommen. Er hat gegenüber dem Dampfbetriebe unbestreitbare Vortheile aufzuweisen, als: günstigeres Verhältniß der Nutzlast zum todten Gewicht, ruhigere und rauchlose Fahrt, sicherer Zahneingriff in Folge der rotirenden Uebertragung der Zugkräfte auf die Räder der Fahrzeuge, geringere Wartung und Unterhaltung der Fahrzeuge und Ersparniß an den Kosten des Fahrdienstes.

Die nöthige Kraft für den elektrischen Betrieb wird durch Wasserwerke an der weißen und schwarzen Lütschine gewonnen; diese beiden Anlagen können in Folge einer in letzter Zeit erreichten bedeutenden Vermehrung des nutzbaren Gefälles zusammen über 10000 PS. liefern. Es wird also, mag sich der Verkehr der projectirten Bahn in künftigen Jahren noch so sehr entwickeln, für alle an den Betrieb zu stellenden Anforderungen stets genügend Kraft vorhanden sein. Je tiefer man nämlich in den Sommer hineinkommt, um so mehr schmilzt das Eis der Gletscher, von denen die Lütschinen genährt werden, und desto wasserreicher sind diese. Je wärmer also der Sommer und je stärker der Fremdenstrom, um so größer das Wasserquantum und die verfügbare Kraft.

Die bei anderen Bergbahnen gewonnenen Erfahrungen, die Unterbauverhältnisse, die Construction der elektrischen Fahrzeuge, die Breitenstabilität und der zu erwartende Verkehr machten es zur Nothwendigkeit, die Jungfraubahn meterspurig zu projectiren (Wengernalpbahn 80 Centimeter). In der Wahl der Curvenradien gestatten die nicht bedeutenden Terrainhindernisse große Freiheit. Als Tracirungsmaxime ist festgestellt, einen Minimalradius von 100 Meter einzuhalten. Die Bahn erhält nur wenige Curven, deren Größe die Construction der Fahrzeuge wesentlich erleichtert, und deren Anzahl auf die Verlegung des Oberbaues wie auch auf den Betrieb günstigen Einfluß hat. —

Es gilt als Norm, keine größere Steigung als 25 % anzubringen und Gegengefälle möglichst zu vermeiden. Diese Wahl garantirt angenehmen und sicheren Betrieb, entspricht der Vertheilung der Stationen und erschwert den Tunnelbau, sowie die Controle der Bahn nicht wesentlich.

Als leitende Gesichtspunkte für die Jungfraubahn gelten somit: absolute Betriebssicherheit, möglichster Schutz gegen die schädlichen Einflüsse der Hochgebirgsnatur, Gewinnung mehrerer Zwischenstationen, große Leistungsfähig-

keit kurze Bauzeit und sectionsweiser Bau und Betrieb der Bahn. Durch diese Bauart können die Erfahrungen in bau- und betriebstechnischer Hinsicht fortwährend auf zweckmäßige Weise verwerthet werden; auch wachsen neben den Anlagekosten gleichzeitig die Einnahmen bis zur Vollendung der Bahn.

* * *

Im Sommer 1893 berief Guyer-Zeller eine Anzahl von Männern in eine „wissenschaftliche Jungfraubahncommission", um mit ihnen die Ausführung des großen Unternehmens vorzubereiten, einen Geologen, einen Physiker, einen Meteorologen, einen Hygieniker, einen Juristen, mehrere Ingenieure, hervorragende Alpinisten ꝛc. Im Februar 1896 schrieb diese Commission für die besten Lösungen einer Reihe beim Bau und Betrieb der Jungfraubahn in Betracht fallender Fragen Preise im Gesammtbetrage von 30 000 Francs aus. Diese Fragen betrafen u. A. das Tunnelprofil, ohne und mit Ausmauerung; Unter- und Oberbau: Laufschienen, Zahnstange, Weichen und Kreuzungen; das zur Uebertragung der elektrischen Betriebskraft zu wählende System; Einrichtung der Primärstationen, der Fernleitung und der secundären Stationen; System der Vertheilung der Betriebskraft in der Stromleitung entlang der Bahn; Sicherung gegen atmosphärische Störungen des Betriebes; die Fahrzeuge des elektrischen Betriebes mit allen nöthigen Sicherheitsvorrichtungen; Bau und Ausrüstung der Galeriestationen; Elevator von 100 Meter Höhe und 8 Meter Durchmesser; die Tunnelbohrung: Bohrmaschinen mit elektrischem Betrieb, Sprengmaterial, Ventilation, das Wegschaffen des Ausbruchsmaterials; vorsorgliche Maßnahmen für die Erhaltung von Gesundheit und Leben der Arbeiter: Maßnahmen und Einrichtungen, welche unter den gegebenen Verhältnissen den continuirlichen Betrieb sichern, bezw. Störungen verhindern: Art der elektrischen Beleuchtung des Tunnels, der Wagen und der Stationen; elektrische Heizung der Wagen und Stationen und Vorkehrungen zum Schutze der Reisenden und des Betriebspersonals. —

Auf diese Ausschreibung gingen achtundvierzig Arbeiten ein, von denen sechzehn prämiirt und zwei angekauft werden konnten. Die wichtigste davon ist die mit dem ersten Preise von 5000 Francs prämiirte Arbeit des Ingenieurs E. Strub in Interlaken. Dieser durch seine Publicationen und Erfindungen auf dem Gebiete des Bergbahnwesens bekannte Maschinen-Ingenieur erfand ein neues, inzwischen überall patentirtes Zahnstangensystem, das bei der Jungfraubahn seine erste Anwendung finden wird.

Strub's Oberbau besteht aus Flußstahlschienen, die auf Flußeisenschwellen im System des schwebenden Stoßes befestigt sind. Die Normallänge der Schienen ist 10,5 Meter, ein Dreifaches der 3,50 Meter langen Zahnstangen. Die Verbindung des Schienenstoßes wird durch beiderseits eingeklinkte Winkellaschen bewirkt, welche die Klammblättchen umfassen und beide Stoßschwellen zur Aufnahme des Längenschubes heranziehen. Die Schienenenden sind zur Erzielung einer möglichst sanften Befahrung unter 45° geschnitten.

Die bisher gewonnene Erfahrung, daß in Folge des Auftriebes der Zahnräder eine genügende Betriebssicherheit nicht zu erzielen sei, führte zu der Zahnstange mit konischem Kopf, der die Anwendung von Zangen ermöglicht.

Diese verhüten den Auftrieb des Fahrzeuges und seitliches Abgleiten des Zahnrades. Außerdem dienen sie zur Nothbremsung. Der Zahngrund ist von der Mitte ab nach beiden Seiten abgeschrägt, um Steine u. dergl. abzuleiten und das Wegdrängen des Eises aus der Zahnstange bei Berührung der Radzahnköpfe zu erleichtern. Strub's Zahnstangen- und Weichenconstruction ist von bisher unerreichter Einfachheit, Solidität und Billigkeit.

* * *

Bei jedem größeren Unternehmen spielt der Kostenvoranschlag eine wichtige Rolle. Guyer-Zeller hat für die Ausführung seines Projectes 10 Millionen budgetirt. Auf den Bahnkilometer berechnet betrugen die Baukosten bei der Bahn Vitznau-Rigi 410 789 Francs, Goldau-Rigi 410 713 Francs, Schynige Platte 394 190 Francs, Wengernalp 223 310 Francs, Pilatus 528 830 Francs, Generoso 213 399 Francs, Rothhorn 238 180 Francs und Glion-Naye 271 110 Francs. — Nach dem Guyer-Zeller'schen Project ist der Kilometer der Jungfraubahn auf 780 000 Francs veranschlagt. Rechnet man das offene, $2^1/_2$ Kilometer lange Theilstück mit 300 000 Francs per Kilometer, so kämen auf jeden der 10 Tunnelkilometer 920 000, während Trautweiler bei einem Gesammtvoranschlag von 5 775 000 Francs, trotz der für seinen Tunnel in Aussicht genommenen Steigungen bis zu 98 %, nur 888 460 Francs rechnete. Vielleicht ist es nicht uninteressant, einige Posten des Guyer-Zeller'schen Voranschlages den entsprechenden der früheren Projecte gegenüberzustellen, wobei freilich im Auge zu behalten ist, daß Guyer-Zeller eine längere Trace annimmt, andererseits aber auch, daß die früheren Projecte der ungewöhnlich großen Steigung wegen mit viel bedeutenderen Schwierigkeiten und darum auch mit verhältnißmäßig höheren Posten für den Unterbau ꝛc. zu rechnen hatten.

Köchlin budgetirte für den Unterbau 5 100 000 Francs, Trautweiler (inclusive „Ausmauerung der Stationen") 3 030 000 Francs; Guyer-Zeller setzt 5 574 600 Francs an. Die Ausgaben für „mechanische Einrichtungen und Rollmaterial" sind angenommen: bei Köchlin mit 800 000, bei Trautweiler mit 400 000, bei Guyer-Zeller mit 821 000 Francs. Für „Unvorgesehenes" steht bei Köchlin ein Posten von 500 000, bei Trautweiler von 325 000, bei Guyer-Zeller von 1 200 000 Francs.

Die Gesammteinnahme berechnet Köchlin mit 1 050 000, Trautweiler mit 520 000, Guyer-Zeller mit 722 000 Francs, den Einnahmeüberschuß Köchlin mit 726 000, Trautweiler mit 405 000, Guyer-Zeller mit 512 000 Francs. — Letzterer hat somit seine Rentabilitätsberechnung durchaus nicht zu optimistisch aufgestellt. Köchlin nahm an, daß von den jährlich 120 000 Besuchern Interlakens ein Viertheil, also 30 000, die Fahrt auf den Jungfraugipfel zum Preise von 35 Francs machen würde. Trautweiler rechnete nur auf 8000 Passagiere, setzte aber fast die doppelte Fahrtaxe, nämlich 65 Francs, in seine Gewinnberechnung. Jetzt hat Interlaken jährlich (rund) 200 000 Besucher, von denen (rund) 60 000 mit der Wengernalpbahn auf die kleine Scheidegg, den Ausgangspunkt der Jungfraubahn, kommen; trotzdem basirt Guyer-Zeller's Rentabilitätsberechnung — 4 % für die 6 000 000 Fr.-Obli-

gationen und 6,8% für die 4000000 Fr. Actien — auf der Annahme von nur 10000 Passagieren auf den Jungfraugipfel und einer entsprechenden Anzahl von Reisenden, die nur bis zu einer der verschiedenen Zwischenstationen fahren werden. — Die Zukunft dürfte zeigen, daß die von Guyer-Zeller angenommenen Frequenzzahlen dieser ersten und für alle Zeiten unübertrefflichen Hochgebirgsbahn in Wirklichkeit höher sein werden; hatte ja doch z. B. die Vitznau-Rigibahn anno 1895 nicht weniger als 112913 Passagiere! —

Wie Guyer-Zeller die Einnahmen durchaus bescheiden ansetzte, so berechnete er die Ausgaben ausreichend hoch, ja, es hat sich jetzt schon erwiesen, daß einzelne Posten, wie diejenigen für die elektrischen Installationen, nicht ganz aufgebraucht werden. Trotzdem ist ein einzelner Ansatz verschiedentlich als zu niedrig angegriffen worden. Es ist dies die Stelle des Voranschlags, in der es heißt: „10400 Meter Tunnels zu Francs 350 = Francs 3640000". Die betreffenden Kritiker scheinen nur von diesem einen Satze Kenntniß bekommen, nicht aber den ganzen Voranschlag gesehen zu haben; sie wüßten sonst, daß diese Summe lediglich für den Gesteinsausbruch angesetzt ist, während eine ganze Reihe anderer Budgetposten ebenfalls den Tunnelbau betreffen, nämlich: Vermessungsarbeiten, Bauleitung, Detailpläne, Tunnelmauerung, Querschläge behufs Ventilation und Verkürzung des Materialtransports, Installation für Ventilation, Bohrung u. s. w., Wegbauten, Bahnbettung, Versicherung der Angestellten und Arbeiter ꝛc.

* * *

Es erübrigt mir noch mitzutheilen, daß die Vermessungen für die erste und zweite Section der Jungfraubahn, also bis zur Station Grindelwaldblick, beendet und die betreffenden Pläne dem Eisenbahndepartement zur Genehmigung vorgelegt sind. Sobald es das Wetter gestattet, werden die Vermessungsarbeiten für die anderen Theilstücke fortgesetzt. Die Oberleitung dafür ruht in den Händen des bekannten Ingenieurtopogr. Becker, Professor am Züricher Polytechnicum und Oberstlieutenant im eidgenössischen Generalstabe.

Ein beträchtliches Stück des Unterbaues der ersten Section wurde bereits im vorigen Herbste erstellt; diesen Sommer wird sie beendet und im kommenden Herbst resp. sobald der Oberbau bis zum Eiger gelegt ist, der Bau des großen Tunnels begonnen werden. Die Lieferungen für die Wasserwerksanlage bei Lauterbrunnen (Rohrleitungen, Turbinen ꝛc.), für die elektrischen Installationen (Generatoren, Leitungen, Transformatoren ꝛc.), des Oberbaues und Rollmaterials sind vergeben und müssen im August d. J. erfolgen. Auch sind vielfache Bohrproben in Klötzen von Eigergestein gemacht worden, welches sich dabei als homogen und nicht zu hart erwies. Der Tunnelfortschritt würde nach diesen Proben mit den elektrischen Drehbohrmaschinen der Fabrik Oerlikon per Tag und Angriffsort 3½–4½ Meter betragen. —

So mag denn die Ausführung der Jungfraubahn, dieses Riesenwerkes, einen glücklichen Anfang und Fortgang nehmen. Es wird, wie Guyer-Zeller richtig sagt, nicht nur den Schweizern selbst, sondern der ganzen Welt bequeme Gelegenheit bieten, ein Stück Erde zu sehen, wie es in seiner überwältigenden Schönheit und seinen schroffen Contrasten wohl nirgends zu finden ist. Bekanntlich existiren

auf keinem andren Erdtheile so großartige, zugängliche Gletschergebiete, wie wir sie auf der Südseite der Jungfraugruppe besitzen. Die Gletscherpartien im nördlichen Alasca und die vom Meere bespülten Eisfelder Neu-Seelands, sowie vor Allem die Gletscherwelt des Himalaya sind für den Touristen nur unter den größten Schwierigkeiten erreichbar. Wie anders wird es sein, wenn die Jungfraubahn uns auf jene Höhen hinaufführt, von denen man neben den grünen Bergen und Triften und den ewigen Schnee- und Eisfeldern der Schweiz den Monte Rosa Italiens, den Mont Blanc Frankreichs, den Schwarzwald Deutschlands grüßt!

Ein denkwürdiger Schlußstein der im ersten Viertel unseres Jahrhunderts begonnenen Entwicklung des Eisenbahnwesens soll Guyer-Zeller's Jungfraubahn werden und dem kommenden als vollendeter Bau davon erzählen, welch' große Fortschritte Wissenschaft und Technik in dem zur Neige gehenden Jahrhundert gemacht haben.

Auf Riedenheim.

Etwas Völkerpsychologie.

Von

Marie von Bunsen.

Erster Tag.

[Nachdruck untersagt.]

Wohnzimmer in Schloß Riedenheim; violett-sammtene Stühle und Sophas mit gestickten Kissen und Schlummerrollen und reich geschnitzten Lehnen in der mißverstandenen Gothik der 1840er Jahre. Oelporträts der letztverflossenen Generation, neuere Familienphotographien in Gunmark-Bazarrahmen. Auf dem großen, runden Tische vor dem Sopha eine violett-sammtene Decke mit gestickter Borte; auf dem Tische liegen schwerfällige Albums und Prachtwerke. Im geschnitzten Schranke mehrere billige Classikerausgaben, Predigtsammlungen, weiß geheftete Drummond'sche Tractate. Herum liegt nur die „Kreuzzeitung" und „Ben Hur" von Wallace. Prachtvolles, spiegelglattes Parkett aus dem vorigen Jahrhundert. In den breiten Mauern bequeme, tiefe Fensterplätze; Nähtisch und Korb mit angefangenen Weihnachtsstickereien; schöne Aussicht auf Terrasse und Park.

Gräfin-Mutter von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim (geb. Prinzessin von Schönfels. Freundliche, sanfte Züge, glattes Haar, schwarzseidenes Kleid, altmodisch große, kostbare Brosche). Noch eine Tasse, liebe Ernestine? Nach 'ner Reise kann man sich eine dritte schon gönnen!

Prinzessin Ernestine Schönfels (unverheirathet, Ende der Vierzig; unschönes, aber originelles Gesicht, vernachlässigter Anzug). Danke schön, liebe Pauline, ich bin ja überhaupt eigentlich ganz Lahmann ... Sonnenbad ... Salat ... Sandalen ... und habe die Kur nur unterbrochen, um eben (lächelnd) jetzt hier nicht zu fehlen.

Tante Betty (die in beschränkten Verhältnissen lebende Gräfin Hilberg-Sachsungen und ihre drei verblühten Comtessen, gleichzeitig): Das war ja auch so einzig nett von Ihnen! Wir freuten uns unbeschreiblich auf Ihr Kommen!

Prinzessin. Ih, ich werde mir doch die Ankunft der Miß Bella nicht entgehen lassen!

Gräfin-Mutter (seufzt).

Prinzessin (besorgt). Aber liebe Pauline, Du schriebst doch ganz befriedigt über die Verlobung?

Gräfin-Mutter (hastig): O, gewiß, freilich . . . der Eberhard liebt sie ja so . . . und für amerikanische Begriffe sollen die Simpkins eine durchaus anständige Familie sein . . . und eine Mitgift von sechs Millionen Mark ist doch wirklich nicht zu verachten . . . besonders in diesen Zeiten . . .

Tante Betty und **Töchter.** Besonders in diesen trostlosen Zeiten, wo Niemand ein Herz für die Landwirthschaft zeigt, wo man die guten, alten Familien systematisch zu Grunde richtet!

Gräfin-Mutter (ohne auf die Unterbrechung zu achten, fortfahrend): . . . Aber, Du verstehst, es ist doch was so gänzlich Fremdes . . . glücklicher Weise sollen sie recht gut Deutsch sprechen . . . aber . . wer weiß, wie sie zu uns passen!

Prinzessin (welche viel gereist ist und ihre Leute kennt, im harmlosesten Tone): Nun, Ihnen, liebe Miß Marion, werden die Simpkins ja ganz heimathlich vorkommen. Engländer und Amerikaner sind doch wohl beinah' dasselbe.

Miß Marion Eversley (Mitte der Dreißig, groß, dünn, mit langen Händen und Füßen; gar nicht hübsch, aber viel Rasse, vorzüglich sitzendes Schneiderkleid; blutroth vor Aerger, jedoch ruhig). Aber Durchlaucht! Größere Verschiedenheiten sind gar nicht denkbar!

Prinzessin. Nun, dieselbe Sprache . . .

Miß Marion. Dieselbe Sprache? Nein, glücklicher Weise nein! Auch bei Denen, die am allerwenigsten Accent haben, höre ich den amerikanischen Tonfall bei jedem einzelnen Wort heraus, und allermeistens klingt uns ihr Sprechen geradezu grotesk und verletzend. Dann können sie kaum zwei Sätze in wirklich reinem, idiomatischem Englisch sprechen. Entweder sind Amerikaner unterhaltend — das ist bei Weitem das Günstigste — und in dem Falle gebrauchen sie den allergewöhnlichsten, häßlichsten „Slang", oder sie thun gebildet — „cultivated" und „hightoned" sind ihre Lieblingsausdrücke — und dann sprechen sie geziert und pedantisch. Sie schreiben ja auch ganz anders als wir. Unter hundert Briefen in englischer Sprache würde ich die amerikanischen herausfinden und mich schwerlich einmal irren.

Prinzessin (gutmüthig, mit unterdrückter Belustigung). Aber immerhin ist es die gleiche Abstammung.

Miß Marion (arm, aber die Nichte eines Lords; kalt lächelnd). O, gewiß, wie Sie es nehmen wollen. Es waren ja hochachtbare Leute, meistens Handwerker und dergleichen, welche vor zwei Jahrhunderten um ihres Glaubens willen in der „Mayflower" auswanderten, und auf welche jetzt alle reich gewordenen Amerikaner mit Vorliebe ihren Stammbaum zurückführen möchten . . . die „Mayflower" muß *recht* umfangreich gewesen sein! . . . Wenn Sie die Vorfahren der heutigen Millionäre näher ergründen, finden Sie ja auch neben westfälischen Bauern und skandinavischen Dienstmädchen hauptsächlich englische und irische Einwanderer. Nur nicht grade aus *unseren* Kreisen.

Elfriede Hilberg (achtzehnjährige, einzig unverheirathete Tochter der Gräfin-Mutter; groß und schön gebaut, regelmäßige, ausprechende Züge; noch etwas ungelenk und schüchtern; weißes, provinzielles Kleid. Küßt Miß Marion einschmeichelnd auf die Schulter). Trotz alledem will Marion aber rührend freundlich gegen die Simpkinsens sein.

Prinzessin. Na, und was sagt denn die Kleine zur neuen Schwägerin?

Elfriede. Ach, sie schrieb mir einen reizend netten Brief und hat sich durch Eberhard von mir erzählen lassen und schickt mir immer Grüße.

Ich denke sie mir sehr freundlich . . . und dann muß sie so entzückend hübsch aussehen.

Reichsgraf Eberhard von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim (tritt ein. Achtundzwanzig Jahre alt, frisch, groß und blond. Paradeuniform der Garde du Corps).

Alle (überrascht). Nanu?

Eberhard (etwas verlegen seine Uniform betrachtend). Ja, Bella hat es sich so ganz besonders gewünscht, sie erwähnte es in jedem Brief . . . Allerdings kommt man sich etwas lächerlich vor. (Wechselt den Gesprächsgegenstand.) Alles in Ordnung, Mamachen?

Gräfin-Mutter (mit Würde): Alles!

Desicke (der alte Haushofmeister, mit sentimentaler Betonung): Der Wagen ist vorgefahren, Herr Graf.

(Alles strömt in die schöne, helle Halle mit den geschnörkelten Stuckornamenten und dem gewundenen, schmiedeeisernen Treppengeländer.)

Gräfin-Mutter (küßt Eberhard zärtlich). Gott mit Dir, mein Junge!

Eberhard. Auf Wiedersehen, Mamachen! (Besteigt den etwas altmodischen, aber ganz neu auflackirten Landauer, betrachtet prüfend Kutscher und Diener in ihren Ersten-Garnitur-Livreen.) Hu! Riecht Ihr aber nach Naphthalin! Hoffentlich lüftet sich das bald aus.

Kutscher und Diener (entzückt lächelnd). Zu Befehl, Herr Graf.

(Der Wagen fährt fort; Eberhard grüßt vergnügt und stolz; Alle winken; die Sonne scheint auf den weißen Waffenrock und den blinkenden Helm. Die Mutter wischt sich die Augen.)

Tante Betty und Töchter (schlängeln sich heran und drücken ihr ausdrucksvoll die Hand). Der liebe, prächtige Eberhard! Ach Gott, welch' rührender Moment!

(Nervöse Stimmung der Zurückbleibenden; Miß Marion rupft und ordnet an Elfriede's Haar und Kleid. Erwartungsvoll sieht man an den Fenstern, wo jenseits des Parkes die Stadt Riedenheim sich ausdehnt.)

Tante Betty und Töchter. Da kommt der Zug! (Alle sehen nach ihren Uhren.) Ganz pünktlich!

Elfriede (leise zu Miß Marion): Werden sie sich wohl auf dem Bahnhof küssen?

Miß Marion. Aller Wahrscheinlichkeit nach. Amerikanerinnen sind ja sehr aneignungsfähig . . . Bei uns zu Hause thun das die Kammerdiener und Ladenmädchen.

Elfriede (vorwurfsvoll). Du wolltest ja nett sein!

Miß Marion (besänftigt). Ihr seid eben alle viel zu gut für solche herumreisende . . . (sie unterdrückt das Wort . . . Abenteurerinnen).

Tante Betty und Töchter. Jetzt müßten wir den Wagen am Ende der Lindenallee sehn . . . da da!

(Die Gräfin-Mutter wird blaß, Elfriede roth. Man stellt sich am Portal, vor der Rampe auf. Der Wagen fährt vor.)

Bella Simpkins (eine schlanke, blendend hübsche, höchst elegante junge Dame, springt leicht heraus und fällt der Gräfin-Mutter in zärtlicher Ueberschwänglichkeit um den Hals. Sehr schnell): Ich fühle, als ob ich Euch gekannt hätte seit Jahren . . . ich darf Du zu Dir sagen! . . . Ich betrachte mich schon ganz als Deine Tochter und werde mich lassen schrecklich von Dir tyrannisiren . . . ich bin so stolz auf solche Schwiegermama!

Gräfin-Mutter (etwas überwältigt). Meine liebe Bella, ich heiße Dich herzlichst willkommen.

Bella Simpkins (küßt Elfriede). Und das ist die kleine Elfriede, Jedermanns Liebling. Ich erkannte Dich gleich nach der Photographie — wie ähnlich bist Du Eberhard — nur, verzeih' mir — nicht ganz so schön! Ist er nicht hübsch, und ist der Helm mit dem Adler nicht vollkommen ideal, und sieht er nicht ganz aus wie der (feierlich) regierende Reichsgraf Eberhard von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim! (Bei den letzten Worten zucken die Einheimischen etwas zusammen, aber die Vorstellungen und Begrüßungen vollziehen sich unter den freundlichsten Formen.)

Mrs. Simpkins (eine weißhaarige, elegante, distinguirte Erscheinung, sagt Jedem etwas Liebenswürdiges). O, liebe Gräfin, Sie können sich nicht denken, wie schön der Empfang war. Der Bahnhof geschmückt mit Kränzen und Flaggen, die Tochter von dem Stationsmeister reichte Blumen und recitirte ein Gedicht. Und dann Ihre prachtvollen blau und gelben Livreen mit den gestickten Wappen . . . wir haben gar nicht das zu Hause.

Tante Betty und **Töchter.** Es sind auch die schönsten Livreen der ganzen Provinz.

Graf Jobst Hilberg-Dahnitz-Barow. (Früherer Diplomat, gut erhaltener Sechziger, Wittwer, lebt in Berlin, hauptsächlich im Pariser Platz-Casino, begrüßt die Gräfin-Mutter.) Habe eine furchtbar nette Reise gehabt, erkannte die Simpkins schon in Frankfurt, setzte mich zu ihnen und habe mich vorzüglich, la, unterhalten. Beide ganz allerliebst, weiß gar nicht, welche ich vorziehe.

Bella Simpkins (ist mit den Begrüßungen zu Ende). Jetzt muß ich aber Alles, Alles sehen! Ich finde Riedenheim ganz reizend! — (strahlend) ich freue mich so darauf . . . und Eberhard sprach nur immer von seiner „guten alten Klitsche".

Tante Betty und **Tochter** (empört). Allerdings eine etwas sonderbare Bezeichnung für Schloß Riedenheim.

Bella Simpkins (betrachtet die lebensgroßen Familienbilder an der Wand). O, wie süß ist dieser liebe alte Feldmarschall, und diese gepuderte Dame mit dem Muff und dem Windspiel und dem rosa Brokatkleid, wo der Stoff nicht ganz reichte — wer war sie?

Gräfin-Mutter. Die Urgroßmutter meines seligen Mannes, eine badische Prinzessin aus der Schwetzinger Linie.

Bella Simpkins (und ihre Mutter sehen sich an und wiederholen wie im Traum): . . . Eine badische Prinzessin!

Eberhard (bescheiden). Ach, hier sind nur wenig Bilder; die Ahnengalerie ist drüben im Bankettsaal.

Bella Simpkins (wie oben). Ahnengalerie! Bankettsaal! Es ist ganz wie ein Roman!

Prinzessin (leise): Ein recht altmodischer!

Bella Simpkins (tritt auf die Rampe und betrachtet den Schloßhof). Aber das ist ja ganz unglaublich pittoresk!

Tante Betty (selbstbewußt). Es war auch schon in mehreren illustrirten Zeitungen abgebildet!

Bella Simpkins. Welches ist denn der älteste Theil?

Graf Jobst (erklärt): Also, der Thurm ruht auf römischem Fundament und stammt wohl aus karolingischer Zeit; der fast unbewohnbare Theil links,

mit der Trompetergalerie und dem Erker, ist aus dem vierzehnten Jahrhundert, aus der Zeit des Minnesängers Eberhard von Riedenheim. Dieser moderne Flügel hier ist etwa hundertundfünfzig Jahre alt — der rechts mit den geschnörkelten Giebeln ungefähr aus der Zeit des Heidelberger Otto-Heinrich-Baus.

Eberhard (entschuldigend). Es ist ja Alles etwas heruntergekommen und baufällig.

Bella Simpkins (lächelt wohlwollend und denkt großmüthig an ihre Mitgift).

Tante Betty. So ein Riesenschloß verschlingt ja Unsummen — allein die vorjährige Klempnerrechnung . . . (Eberhard sieht sie an — sie verstummt).

Bella Simpkins (mit Nachdruck): Ich erinnere mich kaum, daß ich jemals etwas so sehr Malerisches gesehen habe!

Gräfin-Mutter (gerührt). Ach Gott, liebes Kind!

Eberhard (küßt ihr die Hand; sie ziehen weiter und besichtigen Schloß und Park).

Es war Nachts. Das Verlobungsmahl ist vorüber; die Raufstädter Hilbergs, die zwei anderen Nachbarfamilien und die Superintendents sind fort. Bella Simpkins und ihre Mutter benahmen sich äußerst zuvorkommend, plauderten auf das Angeregteste, waren von den vier Dienern und zwei Jägern in ihren Galalivreen, vom Fürstenberger Porzellan und vom Familiensilber höchlichst erbaut. — Schlafzimmer der Gräfin-Mutter, nüchtern-altmodisches Mobiliar aus ihrer Jugendzeit; als Schmuck eingerahmte Sprüche, Atabasterkreuze und die Photographien — Sterbe und Grab-Bilder — all ihrer dahin geschiedenen Verwandten. Toiletten- und Waschtisch denkbar einfach.)

Gräfin-Mutter (lehnt sich ermattet im Lehnstuhl zurück).

Eberhard (sitzt auf dem Fußende der Bettstelle; zu seiner Mutter): Mais je t'en prie, renvoie donc le petit chameau.

Gräfin-Mutter (zur alten Kammerfrau Tußmann, von den Kindern des Hauses nur „Kameelchen" benannt). Es ist gut, Tußmann, Sie können gehn; Comtesse Elfriede wird den Schmuck schon verschließen und für mich sorgen.

Tußmann (wünscht tief gekränkt). Unterthänige gute Nacht, Durchlaucht (und schlägt die Thür nicht geräuschlos hinter sich zu).

Eberhard (verbeißt diesmal jede Bemerkung über das „demoralisirt verzogene Hausperfonal" und fragt in rosiger Laune): Na, Mamachen?

Gräfin-Mutter. Ach lieber Junge, das ist ja ein bezauberndes Persönchen.

Elfriede (mit leuchtenden Augen). Sie ist das hübscheste Wesen, das ich jemals gesehen habe.

Eberhard. Auch die Schwiegermama, nicht übel, nicht wahr! Gar nicht jugendlich thuend, aber so urelegant, so unterhaltend . . . Und erst Bella! Was brachte sie Zug in die Gesellschaft! Sonst ist es doch mit all den Raufstädtern und Barnows und Brinkeners und gar erst Superintendents einfach zum Auswachsen, und heute verlief der Abend wirklich sehr nett.

Gräfin-Mutter. Ja, sie ist unglaublich gewandt, und was weiß sie nicht Alles, und wie reizend erzählt sie.

Eberhard (ist aufgestanden). Habe ich es Euch nicht gesagt! (Umarmt beide und geht).

Gräfin-Mutter und **Elfriede** (gleichzeitig). Was waren sie wundervoll angezogen! (Betrachten sich die eigenen Kleider.) Dagegen kann unsereins nicht ankommen!

Gräfin-Mutter. Tußmann beschrieb mir ihre Sachen. Während sie bei Tisch saßen, hatte sie sich Alles angesehn. Die Toiletteneinrichtung der Mutter

aus getriebenem Silber, die der Bella aus Gold! Die Smaragden, die Bella heute Abend trug, stammen aus dem französischen Kroutresor, welcher doch kürzlich versteigert wurde. Die Diamanten-Schuhschnallen waren echt und gehörten der Marie Antoinette! — Dabei war sie wirklich sehr freundlich und gefällig gegen Jedermann, selbst gegen Superintendents und gegen die arme Tante Betty. Nimm's mir nicht übel, daran könnte Deine geliebte Miß Marion sich ein Beispiel nehmen.

Elfriede (entschuldigend). Marion ist so grad und aufrichtig; Alles kann sie vertragen, nur nicht Unwahrheit und „toodyism", und Du weißt doch, wie Tante Betty . . .

Gräfin-Mutter (seufzend). Ja, das weiß ich wohl am allerbesten — aber gegen Verwandte, besonders wenn es ihnen schlecht geht! . . . Es war wirklich hübsch, wie entzückt Bella sich über Alles äußerte. Gegen mich war sie überhaupt reizend, wenn sie nur etwas höflicher gegen ihre Mutter wäre!

Elfriede (erschrocken). Ja, denke Dir, sie sagte mir, ihr „Päppa" wäre ja sehr nett, aber etwas gewöhnlich; darum reisten sie in Europa lieber ohne ihn. Dagegen wäre „Mämma", Alles in Allem genommen, doch recht präsentabel. Vielleicht meinte sie es nicht so!

Gräfin-Mutter. Und wenn sie nur nicht die Beine kreuzen wollte! Ich weiß ja, das ist heutzutage der Ton, und die Sibylle Fuchtenow, für welche alle Garde du Corps-Lieutenants so schwärmen, ist genau ebenso . . . Und dann! Wenn sie sich nur das Anführen vornehmer Namen abgewöhnen würde! (Beide seufzen.) Aber wenn man so bedenkt, daß sie aus Amerika kommt, und daß ihr Vater Gasöfen verkauft, ist sie doch ganz erstaunlich und hat überhaupt sehr viel für sich.

Elfriede. Und ist ein liebes Ding!

(Küssen sich und gehen schlafen.)

Zweiter Tag.

(Neun Uhr Morgens; das eben beendete Frühstück wurde in der beschnittenen Buchenlaube eingenommen; die Prinzessin, Mrs. Simpkins, Miß Marion, Elfriede, Tante Betty und Graf Jobst sitzen noch plaudernd und handarbeitend herum.)

Gräfin-Mutter (kommt vorüber). Ich war eben bei unserer lieben Bella; sie hatte bereits ihren Thee getrunken, ist ganz munter und will nächstens aufstehen. (Nickt und geht weiter zu ihrem bereits auf sie lauernden Wirthschaftsfräulein.)

Tante Betty (im innigsten Brustton). Ach liebe, verehrte Mrs. Simpkins, unsere entzückende Bella ist doch nicht krank?

Mrs. Simpkins. O nein, danke Ihnen, aber Bella ist noch von gestern sehr ermüdet. Wir Amerikanerinnen sind alle neurasthenisch. Ich glaube, in Deutschland, wo man so ruhig und gesund lebt, hat man keine Ahnung, was so complicirte Naturen sind.

(**Onkel Jobst** und die **Prinzessin** sehen sich lächelnd an; die Gräfin-Mutter geht in der Ferne mit dem Fräulein vorüber. Tante Betty steht auf und eilt ihnen nach. Die Gräfin-Mutter beschleunigt sofort ihren Schritt, wird aber eingeholt.)

Prinzessin. Ach, schließlich kenne ich doch recht viele Amerikanerinnen. (harmlos.) In Dresden gibt es ja Unmengen.

Mrs. Simpkins (erröthend und aufgeregt). O, bitte, meine liebe Prinzessin, verwechseln Sie uns nicht mit den gewöhnlichen Amerikanern. Sie können gar nicht denken, wie unbegreiflich es uns ist, wenn die gute europäische Gesellschaft, wenn sogar Leute wie der Prinz von W. Freundschaft schließt mit Menschen, mit denen wir zu Hause niemals verkehren würden, die nie, wenn sie sich auch noch so viel Mühe nehmen, in unsere Kreise dringen können.

Prinzessin (ebenso harmlos). Aber Sie sind doch Republikaner und kennen keine Standesvorurtheile.

Mrs. Simpkins (etwas pathetisch). Wir sind ja viel exclusiver als Sie Europäer; grade weil wir keine äußeren Unterschiede haben, legen wir ein so großes Gewicht auf die feine, aristokratische Bildung, die man doch fast nur findet in wirklich alten Familien.

(Elfriede sieht mit naiver Ueberraschung empor; Graf Jobst und Miß Marion suchen ihre Belustigung zu verbergen; die Prinzessin bewahrt eine unerschütterliche Fassung.)

Prinzessin. Wie so — alte Familien?

Mrs. Simpkins (würdevoll). Zu Hause weiß Jedermann, daß meine Mutter die Tochter von J. T. F. Parker-Smith war, und Jedermann weiß, daß die Smiths aus Newhaven vom Gouverneur N. W. Smith stammen — (mit steigender Betonung), während die Parkers in der Mayflower herüber kamen.

(Elfriede und Miß Marion suchen plötzlich unter dem Tisch nach einem verlorenen Knäuel.)

Prinzessin. Ja, so ... Sie halten mich doch nicht für indiscret (freundlich lächelnd); wir sind ja beinah' verwandt! ... Aus welcher Familie stammt Ihr Herr Vater und Ihr Herr Gemahl?

Mrs. Simpkins (äußerst peinlichst berührt, aber mit der Wahrheitsliebe ihrer puritanischen Ahnen). Ja, allerdings gehören die nicht zu ganz so alten Familien. (Der Vater fing als Laufbursche an, gründete eine der erfolgreichsten New-Yorker Zeitungen und endete als Senator; Mr. Simpkins begann als Barbiergehülfe, ist jetzt Besitzer der größten Gasöfenfabrik der Welt, bemüht sich um den nächsten Botschafterposten, weil er sonst keine Zeit zum Reisen findet.) Aber Jedermann wird Ihnen sagen, daß wir zu der allerersten Cincinnati-Gesellschaft gehören. Eine ganz neue Familie bot meiner Schwägerin, deren Mann eben Alles verloren hatte, eintausend Dollars für eine Einladungskarte zu unserem Ball zu Ehren von der Infantin Maria Immaculata. Bella hat eine führende Stellung in Cincinnati. Ihr Bild mit Lebensbeschreibung war schon in mehreren Zeitungen. Zwei von ihren besten Freundinnen gehören zu den vierhundert ersten New-Yorker Familien, von denen Sie wahrscheinlich gehört haben.

Prinzessin. Aber die W's. und die B's ... und H's. ..., die doch zu den besten amerikanischen Kreisen gehören, und deren Töchter Princes und Earls und Vicomtes heirathen, sind doch anerkanntermaßen von ganz niederer Herkunft!

Mrs. Simpkins (peinlich berührt, aber wie oben). Leider können Ausländer unmöglich unsere Gesellschaft verstehen. Ja, es ist allen diesen gelungen ... aber es hat ihren Damen viel Mühe gekostet, oh, sehr viel Mühe. Es ist ein Kampf ums Dasein, ein Kampf, um in die vornehme Gesellschaft hinein zu kommen, durch Bildung und Talente und Liebenswürdigkeit und Eleganz und

auch — aber wirklich nicht nur — durch Geld. Darum ist das gesellige Leben so außerordentlich aufreibend, aber unsere Amerikanerinnen sind darum auch, manchmal wenigstens, wie man sagt, (fein lächelnd) so besonders gewandt und unterhaltend und energisch und elegant. Alle haben ihre Stellung zu erwerben oder zu behaupten.

Graf Jobst (der zehn Jahre lang an der Botschaft in Washington war). Ich unterschreibe jedes Wort; meiner unmaßgeblichen Meinung nach haben gnädige Frau die Sachlage vollkommen richtig geschildert.

Mrs. Simpkins (gibt dem Gespräch eine andere Wendung). Aber es ist auch nicht ganz einfach für Ausländer, Ihre Gesellschaft zu verstehen. Ich wollte immer fragen ... was ist der „hohe Adel", und gehören die Hilbergs dazu?

(Miß Marion und Elfriede, welche dieses nicht zum ersten Mal erläuterte Thema langweilt, entfernen sich eiligst.)

Graf Jobst, (die) **Prinzessin** (und die eben dazu gekommene) **Gräfin-Mutter** (gleichzeitig). ... Das hängt also folgendermaßen zusammen ... ... Hätte nicht der achte Ernst August Hilberg das Fräulein von Bolmann geheirathet, so ... ... Im Wiener Congreß bestimmte man, daß ...

(Auch nach einer halben Stunde ist es der sehr geschiedten Mrs. Simpkins noch nicht klar geworden, ob, ja oder nein, die Hilbergs zum „hohen Adel" gehören.)

(Elf Uhr Vormittags. Terrasse; Gartenstühle mit rothen, von Elfriede bestickten Kissen.)

Bella Simpkins (lang ausgestreckt auf einem eigens für sie herausgebrachten Sopha; gibt ihren seidenen, spitzenbesetzten Unterrock, die durchbrochenen Strümpfe und entzückende Lackschühchen zum Besten). Nun mußt Du mir Alles erzählen, Alles über Dich selbst und über was Ihr thut.

Elfriede (im frischen, einfachen Waschkleidchen, stickt an einer Kaffeedecke für den Geburtstag einer Tante). Ach, das ist ja so wenig; wir leben ja so still.

Bella Simpkins. Kennt Ihr denn gar keine von den Leuten hier herum?

Elfriede (erstaunt). Wir hatten ja die ganze Nachbarschaft zu gestern eingeladen!

Bella Simpkins. Nun — Eure Raustädter Namensvettern, mit denen Ihr Euch zehn Jahre lang gezankt hattet, und zu denen Ihr jetzt schrecklich feierlich seid ... und Brinkmers, die Ihr gewöhnlich findet, und die Barnows, die Euch langweilen ... und die Superintendents!

Elfriede. Ja, allerdings ... am meisten hat man ja immer an seinen Verwandten.

Bella Simpkins (lächelnd). An Tante Betty und ihren Töchtern?

Elfriede (entschuldigend). Ach, die arme Tante Betty!

Bella Simpkins (nach einer Pause). Und Ihr reist sehr wenig?

Elfriede. Fast nur zu den Verwandten in Schlesien; (einfach) es kann nicht Jeder so große Reisen unternehmen.

Bella Simpkins. Aber was thut Ihr denn auf Riedenheim?

Elfriede (eifrig). Oh, manchmal fahren wir im Jagdwagen nach Hohenberg zu unserm Förster und trinken dort Kaffee. Die Försterei liegt ganz entzückend, an einer Waldwiese, mit dem Blick auf das Thal! Und manchmal fahren wir auf das andere Gut und trinken Kaffee beim Inspector und pflücken

altmodische Blumen, Rittersporn und Akelei und Nachtviolen im Garten und holen uns frischgelegte Eier aus dem Stall ... Und dann fahren wir manchmal zum Hohenzollern-Restaurant, wohin die Leute aus Altstadt immer kommen, und essen dort zu Abend und fahren bei Mondschein nach Haus ... Und dann hat man doch seine Beschäftigungen!

Bella Simpkins. Was für Beschäftigungen?

Elfriede. Nun, Weihnachtsarbeiten. Wir bescheren neunzig Schulkindern und fünfundfünfzig Erwachsenen und außerdem noch allen Verwandten.

Bella Simpkins. Oh, ich bin sicher, Du bist sehr philanthropisch ... ich kenne das ... oh, wenn ich nur hätte mehr Zeit! Einige Cousinen und Freundinnen von mir sind sehr thätig; sie unterrichten Knaben und junge Männer im Holzschnitzen, sie haben Gesangelassen für Fabrikarbeiterinnen, sie lehren Hygiene in den Häusern der Armen, sie halten Sonntagsschulen, sie richten Volksbibliotheken ein und Unterhaltungsabende, sie besuchen die Hospitäler und die Armenhäuser ... So bist Du gewiß auch?

Elfriede (ganz überwältigt). Ach nein, das Alles ist bei uns nicht üblich! Wir versuchten einen Kindergottesdienst einzurichten, aber unser alter Superintendent ist principiell dagegen ... ich möchte ja sehr gern unsere Kranken besuchen, aber das ist der Mama leider zu ängstlich ... Ich nähe sehr viel für die Armen und brenne Sprüche in Holz für den Edelweißbazar.

Bella Simpkins (nach einer Pause). Du bist nicht musikalisch? Ich glaubte, alle Deutschen sängen und spielen, aber Eberhard haßt alle Musik.

Elfriede. Ich spiele nur eben das Harmonium Morgens bei der Hausandacht.

Bella Simpkins. Deutsche Frauen interessiren sich sehr wenig für Politik und allgemeine Fragen?

Elfriede. Das kann ich so wenig beurtheilen. Ich glaube nicht ... doch ... jetzt grade sehr für die Agrarfrage. Du solltest erst die schlesischen Tanten über die Getreidezölle sprechen hören!

Bella Simpkins (ironisch). Sind das auch wirklich Fragen von allgemeiner Bedeutung?

Elfriede (überrascht). Ich denke doch!

Bella Simpkins. Ueberhaupt deutsche Frauen theilen wohl wenig die Interessen der Männer?

Elfriede. Bei uns haben die Männer ihren Beruf und wir unsere Beschäftigungen.

Bella Simpkins. Bei uns haben sie immer — wenigstens die netten — neben ihrem Beruf eine Menge Interessen und Liebhabereien, und diese sind auch unsere; wir haben mehr Zeit dafür als die Männer. Darum leben die Männer so viel mit Frauen zusammen, und darum spielen wir eine so wichtige Rolle. (Nach einer Pause.) Malst Du?

Elfriede. Ja, etwas ... so nach Vorlagen auf Porzellan und auch Ofenschirme für Geburtstage und Bazare.

Bella Simpkins. Liest Du viel?

Elfriede. Oh ja ... Kennst Du die „Spanischen Brüder"! Es ist, glaube ich aus dem Englischen übersetzt. Es spielt in der Inquisitionszeit und ist ganz wunderschön.

Bella Simpkins. Ich glaube beinah', ich habe es viele Jahre her bei einer alten Tante gesehen. Nein, wir lesen nicht solche Art Sachen jetzt. Heutzutage lesen wir Trilby und Lettres de Femme und Keynotes und Heavenly Twins, und Alle, die sich sehr gebildet vorkommen, lesen Verlaine und Maeterlinck und Ibsen und Meredith. (Seufzend.) Wenn ich nur die Zeit hätte! Aber ebenso wie ich ganz genau weiß, wie man grade jetzt malt, ob hell und grau oder sehr bunt mit violetten und grünen Reflexen oder ganz steif und blaß wie alte Gobelins, ebenso weiß ich auch ganz genau, was von Bedeutung erscheint, und was Leute darüber sagen. Bist Du nicht bei einer Leihbibliothek abonnirt?

Elfriede. Leider nicht. Mama hält das für eine unnöthige Ausgabe. Tante Betty und die anderen Verwandten, die zum Besuch kommen, bringen ja auch immer einige Bücher mit. Nur die von Tante Ernestine Schönfels darf ich niemals lesen, die liest Mama kaum.

Bella Simpkins. Aber dann abonnire doch für Dich selbst.

Elfriede. Das wäre mir zu theuer . . . ich bekomme ja nur sechshundert Mark Taschengeld für Kleider und Geschenke und Briefporto und Alles, Alles.

Bella Simpkins (schnellt ganz aufgeregt empor). Aber das ist ganz unmöglich, das ist geradezu lächerlich.

Elfriede. Wieso? Die Jungfer macht mir alle Kleider. . . .

Bella Simpkins (für sich.) Das ist leider zweifellos. Schade! Man könnte Alles aus der Figur machen. Wenn ich sie anständig anzöge, wäre sie fast eine Schönheit! (Laut.) Und Eberhard erzählte mir, daß Eure beiden Brüder sechstausend Mark Zulage erhalten.

Elfriede. Gewiß. Dafür sind die Breslauer Küraſſiere auch ein bekannt luxuriöses Regiment. Es ist sogar höchst anerkennenswerth, daß beide bis jetzt ohne Schulden auskamen.

Bella Simpkins (empört). Also Deine Brüder, die nicht 'mal Majoratsherren sind, sie haben allen Luxus, und Du mußt jede einzelne Mark umdrehen!

Elfriede. Die Schwestern hatten auch nicht mehr; als sie zu Hof gingen, schenkte Mama ihnen natürlich die Kleider . . . ich versteh' mich einzurichten . . und . . eben . . . mit Brüdern ist es doch immer eine gänzlich andere Sache.

Bella Simpkins (erregt). Oh ja . . . auch bei uns . . . nur umgekehrt! Wenn alle Kinder nicht dieselbe Zulage erhalten, dann bekommen die Söhne weniger, da die Geld verdienen können. Und unsere Brüder würden *nie* in Luxus leben wollen, während ihre Schwestern sich so einschränken, denn **sie** sollen vor Allem das Leben genießen . . . . O, jetzt begreife ich *ganz* gut, weshalb europäische junge Mädchen so bald als möglich heirathen wollen! Du auch . . . Du kannst es gestehn . . . wir sind unter uns.

Elfriede (beugt sich tief erröthend über ihre Stickerei). Das scheint uns allerdings das Natürlichste und Beglückendste.

Bella Simpkins. Wir finden es am natürlichsten und beglückendsten, wenn Jeder seine eigene Individualität entwickeln kann. Wir alle wünschen das kurze Leben so intensiv wie möglich zu durchkosten. Das schließt das

Heirathen beinah immer ein. Aber wir haben keine Eile. Ich bin siebenundzwanzig. (Gefriede, in deren Augen man mit fünfundzwanzig eine alte Jungfer wird, betrachtet sie mit starrem Erstaunen.) Und ich habe schon alle mögliche schöne Dinge erlebt: Einen Frühling in Paris, wo der russische Botschafter uns überall herumführte, einen Winter in Kairo, wo ich jeden Tag mit den englischen Officieren hinausritt . . . die Sommer in Newport, wo man jeden Morgen am Strand sitzt, in einem seidenen Badekleid und Seidenstrümpfen und „flirtet" und badet mit den Tänzern von dem vorigen Abend. Oh, ich könnte nicht aufzählen, was für eine himmlische Zeit ich gehabt habe und noch wünsche zu haben.

Eberhard (der eine Besprechung mit seinen Beamten gehabt hatte, tritt hinzu und spielt mit Bella's reichlockigem braunem Haar. Sie bleibt in derselben ungezwungenen Stellung, welche ihren kleinen Füßen und Knöcheln auch so vortheilhaft steht).

Tante Betty und Tochter (gehen vorüber; leise zu Miß Marion). Ein klein wenig Lona Barrison, nicht wahr?

Miß Marion (energisch). Bei aller Freiheit gehen Amerikanerinnen niemals zu weit!

(Das Brautpaar allein auf der Terrasse.)

Eberhard. Du bist das süßeste Geschöpfchen auf Erden.

(Küsse.)

Bella Simpkins. Du kannst nicht denken, wie ich Dich liebe!

(Küsse.)

Eberhard (dito in neuen Wendungen).

(Küsse.)

Bella Simpkins (dito, in neuen Wendungen).

(Küsse.)

Eberhard. Es ist mir eine solche Beruhigung, daß unser gutes altes Riedenheim Dir so zusagt.

Bella. Ich finde es vollkommen reizend und werde sehr glücklich hier sein, ungefähr zwei oder drei Monate im Jahr — mit recht viel Besuch aus Berlin und Dresden und Homburg.

Eberhard. Na, liebes Kind, etwas anders wird es wohl werden. Nach dem nächsten Manöver, sowie ich den Premier habe, nehme ich ja meinen Abschied, und dann leben wir hoffentlich das ganze Jahr herum hier und richten uns recht hübsch und behaglich ein!

(Pause.)

Bella Simpkins (betrachtet ihn forschend). Aber natürlich jeden Winter in Berlin? Ich freue mich schrecklich auf das Zu-Hof-gehn. (Einschmeichelnd.) Ich habe mir schon meine Schleppe ausgedacht. Rosa-Sammet und das Hilberg'sche Wappen in erhabener Silberstickerei in den Ecken und ein wahrer Traum von einer Diamantentiara!

Eberhard. Schön! Es wird gewiß sehr niedlich ausfallen und im nächsten Winter, soviel Du nur irgend willst. Aber dann endgültig — Schluß! Ich habe das alles so x mal durchgemacht und habe es bis dahinaus über.

(Pause.)

Bella Simpkins (etwas kühl). Wie hattest Du Dir unser Leben hier vorgestellt?

Eberhard. Nun — wir werden ja recht gut situirt sein und den Haushalt auf einen ganz andern Fuß stellen können und viel am Schloß und am Park und Garten ändern und verschönern. Dann will ich mich selber eingehend um die Güter bekümmern, will die aufgegebene Ziegelei mit allen neuen Verbesserungen wieder in Gang bringen und vielleicht auch die von Papa angebohrten Zinngruben planmäßig wieder aufnehmen. Es müßte ganz interessant sein! Und dann bin ich ja ein leidenschaftlicher Jäger! Und Du — na, Du wirst Dir gewiß Alles entzückend gemüthlich einrichten, und dann reitest Du, gehst vielleicht mit auf die Jagd . . . und wir lieben uns ja so . . . und werden doch gern zusammen für uns leben. Und dann . . . (tactvoll unterdrückt er die Kinderstubenaussichten) . . . eine Frau hat doch so mancherlei Interessen.

Bella Simpkins (versteht ihn ganz gut, meint aber, daß man Babies und Geselligkeit vereinigen könne). Dann reisen wir doch recht oft nach Paris oder Cannes oder Homburg? Ach, ich liebe Homburg. Ich kenne die nettsten Leute dort, (wichtig), Lords und Ladies und Barone und sogar Prinzen.

Eberhard (zuckt nervös zusammen). Ach, liebe beste Bella, so etwas gilt bei uns für so . . . (unterdrückt den Schluß der Bemerkung). Ja, manchmal, wenn's schon sein muß.

Bella Simpkins. Reisest Du denn nicht gern?

Eberhard. Offen gestanden verabscheue ich alle Eisenbahnen und Hotelschererei.

(Pause.)

Bella Simpkins. Aber recht viel Besuch im Haus!

Eberhard. Gewiß; im Gartenflügel werden ja Mama und Elfriede wohnen, und dann haben wir den ganzen Sommer immer Verwandteneinquartierung.

Bella Simpkins (spitz). Tante Betty und Co.?

Eberhard (seufzend). Ach ja! Und Tante Betty ist nur 'ne Waarenprobe; wir haben deren massenhaft, und Alle rechnen so bestimmt auf den Riedenheimer Aufenthalt. Aber im Herbst werden wir immer große Jagden abhalten und den Prinz Ludwig Ferdinand und den Erbprinzen von Nauingen und das halbe Regiment dazu einladen.

Bella Simpkins (gnädiger). Ja, das wären ein paar wirkliche schöne Tage . . . Aber ich hatte an eine Gastfreundschaft in dem englischen Stil gedacht, wo mit der Ausnahme von den Monaten in London im ganzen Jahr Gäste da sind.

Eberhard (sich schüttelnd). Hu . . . das ist ja ein gräßlich ungemüthlicher Zustand! Nein, Gott sei Dank, das gibt es hier zu Lande nicht.

(Pause.)

Bella Simpkins (erhebt sich). Ich bin etwas müde. Ich werde nach oben gehn und mich ein wenig hinlegen.

(Das frühe Mittagsessen, zu dem Bella Simpkins sich Kopfschmerzen halber entschuldigte, ist vorüber. Graf Jobst und Eberhard sitzen bei den Oleander- und Orangen-Kübeln an der steinernen Seitentreppe, trinken Kaffee und Cognac und rauchen ihre Cigarre.)

Eberhard. Onkel Jobst, es war wirklich sehr nett von Dir zu kommen. Du hast doch eine ganz andere Weltkenntniß wie die guten Leute auf Rieden-

heim. Und obgleich die Mama ja rührend gut war, auch die Vortheile einsah, hält sie doch im innersten Herzen die Verbindung mit einer bildhübschen, eleganten amerikanischen Erbin für eine Mißheirath.

Graf Jobst. Ach, das ist ja natürlich ein ausgeklimperter Standpunkt. Deine Bella gehört zur Aristokratie des Luxus, der Bildung, der geselligen und geschmackvollen Talente . . . die kann in jeden alten Adel hinein heirathen. So ist es jetzt, und so war es auch immer, obgleich das Viele vergessen. Die Kaufmannsfamilie der Medici brachte ihre Catharina und Maria auf den französischen Thron, die venetianischen Banquierfräulein bekamen regierende Fürsten, und deutsche Patriciertöchter heiratheten Edelleute, und Aldermentöchter der City heiratheten Lords und Fermiers-Généraux-Töchter Marquis. Das ist nichts Neues.

Eberhard (erfreut). Es ist mir eine wirkliche Beruhigung, daß Du meine Verlobung so billigst.

Graf Jobst (sieht ihn an). Hör 'mal, guter Junge, ich kann mich gar nicht recht erinnern, daß Du mich je um Rath angingst, oder daß ich Dir je meine Billigung ausdrückte.

Eberhard. Nun . . . ich meine . . . nach dem, was Du eben sagtest . . . und Du warst so entzückt von den Beiden.

Graf Jobst (lächelt). Ich bin doch auch nicht gerade von gestern! (Erhebt sich und geht auf und ab.) Wenn Du aber meine Meinung hören möchtest . . . (Eberhard schweigt.) Da Du durchaus meine Meinung hören willst, so kann ich Dir nicht verhehlen, daß ich jede Heirath mit Ausländern für ein Unglück halte.

Eberhard. Hm . . . das sind doch etwas heftige Ansichten.

Graf Jobst (ruhig). Welche sich auf meine ureigenen, jahrelangen, ziemlich ausgedehnten Beobachtungen gründen.

Eberhard (spöttisch). Und Du bist noch niemals einer glücklichen „Mischehe" begegnet?

Graf Jobst. O, gewiß, oft . . . aber ich kannte auch eine unbeschreiblich glückliche Ehe, wo die Frau epileptisch war, und eine andere, ebenso glückliche, wo der Mann ein offenkundig anrüchiges Leben führte. Menschen können recht viel Nachtheiliges verdauen, gebrauchen nur einige Glücklichkeitsbedingungen. Aber man soll sich doch vorsehen. Doch ja das bestimmt Ungünstige nicht gegeflissentlich aufsuchen. Das Unerwartete kommt immer reichlich genug. Und, ich wiederhole, unter allen und jeglichen Verhältnissen halte ich eine „Mischehe" für nachtheilig. Allerdings finden sich ja Amerikanerinnen noch am leichtesten in fremde Verhältnisse hinein, weswegen diese Ehen noch am besten ausschlagen. Aber selbst bei diesen kommt ein wirklich normaler harmonischer Hausstand auch in den günstigsten Fällen nicht vor. Selbst diese gefeierten amerikanischen Comtessen und Ladies spielen eigentlich eine etwas klägliche Rolle. Sind sie natürlich, nennt man sie plebejisch, wie es von einer Chicagoer Schweinemetzgertochter nicht anders zu erwarten sei; sind sie würdevoll, so lacht man über die Emporkömmlingsgrandezza. Trotz allem äußerlichen Glanz stehen sie auch meistens etwas entwurzelt und vereinsamt da. Und nun erst ihre Männer! Im Familienverkehr herrscht zweierlei Sprache, zweierlei Um-

gangsform, zweierlei Geist. Das Haus wird zum Mittelpunkt aller jährlich nach Europa reisenden Verwandten; mit den Damen steht man sich fast immer gut, aber die Herren, obgleich vielleicht äußerst moralisch, philanthropisch, und nach dortigen Anschauungen unantastbar, haben einen *etwas* andern geschäftlichen Ehrbegriff als wir. Wie würde es Dir zusagen, wenn Dein eigener Schwager eine Praxis ausübte, die dort erlaubt, aber hier zu Lande nicht ganz einwandsfrei erschiene![1]) — Dann die Geselligkeit; zwar trifft sich in solchen Häusern die vornehmste, kosmopolitischste Welt; ein zusammenhängender Kreis wirklicher Freunde bildet sich schwerlich; alte Bande werden locker, neue wechseln rasch . . . Uebrigens ist die Leidenschaftslosigkeit der Amerikanerinnen auch keineswegs Jedermanns Sache. Sie haben ja ganz vorzügliche Eigenschaften; das Familienleben dort drüben ist anders, aber ganz ebenso gut wie bei uns, und der Hauptfehler unserer Frauen, die Kleinlichkeit geht ihnen ab . . . Sie sind anständig, gutherzig, aufrichtig, meistens pflichttreu, aber kalt, unglaublich kalt! Sentimental können sie gehörig sein, aber ein warmblütiges, gesund-sinnliches Temperament findet man fast nie, auch wenn man sie nur mit den germanischen Rassen Europa's vergleicht[1]).

Eberhard (etwas stutzig). Hm . . . ich muß gestehen, mir gefällt gerade Bella's sehr gefallsüchtiges, sehr anreizendes Wesen, bei dem genau herauszufühlen ist, daß man um keine Haaresbreite zu weit gehen dürfte. Und dann . . . (er gedenkt mit gemischten Gefühlen einer jüngst verflossenen Episode) ich weiß gar nicht 'mal, ob so übertrieben viel Temperament Einem bei der *eigenen* Gattin erwünscht wäre.

Graf Jobst. Freilich . . . das ist 'ne reine Geschmackssache . . . Aber nun kommt das Allerernsteste, die Frage der Kinder. Natürlich denkst Du bei Deiner Verheirathung in erster Linie an Dein eigenes Vergnügen, in zweiter oder doch wenigstens dritter Linie denkst Du aber doch an Deine beabsichtigten Kinder?

Eberhard. Nun ja — man will doch schließlich ebenso gut Kinder haben, wie andere Leute.

Graf Jobst (ein sehr zärtlicher Vater). Es gibt auch nichts Besseres! . . . Aber jetzt suchst Du ihnen eine Mutter aus, welche ihnen allerdings ein großes Vermögen, vielleicht auch Schönheit und feine Knöchel und Handgelenke, zugleich aber allerwahrscheinlichst eine jämmerliche Gesundheit verleihen wird.

Eberhard (sieht überrascht in die Höhe).

Graf Jobst. Es handelt sich nicht um meine persönliche Ansicht, sondern um Thatsachen. Aus diesen Engländern, Deutschen und Scandinaviern ist in dem dortigen, aufreibenden Klima eine schöne, aber unnatürlich verfeinerte Rasse entstanden. So ein „großvaterloses" Mädchen aus dem fernen Westen hat subtilere Nerven als eine Vollblutpariserin, zierlichere Ohren und Händchen als irgend eine europäische Prinzeß. Aber Alle — Männer wie Frauen — sind nervös und was damit zusammenhängt; nur durch frische Luft, Baden, Sport, vor Allem nur durch immerwährende Kreuzung mit neuem, rothem, europäischem Blut halten sie sich noch über Wasser . . . Nun will ich ja natürlich nicht

[1]) Wir möchten für diese nicht erwiesenen Behauptungen jede Verantwortlichkeit ablehnen. Die Redaction.

behaupten, daß die Gesundheit unserer deutschen Damen so erbaulich wäre, aber immerhin ist sie bedeutend besser. Und wenn Du nun ein junges Mädchen aus unseren Kreisen nähmest, selbst eine mit ebenso schwankender Gesundheit, selbst eine mit keiner oder nur geringer Mitgift — Deine Kinder haben es viel besser — wirklich sehr viel besser. Sie sind ebenso wohlhabend wie die meisten ihrer Standesgenossen, sie wachsen in natürlichen, geregelten Verhältnissen auf. Instinctiv und zweifellos gehören sie einer Gesellschaftsclasse an, sind instinctiv und zweifellos deutsch. Möglicherweise haben sie gehörige Scheuklappen, aber sie wissen, wer sie sind, und wohin sie gehören, und glaube mir, darin liegt ein schwer zu überschätzender Gewinn. Gibst Du Deinen Kindern eine ausländische Mutter, so raubst Du ihnen das Vaterland. Die Nachkommen einer Mischehe sind oft ungewöhnlich begabt, vorurtheilslos und anziehend — aber im strengen Sinne des Wortes sind es heimathlose Menschen.

(Pause.)

Eberhard (etwas gedrückt). Natürlich hat Alles seine zwei Seiten . . . auch will ich gern zugeben, daß mir gerade kürzlich einige Bedenken aufgestiegen sind . . . Aber Bella ist doch so ganz besonders . . . na, Du kannst Dir doch denken . . .

Graf Jobst (jovial, klopft ihm auf die Schulter). Natürlich, alter Junge, kann ich mir's denken . . . Du mußt mir das lange Anpredigen auch nicht verübeln . . . Du weißt ja, wie intim Dein Vater und ich waren.

Eberhard (erhebt sich plötzlich und zeigt ganz überrascht nach der Hinterthür). Was ist denn das? (Große Koffer werden aufgeladen, die Jungfer zählt die fremden Gepäckstücke).

Desicke (athemlos, überreicht ihm einen Brief). Ich habe Herrn Grafen schon überall gesucht.

Eberhard (zerreißt den Umschlag, der Landauer fährt auf der Rampe vor)

Desicke (leise und aufgeregt zum Grafen Jobst). Das gnädige Fräulein bestellten den Wagen zum Vier-Uhr-siebenundvierzig-Zug . . . Durchlaucht Frau Gräfin kommen eben aus dem Wohnzimmer der fremden Damen und scheinen sehr erregt . . .

(Im Schloß werden Thüren auf- und zugeschlagen. Eberhard starrt unbeweglich auf das entfaltete Papier. Auf der Terrasse huschen Frauengestalten vorbei.)

Gräfin-Mutter (erscheint an einem Fenster, ohne die untenstehende Gruppe zu bemerken). Wo ist mein Eberhard?

Eberhard (zuckt zusammen und pfeift dann nach seinem Burschen). Sattle die Goldelse, aber verstehst Du: Talli! (Der Bursche saust nach dem Stall. Eberhard reicht dem Grafen Jobst den Brief.) Hier, Du kannst ihn lesen . . . und gib ihn dann der Mama . . . Ich reite nach Hohenberg und übernachte auf der Försterei und gehe morgen auf den Anstand und bleibe wohl noch einige Tage dort, bis der Urlaub zu Ende ist (Trocken.) Na, Du wirst ja sehn, es ist aus; sie versichert mich ihrer unwandelbaren Freundschaft und dankt für alle Liebenswürdigkeit und verbittet sich jeden Abschied. Schluß! (Hastig:) Da sind sie!

(Der Landauer fährt vorbei, die Herren grüßen mit tadelloser Haltung, die Damen winken.)

(Das violette Wohnzimmer im Schloß.)

Tante Betty (salbungsvoll). Die Gasofentochter ist also fort! Gott sei Lob und Dank, ging dieser Kelch an unserer Familie vorüber!

Prinzessin. Blödsinn, liebe Cousine. Von Kelch ist keine Rede. Mir ist diese Lösung ja nicht unerwünscht, aber Andere werden sich um die „Gasofentochter" schon reißen.

Miß Marion. Graf Eberhard und Miß Simpkins hätten schwerlich zusammengepaßt, aber sie ist ungefähr das anziehendste Wesen, das ich jemals gesehen habe!

(Schlafzimmer der Gräfin-Mutter; sie liegt erschüttert im Lehnstuhl, Elfriede kniet vor ihr und küßt ihre Hände.)

Elfriede. Mamachen, es kam ja etwas plötzlich . . . aber es ist doch sicherlich so für uns bestimmt worden, und darum grade so auch am besten!

Gräfin-Mutter (nickt ergebungsvoll).

(Eine Schneuse im Forst.)

Eberhard (reitend, für sich . . . mit Selbstgefühl). Schließlich habe ich doch nicht grade nöthig, um eine Gattin zu betteln! Auch in Potsdam und Berlin gibt es allerliebste junge Mädchen . . . Bis jetzt war mir nur gar nicht nach Heirathen zu Muthe! (Seufzend.) Und in Bella hatte ich mich wirklich gehörig vergafft! . . . Aber die Sache hatte doch auch ihren Haken. (Gibt der Goldelse die Sporen.)

(Wagen erster Classe im Harmonikazug nach Frankfurt.)

Mrs. Simpkins (pathetisch). Du weißt ja natürlich, was am besten ist . . . aber es wäre doch recht schön, wenn Du Dich mal endgültig verloben wolltest . . . Für mich ist so 'was auf die Dauer recht angreifend.

Bella Simpkins (schnippisch): Ich brauche mich doch nicht zu beeilen! . . . (fährt aber in ihrem Gedankengang fort . . . für sich.) Am Ende nehme ich doch Tommy Mason. Schließlich war er während der drei Jahre, in denen wir quasi verlobt waren, immer sehr nett, und wir paßten doch eigentlich vorzüglich zusammen . . . Er ist nur lange nicht so schön wie Eberhard! Was sah der bei unserer Ankunft gradezu himmlisch aus! Der weiße Rock und der silberne Helm!! Glücklicher Weise habe ich noch all' seine Photographien . . . Und der Name! Reichsgräfin Bella von Hilberg-Dahnitz-Riedenheim klingt doch recht anders als Mrs. Thomas J. B. Mason!! . . . Aber so . . . mit dem ganzen Riedenheim . . . war es ja einfach ausgeschlossen! . . . Und Tommy verabscheut Amerika und würde in Paris oder Cannes oder Florenz wohnen, und er ist aus Boston und kennt dort die allererste Gesellschaft. (Bella war sich schließlich bewußt, nur aus Cincinnati zu stammen.) Und eine seiner Schwestern ist die Donna Molly Borgia, und eine andere ist The Honorable Mrs. Guy Bernard . . . Das sind doch immerhin ganz mögliche Verhältnisse.

(Rückt das seidene Luftkissen zurecht und langt sich ihren vor zwei Tagen auf der Hinreise begonnenen Roman.)

Ein Werk über Schleswig-Holsteins Befreiung.

[Nachdruck untersagt.]

Schleswig-Holsteins Befreiung. Herausgegeben aus dem Nachlaß des Professors Karl Jansen und ergänzt von Karl Samwer. Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und zahlreichen Urkunden. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1897.

Es ist keine leichte Sache, über dieses Werk sich auszusprechen. Streitfragen, die man längst begraben meinte, welche die Geschichte selbst erledigt hat, werden nämlich durch dieses Werk wieder aufgerührt, und zwar mit dem Anspruche, daß über den Gang der Dinge, über die Frage von Recht und Verantwortlichkeit dabei ganz neues Licht verbreitet und dem Staatsmann Unrecht gegeben werde, dem wir das Hauptverdienst daran zuzuschreiben gewohnt waren, daß die Herzogthümer heute deutsch, daß sie einer der stärksten Eckpfeiler der Macht des Vaterlandes sind.

Das darf man dem Herausgeber und Ergänzer des von Professor Karl Jansen — dem Biographen Lornsen's — im Wesentlichen verfaßten, 1894 in seinem Nachlasse gefundenen Werkes ohne Weiteres zugeben, daß er nicht ohne diejenige Empfindung gehandelt hat, die bei einem patriotischen Deutschen, der über diese Dinge schreibt, in erster Linie vorausgesetzt werden muß. Samwer ist lange schon überzeugt gewesen, daß dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg das wesentliche Verdienst daran gebühre, daß 1863 nach König Friedrich's VII. Tode die schleswig-holsteinische Frage überhaupt in Fluß kam und Dänemark verhindert wurde, das Land, dank der europäischen Gesammtsituation, wider das Recht unter seinem Joch festzuhalten. Nicht minder ist er überzeugt gewesen, daß der Herzog und das Land niemals etwas Anderes erstrebt haben, als nur im engen Anschluß an Preußen und Deutschland selbständig zu werden, und daß es nicht ihre Schuld gewesen sei, wenn diese Hoffnung schließlich nicht in Erfüllung ging. Der Herausgeber wie der Verfasser selbst haben aber anerkannt, daß das Recht, diesen Sachverhalt geltend zu machen, lange Zeit überwogen wurde durch das höhere nationale Interesse, das gebot, daß die einmal unwiderruflich vollzogene Ordnung der Dinge sich einlebe und die Ansicht felsenfest werde: die Herzogthümer sind ein Glied Preußens innerhalb des Deutschen Reiches und sollen es bleiben. Jetzt aber ist dieses Ziel nach der Meinung Karl Samwer's erreicht, und nunmehr erschien ihm ein längeres Schweigen als ein Unrecht gegen den Herzog und gegen die geschichtliche Wahrheit.

Diese geschichtliche Wahrheit besteht, kurz gesagt, nach Samwer darin, daß der Herzog von vornherein bemüht war, im Einvernehmen mit Preußen vorzugehen und sich dessen Unterstützung zu sichern; hatte er doch selbst im preußischen Heere gedient und schätzte dessen Tüchtigkeit sehr hoch. Demgemäß erbat er am 11. December 1863 in einem Briefe an den König die Erlaubniß, auf preußischem Boden die Stämme einiger Bataillone Fußvolk bilden zu dürfen, die die preußische Exercirordnung erhalten sollten; wenn der König das nicht gewähren könne, so möge er doch einigen

preußischen Officieren gestatten, daß sie die zu bildenden Bataillone einüben und anführen. Mit Nachdruck erklärte er sich gegen „ein ungeregeltes Freischarenwesen, von dem kein Soldat etwas Gutes erwarten wird", und suchte dadurch den Verdacht zu zerstreuen, als ob er seine Hoffnung auf die Revolutionspartei gesetzt habe. Das Gesuch mußte aber vom König in beiden Stücken abgelehnt werden. In Holstein erschien Friedrich allerdings trotz der Abmahnung König Wilhelm's und anderer Fürsten, aber erst am 30. December, in einem Augenblicke, da das ganze Land mit Ausnahme der Ritterschaft ihm gehuldigt hatte und ihn als seinen rechtmäßigen Herrn zu sich rief. „Viele Tausende seiner Unterthanen," lesen wir S. 172, „hatten ihre bürgerliche Existenz für sein Recht eingesetzt, indem sie dem Dänenkönige den Eid weigerten oder dem angestammten Fürsten huldigten. Er wäre ihnen als Feigling erschienen, wenn er nichts für sein Volk wagte." Als dann später sich ergab, daß Preußen, dessen Söhne ihr Blut für die Befreiung der Herzogthümer vergossen hatten, diese dem Herzog nur unter gewissen Bedingungen überliefern werde, war Friedrich bereit, die nöthigen Zugeständnisse zu machen (S. 322. 327—329. 339), nämlich 1. eine Flottenstation für die preußische Marine, 2. einen Marinevertrag, 3. einen Militärvertrag nach dem Muster des coburgischen, 4. Verwandlung Rendsburgs in eine Bundesfestung mit preußischer Besatzung, 5. Beitritt zum Zollverein und 6. Sicherstellung der Anlage des Nordostsee-Canals. Trotz dieses Entgegenkommens, zu dem sich der Herzog in einer geheimen Unterredung mit Bismarck am 1. Juni 1864 zu Berlin aufs Neue bereit erklärte, stellte sich Preußen seinen Ansprüchen feindselig gegenüber. Die Bedingungen vom 22. Februar 1865 waren derart, daß der österreichische Diplomat Freiherr v. Biegeleben — freilich einer der heftigsten Preußenfeinde — zu dem Wiener Bevollmächtigten des Herzogs, Freiherrn v. Wydenbrugk, sagte: „Ich möchte lieber Kartoffeln bauen, als unter solchen Umständen regierender Herr sein," und der coburgische Minister Seebach äußerte: „Die Annexion sei noch besser als die Erfüllung von Forderungen, die nur einen Erbstatthalter übrig ließen." Gleichwohl erklärte sich der Herzog bereit, diese Forderungen in allem Wesentlichen, wie Jansen-Samwer meinen, anzunehmen, und machte nur gewisse, wie dieselben meinen, formelle Vorbehalte (S. 457); kurz, „er zeigte seinen ehrlich preußenfreundlichen Sinn." Aber selbst diese Nachgiebigkeit nutzte nichts; man verlangte klipp und klar die unbedingte Annahme der Forderungen, was einfach unmöglich war; es war doch nicht anzunehmen, daß die Schleswig-Holsteiner den Verlust der Selbständigkeit von Post und Telegraphie und das völlige Eingehen einer besonderen, durch so theuere Erinnerungen geheiligten, schleswig-holsteinischen Armee sich würden gefallen lassen. Zu einem völligen Verzicht, den ein Breslauer Bankier Landau und der General Willisen, „Idstedter Angedenkens", ihm nahe legten (S. 566), war der Herzog allerdings nicht zu bewegen, obwohl ihm Geld, ein hoher fürstlicher Rang für seine Familie und angesehene Stellen für seine Räthe angeboten wurden; sein Hauptgrund war dabei, daß „er es nicht dahin kommen lassen wollte, daß durch seinen Rücktritt die Gefahr der Rückgabe Schleswigs an Dänemark sich verwirklichte" (S. 566. 612). So trieben die Dinge schließlich der gewaltsamen Lösung zu, die durch den Krieg von 1866 herbeigeführt wurde. Die unbedingte Annahme der Februarforderungen, zu der sich der Herzog am 5. Juni 1866 entschloß, kam zu spät.

Fragt man nun nach den Ursachen, warum die Dinge so verliefen, warum Preußen einen ihm so wohlgesinnten Fürsten schließlich um sein Recht gebracht hat, so lautet die Antwort fast auf jeder Seite des Buches: *Nur weil Bismarck es so wollte.* Seine Absicht war von Anfang an dem Herzog feindlich; öfters ist geradezu von seinem „Hasse" gegen den Herzog die Rede. Als Grund dieses „Hasses" erscheint die liberale Gesinnung Friedrich's; daneben steht der Entschluß des Ministers, Schleswig-Holstein an Preußen selbst zu bringen. Deshalb wollte er lieber die Herzogthümer vorerst den Dänen lassen — denen man sie beim nächsten

europäischen Kriege dann abnehmen konnte — als sie dem Herzog übergeben, bei dem sie dann für immer verblieben wären. Bismarck ist des Herzogs böser Dämon: so oft König Wilhelm — vom Kronprinzen und dessen Gemahlin gar nicht erst zu reden — dem Herzog die Hand bieten wollte, wußte Bismarck — gelegentlich wohl unter Drohungen mit seinem Rücktritt — den König wieder zurückzuhalten, bis er seine Absicht endlich erreicht hatte, und selbst der Kronprinz am 8. October 1866 seinem Freunde unumwunden schreiben mußte (S. 633): „Die Ereignisse haben das Geschick der Herzogthümer in meinen Augen und für mich unabänderlich entschieden; ich bin außer Stande, etwas für Deine Interessen zu thun."

An dieser Darstellung fallen nun vor Allem drei Dinge auf.

Erstlich ihr durchgängiger Widerspruch mit der Erzählung, die Heinrich von Sybel gibt. Wenn man z. B. bei diesem Schriftsteller („Die Begründung des Deutschen Reiches", Bd. III, S. 337) den Bericht über die geheime Unterredung vom 1. Juni 1864 liest, so erhält man den Eindruck, daß „der junge Fürst sich bereits ganz als souveräner Bundesfürst fühlte, der verpflichtet sei, den Rechten seines Hauses und seines Staates nichts zu vergeben;" er hätte insbesondere erklärt, daß sich zwar über eine Militärconvention reden lasse, daß aber die Bedingungen der mit Coburg abgeschlossenen für Schleswig-Holstein nicht zulässig sein würden. Vergleicht man hierzu den Bericht bei Jansen-Sammer (der auf einem Dictat des Herzogs vom 2. Juni und auf dessen eigenhändigen Bemerkungen zu dem Artikel des „Preußischen Staatsanzeigers" vom 2. Juli 1865 beruht), so hätte der Herzog sich vielmehr sehr entgegenkommend benommen und nicht etwa den coburgischen Vertrag in seinem *Wesen* abgelehnt, sondern nur dessen *Wortlaut* als nicht ohne Weiteres auf die Herzogthümer übertragbar bezeichnet. Einige herausfordernde Aeußerungen, die nach v. Sybel der Herzog gethan haben soll, wie: „Die Herzogthümer haben die Preußen nicht gerufen; ohne Preußen würde der Bund ihre Befreiung leichter und ohne lästige Bedingungen erwirkt haben," zieht der Herzog in Abrede (Sammer S. 340): Er habe nur bei der Frage der Kriegskosten gesagt, wenn man ihn gleich anerkannt hätte, so würden die Herzogthümer am Kriege und an den Kosten desselben wie an dessen Ehre Theil genommen haben. H. v. Sybel folgt offenbar dem von Bismarck selbst im „Preußischen Staatsanzeiger" und wohl sonst in geheimen Papieren des Staatsarchivs niedergelegten Berichten; der Herzog gibt eine davon sehr abweichende Lesart, und so steht von den zwei einzigen Zeugen der Unterredung Einer gegen den Anderen; beide sind sicher bestrebt, die Wahrheit zu sagen, aber wer Recht hat, d. h. wessen Gedächtniß treuer war, das wird sich kaum noch feststellen lassen. Aber so viel sieht man, daß jedenfalls der Ton, in dem der Herzog sprach, bei Bismarck den Eindruck der Unnachgiebigkeit hinterließ; der Ton aber macht bekanntlich die Musik, wenn auch die Unterredung, wie der Herzog selbst sagt, an sich keinen gereizten Charakter trug. Zur Sache aber muß bemerkt werden, daß der dem Herzog bekanntlich sehr günstig gesinnte, von Bismarck nach unserem Buch auch wegen seines Liberalismus „gehaßte" Herzog Ernst II. von Coburg in seinen Denkwürdigkeiten („Aus meinem Leben", Bd. III, S. 448) berichtet, er habe später vernommen, daß der Herzog leider dem König und dem Minister nicht opferfreudig entgegen gekommen sei. Von wem Ernst II. dies vernommen hat, gibt er nicht an; er hält aber die Angabe offenbar für glaubhaft: sonst würde er ihr widersprechen [1]).

Ein zweiter Punkt, der auffällt, ist die unbedingte Zuversicht, *mit der überall das Erbfolgerecht des Herzogs als außer allem Zweifel stehend behandelt wird*. Dafür ist schon der Umstand lehrreich, daß von

[1]) Henrici (in seinen „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners", Stuttgart 1897, S. 96) will vom Herzog das Wort gehört haben, „der Coburger Militärvertrag habe widervertrag Verhältnisse zur Folge gehabt". Da die Zuverlässigkeit von Henrici's Buch in der „Kölner Zeitung" heftig angegriffen worden ist, will ich auf sein Zeugniß nicht zu sehr Gewicht legen.

dem Tode Friedrich's VII. an eben immer der Titel „Herzog" angewandt wird, während v. Sybel ebenso bezeichnend vom „Erbprinzen von Augustenburg" spricht. Nun ist ja gewiß wahr, daß Friedrich selbst, die Schleswig-Holsteiner und die Deutschen in ihrer großen Mehrheit 1863 von dem Erbrecht des Prinzen durchaus überzeugt waren. Aber ebenso gewiß ist, daß man Niemanden zwingen konnte und kann, diese Ansicht zu theilen. Friedrich's Vater (Christian August) hatte am 30. December 1852 „für sich und seine Familie bei fürstlichen Worten und Ehren versprochen, den von Ihro Königl. Majestät in Bezug auf die Ordnung der Erbfolge für alle unter Allerhöchstdero Scepter gegenwärtig vereinten Lande gefaßten oder künftig zu fassenden Beschlüssen in keiner Weise entgegentreten zu wollen." Dafür hatte er dann als Ersatz für seine eingezogenen Güter $1\frac{1}{2}$ Millionen Speciesthaler (6,75 Millionen Mark) erhalten. Dadurch hatte er nach dänischer, und nicht bloß nach dänischer, Auffassung auch seinen Söhnen die Möglichkeit genommen, Erbrechte auf die Herzogthümer fernerhin geltend zu machen. Nun ist aber weiter wahr, daß diese Söhne, die volljährig waren, den Vertrag ihrerseits nicht anerkannt hatten, und darauf eben beruhte die in Deutschland herrschende Ansicht von Friedrich's Rechten. Offenbar lag hier einer jener verwickelten Rechtsfälle vor, wo sich für und wider mit annehmbaren Gründen streiten läßt; aber eine klare Rechtslage war nicht vorhanden, und somit besteht, wenn Bismarck unter solchen Umständen die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen erstrebte, keinerlei Berechtigung, sein Vorgehen als unerhörte Ungerechtigkeit zu betrachten.

Drittens aber, und das ist fast das Wichtigste, fehlt Samwer und Jansen aller und jeder Sinn für das, was Bismarck's Politik zur Erklärung und Rechtfertigung dient. Wir sehen bei ihnen keine Triebfeder als „Haß" gegen den „Herzog", unüberwindlichen Haß, der nicht ruht, bis der so gut preußische Herzog um sein rechtmäßiges Erbe gebracht ist. Wie liegt aber die Sache? Von einem „Haß" kann doch nicht wohl die Rede sein; dazu fehlte der persönliche Gegensatz beider, und der Herzog hat ja selbst bezeugt, daß er mit Bismarck an jenem verhängnißvollen 1. Juni 1864 „nicht gereizt" verhandelte und sich „in vollkommen freundlicher Beziehung" von ihm verabschiedete. Bismarck war aber allerdings sehr unangenehm davon berührt, daß der Herzog in den innigsten Beziehungen zu Coburg und dem liberalen Nationalverein und weiterhin auch, wenn schon indirect, in Fühlung mit der Demokratie stand. Er hat dem Herzog am 1. Juni offen gesagt: die Herzogthümer dürften kein zweites Coburg werden und durch eine parlamentarische Regierung dem conservativen Preußen Gefahr bringen. Wer, der sich in den bedauerlichen tiefen Gegensatz zurückversetzt, in dem Bismarck damals zur gesammten Linken stand, wird ihm diese Worte und diese Haltung verdenken? Wenn der Herzog Preußens Hülfe wünschte, so mußte er sich ihm in allen Punkten anschließen; so aber weckte er die Besorgniß, daß durch seine Einsetzung in Kiel die Richtungen gestärkt werden würden, mit denen die königlich preußische Regierung damals im Kampfe auf Leben und Tod lag. Der Herzog wollte, was ihm in anderer Hinsicht wieder gewiß zur Ehre gereicht, nicht einmal davon etwas wissen, sich von seinen nationalvereinlichen Räthen Samwer und Francke zu trennen (S. 732). Wenn die Sachen so standen: zweifelhaftes Erbrecht Friedrich's, gefährliche politische Verbindungen, so mußte für Bismarck der Gedanke, die Herzogthümer unmittelbar an Preußen zu bringen, in den Vordergrund treten, um so mehr, als dieser Gedanke sich auch unter dem höchsten Gesichtspunkte, dem national-deutschen, empfahl, und Bismarck hatte schon am 16. Juni 1860 gesagt: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer". Es lag auf der Hand, daß unsere Geschichte seit 1803 nicht dahin gerichtet war, neue Mittelstaaten zu schaffen, und am wenigsten konnte eine solche Entwicklung an der Stelle erwünscht sein, um die es sich jetzt handelte: von der Herrschaft über Schleswig-Holstein hing unsere ganze Stellung zur See ab,

und bei dem offen hervortretenden oder schlecht verhehlten Uebelwollen Englands und Rußlands gegen jedes Aufkommen einer deutschen Seemacht war es von höchster Bedeutung, daß die Herzogthümer in eine wuchtige, eisenbewehrte Hand kamen, welche sie nicht leicht sich wieder entreißen ließ. Diesem nationalen Erforderniß gegenüber mußten die besonderen augustenburgischen und schleswig-holsteinischen Wünsche zurücktreten — kein Theil darf sich weiter geltend machen, als es das Wohl des Ganzen erlaubt. Indem die Herzogthümer von Preußen an sich genommen wurden, wußten Dänen, Engländer, Russen, daß sie es auch bleiben, also für immer bei Deutschland sein würden, wenn man diese starke Großmacht nicht niederzuzwingen vermochte: man darf nicht erst fragen, ob gegenüber einem augustenburgischen Herrn die Stimmung nicht die entgegengesetzte gewesen wäre.

Die Dinge hätten anders gehen können, wenn Herzog Friedrich sich von Anfang an in der inneren wie in der äußeren Politik mit der Regierung König Wilhelm's I. für untrennbar verbunden erachtet hätte. Mir will scheinen, als ob Herzog Ernst II. den Nagel auf den Kopf getroffen hätte, wenn er an dem Verhalten Friedrich's gegen Preußen den Zug der „Opferfreudigkeit" vermißt. Das hat ihn zu Grunde gerichtet, daß er am 1. Juni 1864 mit Bismarck, wenn auch in bester Absicht, gemarktet hat, als es hieß zugreifen oder verlieren. Er hat den Augenblick, der bekanntlich nicht wiederkommt, versäumt. Daß er ihn hätte verwerthen *können*, hat er später selbst unwiderleglich erwiesen, indem er die so viel härteren Bedingungen vom 22. Februar 1865, deren einfache Annahme er früher als unmöglich bezeichnet hatte, am 5. Juni 1866 doch noch hat annehmen wollen. Man versteht es, daß Gustav Freytag in einem soeben von Ottokar Lorenz („Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts", Berlin 1896, S. 351) hervorgehobenen Briefe schon am 14. December 1863 den Herzog von Coburg davor warnte, „sich für den neuen Herzog zu compromittiren und sich in ein zusammenfallendes Haus zu setzen".

Erheben wir uns aber zum Schlusse aus der Betrachtung der Einzelheiten zu einer über den individuellen Beziehungen stehenden Auffassung. Es wird Niemandem einfallen, die deutsche Gesinnung, den edlen Sinn, die Selbstlosigkeit Herzog Friedrich's anzuzweifeln; er handelte gewiß aus dem Gefühl der Pflicht gegenüber dem Lande, dessen rechtmäßiger Herr und also Beschirmer zu sein er überzeugt war. Aber es ist so, wie Henrici in seinen „Lebenserinnerungen" S. 92 sagt: „Der Herzog war unter dem Einfluß politischer Anschauungen groß geworden, die den Gedanken nicht aufkommen ließen, als dürfte einem deutschen Fürsten zugemuthet werden, aus deutschem Patriotismus auf Souveränetätsrechte zu Gunsten Preußens zu verzichten." Er war noch durchdrungen von dem überwiegenden Gefühl der Berechtigung, ich will nicht sagen des einzelnen *Fürsten*, aber des Einzel*staates*: was diesem an Selbständigkeit abgebrochen ward, das empfand er doch als ein schmerzliches Opfer, um so schmerzlicher, als man 1864 noch nicht so weit war, als 1870, und alle diese Opfer noch nicht *dem deutschen Kaiser* gebracht werden sollten, sondern vorerst *dem preußischen König*. Bismarck umgekehrt vertritt den unbedingten Gedanken des nationalen Zusammenschlusses, und was diesem entgegen war, was ihn erschwerte, das räumte er bei Seite — wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Wo zwei solche Principien auf einander stoßen, da, wenn irgendwo, ist das Wort Spinoza's am Platze, daß man die menschlichen Dinge nicht belachen und nicht beweinen solle, sondern darnach trachten müsse, sie zu verstehen. Dessen aber können wir heute um so mehr uns bestreben, als Deutschland in Herzog Friedrich's erlauchter Tochter seine Kaiserin verehren darf und Herzog Friedrich's Enkel die Krone Preußens und die deutsche Kaiserkrone tragen wird, in deren Reif die Perle Schleswig-Holstein nicht fehlt. Daß auch Jansen-Sammer's Buch in diesen Accord ausklingt, ist ein Beweis, daß seine Verfasser doch im tiefsten Grunde deutsche Männer sind.

Stuttgart. Gottlob Egelhaaf.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte Mai.

Wie ihre Vorgängerin, die Umsturzvorlage, hat die am 13. Mai dem preußischen Abgeordnetenhause unterbreitete Novelle zum Vereinsgesetze in der öffentlichen Meinung einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Anstatt sich auf die Erfüllung des Versprechens zu beschränken, wonach die bisher verbotene Verbindung von Vereinen unter einander für zulässig erklärt werden sollte, enthält diese Novelle im Uebrigen so reactionäre Bestimmungen, daß ihre Annahme der gesammten politischen Entwicklung Preußens und mittelbar Deutschlands verhängnißvoll werden müßte. Die ganze Vergangenheit des Reichskanzlers, Fürsten zu Hohenlohe, bürgt doch dafür, daß er als Präsident des preußischen Staatsministeriums von der Mehrheit seiner Collegen überstimmt worden ist, da er sicherlich im Wesentlichen nur für die verheißene Beseitigung des erwähnten Verbotes eingetreten ist. Es darf aber mit Zuversicht erwartet werden, daß die reactionäre Novelle zum Vereinsgesetze nie in Kraft treten wird. Auch kann der im Reichstage eingebrachte Antrag nur gebilligt werden, der, im Gegensatze zu der preußischen „Novelle", ausdrücklich gestattet wissen will, daß inländische Vereine jeder Art mit einander in Verbindung treten dürfen, und daß entgegenstehende landesgesetzliche Bestimmungen aufgehoben werden.

Die Politik der deutschen Reichsregierung hat sich im griechisch-türkischen Kriege in vollem Maße bewährt. Gerade weil Deutschland im Mittelländischen Meere und auf der Balkan-Halbinsel keine unmittelbaren Interessen wahrzunehmen braucht, konnte es seine hauptsächliche Aufgabe darin erblicken, behufs Wahrung des Weltfriedens die europäischen Mächte zu sammeln, damit der von Griechenland leichtfertig heraufbeschworene Conflict mit der Türkei localisirt bliebe. Durchaus mit Unrecht ist über dieses „europäische Concert" gespottet worden; wurde doch übersehen, daß es vor Allem zu verhüten galt, daß die eine oder die andere Macht sich loslöste und die orientalische Frage in ihrer ganzen Breite entrollt würde. Dann wäre aber ein Weltbrand entfacht worden, der nunmehr ausgeschlossen erscheint; freilich muß als gewiß angesehen werden, daß im ganzen Verlaufe der Krisis im Oriente sich zuweilen Disharmonien in dem europäischen Concerte geltend machten, sei es, daß die eine oder die andere Großmacht selbst philhellenische Anwandlungen verspürte, sei es, daß sie mit parlamentarischen Gegenströmungen rechnen mußte. Von deutscher Seite wurde sogleich die Gefahr erkannt, die vorliegen würde, falls eine itio in partes der Regierungen etwa in der Weise erfolgt wäre, daß auf der einen Seite die Mächte des Dreibundes, auf der anderen diejenigen des sogenannten Zweibundes gestanden hätten, so daß England in der Lage gewesen wäre, das entscheidende Gewicht in die Wagschale zu werfen.

Deshalb mußte es mit Genugthuung begrüßt werden, daß die deutsche Reichsregierung vom ersten Augenblicke an engste Fühlung mit Rußland bewahrte und doch andererseits nicht minder mit Oesterreich-Ungarn in einer ungetrübten

Gemeinsamkeit der Anschauungen verblieb. Die drei Kaisermächte hielten denn auch daran fest, daß die Beseitigung der griechischen Friedensstörung die unerläßliche Voraussetzung jeder Lösung der Krisis wäre. Zugleich stimmten Rußland, Oesterreich-Ungarn und Deutschland mit den übrigen Großmächten darin überein, daß Kreta unter Beibehaltung der Suzeränetät des Sultans die Autonomie erhalten müßte. Das griechische Vorgehen wurde nun aber dadurch charakterisirt, daß dieselbe Regierung, die sich nur durch ihre Sympathien für die christliche Bevölkerung Kreta's leiten lassen wollte, trotz der feierlichen Versicherungen der europäischen Großmächte, für die Gewährung der Autonomie sich verbürgen zu wollen, an der Friedensstörung festhielt. So muß es als ein Fehler der Diplomatie bezeichnet werden, daß der ursprüngliche Vorschlag der deutschen Regierung nicht sogleich zur Annahme gelangte, wonach der Piräus und andere griechische Häfen blockirt werden sollten. Dann wäre der Regierung in Athen in eindrucksvoller Weise nahe gelegt worden, daß sie sich in der That dem einmüthigen Willen der Großmächte gegenüber befände. Statt dessen machten sich Schwankungen geltend, die nicht bloß von den Demagogen in der griechischen Hauptstadt, sondern auch von der Regierung selbst in dem Sinne aufgefaßt wurden, als ob früher oder später eine oder die andere Macht den griechischen Wünschen Vorschub leisten könnte. Und dieser Wahn mußte Denjenigen, die ihn gehegt, verhängnißvoll werden. Auch kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die deutsche Regierung und die ihre Auffassung theilenden leitenden Staatsmänner der übrigen Staaten die wahren Interessen Griechenlands und seiner Dynastie besser erkannten als Diejenigen, die sentimentalen Anwandlungen nachgehen zu müssen glaubten. Allerdings wurde hie und da die Ansicht laut, daß insbesondere England, ohne einen Weltkrieg zu wünschen, doch eine längere Dauer der Verwicklungen auf der Balkan-Halbinsel gar nicht ungern sehen würde, um zunächst in Südafrika freie Hand zu erhalten, sodann aber Rußland für die nächste Zeit von seinen großen Aufgaben im äußersten Orient abgezogen zu wissen. In Bezug auf Frankreich läßt sich annehmen, daß philhellenische Ueberlieferungen zum Ausdrucke gelangten, durch die sogar eine Zeit lang die Rücksichten auf das Zukunftsbündniß mit Rußland in den Hintergrund gedrängt zu werden schienen. Oder wurde dieses Zukunftsbündniß, ganz im Gegensatze zu der Anschauung, wonach es ein pactum leoninum zu Gunsten Rußlands wäre, vielmehr in Frankreich so verstanden, als ob es lediglich die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens zum Gegenstande haben sollte, während die Orientpolitik Rußlands gar nicht in Betracht kommen würde?

Jedenfalls haben die jüngsten Vorgänge auch insofern zur Klärung der Verhältnisse beigetragen, als der Zar sowohl als auch der Leiter der auswärtigen Politik Rußlands, Graf Murawiew, die volle Ueberzeugung gewonnen haben muß, daß die russische Orientpolitik von Seiten Deutschlands keine Störung erfahren wird. Bei Gelegenheit des Besuches, den der Kaiser Franz Josef dem russischen Kaiserpaare in St. Petersburg abstattete, hat sich zugleich gezeigt, daß auch zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland ein Antagonismus in Bezug auf die gegenwärtige Krise nicht besteht.

Als sehr kurzsichtig haben sich diejenigen Politiker erwiesen, die in ihre Berechnungen die Lebensfähigkeit und Lebenskraft der ottomanischen Pforte nicht als bedeutsamen Factor einstellen zu müssen glaubten. Deutsche sachverständige Beurtheiler der militärischen Streitkräfte der Türkei hatten dagegen längst deren Ueberlegenheit gegenüber dem griechischen Heere erkannt, und die Ereignisse, die im Wesentlichen nur Erfolge der türkischen Strategie und Taktik, sowie der Tüchtigkeit der gesammten Armee des Sultans bedeuteten, haben die günstigen Prophezeiungen noch übertroffen. An Siegesnachrichten hat es allerdings in den griechischen Meldungen vom Kriegsschauplatze nicht gemangelt, nur daß unmittelbar oder doch kurze Zeit darauf der Reihe nach die Pässe der macedonisch-thessalischen Grenze, dann Larissa und Pharsala ohne heftige Gegenwehr der Griechen geräumt werden mußten.

Geradezu unbegreiflich mußte die Verblendung erscheinen, mit der die Griechen, nachdem sie Niederlage über Niederlage erlitten hatten, den Mächten Trotz boten, indem sie sich nach wie vor weigerten, Kreta zu räumen. Wohl tauchte innerhalb der Mächte selbst die Neigung zu Vermittlungsvorschlägen auf. Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die sich wiederum nur durch ihre Bestrebungen im Sinne der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens leiten ließen, hielten jedoch mit vollem Rechte von Anfang an daran fest, daß Griechenland selbst diese Vermittlung nachsuchen und sich vor Allem dem einmüthig ausgesprochenen Willen der Großmächte unterwerfen müßte, indem es die Schaaren des Oberst Vassos aus Kreta zurückriefe und die Autonomie der Insel bedingungslos anerkannte. In der französischen Presse ist an diesem Verhalten der deutschen Reichsregierung abfällige Kritik geübt worden. Die Ereignisse haben dann gelehrt, auf welcher Seite das Recht gewesen ist, und wie unendliche Schwierigkeiten sich bei der Vermittlung der Mächte selbst nach der scheinbar endgültigen Niederwerfung der Griechen aufthürmen.

Zeigten sich die Türken zu Lande, sowohl in Bezug auf die Heeresführung als auch auf die Leistungsfähigkeit der Mannschaften, auf der Höhe ihrer Aufgabe, so haben sie zugleich auch durch strenge Mannszucht überrascht. Im Gegensatze zu der griechischen Armee ließ die türkische sich weder Plünderungen noch andere Ausschreitungen zu Schulden kommen. Geradezu barbarisch war das Verhalten der Griechen, die mehrfach, sobald sie einen Ort räumen mußten, zuvor die Sträflinge aus den Gefängnissen entließen und gewissermaßen auf die ohnehin schwer von der Kriegscalamität betroffene Bevölkerung losheßten. So klingt es beinahe unglaublich, daß dieselben Griechen auf der Insel Kreta als Culturträger erscheinen wollten. Sicherlich haben die Türken in Armenien und anderwärts viel gefehlt, indem sie an der christlichen Bevölkerung Greuel verübten oder doch verüben ließen. Das griechische Regiment auf Kreta würde jedoch unzweifelhaft mit der grausamsten Behandlung der mohammedanischen Bevölkerung der Insel gleichbedeutend sein, und diesen Zuständen nunmehr vorgebeugt zu haben, ist ebenfalls ein Verdienst des vielgeschmähten europäischen Concerts.

Sollten aber die Erfolge der türkischen Waffen dazu beitragen, daß nicht bloß die griechischen, sondern auch andere Begehrlichkeiten auf der Balkan-Halbinsel auf geraume Zeit zurückgedämmt werden, so könnte ein solches Resultat allen Freunden des Friedens nur von Herzen erwünscht sein. Die Regierungen Serbiens und Bulgariens erklärten zwar, daß sie nicht gewillt wären, der ottomanischen Pforte besondere Schwierigkeiten zu bereiten, was allerdings nicht verhinderte, daß sie frühere Forderungen mit ungewöhnlichem Nachdrucke betreiben zu können vermeinten. Immerhin werden sämmtliche Balkanstaaten, mit Ausnahme Rumäniens, dessen Regierung von Anfang an eine durchaus correcte Haltung bekundete, belehrt worden sein, daß die Türkei noch immer über lebendige Kräfte verfügt, die hoffentlich auch bei der Einführung organischer Reformen im Interesse der christlichen Bevölkerung sich wirksam erweisen werden. Der Einfluß Deutschlands auf die Politik der ottomanischen Pforte, der vielfach nicht ohne Mißtrauen und Eifersucht, zugleich jedoch über Gebühr hervorgehoben worden ist, wird jedenfalls, so weit er vorhanden, nicht zu selbstsüchtigen Zwecken, sondern zum Besten des europäischen Friedens und im Sinne weiser Besonnenheit geltend gemacht werden.

Auch in der Transvaal-Angelegenheit ließ sich Kaiser Wilhelm II. seiner Zeit lediglich durch friedliche Absichten und durch Grundsätze der Gerechtigkeit leiten, als er an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Krüger, das viel erörterte Telegramm richtete, in dem, in voller Uebereinstimmung mit der officiellen Auffassung der englischen Regierung, der räuberische Einfall Jameson's verurtheilt wurde. Daß der deutsche Kaiser damals der tapferen Haltung der Buren Beifall zollte, war nur eine Consequenz der Mißbilligung dieses Einbruches auf fremdes Gebiet. Diejenigen englischen Blätter, die inzwischen den Kampf gegen Transvaal mit großer Lebhaftigkeit aufgenommen haben, fordern daher die Vermuthung heraus,

daß der Zug Jameson's, falls er erfolgreich gewesen wäre, auf englischer Seite maßgebende Vertheidiger gefunden hätte. Wenn aber die „Westminster Gazette" Rüstungen in großem Stile ankündigt und das Gerücht verzeichnet, daß im Laufe der nächsten Monate 35 000 Mann englische Truppen in Südafrika concentrirt sein werden, so ist dieses Gerücht jedenfalls übertrieben. Nicht ausgeschlossen ist, daß durch solche Meldungen die Presse im Auslande zu entschiedenen Angriffen auf die englische Colonialpolitik veranlaßt werden soll, damit dann die Opposition jenseits des Canals selbst durch den Hinweis zum Verstummen gebracht werde, sie führe die Sache der Deutschen und der Franzosen.

In Wirklichkeit wird sich aber die englische Regierung trotz der heftigen Sprache Chamberlain's nicht verhehlen, daß, wie soeben erst wieder das Beispiel des griechisch-türkischen Conflictes zeigt, ein unter nichtigen Vorwänden heraufbeschworener Krieg, der von der öffentlichen Meinung der Culturstaaten verurtheilt wird, für den Angreifer ein schlimmes Ende nehmen muß. Darf zunächst erwartet werden, daß die Buren der Südafrikanischen Republik Schulter an Schulter mit denjenigen des verbündeten Oranje-Freistaates einen neuen Ueberfall erfolgreich zurückweisen werden, so muß die englische Regierung auch mit diplomatischen Schwierigkeiten rechnen. Beruft sie sich aber auf Verletzungen der abgeschlossenen Convention, so kann die Regierung Transvaals mit Fug ihre eigene Auffassung des Artikels IV der Convention von London geltend machen, in dem festgesetzt wird, daß die Südafrikanische Republik keinerlei Vertrag oder Verpflichtung mit irgend einem anderen Staate oder einer Nation außer dem Oranje-Freistaate noch mit irgend einem Stamme ost- oder westwärts von der Republik abschließen darf, so lange nicht die Königin von England ihre Zustimmung ertheilt hat. Während der Colonialsecretär Chamberlain verlangt, daß solche Verträge vor der Ratification der englischen Regierung vorgelegt werden müssen, hält die Südafrikanische Republik dafür, daß nur vor der Genehmigung der Königin von England die Publication nicht in dem amtlichen Blatte Transvaals erfolgen dürfe. Lord Salisbury ließ sich in seiner jüngsten, beim Meeting der Primrose-League gehaltenen Rede wie folgt vernehmen: „Wenn wir Schwierigkeiten mit Transvaal hatten, so geschah es, weil wir dabei beharrten, daß die Verträge streng beobachtet würden. Wir sind entschlossen, selbst durchaus der Convention von London Folge zu leisten, und deshalb wollen wir, daß die Anderen sie nicht zu unserem Nachtheile verletzen." Sicherlich ist aber die englische Regierung nicht ohne Weiteres berechtigt, ihre eigene Auffassung für die richtige zu erachten oder sie gar als ausreichenden Grund für eine Kriegserklärung anzusehen. Vielmehr wäre gerade in diesem Falle die Einsetzung eines Schiedsgerichtes der gebotene Ausweg. Inzwischen ist eine „détente" in den Beziehungen zwischen England und der Südafrikanischen Republik erfolgt. Da das von dieser zur Anwendung gebrachte Einwanderungsgesetz gleichfalls einen Stein des Anstoßes bildet, mußte die Meldung von der Aufhebung des Gesetzes durch den Volksraad in England im versöhnlichen Sinne wirken. Der Staatssecretär für die Colonien, Chamberlain, erklärte denn auch bereits, daß, falls die Meldung sich bestätigte, die Spannung, die leider zwischen der englischen und der Transvaal-Regierung bestanden habe, sich sehr mildern würde. So darf gehofft werden, daß in Südafrika der Friede gewahrt bleiben wird.

Die Brandkatastrophe, die den Wohlthätigkeitsbazar der Rue Jean-Goujon zu Paris zerstört und zahlreiche Menschenleben vernichtet hat, rief nicht bloß in Frankreich selbst, sondern auch bei allen Culturnationen Kundgebungen innigen Beileids und tiefen Mitgefühls hervor. Konnte der „Temps" in seiner Ausgabe vom 7. Mai in einem „Solidarité" überschriebenen Artikel darauf hinweisen, daß durch zahlreiche Acte des Muthes und der Selbstverleugnung an dem Unglückstage das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Hoch und Niedrig bethätigt worden ist, so darf zugleich betont werden, daß dieses Bewußtsein der Solidarität keineswegs an den Grenzen des eigenen Landes Halt macht. Vielmehr zeigt sich gerade

bei solchen ungewöhnlichen Katastrophen, daß menschliches Empfinden und Mitgefühl sich durchaus nicht durch nationale Schranken eindämmen lassen. Es braucht nur an die großen Ueberschwemmungen in Ungarn, an das Erdbeben auf Ischia und andere beklagenswerthe Naturereignisse erinnert zu werden, um deutlich zu zeigen, daß alle unverschuldeten Unglücksfälle, von denen ein Volk betroffen wird, diesseits und jenseits des Weltmeeres verwandte Saiten erklingen lassen. Es kann daher nicht überraschen, daß die Herzenstheilnahme, die Kaiser Wilhelm II. aus Anlaß der Pariser Katastrophe bethätigte, überall und nicht zuletzt in Frankreich selbst den günstigsten Eindruck gemacht hat.

Durch das jähe Hinscheiden der Herzogin von Alençon, einer bayerischen Prinzessin, sind auch das bayerische Königs- und das österreichische Kaiserhaus in tiefe Trauer versetzt worden. War es nun bloßer Zufall, daß der Herzog von Aumale in der Nacht, nachdem er die Trauerbotschaft erhalten hatte, der Gemahlin seines Neffen folgte? Von einer dem Herzog nahe stehenden Seite wird jedenfalls betont, daß die Erregtheit über die ihm gemeldeten Einzelheiten im Hinblick auf sein Herzleiden dazu beitragen mußte, die Krisis zu entscheiden.

In dem Herzog von Aumale ist eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Frankreichs aus dem Leben geschieden. Der am 16. Januar 1822 in Paris geborene vierte Sohn des Königs Louis Philippe schien für eine glänzende militärische Laufbahn bestimmt zu sein, als ihm im jugendlichen Alter von einundzwanzig Jahren in Algerien ein Heldenstück wie die Wegnahme des Lagers Abd-el-Kader's geglückt war. Im alten Königsschlosse von Versailles bewundert der französische Besucher heute noch das figurenreiche, viele Porträts aufweisende Gemälde Horace Vernet's, das diese Wegnahme der „Smala" darstellt. Ohne die Februarrevolution hätte der Herzog von Aumale, der an Stelle des Marschalls Bugeaud zum Generalgouverneur von Algerien ernannt worden war, um diese Colonie sicherlich sich noch große Verdienste erworben. In England, wohin er sich begeben, vertauschte er dann das Schwert mit der Feder, die er nicht minder gewandt zu führen vermochte. Ließ er aber gegen das Kaiserreich manchen scharf zugespitzten Pfeil von der Sehne schnellen, so erwies er sich doch in höherem Maße als Schriftsteller von Rasse in seinem Hauptwerke: Histoire des Princes de Condé, pendant les XVIe au XVIIe siècles. Beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges mochte es freilich den Soldaten nicht bei seinen Büchern dulden; auch die Zeit der Streitschriften hielt er für vorüber gegangen; seine militärischen Dienste wurden aber nicht angenommen. Erst im Jahre 1873, nachdem er inzwischen in die Nationalversammlung, sowie in demselben Jahre in die Académie Française gewählt worden war, wurde er von Neuem mit militärischen Functionen, und zwar als ältester Divisionsgeneral mit dem Vorsitze des Kriegsgerichts über den Marschall Bazaine, sowie später dem Generalcommando des VII. Armeecorps betraut. Damals regte sich wohl im orléanistischen Feldlager die Hoffnung, daß es dem Herzog d'Aumale beschieden sein könnte, bei der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich eine hervorragende Rolle zu spielen. Allein diese Blüthenträume sollten nicht reifen. Im Jahre 1883 wurde der Herzog seiner militärischen Stellung enthoben, und drei Jahre später, als das Gesetz gegen die Dynastien, die früher in Frankreich regiert hatten, erlassen worden war, von der Armeeliste gestrichen, sowie aus Frankreich ausgewiesen. Im Wesentlichen hatte er es dann seiner Verdammung und Bekämpfung des Boulangismus zu verdanken, daß er im März des Jahres 1889 nach Frankreich zurückkehren durfte.

Nicht minder wirkte bei dieser Entschließung mit, daß der Herzog von Aumale im August 1886 dem Institut de France den werthvollen Besitz seines Schlosses Chantilly und der dazu gehörenden Domänen in sichere Aussicht gestellt hatte, indem er sich nur bei Lebzeiten die Nutznießung vorbehielt. Carnot war es, der als Präsident der Republik am 7. März 1889 das Decret unterzeichnete, durch das die Ausweisung des Herzogs von Aumale aufgehoben wurde. Vorher hatte die fran-

zösische Regierung bereits zweimal die Absicht gehegt, ein solches Decret zu erlassen, und es war wohl nicht bloßer Zufall, daß beide Male Floquet an der Spitze des Cabinets stand. Im Juni 1888 hatte das Institut, dem der Herzog seine hochherzige Schenkung gemacht, sich an die Regierung gewendet, und Floquet trat in ihrem Schoße dafür ein, daß am Nationalfeste, dem 14. Juli, dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, der Staatsact vollzogen werden sollte. Wenig bekannt ist auch, daß Floquet selbst den Akademiker Mézières ersuchte, sich nach Brüssel, dem Aufenthaltsorte des Herzogs von Aumale, zu begeben, um sich zu vergewissern, ob dieser bereit sein würde, von der Erlaubniß der Rückkehr Gebrauch zu machen. Tirard war es dann aber, der die Absicht Floquet's vereitelte, indem er es nicht für nothwendig erachtete, den orléanistischen Prinzen, dessen der Republik keineswegs feindselige Anschauungen übrigens bekannt waren, zu sondiren.

Als im Januar 1889 die Wahlen für die Deputirtenkammer stattfanden, bei denen General Boulanger mehrfach, insbesondere auch in Paris, candidirte, war es wiederum Floquet, der am Tage vor diesen Wahlen das Decret, das dem Herzog von Aumale die Rückkehr nach Frankreich gestattete, publiciren lassen wollte. Im Ministerrathe drang jedoch die Auffassung durch, daß erst das Wahlergebniß abgewartet werden müßte, und als dann General Boulanger mehrfach zum Deputirten gewählt worden war, erschien es nicht mehr ungefährlich, dem orléanistischen Prinzen die Thore der Republik zu öffnen. So mußte dieser sich bis zum März 1889 gedulden; unmittelbar nach seiner Rückkehr begab er sich nach Chantilly und stattete dann am nächsten Tage in Paris dem Präsidenten der Republik einen Besuch ab, bei dem er an Herrn Carnot eine kurze Ansprache richtete, die für die Gesinnung des Herzogs bezeichnend war. „Indem ich den Boden des Vaterlandes berühre," äußerte er, „ist meine erste Sorge, Ihnen die Gefühle auszudrücken, die mir der von Ihrer Regierung vollzogene Act einflößt — und zwar unter Bedingungen, die gleich ehrenvoll sind für Denjenigen, der diesen Act veranlaßt, sowie für den, den er betrifft — ehrenvoll insbesondere für Frankreich. Dies ist, wie ich weiß, Ihre erste Fürsorge, es ist auch die meinige; an solcher Stelle fühlt sich auch mein Herz getroffen, und Ihnen dafür zu danken, ließ ich mir besonders angelegen sein." Diese Worte, sowie das ganze Verhalten des Herzogs von Aumale machen es begreiflich, daß er sich bis zu seinem Hinscheiden vieler Sympathien bei allen gemäßigten Elementen erfreute. Der heldenhafte Zug in seinem Wesen, die Vornehmheit des Schriftstellers, die hochherzige Liberalität, die ihn gerade von anderen orleanistischen Prinzen auszeichnete, und nicht am wenigsten die Duldsamkeit gegenüber abweichenden politischen Meinungen trafen zusammen, um das Charakterbild des Herzogs von Aumale zu einem sympathischen zu gestalten. So konnte Jules Claretie seinen dem Hingeschiedenen im „Temps" gewidmeten Nachruf mit den Worten schließen: „Ein großes Heldenherz befand sich bereits im Schlosse von Chantilly, ein Herz, das seit zwei Jahrhunderten nicht mehr schlug, das stille Herz, das in der Capelle eingeschlossen ruht. Es wird nun dort noch ein anderes Herz unter derselben Wölbung zu finden sein, ein Herz, das gestern noch für jede edle Sache schlug — dasjenige des Herzogs von Aumale, falls der Schriftsteller, der die Akademie und das Institut ehrte, anstatt in der Familiengruft von Dreux zu ruhen, in dem Schlosse gebettet wird, das er aus seinen Ruinen wieder erstehen ließ, und falls er, der afrikanische Soldat, bei dem Herzen des großen Condé, des Soldaten von Rocroy, den ewigen Schlaf schläft." Dort wäre er denn auch in demselben Frühlingsmonat bestattet worden, in dem im Jahre 1643 der spätere Prinz von Condé bei Rocroy das spanische Belagerungsheer schlug und die Festung entsetzte. Die sterblichen Ueberreste des Herzogs von Aumale sind aber nicht in Chantilly, sondern in der Grabcapelle des Hauses Orléans zu Dreux beigesetzt worden, wo auch Louis Philippe die ewige Ruhe gefunden hat.

Literarische Rundschau.

Neue Essays von Herman Grimm.

[Nachdruck untersagt.]

Beiträge zur deutschen Culturgeschichte. Von Herman Grimm. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1897.

Ein neuer Band Essays von Herman Grimm hat für mich einen bestimmten Reiz, noch ehe ich den Inhalt, ja ich möchte sagen: noch ehe ich auch nur das Inhaltsverzeichniß kenne. Ich weiß, daß er noch jenseits des Stoffes eine besondere Mission erfüllen wird, die ich für außerordentlich wichtig halte, und die Alle angeht, denen die Kunstformen unserer deutschen Sprache und Darstellung mehr sind als lederne Ueberschriften. Ein Band Essays von Grimm, das heißt nicht einfach ein Band neuer Aeußerungen eines bedeutenden Kopfes unserer Zeit über diesen oder jenen Gegenstand seines Faches, vorgetragen in einer allgemein gangbaren Form, die als solche jeder Andere auch hätte benutzen können. Es heißt zugleich ein Markstein in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Essays selber; man könnte beinahe auch sagen in der Rettungsgeschichte. Grimm gehört zu den paar Leuten bei uns, die von Anfang an die Kunstform des Essays ganz ernst genommen haben. Die sich unter dem Banne der Verantwortlichkeit eben für eine Kunstform dabei bewegt haben. Und die unabläßig bestrebt gewesen sind, diese Form bewußt auszuschleifen inmitten einer Welt, die dem Problem entweder überhaupt blind gegenüber stand oder doch die Form ganz äußerlich weiter gab, ohne daran zu denken, daß sie sich noch entwickeln ließ und, wie die meisten Dinge der Welt und vor Allem der Kunst, schon im Verfall war, sobald man sie nicht mehr vorwärts entwickelte.

Die Kunstform des deutschen Essays hat in den letzten fünfzig Jahren alle die Fügungen mitmachen müssen, die im Guten wie im Schlechten in der Zeit lagen. Es war eine Zeit, wo die ästhetischen Bedürfnisse im Streit zu sein schienen mit den praktischen. Eine Zeit, die den blauen Himmel über irgend einem unvergänglichen Werke der Kunst mit Telegraphendrähten liniirte, und die sich damit entschuldigte, daß die praktische Nothwendigkeit über die ästhetischen Wünsche gehe. Es wird sie eine andere ablösen, die diesen Unterschied belächelt, die auch das ästhetische Bedürfniß, auch die Kunst wieder innerhalb der „Nothwendigkeit" sieht. Aber wir heute müssen zufrieden sein, wenn aus solcher Uebergangsepoche durch die unverwüstliche Kraft des Individuums doch hier und da wenigstens unverrückbar die echten Normen gerettet werden, die Wurzelstöcke gleichsam, die eine wärmere Sonne später vorfinden muß, um wieder beleben zu können. Das einseitige Tadeln und Trauern besagt nicht viel. Wer will das gewaltige Heranwachsen der Tagespresse in unserm Jahrhundert kleinlich bemäkeln! Gerade hier aber lag der Factor,

der die Schicksale des Essays bei uns im Großen bestimmte. Das Bedürfniß der Tagespresse hat den Essay herunter gedrückt zur schnell fertigen, oberflächlichen Plauderei; es hat ihn damit verdorben bis ins innerste Mark. In seiner Grundform ist der Essay die Form der äußersten „Reife". Er faßt zusammen. Er löst aus der ungeheuren Detailarbeit irgend einen festen Faden, so scharf, daß ihn Jeder sehen kann. Je nach der Tiefe, aus der geschöpft wird, mißt sich sein geistiger Werth, und mißt sich, unzertrennlich damit verbunden, auch seine geschlossene Kunstform, deren Wesen auf der Concentration steht, und die nur zu Stande kommen kann, wenn etwas da ist, das sich concentriren läßt. Reife, die über den Dingen steht, weil sie sie bis ins tiefste Gewebe hinein beherrscht, ist aber wohl das äußerste Gegentheil dessen, was in unserer Tagesjournalistik den Ausschlag gibt. Auch das läßt sich sagen ohne Tadel; es ist wieder geradezu eine Nothwendigkeit. Aber wenn sich nun diese Tagesjournalistik die Kunstform des Essays aneignete als ein willkommenes Mittel, um gewisse Wünsche ihrer Leser zu befriedigen, so war es eine andere Nothwendigkeit, daß diese Kunstform als solche dabei den Hals brach. Wer den Schein für die Dinge nimmt, sieht uns in einer Zeit der Essays aller Orten. Die Mittelmäßigkeit deckt sich damit: scheinbar ein echtes Zeichen der vollkommenen Herrschaft. Und inmitten all' dieser Zeichen scheint es mir trotzdem eine unwiderlegliche Wahrheit, daß nur ein kleiner Kreis echter Kenner und Könner heute den wirklichen Essay überhaupt noch vertritt, noch durchrettet auf eine reinere, im Aesthetischen wieder treue und große Generation. Unter den Besten dieser Wenigen steht Herman Grimm. Wenn ich bedenke, wie lange er consequent nach dieser Seite arbeitet, und wie bewußt bei ihm von Beginn an die Arbeit gewesen ist, so möchte ich sagen: er steht geradezu an der Spitze. So etwas wird man in der Zeit selbst nie klar entscheiden können. Aber das dunkle Gefühl ist immerhin ein Symptom. Es wird bei Vielen sein, nicht bloß bei mir.

Wenn man hervorhebt, was die Kunstform des Essays Grimm verdankt, so darf man daneben nicht vergessen, wie glücklich die Form auch wieder für ihn gewirkt hat. Er hat große Werke genug geschaffen, um zu zeigen, wie er auch die umfassende, das Ganze fordernde Art beherrscht. Aber ohne jenes feine und biegsame Instrument der Essay-Form würden wir schwerlich den Einblick erlangt haben, den wir jetzt besitzen: den Einblick in den ganzen außerordentlichen Reichthum seines Denkens und Vermögens auf den verschiedensten Gebieten alter und neuer Culturthat. Das Vielseitige in dem Bedeutenden seiner Lebensarbeit konnte sich nur so ganz entfalten, und es hat sich prächtig entfaltet. Bei ihm ist es unmöglich, die kleineren Abhandlungen als einfache Paralipomena den großen Arbeiten nachzustellen: es lebt ein Stück Eigenart darin, das ohne sie verloren ginge und die Persönlichkeit unvollkommen ließe. So erscheint auch als eine durchaus nothwendige Handlung bei ihm, daß er selbst seine Essays von Zeit zu Zeit zu Bänden vereinigt hat, Bänden, die so dick sind wie seine selbständigen und geschlossenen Bücher, und in denen gerade die Vielseitigkeit die Charaktereinheit gibt.

Der jetzt vorliegende neue Band hat einen besonderen Titel erhalten: „Beiträge zur deutschen Culturgeschichte". Nimmt man das Wörtchen „deutsch" als zu eng fort, so paßt die Ueberschrift zu allen Essay-Sammlungen Grimm's. Sie paßt am Ende auf Alles, was er überhaupt jenseits seiner dichterischen Thätigkeit geschrieben hat. Immer, in jedem Zuge hat er „Culturgeschichte" geschrieben. So reicht das Wort an den innersten Nerv seiner ganzen Thätigkeit. Soll aber im Engeren charakterisirt werden, was diesen Band vor anderen auszeichnet, so finde ich das Memoirenhafte stärker entwickelt als sonst. Es bringt in das Meiste eine Grundfarbe, die zugleich einen noch besonders persönlichen, liebenswürdigen Ton hinein trägt. Gleich in dem ersten Aufsatz gibt sich das zu erkennen. Es ist die Studie über Treitschke, den Lesern der „Deutschen Rundschau" erinnerlich, gleich dem Meisten, was der Band enthält. Ueber Treitschke wird in der Folge noch viel geschrieben werden — von sehr verschiedenen Standpunkten aus, Freundliches und Herbes.

Aber diese Studie Grimm's wird jenseits aller Parteien ihren Sonderwerth behalten, weil sie nicht ein einzelnes Urtheil bewahrt, sondern eine Reihe von Stimmungen, wie sie das Erscheinen der Treitschke'schen Bände begleiteten. Hier liegt, was ich das Memoirenhafte genannt habe. Es tritt auch in der Erweiterung hervor: wie zur Würdigung Treitschke's eine Uebersicht über die besten Proben früherer Geschichtschreibung gegeben wird, doch so, daß Grimm uns schildert, wie jedesmal sein eigener Bildungsgang auf ihren Einfluß reagirte. Nicht aufdringlich, sondern mit einem festen, bewußten Schritt stellt sich uns die Person des Redenden neben die Dinge. Das ist der Memoiren-Standpunkt in seiner besten Form, mit dem sicheren Bewußtsein, daß es sich nicht darum handelt, von der Person aus Andere zu bekehren, ein Urtheil als allgemein gültig hinaus zu werfen, sondern vielmehr als werthvoll schon an sich mitzutheilen, daß diese Person die Dinge so und nicht anders empfand. Solche Mittheilungen sind gemacht, auch im wildesten Sturm der Schulen, der Parteien, der mehr oder minder autoritativ wirkenden „Objectivurtheile" unerschütterlich als subjectives Document stehen zu bleiben; der „Beitrag zur Culturgeschichte", der darin gegeben wird, ist nicht so sehr Forschung und Urtheil als — im besten Sinne — Quelle.

Nebenher wird gleich in dem ersten Aufsatz ein Motiv angeschlagen, das sich dann in mancherlei Wandlungen durch den größeren Theil der folgenden zieht: das Verhältniß des Dichterischen zum Historischen, zur geschichtlichen Auffassung einer Zeit. Wie eine beabsichtigte Fortsetzung schließt sich an diesen Faden — stofflich doch so weit getrennt — eine Studie über Goethe's „Tasso" an, im engeren Titel über „Leonore von Este". Es ist ein nachträgliches Capitel zu Grimm's „Goethe" und werth, dort zu stehen. Das Motiv klingt abermals an in den drei Abhandlungen über „Bettina's letzten Besuch bei Goethe", über „Die Brüder Grimm und die Kinder- und Hausmärchen" und über „Achim von Arnim's Briefwechsel mit Clemens Brentano". In allen drei Fällen handelte es sich um Bücher, die zu unserem besten Besitz gehören, und die doch eigenartig schwanken an der Grenze echter, im wissenschaftlichen Sinne treuer historischer Quellenüberlieferung und subjectiver Ummünzung aus der Kraft des Dichterischen heraus. So ist Bettina's Goethe-Buch durch einen Dichterkopf gegangen. So sind die Grimm'schen Märchen, ursprünglich selbst Dichtung, dann Gegenstand streng sachlicher Forschung, schließlich in ihrer Gestalt, wie wir sie haben, doch wieder durch Dichterphantasie gewandert — sie hätten ohne das nie das Buch werden können, das sie sind. Und so sind die Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn" halb altes, halb neues Gold, aus einem naiven Glauben zusammengeschmiedet, der doch vor einem ganz hohen Standpunkte, vor dem im Grunde alles Historische Dichtung, alle Dichtung eine Auffassungsart des Historischen wird, wieder Recht bekommt.

Wie stark daneben der Memoirenzug auch in diesen Theilen des Buches durchbricht, liegt durch den Stoff auf der Hand. Wer kann heute außer Grimm so über die Grimms oder die Brentanos schreiben! Das sachliche Material macht es aber nicht allein. Es kommt der Zauber eigenen Nachempfindens dazu. In beider Vereinigung wird dann die Charakteristik beinahe ein echt dichterisches Gestaltenschaffen. Und so schließt sich das memoirenhafte Motiv auch wieder an das andere, vorher gekennzeichnete. Ganz für sich steht bloß der längste Aufsatz des Bandes: „Die Umgestaltung der Universitätsvorlesungen über neuere Kunstgeschichte durch die Anwendung des Skioptikons", eine Studie von weit über hundert Seiten. Diese Stelle des Buches gehört vollkommen der Gegenwart; sie geht an eine junge Generation und wendet sich an sie mit der Frische begeisterter Jugend. Wie der neue Apparat, erst bezweifelt, dann bewährt, dem Lehrer, der auf eine lange Praxis schaute, unvermuthet ganz neue Möglichkeiten eröffnet — wie eine technische Erfindung aus dem Zeitalter der Naturwissenschaft auf einmal den ästhetischen Unterricht renovirt, ja in tiefste Fragen der ästhetischen Forschung selbst ein aufrüttelndes, in seinen glücklichen Folgen noch gar nicht ganz auszumessendes Element

wirft: das ist mit einer warmen Freude geschildert, die erwärmend auch auf den Leser überstrahlt. Dem Meister, der in so vielen Rückblicken des Buches über lange Jahrzehnte zurückwandert bis in Kreise, die Goethe's Geist noch unmittelbar berührt, läßt sich bei Lectüre dieses Abschnittes vom Skioptikon nichts Besseres sagen, als der Glückwunsch zu seiner jungfrischen Begeisterungsfähigkeit, die den lebendigen Fortschritt des Tages mit wirklich jugendlich offenem Herzen genießt. Dieser frische Zug geht aber durch das ganze Buch inmitten des Memoirenhaften. Ist es das Erbe Goethe's, das so jung erhält? Oder ist das Wort vom Altern, vom Nichtverstehen der modernen Zeit doch auch nur eines der vergänglichen Schlagworte dieser Moderne selbst und erlahmt, wo ein wirklich starker Geist sein Leben zu harmonischem Ausklang bringt?

Wilhelm Bölsche.

Neuere Musikliteratur.

[Nachdruck untersagt.]

1. Hans von Bülow. Ausgewählte Schriften. (1850—1852.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1896.
2. Fünf Jahre Musik. (1891—1895.) Kritiken von Eduard Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1896.
3. Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Berlin, Gebrüder Paetel. 1896.

Die Zusammenstellung von Aufsätzen und Kritiken Bülow's darf als eine Fortsetzung der zweibändigen Briefsammlung gelten, die 1895 erschienen ist. Zeitlich setzt sie ungefähr fünf Jahre früher ein, als jene ihren Abschluß findet. Daß die Herausgabe der nach 1855 geschriebenen Briefe unterblieben ist, läßt sich begreifen und rechtfertigen. Nur zu oft hat man in dieser Hinsicht jedes Tactgefühl bei Seite gesetzt und mittels Veröffentlichung von schriftlichen, nur für vertraute Freunde berechneten Aeußerungen die entlegensten Winkel im Privatleben eines Künstlers durchleuchtet zu keinem anderen Zweck, als um der Neugier und der Skandalsucht Nahrung zu liefern. An die Stelle der Briefe Bülow's von 1855 an treten nun diese Aufsätze. Es ist zu bedauern, daß nicht Alles, was der impulsive Künstler geschrieben, in die Sammlung Aufnahme gefunden hat; noch mehr aber, daß die Herausgeberin öfter durch Auslassungen allzu heftige Angriffe abzuschwächen sucht. Bülow ist eine zu bedeutende Persönlichkeit, um solche Retouchen nöthig zu haben. Wer ihn nicht mag, so wie er ist, in seinem ganzen rückhaltlosen und oft genug rücksichtslosen Eintreten für Künstler und Kunstwerke, der wird ihn auch nicht lieben lernen in einer für ängstliche und enge Gemüther verhöflichten Ausgabe seiner Schriften. Immerhin sind die Retouchen in bester Absicht vorgenommen, und keinesfalls rechtfertigen sie eine Polemik von der Art, wie sie Friedrich Rösch gegen Frau von Bülow in Scene gesetzt hat.

Die Jugendbriefe haben einen ganz besonderen, intimen Reiz dadurch, daß sie uns den inneren Menschen Bülow zeigen, uns gewissermaßen hinter die Coulissen seiner Seele führen und erkennen lassen, unter wie schweren Kämpfen mit sich selbst und mit den Verhältnissen er die Sicherheit seines Künstlerthums errungen hat. Dieser Reiz fehlt naturgemäß den Aufsätzen; dafür ist ihnen der andere, vielleicht ebenso große eigen, daß in ihnen der Künstler Bülow in ein viel helleres Licht tritt. Seine Ziele, seine Anschauungen in ihren mannigfachen Wandlungen, seine ganze musikalische Persönlichkeit spiegeln sich mit höchster Klarheit aus diesen Zeitungsartikeln wider. Nie hat die sogenannte neudeutsche Schule einen feurigeren Vorkämpfer, nie haben Indolenz, Schlendrian und Beschränktheit einen grimmigeren Feind gehabt als ihn. Wie einst Schumann, so tritt auch er für die Rechte der

Jugend gegenüber dem Alter ein. Was in der künstlerischen Jugend treibt und keimt, das wollte er hüten, auf daß es nicht durch das Gestrüpp des Hergebrachten, durch die Last des ganz und theilweise Abgestorbenen erstickt würde. Aber während Schumann mit dem halb geschlossenen Auge des Poeten auf Menschen und Dinge schaut, nimmt Bülow noch die Gläser eines unerbittlich scharfen Verstandes zu Hülfe, um Schäden aufzufinden und bloßzulegen. Schumann hebt mehr hervor, was ihm gut scheint; Bülow greift mehr an, was er schlecht findet.

Als äußeres Merkmal seiner schriftstellerischen Eigenart fallen die gewundenen, durch parenthetische Einschachtelungen unübersichtlich verlängerten Sätze auf. Bülow hat immer ungemein viel zu sagen, und diese Gedankenfülle wird seinem Stil öfter verhängnißvoll; sie verleitet ihn, Alles, was auch nur mittelbar zur Sache gehört, alle Einfälle und Epitheta so eng zusammenzudrängen, daß die Sätze vor Inhalt fast bersten. Auch der häufige und überflüssige Gebrauch von Fremdwörtern ist eine seiner Eigenheiten. Uns, die wir zu einem reinlichen Deutsch von Jugend auf angehalten sind, sticht das wohl mehr ins Auge und Ohr als dem Lesepublicum der fünfziger und sechziger Jahre; es darf aber nicht Wunder nehmen bei einem Mann, der in vier fremden Sprachen und Literaturen vollkommen heimisch war.

Bülow's Darstellung kennzeichnet sich durch eine ungewöhnliche Weite und Größe der Anschauung. Wie bei der Besprechung eines Kunstwerkes sein Geist nicht am Detail haftet, sondern das Ganze umfaßt und erkennt, so schweifen seine Blicke gern über die Einzelerscheinung hinaus auf die Kunst und ihre Entwicklung im Allgemeinen. Und vor solcher Betrachtung allgemeiner Art tritt oft das eigentliche Object eines Aufsatzes ganz in den Hintergrund, wie z. B. in den Artikeln über Carl Lührß, Joachim Raff, Carl G. Ritter, Louis Ehlert und manchen Anderen. In einem Briefe von 1852 an seinen Vater sagt Bülow einmal: „Ich habe unter Anderen auch die Unart in meinen Briefen, daß ich vom Hundertsten ins Tausendste komme und, weil die Feder den Gedanken nicht nachkommen kann, auf dem Papiere die wunderlichsten Kreuz- und Quersprünge mache." Diese selbe „Unart" findet sich zum Theil in seinen Aufsätzen wieder. Doch was vom Standpunkte der absoluten schriftstellerischen Vollendung vielleicht zu verwerfen wäre, das gerade wird für den Leser zu einer Quelle fortwährenden Genusses und tiefster Anregung. Bülow's Reichthum an fruchtbringenden Gedanken, an feinen und treffenden Bemerkungen ist um so erstaunlicher, als er sich wenig oder gar nicht für seine schriftstellerische Thätigkeit sammeln konnte. Sind doch die meisten dieser Aufsätze „in der Flucht eines ruhelosen Lebens, zwischen einer Lection und einer Probe, einer Eisenbahnfahrt und einem Concert" entstanden. Die musikalische Praxis selbst, die künstlerische Noth oder die künstlerische Freude drückten Bülow die Feder in die Hand, und da er auch die Abschweifungen in historische oder ästhetische Fernen nie mit der kühlen Ruhe des Geschichtschreibers oder des Philosophen unternimmt, da vielmehr immer ein stürmisches Künstlertemperament ihn drängt, so bekommt Alles, was er schreibt, eine außerordentliche Frische und Kraft der Farbe.

In seinem Temperament wurzeln die Vorzüge, aber auch die Schwächen von Bülow's kritischen Leistungen. Das heiße Blut und die Unfähigkeit, bedachtsam abzuwägen, verleiten ihn manchmal zu Aeußerungen, die in ihrer Schärfe und leidenschaftlichen Parteilichkeit etwas Verletzendes haben. Bisweilen versucht er denn auch, gut zu machen, was seine Hitze verschuldet, und Urtheile, die ihm ungerecht erscheinen, wieder aufzuheben, wobei er freilich nicht selten nach der entgegengesetzten Seite übers Ziel hinaus schießt.

Unnachahmlich und unbeschreiblich ist er jedoch, wenn er verrottete musikalische Zustände mit Spott übergießt, oder wenn er mit spitzen Fingern Talmigötzen der Tagesmode den Nimbus abhebt. Seine von witziger Bosheit durchsetzten Artikel über die „Opposition in Süddeutschland" und über Taubert's „Musiciroper" Macbeth, seine geistvolle Verhöhnung der Henriette Sonntag sind Meisterstücke musikliterarischer Satire. Ich gestehe, daß mir noch niemals ein Aufsatz vor-

gekommen ist, der eine Person mit ihrem ganzen Gethue und Gebahren so lebendig vor meine Augen gestellt hätte wie diese Schilderung der gefeierten Soubrette. Im Eifer des Verspottens erfindet Bülow die lustigsten Neuwörter und Wendungen. „Haute volaille", „Salonhauer", „Anbeter des ledernen Kalbes", „Industrieritter vom Geist" und zahllose ähnliche Wendungen sprudeln ihm bei jeder Gelegenheit hervor. Wenn er einmal das denkbar fadeste, im Schulbubendeutsch verfaßte Geschwätz eines schwäbischen Zeitungsschreibers über Wagner citirt und dazu bemerkt, daß es sich im Verhältniß zu anderen Producten süddeutscher Schriftsteller durch scharfsinnigen und geistvollen Gedankengang, sowie durch Eleganz und Correctheit der Schreibweise auszeichne, oder wenn er ein andermal die neueren OpernComponisten eintheilt in solche, die dem Leierkasten etwas schenken können, und solche, die vom Leierkasten das Nöthigste borgen müssen, so sind das nur schwache Proben der Liebenswürdigkeiten, die er auszutheilen im Stande ist. Aber der hohe Ernst und die strenge Wahrhaftigkeit — mögen sie in eigener Gestalt oder im Gewande der Satyre auftreten — welche die Grundlage aller kritischen Aeußerungen Bülow's bilden, machen den streitbaren Künstler auch dort sympathisch, wo man ihm nicht unbedingt zustimmen kann.

Im Alter pflegen sich die Leidenschaften zu beruhigen, pflegen sich Abneigungen und Zuneigungen in milderer Form zu äußern. Bei Bülow ist das nicht der Fall. Gerade die Reiseskizzen aus Skandinavien und England sind so nervös wie Weniges vorher. In den früheren Aufsätzen flammt ein großer, schöner Zorn auf, wenn gegen kunstwidrige musikalische Erscheinungen zu Felde gezogen wird; später zeigt sich mehr ein kleinlicher Aerger. Dort ist Bülow witzig und geistreich; hier witzelt und geistreichelt er. Trotzdem findet sich auch in seinen letzten Aufsätzen noch viel Vortreffliches. Besonders hervorzuheben sind die Bemerkungen über Musikkritik in dem Artikel „Publicum und Kritik". Er zieht dort zu Felde gegen den Unfug, daß ein Recensent an ein und demselben Abend drei bis vier Kunstproductionen fragmentarisch anhört und über jede womöglich noch vor Mitternacht „Copie" liefert, und er klagt, daß die Redactionen keinen Unterschied machen zwischen Reporter und Kunstkritiker. Das Pariser und Wiener System: das der Lundisten, hält er für das Empfehlenswertheste. Ein Musikfeuilleton in der Woche reiche vollkommen hin, alle bedeutenden „Vorkommnisse" mit der jedem einzelnen gebührenden Gründlichkeit zu würdigen, und ein wahrer Segen würde es sein, wenn die unzähligen unreifen Productionen, die „Bettel"-Concerte, gar keine Besprechung erführen. Musiker von Fach sollten nicht mehr zu Dienstmannsleistungen degradirt werden, bei der sie jedes Restchen eines „besseren Ichs" verlieren müssen und auch verlieren. Möchten doch diese Forderungen Erfüllung finden, namentlich in Berlin, wo eine Reorganisation der Musikkritik dringend Noth thut! Doch dürfte es damit bis auf Weiteres noch gute Wege haben.

Bülow's Aufsätze bieten für Jeden, der von nahe oder von ferne mit der Musik zu thun hat, des Interessanten die Fülle. Wer aber über Musik schreibt, von dem muß geradezu verlangt werden, daß er sie gelesen hat, denn auch der beste Schriftsteller kann aus ihnen lernen — positiv und negativ.

Größere literarische Gegensätze als Bülow und Hanslick sind nicht zu denken, auch wenn man ganz absieht von der sehr verschiedenen Stellung, die beide Wagner's Kunst gegenüber einnehmen. Bülow macht in seiner Art zu schreiben den Eindruck eines mit Sprengstoff geladenen Körpers, der bei der leisesten unvorsichtigen Berührung explodiren kann; Hanslick zeigt die abgeklärte Beschaulichkeit des Weltweisen. Es könnte lohnend scheinen, eine Parallele zwischen dem Meister des Tactstocks und dem Meister des Kiels zu ziehen, wenn nicht Hanslick schon zu lange bekannt und geschätzt wäre, um solcherlei Unternehmung nöthig zu machen. Sein letzter Band Kritiken zeigt alle Vorzüge, die oft an ihm belobt sind, aufs Neue, vornehmlich seine ungemeine stilistische Eleganz. Wundervoll ist die Feinheit, mit der er in seinen klugen Betrachtungen den Witz gebraucht. Denn er

hat den guten Geschmack, nie witzig zu sein um des Witzes willen. Sobald er ein Bonmot einflicht, erhellt es die Situation in ungeahnter Weise. Seine Abneigung gegen Wagner ist die alte geblieben; spricht er doch einmal gar von „unseren durch Wagner zerrütteten Nerven". Es ist tapfer und ehrenvoll, an einer Ueberzeugung festzuhalten, doppelt tapfer, gegen Wagner aufzutreten in diesen Zeitläuften, wo Wagner's Dramen in einer Weise an Ausbreitung und Anhängerschaft gewonnen haben, die in der ganzen Musikgeschichte ohne Beispiel dasteht. Aber deshalb gerade erweckt es auch eine gewisse Trauer, wenn man einen so geistesstarken Kämpen wie Hanslick auf einem verlorenen Posten fechten sieht.

Ueber Billroth's Buch sind aus den besten Gründen ebenfalls nicht viel Worte zu machen, um so weniger, als die Leser dieser Zeitschrift es gewissermaßen haben entstehen sehen: Hanslick hat nach des Verfassers Tode die ersten Capitel hier veröffentlicht. So anspruchslos das Büchlein auftritt, so viel ist aus ihm zu lernen, so tiefe und gute Bemerkungen bringt es. Schon daß endlich einmal klipp und klar ausgesprochen und bewiesen wird, daß das System der Tonleitern, der Tonarten und deren Harmoniegewebe nicht auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht, sondern daß es die Consequenz ästhetischer Principien ist, die mit fortschreitender Entwicklung der Menschheit einem Wechsel unterworfen gewesen sind und ferner noch sein werden, schon dies ist eine verdienstliche That. Aber nicht die einzige. Ein Studium der sieben ziemlich selbständigen Capitel, von denen die letzten nur skizzirt sind, wird dazu beitragen, die Anschauungen über das Wesen der Tonkunst zu klären, und wird hoffentlich auch dazu helfen, jene unmusikalische Musik, die mit einem breitspurigen Programm behaftet auftritt, und die augenblicklich wieder üppig ins Kraut schießt, mehr und mehr unmöglich zu machen.

Carl Krebs.

ρ. **Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen.** Von Werner Hahn. Dreizehnte Auflage. Herausgegeben von Gotthold Kreyenberg. Berlin, Wilhelm Hertz Besser'sche Buchhandlung). 1897.

Ein Schulbuch, das dreizehn Auflagen erlebt hat, bedarf der Empfehlung nicht mehr. Die Gesichtspunkte, welche für Werner Hahn die leitenden waren, sind es, nach seinem Tode, auch für Gotthold Kreyenberg, den späteren Herausgeber des Werkes, geblieben: aber von diesem, im Geiste der fortschreitenden Zeit und Wissenschaft sorgfältig weiter geführt und nach Bedürfniß ergänzt, gibt es uns eine Geschichte der poetischen Literatur unseres Volkes, die bis auf den heutigen Tag reicht, und nicht nur für die Schule, sondern auch für das Haus sich als nützlich erweist. Er vereint Uebersichtlichkeit und Kürze des Compendiums mit dem wärmeren Tone der Darstellung, die nicht bloß Namen und Daten geben, sondern uns die Person des Dichters und den Inhalt der Dichtung näher bringen will. Die Verhältnisse des Raumes sind wohl erwogen und abgemessen: die Charakteristik treffend, das Urtheil sachlich und durchaus frei von etwa herrschenden Tagesströmungen. Auch neben anspruchsvolleren und umfangreicheren Literaturgeschichten wird man diese gern als ein gutes und zuverlässiges Nachschlagebuch zur Hand haben.

ρσ. **Horatius travestitus.** Ein Studentenscherz. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Der Autor dieses ganz vorzüglich gelungenen „Studentenscherzes" will und mag unerkannt bleiben: es sei denn, daß Eingeweihte ihn doch aus der Widmung an F. M., aus der Angabe seines Geburtsjahres als desjenigen, in dem Bismarck Minister wurde (1862) und manchen anderen persönlichen Winken errieten. Eine lustigere Horaz-Uebersetzung oder Horaz-Travestie haben wir noch niemals in Handen gehabt, und am lustigsten ist es anzusehen, wie der alte Horaz-Text so ehrwürdig philiströs daneben steht und sich ganz stille den tollen Uebermuth gefallen läßt. Unwiderstehlich wirkt z. B. vom „Integer vitae" die dritte Strophe „Namque me silva lupus in Sabina, dum meam canto Lalagen etc.", wo unser Dichter also anstimmt:

Streife ich im Grunewald jüngst nach Schildhorn,
Singe lustig „Anne Marie, erhör' mich!"
Als ein Hirsch zwölf Schritte vor mir sich regt und —
Fort wie der Satan!

's war ein Capitalkerl, ein Achtzehnender,
Nie so groß ich keinen zuvor gesehen!
Seine Waffe hatt' ich — und doch! er forcht sich! —
Fort wie der Satan!

So ähnlich ist Alles in die modernste Berliner Modernität verwandelt. Der Gummischlauch des Velocipeds wie das berühmte Büffet unseres Reichstages, der sein Land jammernd bestellende Agrarier, wie der die Couponschere übende Rentier, eine Sommer-Sprudelkur wie eine Reise nach Tirol und Helgoland, das Alles und noch vieles Andere erhält seinen vergnüglichen Platz in der berühmten Ode von dem Edlen von Gönnersheim, dem „Maecenas atavis edite regibus". So geht's eine nicht zu große Anzahl Oden durch. Denn der kluge Autor wollte uns nur ein Stündchen vergnügen, nicht wie sein echter Urahn zwei Jahre lang in Prima uns begleiten. Wer alte Liebe wieder auffrischen will, dem sei der neueste Horatius travestitus an das Herz gelegt.

βσ. **Pflanzenleben.** Von Anton Kerner von Marilaun. Zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1896.

Kerner's Pflanzenleben gehört zu den populär-naturwissenschaftlichen Werken des Bibliographischen Instituts, die sich weit über das populäre Interesse hinaus einen nachhaltigen Ruf in der Fachforschung errungen haben. Es ist kein Buch, das irgendwie den bedenklichen Charakter trüge, als sei es rasch zum guten „Zweck" verfaßt. Die Arbeit eines ganzen Menschenlebens steckt inhaltlich darin. Die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage beweist aber, wie glücklich der große Forscher, dem wir es verdanken, inmitten seiner Materialfülle doch auch den volksthümlichen Ton getroffen hat. Und selten ist ein ausgezeichnetes Buch, das die beste technische Behandlung verdiente, gleichzeitig im Aeußeren so würdig ausgestattet worden. Die neue Auflage hat im Text mehrfach nachhaltige Vervollständigungen erfahren. Hand in Hand damit sind die Abbildungen ergänzt. Eine neue Farbentafel — die Corypha-Palme Ceylons nach einem vorzüglichen Aquarell Ernst Haeckel's — ist zu den zwanzig früheren hinzu gefügt, die früher weniger gelungene Tafel „Leuchtmoos" ist verbessert. Eine Anzahl Charaktertypen deutscher Bäume, die früher in den Text gedruckt waren, erscheinen jetzt auf dreizehn besonderen, schwarzen Tafeln. Wir kommen nach Ausgabe des zweiten Bandes, auf dessen theoretische Capitel über die Entwicklungsgeschichte der Pflanzen wir in der Umarbeitung besonders gespannt sind, eingehender auf das hochbedeutende Werk zurück.

σγ. **Spaziergänge in Süditalien.** Von Ludwig Salomon. Mit vielen Illustrationen. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei, A. Schwartz (O. J.).

Mehr als der anspruchslose Titel erwarten läßt, bietet dieses Buch. Die persönlichen Erlebnisse des Verfassers treten zurück vor farbenreichen Naturschilderungen und belehrenden historischen Mittheilungen. Bei letzteren zieht L. Salomon nicht nur die ältere Geschichte, sondern vorzugsweise auch das in den Kreis seiner Betrachtung, was in neuerer Zeit dazu beitrug, den Stätten, welche er besuchte, ihr jetziges Gepräge zu verleihen. So gewinnen wir durch Vorführung der jüngeren und jüngsten Geschichte Italiens Verständniß für das neue Rom und begreifen, daß seiner heutigen Gestaltung und den berechtigten Forderungen der Gegenwart manches ehrwürdige

Denkmal ferner Culturepochen zum Opfer fallen mußte. Von Rom begleiten wir den Spaziergänger in den eigentlichen Süden, wo er eine Reihe verschiedenartigster Landschafts- und Städtebilder an uns vorüber ziehen läßt. In besonderem Grade fesselten uns die Schilderungen Pompejis und Palermos, die Beschreibung der Vesuvbesteigung und der Tempelruinen von Pästum. Eine Abschweifung auf das literarische und novellistische Gebiet enthalten die Capitel „Ein Aufstieg zur Salita Petrajo“ und „Die Ducheſſa von Sorrent“. Vortrefflich klare Illustrationen veranschaulichen vielfach den Text des kleinen Werkes, das in jeder Hinsicht die Beachtung weiterer Kreise verdient.

ζ. **Maikäfer-Komödie.** Von J. V. Widmann. Frauenfeld, J. Huber. 1897.

Der Titel der neuen Gabe des Schweizer Dichters hat vielleicht für manchen Leser etwas Befremdliches. Maikäfer als Gegenstand einer Dichtung! Wer aber auch nur einige Seiten des zierlich gedruckten und mit allerliebsten kleinen Zeichnungen von des Dichters Sohn ausgestatteten Buches gelesen hat, wird es schwerlich aus der Hand legen, ehe er es zu Ende genossen. Was Widmann hier bietet, gehört zum Reifsten und Besten, was er bisher geleistet hat. In Dialogform schildert er das Erwachen einer Maikäfergeneration im Erdreich, ihren Auszug nach der Oberwelt, ihre Erwartungen und Träume, ihre ersten Daseinsfreuden und das traurige Ende, das sie im Kampfe mit Thieren und Menschen schließlich finden. Wie in der alten Thierfabel dienen die Maikäfer aber dem Dichter nur zur Versinnbildlichung der Mitwelt. So kleinlich und unbedeutend die braunen Käfer gegenüber dem Menschen, so unwesentlich ihr Leben und Treiben in der Natur ist, so geringfügig erscheinen die Menschen, ihre Vorstellungen, Einrichtungen und Thaten, wenn man dagegen die ewigen und unerkannten Gewalten hält, welche die Welt und ihre Geschicke bestimmen. Natürlich sind die Gedanken der Dichtung nicht in dem Sinne neu, daß nicht mancher Philosoph sie schon geäußert hätte. Neu ist aber die anziehende Form, in die sie gekleidet sind, und der echte, unter Thränen lächelnde Humor, mit dem Widmann sie vorbringt. Ein Cabinetstück geradezu ist die letzte Scene. Der Maikäfer-König, seine Schranzen und zwei Plebejer werden, nachdem die bösen Erfahrungen auf Erden schon alle ihre Hoffnungen und Ueberlieferungen zunichte gemacht haben, von einem Kind mit der Nadel durchbohrt und an einen Faden gezogen. Sie sterben elend, aber noch im letzten Athemzuge dankt der König Gott, der ihn ins Leben gerufen. Er bedauert ihn nur, daß er „das Gefäß der Welt, das schön er schuf, mit Duft und Lieblichkeit nicht füllen konnte“, daß er nur Leben zu schenken vermöge, das mit dem Keim des Todes vorher vergiftet sei. — Eine anmuthige kleine Liebesgeschichte des Pfarrersohnes Bin ist in die Geschicke der Maikäfer sehr anmuthig verwebt.

Das Buch gehört zu denen, welche man nicht nur einmal liest. Die vertiefte Erfahrung, die überlegene Weltanschauung, welche aus ihm sprechen, werden jeden aufgeklärten Geist dauernd fesseln.

θγ. **Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend in Danzig.** Von Raimund Behrend (Pr. Arnau). Königsberg, Commissionsverlag Bon's Buchhandlung.

In den Jahren der neuen Aera war unter den namhafteren Mitgliedern der Fraction Jung-Litthauen und der Fortschrittspartei ein Danziger Kaufmann, Heinrich Behrend, der auch zeitweilig Vice-Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses wurde. Es ist sein Vater, dessen Tagebuch hier von einem Sohne der Oeffentlichkeit übergeben wird — anziehend zu lesen, vielerlei Denkwürdiges verzeichnend aus einem Leben, dessen erster Theil in die Franzosenzeit fiel und den jungen Theodor Behrend in die französischen Beziehungen mitten hinein führte, so daß er — bald nach der Eroberung Danzigs durch die Franzosen — in deren Dienste trat und durch manche Abenteuer nach Wien, Paris, Stralsund und abermals nach Paris gelangte. Er war bei seinem zweiten Pariser Aufenthalte ein Zuschauer des Einzuges der verbündeten Armeen am 31. März 1814. Das Tagebuch gibt eine interessante Schilderung dieses Ereignisses und theilt manche eigenartige Episoden desselben mit. „Gefolgt von zahlreichen Officieren erschienen der Kaiser Alexander und zu seiner Linken unser König Friedrich Wilhelm. Zu meinem größten Erstaunen verschwanden die Hüte von den Köpfen der Zuschauer, und es erscholl ein ziemlich allgemeines Vivat. Mit einer nach meinem Geschmack etwas übertriebenen Lebhaftigkeit verbeugte sich der Kaiser nach rechts und links, unaufhörlich grüßend. Ja, als ein schmutziger Kohlenträger mit lautem „Vive l'empereur Alexandre“ vortrat, schüttelte er ihm wiederholt die Hand, und es erschien mir, als wenn er der äußeren Würde und Selbstbeherrschung, die er in der Mitte einer fremden Nation hätte bewahren müssen, nicht genug eingedenk wäre. Dem Pöbel schien freilich dieses Benehmen des Kaisers viel Freude zu machen ...“ Die zweite Hälfte des Buches zeigt uns den Danziger Kaufmann, der aus kleinen Anfängen sich emporarbeitet, eine bewegliche, waghalsige Natur, mit wechselnden Erfolgen. Hie und da Schilderungen aus einem Speculantenleben, die uns das Wesen des damaligen Danziger Getreidehandels und die Stimmungen eines Getreidehändlers anschaulich werden lassen. Die enormen Preisschwankungen, die Aufregungen, die Gefahren des Zusammenbruches — alles das darum nicht geringer, sondern stärker, weil die Formen der heutigen Börsengeschäfte dort fehlten. So erzählt Behrend von dem Jahre 1828, das zum ersten Male ihm großen Gewinn gebracht hatte: „Ich war aber einstweilen doch müde geworden, da die Anstrengungen des vergangenen Jahres groß gewesen und meinen Nerven übel mitgespielt hatten. Mir graute vor einer Wiederholung so stürmischer Hoffnungen und Befürchtungen mit ihrem Gefolge von schlaf-

losen Nächten und mit dem unausgesetzten Bestreben, Geld zu erwerben, das alles wahre Gemüthsleben in mir allmälig zu vernichten drohte. Mein Haar war in diesem einen Jahre grau geworden (er war noch nicht vierzig Jahre alt), und ich mußte befürchten, bei der unaufhörlichen Jagd, mir die Mittel zu einem unabhängigen Leben zu verschaffen, das Leben selbst zu verlieren." Als Mitglied des preußischen Provinzial-Landtages zeigte er dagegen Mäßigung und gehörte zu Denen, welche nur das zunächst Erreichbare, was damals herzlich wenig war, anstrebten — im Gegensatze zu den Männern der Opposition, welche Preßfreiheit und Aehnliches verlangten. Waren doch in den beiden bisher berufenen allgemeinen Landtagen alle Anträge derselben Seitens der Regierung unberücksichtigt geblieben; nur die Hundesteuer und die Einführung einer gleichen Wagensteuer war acceptirt worden. Derselbe Mann aber war ein eifriger Freund der Kunst, zumal des Gesanges. Er rühmt sich, das gesellige Leben seiner Vaterstadt emporgehoben zu haben: er ist in jungen Jahren schon, von solchen Neigungen für sich und für die Erziehung seiner Kinder getrieben, nach Berlin übergesiedelt. Hier berührte er sich mit manchen künstlerischen Bestrebungen: eine Tochter heirathete den Componisten Curschmann, dessen Lieder damals viel gesungen wurden: ein Sohn heirathete die Tochter des englischen Musikers Batse u. dgl. m. Gerade in diesen Abschnitten liegt ein besonderer Reiz des Buches. Es zeigt uns die Geschichte eines deutschen Hauses in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

σχ. **General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel** 1806—1807) und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes. Von Dr. Hugo Brunner, Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel. Kassel. L. Döll. 1897.

Die vorliegende treffliche Schrift räumt mit den Phantasiegebilden von der Rettung des kurfürstlichen Schatzes gründlich auf: sie setzt zum ersten Male auf bester urkundlicher Grundlage die Vorgänge scharf und klar auseinander und schließt zugleich die Forschung über ein für Hessen doch recht bedeutsames Ereigniß ab. Deutlich tritt uns jetzt das Verdienst des hessischen Hauptmanns Mensing entgegen, dessen Name sonst meist verschwiegen wurde: ihm ist es zu verdanken, daß noch zu Ende des Jahres 1806 der größere Theil des im Wilhelmshöher Schlosse vergrabenen Baarvermögens außer Landes und in Sicherheit war. Interessante Aufschlüsse bieten die Verhandlungen, die zwischen den hessischen Ministern und dem französischen Gouverneur über die Sicherung der ausstehenden Capitalien und der in den Kassen steckenden Gelder geführt wurden. Lagrange, dessen durch Geld erkaufte Connivenz schon der Rettung des Baarvermogens zu Gute gekommen war, bot sich hierbei selbst zur Bestechung an. Gegen Zahlung von 700000 Livres ließ er ganze Stöße von Kassen-Litteralien ausliefern, deren Activa so der Einziehung entgingen. Anerkennung gebührt den Ministern dafür, daß sie, unbeirrt durch die kurzsichtige und mißtrauische Zurückhaltung des Kurfürsten, in richtiger Erkenntniß des Vortheils des Staates und in der Hoffnung, durch Nachgiebigkeit die Lage vieler wegen Insurrection bedrängten treuen Unterthanen mildern zu können, mehrfach unter eigener Verantwortung den ihnen von Lagrange gewiesenen Weg verfolgt haben. Daß auf andere, noch weiter gehende Vorschläge des Gouverneurs nicht eingegangen wurde, lag am Kurfürsten. Lagrange erhielt später in dem neu gegründeten Königreich Westphalen den Posten des Kriegsministers: nach einigen Wochen zog er es vor, aus der Residenz ohne Abschied zu verschwinden. Welcher Art die „affaires délicates" waren, die ihn, wie es heißt, dazu bewogen, wissen wir jetzt aus Brunner's Darstellung. „Wie gut hätte Jérôme die Millionen gebrauchen können!"

ζδ. **Grundriß der Geschichte der Philosophie von Johann Eduard Erdmann.** Vierte Auflage, bearbeitet von Benno Erdmann. 2 Bde. Berlin. Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1896.

Die Bedeutung des Erdmann'schen Grundrisses ist längst so allgemein anerkannt, daß es überflüssig ist, sie noch besonders hervorzuheben. Mit Recht bezeichnet der verdienstvolle Bearbeiter und Herausgeber der vorliegenden Auflage sie als die hervorragendste Darstellung der Gesammtentwickelung der abendländischen Philosophie vom Standpunkte Hegel's aus, die seit Hegel's „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie" erschienen ist. Damit ist ebensowohl ihre Bedeutung gekennzeichnet, wie dasjenige, was der Leser von heute, der nicht auf dem Hegel'schen Standpunkte steht, als eine Schranke und Einseitigkeit der Auffassung empfindet. Diese scharf ausgeprägte und durch das ganze Werk consequent festgehaltene Parteistellung des Autors hat aber der Objectivität seiner sachlichen Darstellung, die stets das Wesentliche hervorhebt, keinen Eintrag gethan, und der Leser hat stets aufs Neue Gelegenheit, sich seiner unbefangenen Gerechtigkeitsliebe und seines feinen und überall in den Kern dringenden Verständnisses der verschiedensten Anschauungen und Auffassungen zu erfreuen. Als eine besonders hervorragende Leistung erscheint dem Referenten die ausführliche Darstellung der mannigfachen Verzweigungen des philosophischen Denkens am Ende des vorigen und in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Darstellung der Kant'schen Lehre und der Aufnahme und Weiterentwicklung der durch sie gegebenen Anregungen in der nachfolgenden Periode der deutschen Philosophie. Ebenso haben die Anschauungen und mannigfachen Wandlungen der bei anderen Autoren oft recht stiefmütterlich behandelten mittelalterlichen Philosophie bei ihm eine umfassende und allseitige Berücksichtigung und liebevoll-eingehende Darstellung gefunden, was sich aus seiner Grundanschauung und gründlichen theologischen Bildung erklärt. Der Herausgeber hat sich mit richtigem Tact auf eine, wie er selbst sich ausdrückt, „bloß revidirende Bearbeitung" beschränkt; er hat, wie in der That der flüchtigste Einblick jedem Kenner

des Erdmann'schen Werkes bestätigt, „den systematisch constructiven Aufbau des Ganzen und die individuelle Färbung der Gedankenführung" unangetastet gelassen und nur die Resultate der neuesten Forschungen in thatsächlichen Berichtigungen und Zusätzen zum Ausdruck gebracht.

βδ. **Schopenhauer.** Geschichte seines Lebens. Von Eduard Grisebach (25. u. 26. Band der Sammlung: „Geisteshelden", herausgegeben von Anton Bettelheim). Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1897.

Eine fleißige Arbeit, die so ziemlich Alles bringt, was über die Lebensschicksale und Familienverhältnisse des großen Denkers, über seine Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen, über die Entstehungsgeschichte seiner einzelnen Werke, seine Lebensgewohnheiten und Eigenheiten bekannt geworden ist. Auch wer das Wesentliche darüber aus früheren Veröffentlichungen (aus den Schriften von Frauenstädt, Gwinner und Anderen) bereits kennt, wird noch manches ihn interessirende Neue finden. Besonders eingehend sind (an der Hand des Briefwechsels) die Beziehungen Schopenhauer's zu seiner Mutter und Schwester, sowie die Schicksale der ersten Auflagen seiner Werke behandelt. Kurz, das Thatsächliche ist vom Verfasser sorgfältig gesammelt und übersichtlich zusammengestellt. Wer von einer Biographie aber mehr verlangt, sieht sich enttäuscht. Eine Charakterstudie gibt Grisebach nicht. Auch jedes Eingehen auf den Inhalt der Schopenhauer'schen Werke und auf die wissenschaftliche Bedeutung des großen Denkers schließt er ausdrücklich, als außerhalb des Rahmens seiner speciellen Aufgabe liegend, aus.

βδ. **Ethische Principienlehre.** Von Harald Höffding, Professor an der Universität zu Kopenhagen (Band I der „Ethisch-socialwissenschaftlichen Vortragscurse", veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, herausgegeben von der „Schweizerischen Gesellschaft für ethische Cultur"). Bern, A. Siebert. 1896.

Eine geistvolle Schrift, wie Alles, was Höffding schreibt, eine Erörterung der bedeutsamsten ethischen Probleme, die, in gemeinfaßlicher Form gehalten, sehr geeignet ist, den Nicht-Philosophen in das Verständniß dieser Probleme einzuführen, und die eine Fülle von Anregungen zum Selbstdenken bringt. Den Fachmann wird die Behauptung frappiren, daß „die Zwecksetzung selbst (die Aufstellung des höchsten Zweckes) außerhalb der philosophischen Ethik liege" (S. 13), und daß erst, wenn jene bereits erfolgt sei, „die Arbeit der philosophischen Ethik beginne" (S. 18) — eine Behauptung, die lebhaften Widerspruch hervorrufen dürfte.

δγ. **Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität.** Nach einem in Göttingen gehaltenen Vortrage von Dr. Max Runge, ord. Professor der Geburtshülfe und Gynäkologie, Director der Universitäts-Frauenklinik zu Göttingen. Berlin, Julius Springer. 1896.

Wenn der Vertreter einer Fachwissenschaft vor ein größeres Publicum tritt, so muß er sein Thema dergestalt wählen, daß er einerseits wissenschaftlich ungeklärte oder schwierige Gegenstände vermeidet, welche über die Fassungskraft seiner Zuhörer hinausgehen, andererseits Dinge, die Jedermann weiß, nicht als Geheimnisse der Wissenschaft offenbart. Der Herr Verfasser scheint einigermaßen dem zweiten dieser beiden Irrthümer verfallen zu sein. Er hat mit der Miene fachmäßiger Autorität und mit einer Ausdrucksweise von überflüssiger Derbheit Wahrheiten verkündet, die Jedermann kennt, und die Niemand bezweifelt. Er kämpft gegen Verirrungen in den Bestrebungen für Frauenemancipation, welche — zumal in deutschen Landen — vereinzelte Extreme sind, aber die große Masse jener Bestrebungen und ihrer Literatur gar nicht treffen. Wenn er hiernach leider für die Sache keinerlei Beitrag geliefert, welcher der Mühe werth gewesen, so fehlt ihm dagegen derjenige wissenschaftliche Hintergrund für die Beurtheilung der Frauenfrage, der außerhalb seines Faches liegt, und welcher die Hauptsache für die Erörterung dieser Frage ist. Es ist wohl nicht ein günstiges Zeichen für die Erweiterung seiner Fachwissenschaft, die er anstrebt, wenn er ex Cathedra, als Probe seiner Psychologie der Frauennatur, die behauptete Unwahrheitsliebe des Weibes aus ihren Geschlechtsverhältnissen ableitet. Jeder methodisch geschulte Psycholog, Ethiker, Sociolog wird ihn darüber belehren. Es ist ebenfalls und noch weniger ein günstiges Zeugniß für sein Urtheil über die seinem Fache nicht zugehörige Literatur, wenn er die Schreibereien einer Laura Marholm zu classischen Zeugnissen für seine wissenschaftlichen Beweise verwendet. Man sollte darin weit eher den Beweis finden für das, was heute alles geschrieben werden kann, und was alles Glück macht. In dieser Dame haben wir eine „Weibnatur", die mit ihrer „Vitalitätskraft" und ihrer Vorliebe für die „Tuberrosen" (sic!) nicht die einfachsten Regeln der Sprache und des deutschen Stils gelernt hat, dagegen mit ihrer Unerschrockenheit bei allen Denen Triumphe feiert, welche über solche altmodischen Kleinigkeiten erhaben sind. Wenn ein fanatischer Gegner der Frauenbewegung Zeugnisse brauchte, um alle weibliche Schriftstellerei zu verurtheilen, so müßte er die Schriften der Laura Marholm dazu wählen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aus dem Lavater'schen Kreise. II. Joh. Georg Müller als Student in Göttingen und als Vermittler zwischen den Zürichern und Herder. Von Eduard Haug. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums Schaffhausen 1896/97. Schaffhausen, Paul Schoch. 1897.

Ayme. — Une éducation impériale. Guillaume II. Par François Ayme. Paris, L. Henry May.

Baldensperger. — Karl August Credner. Sein Leben und seine Theologie von Prof. Dr. W. Baldensperger. Leipzig, Veit & Co. 1897.

Benoist. — La crise de l'état moderne. De l'organisation du suffrage universel. Par Charles Benoist. Paris, Maison Didot.

Bilder-Atlas zur Geographie von Europa. Mit begleitendem Text von Dr. Alois Geistbeck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1897.

Brandt. — Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues von M. von Brandt. Berlin, Gebrüder Paetel (Erwin Paetel). 1897.

Brunner. — General Lagrange als Gouverneur von Hessen-Kassel 1806—1807 und die Schicksale des kurfürstlichen Haus- und Staatsschatzes. Von Dr. Hugo Brunner. Kassel, L. Döll. 1897.

Catalogue annuel de la librairie française pour 1896. Redigé par P. Jordell. Quatrième année. Paris, Par Lamm, Librairie-commissionnaire. (Librairie Nilsson.) 1897.

Das Thierreich. Von Dr. Heck, Paul Matschie, Prof. Dr. von Martens, Bruno Dürigen, Dr. Ludwig Staby, E. Griephoff. In zwei Bänden. Neudamm, J. Neumann. 1897.

Dayot. — Journées révolutionnaires par Armand Dayot. 1830—1848. Livraison 1 et 2. Paris, Ernest Flammarion.

Deite. — Die ästhetischen Lehren Trendelenburgs. Von Dr. Wilhelm Deite. (Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Herzogl. Gymnasiums zu Helmstedt. Ostern 1897.) Helmstedt, J. C. Schmidt. 1897.

Demoor-Massart-Vandervelde. — L'évolution régressive en biologie et en sociologie. Par Jean Demoor, Jean Massart, Emile Vandervelde. Paris, Felix Alcan. 1897.

Du Bois-Reymond. — Hermann von Helmholtz. Gedächtnissrede von Emil du Bois-Reymond. Leipzig, Veit & Co. 1897.

Dunder. — Rotter. Von Dora Dunder. Berlin, F. Fontane & Co. 1897.

Emin. — Kultur und Humanität. Völkerpsychologische und politische Untersuchungen von Dr. Mehmed Emin Efendi. Würzburg, Stahel. 1897.

Menschen. — Zu den Sternen! Roman von Otto Franz Menschen. Berlin, Gebrüder Paetel (Erwin Paetel). 1897.

Handgleitswörterbuch der deutschen Sprache. — Festgestellt durch einen Arbeitsausschuß der deutschen Stenographensysteme. Herausgegeben von F. W. Harding. Lieferung 1 und 2. Steglitz, Selbstverlag des Herausgebers. 1897.

Hanslick. — Die Amazonenschlacht. Von Maria Janitschek. Leipzig, Verlag Greifende Ringe (Max Spohr). 1897.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft. Mit Abbildungen. Dritte Abtheilung: Büchersammlung. Erster Band. Erste Hälfte. Berlin, Franz Lipperheide. 1897.

Kepler-Jugt. — Tangenten. Novellen von J. von Kepler-Jugt. Dresden, E. Pierson. 1897.

Kobelt. — Studien zur Zoogeographie. Von Dr. W. Kobelt. Die Mollusken der paläarktischen Region. Wiesbaden, C. W. Kreidel. 1897.

Labriola. — Essais sur la conception matérialiste de l'histoire. Par Antonio Labriola. Avec une préface de G. Sorel. Paris, Girard & Brière. 1897.

La revue de l'art ancien et moderne. Directeur: Paul Leroi. Première année. No. 1. Paris, 22 rue du Mont-Thabor. 1897.

La revue du palais. Première année. No. 1 et no. 2. Paris, Rue de Villersexel 7. 1897.

Les programmes illustrés des théâtres et des cafés-concerts, etc. Livraison 2. Paris, Librairie Nilsson.

Le nu ancien et moderne. Chefs-d'œuvre de toutes les écoles du monde entier. Livrai on 1 et 2. Paris, Didier & Méricant.

Litten. — Frauenverein in Krähwinkel und andere Humoresken. Von Rosa Litten. Berlin, Friedrich Schirmer. 1897.

Lutsch. — Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und in der Schweiz. Von Hans Lutsch. Berlin, Wilhelm Ernst & Sohn. 1877.

Marholm. — Zur Psychologie der Frau. Von Laura Marholm. Erster Theil. Berlin, Carl Duncker. 1897.

Mariupolsky. — Zur Geschichte des Entwicklungsbegriffs. Von Dr. L. Mariupolsky. Bern, Steiger & Cie. 1897.

May. — Unter der Königstanne. Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1897.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst von W. Spemann. Zweiter Jahrgang. Bis zum sechsten Heft. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Negri. — Meditazioni vagabonde. Saggi critici. Di Gaetano Negri. Milano, Ulrico Hoepli. 1897.

Negri. — Segni dei tempi. Profili e bozzetti letterari. Di Gaetano Negri. Seconda edizione riveduta ed ampliata. Milano, Ulrico Hoepli. 1897.

Orsi. — Breve storia d'Italia di Pietro Orsi. Milano, Ulrico Hoepli. 1897.

Pastor. — Wana. Roman von Willy Pastor. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 189

Philippi. — Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. I. Adolf Philippi. Nr. 1. Die Kunst der Renaissance in Italien. Erstes Buch. Leipzig, E. A. Seemann. 18

Pohlmann. — 1896. Schauspiel in vier Aufzügen nach einer D. L. Jasdorpf'schen Erzählung frei bearbeitet von Adolf Pohlmann. Hamburg, Hermann Seipp. 1896.

Report. — Seventeenth annual report of the United States geological survey to the secretary of the interior. 1895—1896. In three parts. Part III, in two volumes. Washington, Government printing office. 1896.

Riesser. — Das Pfandbriefgesetz vom 5. Juli 1896. Aus der Praxis und für die Praxis insbesondere des Handelsstandes erläutert von Justizrath Dr. Riesser. Berlin, Otto Liebmann. 1897.

Roth. — Die Unkräuter Deutschlands. Von Dr. G. Roth. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Ruland. — Die Handelsbilanz. Eine volkswirthschaftliche Untersuchung von Dr. W. Ruland. Mit einem Vorworte von Dr. H. von Scheel. Berlin, Otto Liebmann. 1897.

Rupeie. — Die Felsensprengungen unter Wasser in der Donaustrecke Stenka—Eisernes Thor mit einer Schlussbetrachtung über die Felsensprengungen im Rhein zwischen Bingen und St. Goar. Von Georg Rupeie. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 1897.

Saar. — Novellen aus Oesterreich. Von Ferdinand von Saar. Erster Band. Heidelberg, Georg Weiß. 1897.

Schlaf. — Sommertod. Novellistisches von Johannes Schlaf. Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1897.

Schneider. — Durch Wissen — zum Glauben. Eine Laien-Philosophie von Hugo Schneider. Leipzig, Hermann Haacke. 1897.

Seidlitz. — Die Entwickelung der modernen Malerei. Von W. von Seidlitz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1897.

Sighele. — Psychologie des Aufruhrs und der Massenverbrechen. Von Prof. Scipio Sighele. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. Hans Kurella. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1897.

Spamers Illustrirte Weltgeschichte. Neunter Band. Geschichte der neueren Zeit. II. Von Prof. Dr. B. Volz. In dritter Auflage bearbeitet von Dr. Konrad Sturmhoefel. Leipzig, Otto Spamer. 1897.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.91

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY